This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,737

THE LIBRARY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRAT FRANZ HEGER, REGIERUNGSRAT DR. MATTHÄUS MUCH, PROF. DR. RUDOLF MUCH, PROF. DR. LEOPOLD v. SCHROEDER, HOFRAT PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXVI. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE VI. BAND.)

MIT 109 TEXTABBILDUNGEN, 9 TAFELN UND 1 KARTENBEILAGE.

WIEN.

IN KOMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

1906.

GN
2
.A7
v.6

Druck von W. Hamburger, Wien, VI. Mollardgasse 41.

Anthrop and Contin
Gottschalk
10-7-52
85-17

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Herman, Otto: Zum Solutréen von Miskolcz. (Mit 4 Abbildungen im Texte.) 1
Murko, Dr. Mathias: Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen. (Mit 9 Abbildungen im Texte.) [II. und III. Teil.] 12, 92
Much, Dr. M.: Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas. (Mit 11 Abbildungen im Texte.) 57
Krone, Richard: Die Guarany-Indianer des Aldeamento do Rio Itariri im Staate von São Paulo in Brasilien. (Mit 3 Tabellen, 6 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte.) 130
Hilber, Dr. V.: Ein Rengeweih aus Ober-Laibach in Krain. (Mit 1 Abbildung im Texte.) 163
Mathews, R. H.: Bemerkungen über die Eingeborenen Australiens. 167
Bünker, J. R.: Das Bauernhaus in der Gegend von Stams im Oberinntale (Tirol). (Mit 51 Abbildungen im Texte und 1 Kartenbeilage.) 187
Horváth, Dr. A.: Crania salonitanea. Beschreibung einer Reihe von Schädeln der altchristlichen Begräbnisstätte Salonas (bei Spalato, Dalmatien). (Mit 3 Tafeln und 5 Tabellen.) [I. Teil.] 239

LITERATURBERICHTE.

Agostini, Jules: Tahiti 266
Alcalde del Rio, Hermilio: Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas de la provincia de Santander *(H. Obermaier)* 183
Anthropophyteia, I. Band *(M. Winternitz)* 50
Anthropos, Band I, Heft 1 155
Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Herausgegeben vom österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine *(R. Meringer)* 254
Brigham, William T.: Mat and Basket Weaving of the Ancient Hawaiians 160
Chantre, E.: Recherches anthropologiques en Égypte *(G. Kraitschek)* 54
Contes Arméniens *(F. v. Andrian)* 186
Heilborn, A.: Die deutschen Kolonien (Land und Leute) 266
Hellwig, Dr. Albert: Beiträge zum Asylrechte von Ozeanien *(L. B.)* 160
Helm, Karl: Die Heimat der Indogermanen und der Germanen *(R. Much)* 253
Hirth, Fr.: Chinesische Ansichten über Bronzetrommeln *(W. Foy)* 44
Hoops, J.: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertume *(G. Kraitschek)* 152
Hrdlička, Aleš: Brains and brain preservatives *(S. v. Schumacher)* 182
Jenks, Albert Ernest: The Bontoc Igorot *(L. B.)* 53
Jochelson-Brodsky, Dina: Zur Topographie des weiblichen Körpers nordostsibirischer Völker *(S. v. Schumacher)* 181
Koch, Dr. Theodor: Anfänge der Kunst im Urwalde *(L. Bouchal)* 52
Le Double, A. F.: Traité des variations des os du crâne de l'homme et de leur signification au point de vue de l'anthropologie zoologie *(K. Toldt jun.)* 249
— — Traité des variations des os de la face de l'homme *(K. Toldt jun.)* 249
Möbius, Dr. P. J.: Die Geschlechter der Tiere *(S. v. Schumacher)* 182
Much, Dr. Rudolf: Deutsche Stammeskunde *(R. Meringer)* 156
Müller, Sophus: Urgeschichte Europas *(M. Much)* 41
Naue, A. W.: Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß *(C. de Marchesetti)* 152

Seite

Un nouveau système graphique pour la craniologie *(L. B.)* 161
Outes, Félix F.: La edad de la piedra en Patagonia 43
Pessler, Dr. Willi: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung *(A. Dachler)* 258
Publicaties uit's Rijks Ethnographisch Museum, Ser. II, Nr. 4 und 12 54
Reinhardt, Ludwig: Der Mensch zur Eiszeit in Europa *(V. Hilber)* 42
Schlaginhaufen, Dr. Otto: Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma *(S. v. Schumacher)* 161
— Über eine Schädelserie von den Marianen *(S. v. Schumacher)* 250
Schrader, O.: Sprachvergleichung und Urgeschichte, I. Teil *(R. Much)* 250
Schultze, Dr. Oskar: Das Weib in anthropologischer Betrachtung 183
Sébillot, Paul: Le folklore de France *(W. Bugiel)* 184
Seler, Dr. Eduard: Codex Borgia, eine altmexikanische Bilderschrift *(H. Strebel)* 261
Sirelius, U. T.: Über die Sperrfischerei bei den finnisch-ugrischen Völkern *(H. Schuchardt)* 156
Skeat, Walter William, and Blagden, Charles Otto: Pagan Races of the Malay Peninsula *(L. Bouchal)* 259
Taubner, Dr. Kurt: Sprachwurzel-Bildungsgesetz und harmonische Weltanschauung *(L. B.)* . . . 52
Wilser, Dr. Ludwig: Die Germanen *(R. Meringer)* 155
Wolff Therese: Beiträge zur Anthropologie der Orbita *(S. v. Schumacher)* 181

NEKROLOGE.

Dr. Knut Hjalmar Stolpe *(F. Heger)* 147
Joh. Nep. Woldřich *(H. Matiegka)* 151
Adolf Bastian *(F. v. Andrian)* 174

Wörterverzeichnis zur Abhandlung „Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen" von Dr. M. Murko 1
Autoren- und Sachregister . . . . . [I]
Mitglieder- und Schriftentauschverzeichnis . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Druckfehlerberichtigungen.

S. 179, Z. 2 von unten, statt „feindlichen" soll es heißen „friedlichen".
S. [83], Z. 1—11 von unten sind zu streichen.
S. [109]. Die Abbildung gehört zu S. [120], linke Spalte, Z. 20—27 von oben.

S. 244 des XXXV. Bandes, Z. 32 von oben, statt „(ein Frauengürtel)" soll es heißen „(ein Fransengürtel)".

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 20. März 1906.

Protektor:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuß.

Ehren-Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (1895).

Präsident:

Dr. Karl **Toldt** (seit 1903). [Vize-Präsident seit 1898.]

Vize-Präsidenten:

Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1903).
Dr. Matthäus **Much** (seit 1903).
Dr. Franz **Heger** (seit 1906).

Erster Sekretär:

Dr. Rudolf **Much** (seit 1904).

Zweiter Sekretär:

Dr. Leo **Bouchal** (seit 1902).

Rechnungsführer:

Dr. Karl **Außerer** (seit 1906).

Kassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschußräte:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1903). [Präsident 1882—1902.]
Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1903). [Vize-Präsident 1888—1903.]
Anton **Dachler** (seit 1903).
Dr. Josef Ritter v. **Karabacek** (seit 1872).
Dr. Gustav **Kraitschek** (seit 1906).
Hugo Freiherr v. **Kutschera** (seit 1906).
Dr. Richard **Lasch** (seit 1906).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Dr. Otto **Müller** (seit 1891).
Dr. Eugen **Oberhummer** (seit 1904).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leo **Reinisch** (seit 1902).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Hermann Ritter v. **Schullern zu Schrattenhofen** (seit 1904).
Dr. Ernst **Sellin** (seit 1904).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

† 1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef.** Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Andree,** Dr. Richard, Professor. München, Friedrichstraße 9 (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
3. **Bertrand,** Alexander. Paris (1901).
4. **Brizio,** Edoardo, Direttore del Museo civico. Bologna (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1895).
5. **Cartailhac,** Dr. Emile. Toulouse (1901).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung bzw. des Eintrittes. Korrekturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaktion der Mitteilungen unter der Adresse: Wien, I. Burgring 7.

6. **Chantre,** Dr. Ernest, Professor, Sous-Directeur du Musée d'Histoire Natur. Lyon, Palais des Arts (1901).
7. **Fritsch,** Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medizinalrat. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
8. **Grempler,** Dr. Wilhelm, Geheimer Sanitätsrat. Breslau, Gartenstraße 46 (1906, korrespondierendes Mitglied seit 1889).
9. **Guimet,** Emile. Paris (1901).
10. **Haeckel,** Dr. Ernst. Jena (1872).
11. **Hamy,** Dr. Ernest. Paris (1901).
12. **Hildebrand,** Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
13. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. geheimer Rat, k. k. Sektionschef i. P., Mitglied des Herrenhauses (1906, Vize-Präsident 1894 bis 1905). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
14. **Kollmann,** Dr. Julius, Universitäts-Professor. Basel (1895).
15. **Lissauer,** Dr. A., Sanitätsrat. Berlin W., Lützowufer 20 (1906, korrespondierendes Mitglied seit 1892).
16. **Lubbock,** John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
17. **Mestorf,** Johanna, Professor, Museums-Direktor. Kiel (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1877).
18. **Montelius,** Dr. Oskar, Professor und Konservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
19. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien (1902). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
20. **Müller,** Dr. Sophus, Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
21. **Pigorini,** Dr. Luigi, Direktor des Museo preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1904, korrespondierendes Mitglied seit 1872).
22. **Ranke,** Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
23. **Reiss,** Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrat. Schloß Könitz [Thüringen] (1889).
24. **Retzius,** Dr. Gustav, Professor, Stockholm (1903, korrespondierendes Mitglied seit 1880).
25. **Schwalbe,** Dr. Gustav, Universitäts-Professor. Straßburg i. E. (1905, korrespondierendes Mitglied seit 1904).
26. **Therese Prinzessin von Bayern.** München (1901).
27. **Tylor,** Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
28. **Uwarow,** Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
29. **Waldeyer,** Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medizinalrat. Berlin W., Lutherstr. 35 (1895).

II. Korrespondierende Mitglieder.

1. **Anutschin,** Dmitrji Nikolajewitsch, Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
2. **Baines,** Jervoise Athelstane, Exdirektor des indischen Zensus, Vize-Präsident der Royal Statistical Society. London W., 23, Kensington Park Gardens (1904).
3. **Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grande Armée 58 (1893).
4. **Boas,** Dr. Franz, New-York, 123 West, 82nd Street, N.-Y. City, U. S. A. (1890).
5. **Capitan,** L., Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
6. **Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor, Erster Sekretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
7. **Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
8. **Finsch,** Dr. Otto, Konservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
9. **Fraipont,** G., Univers.-Professor. Lüttich (1904).
10. **Fürst,** Dr. Karl M., Universitäts-Professor, Lund (1904).
11. **Gatschet,** Albert S. Washington, D. C. (1884).
12. **Gerland,** Dr. Georg, Univers.-Professor. Straßburg i. E. (1895).
13. **Ghirardini,** Gherardo. Pisa (1895).
14. **Giglioli,** Enrico. Florenz (1895).
15. **Girard de Rialle,** Dr. J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
16. **Groß,** Dr. Viktor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
17. **Hampel,** Dr. Josef, Professor, Kustos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
18. **Heierli,** Dr. Jakob, Privatdozent. Zürich (1891).
19. **Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
20. **Herbst,** C., Justizrat. Kopenhagen, Schloß Rosenberg (1876).
21. **Herrmann,** Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Alag-útcza 4 (1890).
22. **Hervé,** Georges, Professeur à l'école d'anthropologie. Paris VI. (1905).
23. **Hoernes,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895).
24. **Jarnik,** Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
25. **Koehl,** Dr. C., Sanitätsrat. Worms (1906).
26. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Universitäts-Professor, Direktorialassistent am k. Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
27. **Manouvrier,** Dr. Léonce, Professeur à l'école d'anthropologie, 15 Rue de l'École de Médecine. Paris VI. (1902).

28. **Mantegazza,** Dr. Paolo, Direktor des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
29. **Martin,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
30. **Mathews,** R. H., L. S., Parramatta, New South Wales, Hassallstreet (1905).
31. **Mehlis,** Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
32. **Meitzen,** Dr. August, Geheimer Regierungsrat, Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
33. **Meyer,** Dr. A. B., Geheimer Hofrat, Dresden (1884).
34. **Morselli,** Dr. Enrico, Direktor der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
35. **Mortillet,** Adrien de, Professeur à l'école d'anthropologie, Paris VI. (1905).
36. **Munro,** Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
37. **Naue,** Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
38. **Nehring,** Dr. Alfred, Professor. Berlin N., Invalidenstraße 42 (1893).
39. **Nüesch,** Dr. Jakob. Schaffhausen (1900).
40. **Obst,** Dr. Hermann, Museums-Direktor. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
41. **Olshausen,** Dr. Otto. Berlin SW., Anhaltstr. 5 (1895).
42. **Orsi,** Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
43. **Radloff,** Dr. W., wirklicher Staatsrat, Akademiker. St. Petersburg (1892).
44. **Reinach,** Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
45. **Riedel,** Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Poïgar, via Amurang, Celebes (1873).
46. **Rossini,** Dr. Carlo Conti. Rom, Via Palestro 41 (1904).
47. **Rutot,** Aimé, Konservator am Naturhistorischen Museum in Brüssel (1904).
48. **Salin,** Dr. Bernhard, Direktor des Nordischen Museums. Stockholm (1905).
49. **Schmeltz,** Dr. J. D. E., Direktor des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
50. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
51. **Schulenburg,** Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
52. **Schweinfurth,** Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstr. 75a (1884).
53. **Stefanović-Vilovsky,** Theodor Ritter v., General-Telegraphen-Direktor. Wien, VIII/1. Neudeggergasse 5 (1887).
54. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
55. **Stieda,** Dr. Ludwig, Geheimer Medizinalrat, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
56. **Stoll,** Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
57. **Thilenius,** Dr. Georg, Professor, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1906).
58. **Török,** Dr. Aurel v., Universitäts-Professor, Budapest (1891).
59. **Topinard,** Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
60. **Troutowski,** W. Moskau, Bersenjewka (1890).
61. **Uhle,** Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
62. **Vinson,** Julien. Paris (1879).
63. **Voss,** Dr. Albert, Geheimer Regierungsrat, Direktor am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin SW., Königgrätzerstraße 120 (1887).
64. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1903). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels,** Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloß Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I. Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski,** Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Angerer & Göschl,** C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI/1. Ottakringerstraße 49 (1898).
2. **Apponyi,** Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1899).
3. **Auer v. Welsbach,** Dr. Karl Freiherr v., Chemiker. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 57 (1898).
4. **Auspitz v. Artenegg,** Theodor, Prokurist der pr. Firma S. Auspitz, Wien, I. Schwarzenbergstraße 3 (1891).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Sekretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen usw. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Kassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV/1. Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

5. **Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
6. **Czech v. Czechenherz,** Jaroslav. Wien, IV/1. Alleegasse 13 (1903).
7. **Dreher,** Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dungel,** Dr. Adalbert, kaiserlicher Rat, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1891).
9. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Bahnhofstraße 3 (1887).
10. **Grillmayer,** Johann. Schwannenstadt 193, Oberösterreich (1898).
11. **Gundrum,** Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900.)
12. **Gutmann,** Max Ritter v., k. k. Bergrat. Wien, XIX/1. Colloredogasse 24 (1892).
13. **Hamburger,** Fritz, Papierfabrikant. Wien, IV/1. Schwindgsase 5 (1899).
14. **Harrach zu Rohrau,** Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, I. Freiung 3 (1887).
15. **Jasper,** Friedrich, Buchdruckereibesitzer in Wien, III/1. Thongasse 12 (1901).
16. **Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Jacquingasse 18 (1884).
17. **Lieben,** Leopold v., Vize-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I. Oppolzergasse 6 (1891).
18. **Liechtenstein,** Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberleutnant i. d. Res., Profeßritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II/2. Schüttelstraße 11 (1900).
19. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Schwangasse 1 (1887).
20. **Miller zu Aichholz,** Dr. Viktor Ritter v. Wien, III/3. Am Heumarkt 13 (1887).
21. **Ofenheim,** Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin.** Wien, IV/1. Wohllebengasse 5 (1901).
22. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Starnberg bei München (1880).
23. **Reininghaus,** Carl. Wien, IV/1. Brahmsplatz 4 (1905).
24. **Schoeller,** Dr. Max. Berlin, Zelten 21a (1898).
25. **Schoeller,** Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Konsul. Wien, I. Johannesgasse 7 (1899).
26. **Schoeller,** Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrat der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII/2. Promenadegasse 43 (1887).
27. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III/3. Rennweg 2 (1884).
28. **Seler,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).
29. **Steindachner,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I. Burgring 7 (1896).
30. **Sztranyak,** Josef, Chemigraph in Wien, VIII/2. Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
31. **Wahrmann,** Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Krugerstraße 16 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
32. **Waldstein,** Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister a. D. Prag, Kleinseite (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
33. **Wilczek,** Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Herrengasse 5. (1870).
34. **Windisch-Graetz,** Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III/3. Strohgasse 21 A (1879).
35. **Zichy zu Zich und von Vásonykeõ,** Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D. Wien, I. Kärntnerring 14 (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Altertumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg,** Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg,** Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Sekretär. Athen (1896).
4. **Angerer,** Dr. Franz, Wien, III/1. Leonhardgasse 1 (1900).
5. **Antze,** Dr. Gustav, Assistent am Museum für Völkerkunde. Leipzig, Lampestraße 13 (1902).
6. **Arneth,** Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrat. Wien, I. Kolowratring 14 (1870).
7. **Arthaber,** Dr. Gustav Edler v., Privatdozent und Adjunkt an der Universität. Wien, I. Bartensteingasse 8 (1899).
8. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. u. k. Hofrat, Leibarzt. Wien, I. Schottenring 4.
9. **Ausserer,** Dr. Karl, em. Professor. Wien, VIII/1. Lenaugasse 2 (1905).
10. **Bachofen v. Echt,** K. Adolf. Wien, XIX/2. Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
11. **Baernreither,** Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rat. Wien, VIII/1. Landesgerichtsstraße 11.
12. **Baillou,** Max Freiherr v., k. u. k. Rittmeister, Lehrer an der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt (1903).
13. **Baldermann,** Gustav, Privat. Wien, IV/1. Floragasse 7 (1905).

14. **Barski,** Ludwig, Präfekt an der Theresianischen Akademie in Wien, IX/2. Bleichergasse 11 (1902).
15. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrat i. P. Wien, III/2. Salmgasse 14 (1887).
16. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
17. **Behlen,** königl. Oberförster. Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden (1902).
18. **Belani,** Albert, Ingenieur. Wien, VI/1. Windmühlgasse 17 (1905).
19. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, III/2. Radetzkystraße 17 (1887).
20. **Bengler,** Robert, k. k. Professor an der Fachschule der Keramik. Villach, Klagenfurterstraße 20 (1903).
21. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrat, Direktor des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX/2. Pelikangasse 18 (1883).
22. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I. Felderstraße, Rathaus (1896).
23. **Bibliothek des Benediktinerstiftes** Melk, Niederösterreich (1902).
24. **Bielka v. Karltreu,** Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I. Naglergasse 12 (1887).
25. **Birnbaum,** Dr. Nathan, Bureauvorstand des „Arbeitsnachweis", II/1. Taborstraße 59 (1902).
26. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimer Hofrat, Direktor des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaußstraße 17 (1892).
27. **Böhmerle,** Karl, k. k. Forstrat an der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederösterreich (1887).
28. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrat, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
29. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
30. **Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstraße (1901).
31. **Bouchal,** Dr. Leo, k. u. k. Rechnungsrats-Adjunkt beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1901).
32. **Bouchal,** Leonard. Wien, IV/1. Schäffergasse 22 (1895).
33. **Braun,** Dr. Edmund Wilh., Direktor des Kaiser Franz Josefs-Museums in Troppau (1901.)
34. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus „Rubin", Böhmen (1898).
35. **Breitner,** Burghard, cand. med. Wien, IX/1. Porzellangasse 36/I (1900).
36. **Brenner-Felsach,** Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
37. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Ministerialrat. Wien, I. Kärntnerring 9 (1895).
38. **Bruck,** Dr. Moritz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II/2. Czerninplatz 1 (1888).
39. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrat i. P. Wien, VIII/1. Lerchenfelderstraße 28 (1870).
40. **Brunšmid,** Dr. Josip, Universitäts-Professor, Museal-Direktor. Agram (1891).
41. **Bünker,** Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, Grabenrunde 66 (1901).
42. **Bugiel,** Dr. Włodzimierz Mieczysław. Paris, Rue de la Collégiale 10 (1891).
43. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Regierungsrat, Konservator und Museums-Direktor. Spalato, Dalmatien (1896).
44. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I. Seilerstätte 16 (1889).
45. **Calliano,** Karl, Sekretär der Bezirkskrankenkassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
46. **Campi a Monte Santo,** Luigi Nobile de, Mitglied des Archäol. Institutes. Cles, Tirol (1886).
47. **Červinka,** J. Ladislaus, k. k. Konservator, Kult.-Ingenieur, Redakteur des „Pravěk". Kojetein, Mähren (1897).
48. **Chlingensperg auf Berg,** Dr. Max. München, Türkenstraße Nr. 106 (1901).
49. **Chamberlain,** Frau Anna. Wien, VI/1. Blümelgasse 1 (1901).
50. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Hofrat, Obersanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Frankgasse 6 (1874).
51. **Cohn,** Salo, Privatier. Wien, I. Schottenring 32 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
52. **Cohn,** Dr. Paul, Dozent am k. k. technolog. Gewerbemuseum. Wien, IX/1. Türkenstraße 9 (1905). [Lebenslängliches Mitglied.]
53. **Colerus v. Geldern,** Emil, k. u. k. Oberst des Generalstabes, Kommandant der 43. Infanterie-Brigade. Kassa (1906).
54. **Czerny,** Alois, Bürgerschuldirektor. Mährisch-Trübau (1887).
55. **Dachler,** Anton, Ober-Ingenieur. Wien, XIII/2. Ameisgasse 15 (1895).
56. **Dalla-Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Ferstelgasse 3 (1887).
57. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Sekretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 6 (1896).
58. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rat und Kämmerer, Feldmarschalleutnant i. P. Wien, III/3. Lagergasse 6 (1887).
59. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I. Opernring 23 (1883).
60. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Marburg, Steiermark, Bergstraße 4 (1894).
61. **Dreher,** Margarethe. Schwechat bei Wien, Brauhaus (1905).
62. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).

63. **Dworschak,** Dr. Joh., Advokat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).
64. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zakopane, Galizien (1883).
65. **Eberhard,** Konrad, Pfarrer. St. Martin bei Ried, Oberösterreich (1899).
66. **Ebner v. Rofenstein,** Dr. Viktor Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Rathausstraße 13 (1901).
67. **Ehrenfreund,** Sigmund, Kaufmann. Wien, IX/1. Müllnergasse 14 (1895).
68. **Eisenstein,** Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschalleutnant i. P. Wien, II/3. Lilienbrunngasse 3 (1900).
69. **Familien - Fideikommiß - Bibliothek,** k. u. k. Wien, I. Hofburg (1877).
70. **Fehringer,** Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Konservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).
71. **Field Columbian Museum.** Chicago (1905).
72. **Figdor,** Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 38 (1880).
73. **Finck,** Johann, königl. Rat, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiligeistgasse 3 (1890).
74. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII/2. Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
75. **Foy,** Dr. Willy, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums, Köln a. Rh., Rolandstraße 82/I (1902).
76. **Frauer,** Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 7 (1900).
77. **Frischauf,** Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
78. **Fuchs,** Karl, Realschul-Professor. Preßburg (Ungarn), Conventgasse 7 (1899).
79. **Gans,** Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).
80. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I. Franzensring 3 (1894).
81. **Geologische Reichsanstalt,** K. k. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 23 (1904).
82. **Geschichtsverein für Kärnten,** Direktion des. Klagenfurt (1904).
83. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neißestraße 30 (1889).
84. **Gesellschaft für Physiokratie,** Anthropologische Sektion der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
85. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
86. **Glück,** Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
87. **Goldmann,** Dr. Emil, Privatdozent. Wien, VII/2. Lerchenfelderstraße 67 (1904).
88. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IV/2. Plößlgasse 4 (1870).
89. **Gorjanović-Kramberger,** Dr. Karl, Professor, Direktor des geologisch - paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
90. **Graf,** Dr. Heinrich Wilhelm, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, III/1. Landstraße Hauptstraße 8 (1905).
91. **Größer,** Matthäus, Dom-Kapitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).
92. **Groß,** Dr. Konrad. Wien, XI/1. Pachmayergasse 4 (1893).
93. **Hagen,** Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
94. **Hahna,** Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII/1. Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
95. **Hamburger,** Dr. Ludwig, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, I. Reichsratsstraße 13 (1902).
96. **Hartung v. Hartungen,** Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
97. **Hauser,** Otto, Schriftsteller. Wien, IV/2. Starhemberggasse 43 (1901).
98. **Hedinger,** Dr. August, Medizinalrat. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
99. **Heger,** Franz, k. u. k. Regierungsrat, Direktor der anthrop.-ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III/2. Rasumoffskygasse 1 (1878).
100. **Hein,** Marie. Wien, XIII/5. Rettichgasse 4 (1904).
101. **Herrnfeld,** Heinrich, Schriftsteller. Wien, II/1. Schmelzgasse 10 (1870).
102. **Herz,** Dr. J. U. Wien, VIII/1. Josefstädterstraße 31 (1905).
103. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, III/3. Veithgasse 9 (1883).
104. **Hörmann,** Konstantin, Sektionschef. Sarajevo (1894).
105. **Hofmann,** Ignaz, k. u. k. Militär-Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).
106. **Holl,** Dr. Moritz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).
107. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdozent an der k. k. Universität. Wien, I. Rathausstr. 20 (1888).
108. **Horváth,** Dr. Achatius, Arzt. Vereskö-Gömör (1902).
109. **Houdek,** Viktor, k. k. Ministerialrat. Wien, III/2. Stammgasse 15 (1901).
110. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Kommissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).
111. **Hovorka** Edler **v. Zderas,** Dr. Oskar, Chefarzt für Orthopädie im Zanderinstitute. Wien, I. Weihburggasse 4 (1893).
112. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvokat. Innsbruck, Meinhartstraße 5 (1887).
113. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Sektionschef und Präsident der k. k. statist. Zentral-Kommission i. P. Innsbruck (1884).

114. **Jagić,** Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Kochgasse 15 (1892).
115. **Jelinek,** Břetislav, k. k. Konservator, Direktor des städt. Museums in Prag 1554/II (1883).
116. **Jenny,** Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).
117. **„Joanneum", Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Kabinet] in Graz (1891).
118. **Jurié** Edler **v. Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Freiung 6 (1870).
119. **Kahle,** Dr. Bernhard, Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).
120. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Universitäts-Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).
121. **Kallai,** Desider, Numismatiker. Wien, I. Lobkowitzplatz 3 (1905).
122. **Kaltenegger,** Ferdinand, k. k. Hofrat. Brixen (1884).
123. **Karabacek,** Dr. Josef Ritter v., k. u. k. Hofrat, Direktor der k. k. Hofbibliothek, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III/2. Salmgasse 15 (1870).
124. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).
125. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrat, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).
126. **Kautsch,** Marianne, Bankdirigentens-Gattin. Steyr (1903).
127. **Kerschbaumer,** Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).
128. **Kivaňa,** Josef, Gymnasial-Direktor in Gaya, Mähren (1901).
129. **Knett,** Dr. Josef, Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).
130. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa 4 (1888).
131. **Köchert,** Theodor, k. u. k. Hofjuwelier. Wien, I. Neuer Markt 15 (1905).
132. **Kolbenheyer,** Erich, k. k. Baurat, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).
133. **Kolisko,** Dr. Alexander, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Lackierergasse 1 (1904).
134. **Koller,** August, Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hrádek 4 (1891).
135. **Koudelka,** Florian, k. k. Konservator und Bezirksobertierarzt. Wischau, Mähren (1886).
136. **Krahuletz,** Johann, Museumskustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
137. **Kraitschek,** Dr. Gustav, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, V/2. Schönbrunnerstraße 110 (1901).
138. **Kretschmer,** Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 23 (1899).
139. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
140. **Kubinyi,** Nikolaus v., Oberfiskal der Herrschaft Arve. Arva Váralya, Ungarn (1883).
141. **Kübeck zu Kübau,** Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrat a. D. Wien, IV/1. Wienstr. 27 (1870).
142. **Kuhn,** Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I. Maysedergasse 6 (1893).
143. **Kulka,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advokat. Wien, VI/2. Mariahilferstraße 109 (1889).
144. **Kunzelmann,** Dr. Friedrich, prakt. Arzt. Graz, Hauptplatz 4 (1902).
145. **Kutschera,** Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat, Sektionschef. Wien, I. Stubenbastei 10 (1884).
146. **Lamprecht,** Ludwig, k. k. Ministerialsekretär. Wien, IV/1. Favoritenstraße 24 (1905).
147. **Landau,** Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin W., Lützowufer 5 a (1895).
148. **Landes-Oberrealschule,** Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
149. **Landes-Real- und Obergymnasium,** Niederösterreichisches, in Horn (1893).
150. **Landwirtschaftliche Akademie,** Königl. böhm. Tetschen-Liebwerd (1899).
151. **Lasch,** Dr. Richard, Bezirksarzt. Wien, VIII/1. Wickenburggasse 2 (1899).
152. **Leger,** F., Privatier, Realitätenbesitzer. Kolin, 95/II., Böhmen (1888).
153. **Lehmann-Nitsche,** Med. et Phil. Dr. Robert, Sektionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
154. **Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Brünn** (1889).
155. **Leimdörfer,** Dr. Emil, Redakteur des „Wissen für Alle". Wien, IX/1. Rögergasse 18 (1901).
156. **Lenz,** Dr. Oskar, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Untere Blanikgasse 6 (1893).
157. **Linde,** Franz X., Apotheker. Melk (1905).
158. **Linden,** Dr. Marie Gräfin v. d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Quartiusstraße 13 (1888).
159. **Lipperheide,** Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901).
160. **Lippmann,** Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV/1. Karlsgasse 9 (1893).
161. **Lodron-Laterano,** Carlo Graf zu, Fideikommißbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloß Gmünd, Kärnten (1900).
162. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rat. Deutsch-Altenburg an der Donau, Niederösterreich (1887).
163. **Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Direktorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]

164. **Lusy,** Marino. Triest, Via del Lazzaretto vecchio 11 (1906).
165. **Mährische Landesbibliothek** in Brünn (1904).
166. **Marchesetti,** Dr. Carlo de, Direktor des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
167. **Marinitsch,** Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzaretto vecchio 39 (1891).
168. **Massari,** Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesverteidigung. Wien, I. Babenbergerstraße 15, Gendarmerie-Abteilung (1901).
169. **Maška,** Karl Jaroslav, Oberrealschul-Direktor. Teltsch, Mähren (1881).
170. **Matiegka,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Karlsplatz 589 II. (1890).
171. **Mattoni,** Heinrich Edler v., kais. Rat, Gutsbesitzer. Wien, I. Tuchlauben 14 und 16 (1887).
172. **Mattula,** Josef, Städtischer Bauleiter. Znaim (1892).
173. **Mattula,** Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
174. **Mayer,** Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
175. **Mayet,** Dr. Lucien. Lyon, 80 Avenue de Saxe, Frankreich (1900).
176. **Mazegger,** Dr. Bernhard, Sanitätsrat, k. k. Konservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
177. **Meindl,** Karl, Verwalter. Wien, XXI. Leopoldauerstraße 81 (1903).
178. **Meringer,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).
179. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
180. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Geheimer Rat und Vize-Admiral, Wien, IX/1. Hörlgasse 2 (1884).
181. **Moser,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
182. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrat. Wien, XIII/2. Penzingerstraße 84 (1870). [Zugleich Ehrenmitglied.]
183. **Much,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIX/1. Prälatenkreuzstraße 4 (1880).
184. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, VIII/2. Feldgasse 10 (1884).
185. **Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
186. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Sekretär a. D. Wien, IX/1. Berggasse 5 (1889).
187. **Murko,** Dr. Matthias, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1896).
188. **Murmann,** Dr. Alfred, Assistent am anatom. Institute. Wien, IX/3. Währingerstraße 31 (1904).
189. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
190. **Musealverein** für Krain in Laibach (1904).
191. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
192. **Musejni spolek.** Brünn (1889).
193. **Museum** der königl. Stadt Klattau in Böhmen (1890).
194. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
195. **Museum** der kgl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
196. **Museum** der Stadt Retz (1905).
197. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
198. **Museum, Historisch-archäologisches,** Francisco-Josefinum der Stadt Pilsen (1888).
199. **Museumsverein** in Budweis (1895).
200. **Nagl,** Dr. Alfred, Hof- und Gerichtsadvokat. Wien, I. Seilerstätte 10 (1905).
201. **Naturforschende Gesellschaft** in Danzig (1904).
202. **Neergaard,** C., Inspektor am Nationalmuseum in Kopenhagen (1905).
203. **Neugebauer,** Dr. Josef. Wien, IX/1. Koling. 11 (1893).
204. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Kolowratring 14 (1897).
205. **Neumann,** Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Garnisonsgasse 18 (1901).
206. **Neustadtl,** Dr. Josef. Wien, I. Wallnerstraße 3 (1895).
207. **Niederle,** Dr. Lubor, Universitäts-Professor Prag-Žižkov, Husinecká 11 (1901).
208. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnikum (1887).
209. **Oberhummer,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Alserstraße 28 (1904).
210. **Obermaier,** Dr. Hugo, Archäologe. Regensburg, Bayern, königl. Kreisbibliothek (1901).
211. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Direktor der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX/1. Billrothstraße 69 (1870).
212. **Obst,** Dr. Hermann, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
213. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Hofrat und Sanitätsrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Neutorg. 20 (1870).
214. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterreich Bethlehemstraße 31 (1894).
215. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
216. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I. Rotenturmstraße 15 (1892).
217. **Peez,** Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Weidling bei Klosterneuburg (1880).
218. **Peisker,** Dr. Johann, Skriptor an der Universitäts-Bibliothek. Graz, Ruckelberg 48 (1896).
219. **Peitl,** Bernhard, inful. Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1903).
220. **Penck,** Dr. Albrecht, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Wien, III 3. Marokkanergasse 12 (1904).
221. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48 (1882).

222. **Pfeiffer von Inberg,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII/1. Währingergürtel 41 (1870).
223. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Oberstabsarzt, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).
224. **Pick,** Dr. Arthur, Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
225. **Pilcz,** Dr. Alexander, Privatdozent und prov. Leiter der I. psychiatrischen Klinik. Wien, IX/2. Lazarethgasse 14 (1906).
226. **Pilsack,** Dr. A. Salzburg, Giselakai 43 (1905).
227. **Polaschek,** Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Direktor. Wien, XXI. Hauptstraße 46 (1901).
228. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).
229. **Preindlsberger-Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Sarajevo, Landesspital (1889).
230. **Premerstein,** Dr. Anton Ritter v., Privatdozent und Beamter der k. k. Hofbibliothek. Wien (1902).
231. **Püchler,** Wenzel, k. k. Oberbergrat i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884.)
232. **Purić,** Josip, Gymnasial-Professor. Agram, Preradovićgasse 19 (1905).
233. **Rabl,** Dr. Karl, Hofrat und Universitäts-Professor. Leipzig (1882).
234. **Radić,** Fran., Redakteur der „Starohrvatska Provsjeta". Curzola, Dalmatien (1884).
235. **Reichle,** Wolfgang, k. u. k. Rechnungsrat beim gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, I. Herrengasse 23 (1901).
236. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor in Wien, VIII/2. Feldgasse 5 (1902).
237. **Reisch,** Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/1. Karl Ludwigstraße 28 (1894).
238. **Reviczky de Revizsnye,** Bartholomäus, Vize-Dechant und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
239. **Richlý,** Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
240. **Riedl,** Emanuel, k. k. Bergrat und Konservator. Cilli (1905).
241. **Rieger,** Dr. Ludwig, Arzt. Mödling, Brühlerstraße (1904).
242. **Rigler,** Dr. Franz Edler v. Wien, XIX/1. Colloredogasse 5 (1874).
243. **Römisch-Germanisches Zentralmuseum** in Mainz (1899).
244. **Rohrmann,** Moritz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
245. **Rokitansky,** Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstr. 51 (1874).
246. **Rollett,** Dr. Emil, k. k. Regierungsrat, Direktor und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
247. **Romstorfer,** Karl Adam, Regierungsrat, Architekt, k. k. Konservator, Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule. Salzburg (1893).
248. **Rosthorn,** Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrat. Peking (1894).
249. **Rowland,** William R. jun. Seremban, Malakka, via Singapore (1895).
250. **Rücker,** Anton, k. k. Oberbergrat. Wien, I. Canovagasse 7 (1882).
251. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III/2. Marxergasse 1 (1888).
252. **Schacherl,** P. Gustav, Kustos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
253. **Schandlbauer,** Dr. Hans. Wien, I. Graben 12 (1893).
254. **Scheff,** Dr. Julius, jun., k. k. Regierungsrat und Universitäts-Professor. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).
255. **Schernthanner,** Anton, k. k. Oberbergrat. Aussee, Steiermark (1900).
256. **Schickinger,** Hermann, Gymnasial-Professor. Linz (1905).
257. **Schiff,** Dr. Eduard, k. k. Universitätsprofessor. Wien, I. Maximilianstraße 13 (1888).
258. **Schlemm,** Fräulein Julie. Berlin W., Viktoriastraße 4a, II. (1903).
259. **Schlesinger,** Sigmund Egon. Wien, II/2. Valeriestraße 19 (1894).
260. **Schliz,** Dr. Alfred, Hofrat, Stadtrat. Heilbronn, Württemberg (1901).
261. **Schlosser,** Karl Freiherr v. Wien, IV/1. Taubstummengasse 8 (1888).
262. **Schmarda,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrat. Wien, II/2. Kaiser Josefstraße 33 (1870).
263. **Schmidel,** Edmund, k. k. Landesgerichtsrat in Steyr (1901).
264. **Schmidl,** Karl. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
265. **Schmidt,** Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1893). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
266. **Schmidt,** S. V. D., P. Wilhelm, Mödling, Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
267. **Schönborn-Wiesentheid,** Dr. Erwein Erbgraf von. Wiesentheid, Unterfranken, Bayern (1900).
268. **Schoetensack,** Dr. Otto. Heidelberg (1894).
269. **Schroeder,** Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX/3. Maximilianplatz 13 (1894).
270. **Schrötter v. Kristelli,** Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, IX/2. Mariannengasse 3 (1887).
271. **Schuchardt,** Dr. Hugo, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885).
272. **Schullern zu Schrattenhofen,** Dr. Hermann v., k. k. Hofrat und Professor an der Hochschule für Bodenkultur. Wien, VI/2. Webgasse 44 (1904).
273. **Schulz,** Dr. Paul, k. k. Sektionschef. Wien, I. Babenbergerstraße 1 (1902).
274. **Schumacher-Marienfried,** Dr. Sigmund v., Privatdozent. Wien, IX/2. Fuchsthallergasse 12 (1905).

275. **Sedlaczek,** Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).
276. **Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften** in Lemberg, Čarnećkygasse 26 (1904).
277. **Seeauer,** Karl, Hotelbesitzer in Ischl, Hotel Elisabeth (1901).
278. **Sellin,** Dr. Ernst, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII/3. Julienstraße 20 (1904).
279. **Seminar,** Erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).
280. **Sieger,** Dr. Robert, k. k. Universitäts-Professor. Graz, geographisches Institut der Universität (1891).
281. **Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Schrannenplatz 2 (1900).
282. **Sonnleithner,** Ferdinand, Sektionschef. Wien, VII/1. Dreilaufergasse 8 (1888).
283. **Spitzer,** Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I. Giselastraße 11 (1884).
284. **Staatsgewerbeschule,** k. k., Wien, I. Schellinggasse 13 (1893).
285. **Staatsgymnasium,** k. k., Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).
286. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Hofrat. Wien, III/3. Ötzeltgasse 10, III (1870).
287. **Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Steglitz bei Berlin, Friedrichstraße 1 (1892). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
288. **Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).
289. **Steiner v. Pfungen,** Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdozent an der Universität. Wien, I. Schottengasse 3 (1880).
290. **Stockhammer,** Gustav, Oberinspektor der Nordwestbahn. Wien, XXI. Koloniestraße 26 (1900).
291. **Storno,** Franz, akad. Maler. Sopron, Rathausplatz 8 (1893).
292. **Strohmayer,** Dr. phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).
293. **Stubenvoll,** Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).
294. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrat, Direktor einer Privat-Heilanstalt für Gemütskranke. Wien, I. Kärntnerring 17 (1880).
295. **Szombathy,** Josef, k. u. k. Regierungsrat und Kustos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII/2. Sigmundsgasse 8 (1879).
296. **Tandler,** Dr. Julius, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII/1. Florianigasse 50a (1904).
297. **Teutsch,** Julius, Likörfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Roßmarkt 4 (1899).
298. **Tietze,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt. III/1. Landstraße Hauptstraße 6 (1887).
299. **Toldt,** Dr. Karl, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Helferstorferstraße 4 (1885).
300. **Toldt,** Dr. Karl, jun., Wien, I. Helferstorferstr. 4 (1902).
301. **Toldt,** Dr. Anton, Arzt. Salzburg, Griesgasse 7 (1905).
302. **Traeger,** Dr. P. Zehlendorf bei Berlin, Wilhelmstraße 1 (1902).
303. **Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen (1889).
304. **Trojanović,** Dr. Sima, Professor, Kustos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).
305. **Tschudi,** Dr. Arthur, k. u. k. Oberstabsarzt und Sanitätschef. Temesvár (1888).
306. **Urbantschitsch,** Dr. Viktor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX/1. Colloredogasse 8 (1901).
307. **Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Prag, I. Liliengasse 7 (1904).
308. **Vielhaber,** Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).
309. **Vuletić-Vukasović,** Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).
310. **Vyvlečka,** Dr. Josef, k. k. Konservator, Domvikar. Olmütz (1896).
311. **Wagner v. Jauregg,** Dr. Julius Ritter, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Landesgerichtsstraße 18 (1904).
312. **Wallaschek,** Dr. Richard, Privatdozent an der Universität. Wien, VI/1. Laimgrubengasse 17 (1897).
313. **Wallisch,** Dr. Wilhelm. Wien, I. Tegetthofstraße 1 (1906).
314. **Walther,** Alfred, Architekt. Wien, XVIII/1. Anastasius Grüngasse 38 (1904).
315. **Waněk,** Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirektor. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).
316. **Wasserburger,** Moritz, k. k. Postrat. Wien, IV/1. Wiedner Hauptstraße 77 (1899).
317. **Weichselbaum,** Dr. Anton, k. k. Hofrat und Universitäts-Professor. Wien, IX/1. Liechtensteinstraße 43 (1904).
318. **Weinberger,** Isidor, k. k. Kommerzialrat, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien, IV/1. Schwindgasse 20 (1883).
319. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Konservator, Museums-Kustos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
320. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrat, Direktor der staatlichen Samen-Kontrollstation. Wien, II. Prater 174 (1892).
321. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
322. **Weißenberg,** Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland (1901).

323. **Weiß v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter, Advokaturskandidat. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1900).
324. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III/1. Hauptstraße 74 (1887).
325. **Wickenburg,** Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
326. **Wieninger,** Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
327. **Wielemans,** Edler von **Monteforte,** Alexander, k. k. Baurat und Architekt. Wien, XVII/2. Zwerngasse 16 (1897).
328. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrat Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1883). [Zugleich korrespondierendes Mitglied.]
329. **Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
330. **Winkler,** Karl, Sparkassen-Direktor in Mauthausen an der Donau (1901).
331. **Winternitz,** Dr. Moritz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Chodengasse 5 (1886).
332. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstr. 28 (1872).
333. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Direktor. Znaim (1898).
334. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI/1. Magdalenenstraße 10 A, 4. St. (1884).
235. **Wolf,** Sándor, Großhändler. Kismarton. [1905].
336. **Wosinsky,** Moriz, Abt-Pfarrer, Landesinspektor der Ung. Provinzialmuseen. Szegszárd (1904).
337. **Zangerle,** Dr. Josef, Advokat. Meran, Berglauben 62/I (1901).
338. **Zawiliński,** Roman, Direktor des k. k. Staats-Obergymnasiums, Sekretär der ethnologischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften. Tarnow (1893).
339. **Zdekauer,** Dr. Alfred. Trautenau (1899).
340. **Želizko,** Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III/2. Löwengasse 37 A I/4 (1900).
341. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I. Landesgerichtsstraße 12 (1892).
342. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrat, Universitäts-Professor. Wien, XIX/I. Nußwaldgasse 22 (1878).
343. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, I. Kohlmarkt 11 (1889).
344. **Zupanič,** Dr. Niko. Griblje, Krain (1904).

C. Korrespondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Ödenburg.
2. **Hein,** Marie. Wien. [Zugleich wirkliches Mitglied.]

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und Redaktionen, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im Schriftentausche steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abteilung, E. = ethnographische Sammlung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslawische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Kl., 2. mathemat. Kl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (H.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft — Viestnik hrvatskoga arheolokošga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mitteilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Komitee. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (H.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Roediger). — Zeitschrift. (E.)
9. — Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes. — Mitteilungen. (H.) S.
10. — Gesellschaft für Erdkunde. — Zeitschrift (H.)
11. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
12. **Bonn:** Verein von Altertumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
13. **Boston** und **New-York:** The American Folk-Lore Society. (Editor Dr. A. F. Chamberlein.) (E.)
14. **Braunschweig:** Redaktion der Zeitschrift „Globus". — Globus. (E.)
15. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur. — Jahresberichte. (Z.)
16. — Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift (P).
17. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (H.)
18. — Société d'antropologie. — Bulletin. (P.)
19. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
20. — Société Royale Belge de Géographie. — Bulletin. (H.)
21. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
22. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia (E).
23. **Bukarest:** Societatea geografica Romîna. — Bull. (H.)
24. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journal, 2. Proceedings. (E.)
25. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmines merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
26. **Časlau:** Redaktion des „Věstník československých musei a spolku archaeologických". — Věstník. (P.) S.
27. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
28. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (H.)
29. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia". — Mitteilungen. (B.) S.
30. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
31. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
32. **Eger:** Redaktion von „Unser Egerland" (Alois John, Eger, Bahnhofstraße 25). — „Unser Egerland."
33. **Eggenburg:** * Krahuletz-Gesellschaft.
34. **Florenz:** Società italiana di Anthropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
35. **Frankfurt a. d. O.:** Redaktion der „Societatum litterae". — Societatum litterae. (E.) S.
36. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der „Mitteilungen" an die Bibliotheken der genannten Abteilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

37. **Gießen:** Hessische Vereinigung f. Volkskunde. (H.)
38. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
39. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mitteilungen. (Z.)
40. — Verein der Ärzte in Steiermark. — Mitteilungen.
41. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)
42. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
43. — Nederlandsche Anthropologische Vereeniging (Dr. P. H. Eijkman, Sekretaris, Parkweg 16). — Handelingen. (E.)
44. **Hanoi:** L'École Française d'Extrême - Orient. (Au directeur.) — Bulletin. (E.)
45. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (H.)
46. — Finnisch-ugrische Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
47. **Innsbruck:** Museum. Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
48. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija (E.)
49. **Kiel:** Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein. — Mitteilungen. (P.) S.
50. **Königsberg:** Altertumsgesellschaft „Prussia". — Sitzungsberichte. (P.)
51. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
52. **Kopenhagen:** Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarboger, 2. Memoires. (P.)
53. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
54. **La Paz:** (Bolivia): Oficina Nacional de Inmigración, Estadística y Propaganda Geográfica. (H.)
55. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (H.)
56. **Leiden:** Redaktion des Internationalen Archives für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E.
57. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
58. **London:** Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Journal. (E.)
59. — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
60. **Lübeck:** Geographische Gesellschaft. — Mitteilungen. (H.) S.
61. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
62. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
63. — Museum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
64. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
65. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Alti, 2. Memorie. (Z.)
66. **Manila:** Ethnological Survey, Department of the Interior. Manila, Philipp. Islds. (E.)
67. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudij antropologitscheskago otdjäla. (P.)
68. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
69. **München:** Redaktion der Prähistorischen Blätter. (Dr. Naue, Promenadeplatz 6.) (P.) S.
70. **New Plymouth** (New Zealand): Polynesian Society. — The Journal. (E.)
71. **New-York:** The American Antropologist. (E.)
72. — The American Geographical Society. — Bulletin. (H.)
73. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
74. **Nürnberg:** Germanisches Nationalmuseum. — Anzeiger und Mitteilungen. (P.)
75. **Orenburg:** Gelehrte Altertums-Gesellschaft. — 1. Journal, 2. Sapiski, 4. Iswjästija. (P.)
76. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science.
77. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
78. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins, 2. Mémoires. (E.)
79. — Redaktion des Journal „L'Anthropologie". — L'Anthropologie. (P.)
80. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
81. — Redaktion der Zeitschrift „Revue des traditions populaires" (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel). (E.)
82. — Redaktion der „Revue mensuelle de l'École d'anthropologie". — Revue mensuelle. (P.)
83. — Redaktion der Zeitschrift „Le Tour du Monde". — Le Tour du Monde. (E)
84. — „Musée Guimet." — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des réligions, 3. Bibliothek pue d'Etudes. (E.)
85. — Société des Américanistes. (61 Rue de Buffon.) — Journal. (E.)
86. **Porto:** Redaktion der Portugalia. Materias parao estudo de povo portuguez. Rua do Conde 21. — Portugalia. (P.)
87. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
88. **Prag:** Čechoslawisches ethnographisches Museum, (E.)
89. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
90. — Redaktion der Zeitschrift „Český lid". — Český lid. (E.)

91. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti. 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
92. — Redaction des „Bollettino di Paletnologia italiana". — Bollettino. (P.)
93. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
94. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
95. — Redaktion der Zeitschrift „Rivista Italiana di Sociologia". (E.)
96. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)
97. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mitteilungen. (P.)
98. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Kommission. — 1. Compte Rendu, 2. Otschet, 3. Materialij. (P.)
99. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (H.)
100. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
101. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medizinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
102. **Sarajevo:** Bosnisch-herzegovinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina. (P.)
103. **Seoul:** Korea branch of the Royal Asiatic Society. — Transactions. (E.)
104. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
105. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
106. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
107. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
108. — Svenska sällskapet for Antropologi och Geografi. — „Ymer". (H.)
109. — Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
110. **Stuttgart:** Württembergischer Anthropologischer Verein. — Fundberichte aus Schwaben. (P.) S.
111. — Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (H.)
112. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
113. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) S.
114. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
115. **Tiflis:** Kaukasische Abteilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
116. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
117. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
118. — Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. — Mitteilungen. (H.)
119. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 1. Proceedings, 3. Annual report. (H.)
120. **Trient:** Bibliotheca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
121. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.) S.
122. **Upsala:** Redaktion der Zeitschrift „Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif". (E.)
123. **Warschau:** Redaktion der „Wisła". (E.)
124. — Redaktion des „Swiatowit". (P.)
125. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents. 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
126. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Ressources, 4. Bulletin.
127. **Wien:** K. k. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mitteilungen. (P.)
128. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
129. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
130. — * Wissenschaftlicher Klub. Monatsblätter. (P.)
131. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.
132. — K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
133. — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
134. — * Verein für österreichische Volkskunde. — Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
135. **Wiesbaden:** Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mitteilungen. (P.)
136. **Woking:** Redaktion von „The Imperial and Asiatic Quaterly Review and Oriental and Colonial Record". (E.)
137. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mitteilungen. (P.)
138. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der „Mitteilungen" für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abteilung, E. und P.

DRUCK VON W. HAMBURGER, WIEN — 06 1316

Zum Solutréen von Miskolcz.

Von **Otto Herman**, Budapest.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)

Das ausgezeichnete, den Stoff so vollkommen beherrschende Werk von Prof. Dr. Moriz Hoernes: „Der diluviale Mensch in Europa“ [1]) rückte die Frage des Fundes von Miskolcz [2]) ganz besonders für mich in den Vordergrund, weil ja die Akten über das geologische Alter der Fundschichte noch immer nicht abgeschlossen sind, insbesondere deshalb, weil durch den Widerspruch seitens des ungarischen Geologen Halaváts auch die ursprüngliche Meinung des Geologen v. Róth ins Schwanken geraten ist.

Nach meiner Antwort im „Arch. Értesitő“, XIII, 1893, S. 186—188, habe ich die Diskussion aufgegeben, hauptsächlich aus dem Grunde, weil es mir bekannt war, daß Herr v. Bársony, auf dessen Hausgrunde der Fund im Jahre 1891 zum Vorschein gekommen war, den Ausbau des Hauses weiterzuführen gedachte, mithin die Aussicht vorhanden war, weitere Aufschlüsse zu erhalten.

Bevor ich hierauf eingehe, wünsche ich einige Bemerkungen hinsichtlich jener erbetenen und nicht erbetenen Gutachten einzufügen, welche mir seitens der Geologen v. Róth — erbeten — und Halaváts — unerbeten — abgegeben wurden. Diese und andere mir mitgeteilte Meinungen stammen samt und sonders aus einer Zeit, wo aus der Umgebung von Miskolcz noch keine auf das Diluvium deutenden paläontologischen Funde bekannt waren, wo also der Geologe und mit ihm der Archäologe bloß auf die Schichtungen angewiesen war. In diese Periode fallen das Gutachten des Herrn v. Róth, die Gesamtheit meiner Publikationen, die ersten Angriffe Halaváts', wie nicht minder die so ausführliche kritische Untersuchung von Prof. A. v. Török.

In eine andere Zeit fällt die Abhandlung von Halaváts über die geologischen Verhältnisse der Stadt Miskolcz, worin schon die mittlerweile ans Tageslicht geförderten Reste von *Elephas primigenius Blumb., Rhinoceros tichorrhinus Cuv.* und *Equus caballus foss. Lin.* angeführt werden. Es sei hier bloß angedeutet, daß das Vorkommen des Mammuts und des Wildpferdes im Bereiche des Fundes von Miskolcz für den paläolithischen Charakter des letzteren spricht.

Den gegen mich gerichteten Angriff rief ein Satz hervor, welchen ich mit gesperrter Schrift in meiner Hauptabhandlung im „Arch. Értesitő“ und in den M. A. G.

[1]) Hoernes, Dr. M., „Der diluviale Mensch in Europa“. Braunschweig 1903. S. 1—227.

[2]) Herman, Otto, „A miskolczi palaeolith lelet“. Term. Tud. Közlöny 1893; ferner „Archaeologiai Értesitő“, XIII, 1893, S. 1—25; ferner ibidem S. 176 Anzeige von Prof. Josef Hampel; S. 186 Angriff durch J. Halaváts; S. 186—188 Entgegnung von O. Herman; dann idem: „Der paläolithische Fund von Miskolcz“, M. A. G. XIII, 1893, S. 77; dann A. v. Török, „Der paläolithische Fund von Miskolcz und die Frage des diluvialen Menschen in Ungarn“; Ethnol. Mitteil. aus Ungarn, III, 1893, S. 8, Separatum 1—24; dann Halaváts Gy., „Miskolz városa földtani viszonyai“, F. K. XXIV, S. 18—23; idem: „Zum paläolithischen Funde von Miskolz“, M. A. G. XXIII, S. 92. — „Globus“, Bd. LXIV, S. 84. — L'Anthrop., V, 1904, S. 78.

drucken ließ. Er lautet: „So viel ist zweifellos, daß der paläolithische Fund unter dem Alluvium lag."

Halaváts wendet sich mit einer Art von Vehemenz gegen diesen Satz und stellt die Behauptung auf, v. Róth habe in seinem Gutachten das Diluvium in Zweifel gezogen und nur ein Altalluvium zugegeben. Um dies klarzustellen, gebe ich hier das etwas verkleinerte Faksimile jener Skizze, welche v. Róth ursprünglich für mich entworfen und eigenhändig mit Schrift versehen hat und worauf auch zwei Angaben

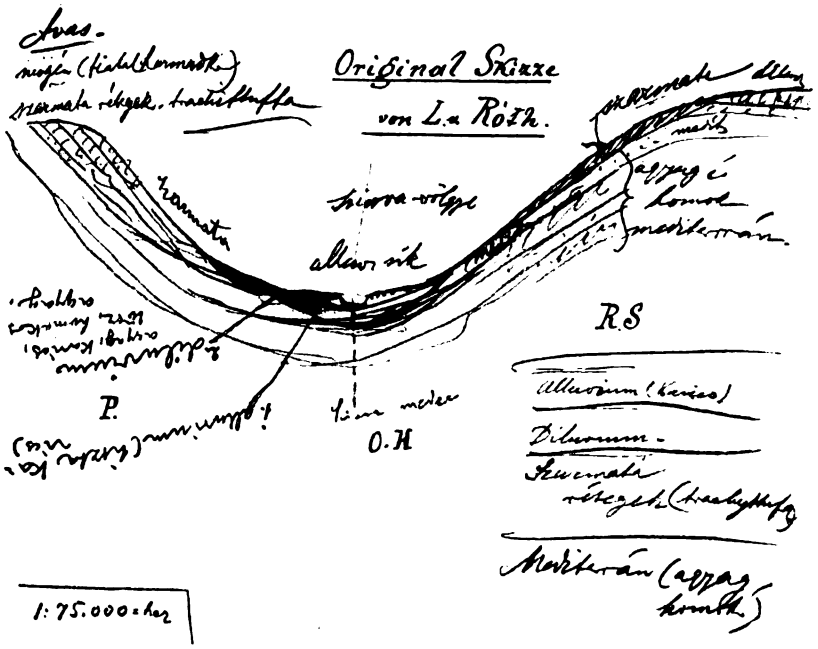


Abb. 1.

des seither verstorbenen Dr. Pethő eingetragen sind, der gegenwärtig war und durch jene Einzeichnungen jedem Irrtume vorbeugen wollte *(P)*. Von mir stammt nur die Bezeichnung des Bettes des Szinvabaches *(O. H.)*.

Der wichtigste Teil dieser Skizze ist die von Róth entworfene Schichtenfolge *(R. S.)*.

In dieser Schichtenfolge ist der oberste Strich die Erdoberfläche, dann folgt das „Alluvium (*kavics* = Schotter); dann das Diluvium; dann die Sarmatischen Schichten (Trachittuff); endlich das Mediterran (Lehm, Sand)".

Pethős Präzisierungen besagen: „1. Alluvium (reiner Schotter); 2. Diluvium (Lehm, Schotter, Löß, sandiger Lehm)"; die Eintragung erfolgte auf Grund der Explikationen v. Róths und in dessen Gegenwart. Der Terraindurchschnitt, welchen ich in M. A. G. XXIII, 1893, S. 81, gegeben habe, folgt genau der v. Róth'schen Skizze, wie sie das Gutachten des Herrn v. Róth als Ergebnis seiner unmittelbaren Forschung enthielt, die er in Miskolcz im Interesse der Wasserversorgungsfrage durchgeführt hatte.

Ich wäre also eigentlich vollkommen berechtigt gewesen, auf Grund des Original-Gutachtens v. Róths das Diluvium als jene Schichte anzusprechen, in welcher der Fund gemacht wurde.

Erst als ich den auf die v. Róth'sche Skizze begründeten Terraindurchschnitt, fertig gezeichnet, produzierte, erfolgte der Einspruch Halaváts', und zwar einzig und allein auf Grund einer Zigarrenschachtel voll Lehmes, der mir aus dem Keller des Bársony-Hauses gesendet wurde. Halaváts kannte damals weder den Fund noch die geologischen Verhältnisse der Stadt Miskolcz. Er stützte sein freiwilliges Gutachten auf den vorgezeigten Lehm, welcher, wie er meinte, „hundsgemein — *komisz* — durchgewaschen und mit Sand versetzt" sei, mithin nicht diluvial sein könne, und meinte ferner, daß paläolithische Funde aus Ungarn nichts neues wären, nachdem er aus dem „Banat" dem ungarischen National-Museum kistenweise paläolithische Funde eingesendet habe, „worin auch Hirschgeweihe vorhanden waren".

Hinsichtlich des Lehmes bemerke ich, daß derselbe der Oberfläche des Kellerbodens entnommen war, welcher gestampft und mit Sand vom Flusse Sajó, also einer anderen Region entstammend, überdeckt wurde, wie dies bei allen besseren Bauten in Miskolz üblich ist, daß also hier von keiner Durchwaschung im geologischen, sondern nur von einer Vermengung im industriellen Sinne die Rede sein kann. Auch bemerke ich, daß Halaváts auch bei der späteren Aufnahme der geologischen Verhältnisse den Fundort selbst nicht besuchte; Prof. v. Lóczy war der einzige Fachmann, der dies getan und eigenhändig eine Grube von — angeblich — 30—40 *cm* Tiefe gegraben hat, ohne etwas über das Resultat zu publizieren.

Was die paläolithischen Schätze aus dem „Banat" anbelangt, so wußte von diesen die Leitung der archäologischen Abteilung des ungarischen National-Museums absolut nichts, und was mir als Gabe von Halaváts vorgezeigt wurde, war in allen formalen Elementen neolithisch. Es ist ja auch nicht vorauszusetzen, daß Männer, wie der Leiter der archäologischen Abteilung des ungarischen National-Museums, Prof. Hampel, und sein Stab, über „Kisten voll paläolithischer Schätze" schweigen sollten.

Herr Halaváts tat hierauf in der Generalversammlung der ungarischen Archäologischen und Anthropologischen Gesellschaft vom 28. Februar 1893, als Prof. Hampel den Fund von Miskolcz anzeigte, den Ausspruch, „daß er die Zugehörigkeit des Fundes zum paläolithischen Zeitalter bezweifle".[1]) Herr Halaváts kehrte sich nicht daran, daß man die Zugehörigkeit eines Fundes zum paläolithischen Zeitalter auch dann aussprechen kann, wenn der Fundort und sonstige Umstände unbekannt sind, weil hier auch Form und Technik entscheiden, die ja auch mich geleitet haben, und daß es eine besondere Frage ist, zu bestimmen, ob der Punkt des Fundes geologisch dem paläolithischen Zeitalter entspricht, worüber wir eigentlich streiten. Um der Zeitfrage ein für allemal ein Ende zu machen, mögen hier die Worte von Prof. Hoernes stehen, welche er in seinem ausgezeichneten Werke über den Fund von Miskolcz niederschrieb, als er den Einwurf Halaváts', die Schichte des Fundes sei vom Bache abgesetzt, mithin alluvial, wie folgt, entkräftet: „Damit ist allerdings dem Alter der Steinwerkzeuge nicht endgültig präjudiziert, da sie ja Transport in jüngerer Zeit erfahren haben können" und weiter: „Die Form der beiden großen Stücke ist ausgesprochen paläolithisch".[2])

Die eigentümliche Energie, womit Herr Halaváts seinen Standpunkt vertrat, und meine Entgegnungen machten dann Herrn v. Róth wankend und bewogen ihn — wie es scheint, auch *„propter bonum pacis"* —, sein schon abgegebenes, mit einer Terrain- und Schichtenskizze unterstütztes Gutachten dahin abzuändern, daß der Fund im „Altalluvium" gemacht worden sei. Da nun das „Altalluvium" jedenfalls unter

[1]) „Arch. Értesitő", XIII, 1893, S. 177.

[2]) „Der diluviale Mensch in Europa", S. 147.

dem Alluvium zu liegen käme, so war mein Ausspruch, der Fund sei unter dem Alluvium gelegen, wieder der Wahrheit entsprechend; ob aber auch der Wirklichkeit, das mögen jene entscheiden, die berufen sind, über Alluvium und „Altalluvium" zu urteilen.

Infolge dieser Schwankung entstand die Ansicht, welche Prof. v. Török in seiner zitierten Abhandlung vertrat. Er wußte nicht, daß v. Róth, den er als den „einzig kompetenten Fachmann" betrachtet, die Schichte ursprünglich als eine diluviale *sans phrase* bestimmt hatte, und nahm die modifizierte Bestimmung, daß die betreffende Lehmschichte „nur wahrscheinlich eine diluviale sei", als ursprüngliche, der unmittelbaren Forschung entstammende an, und dieses bewog ihn, uns darüber zu belehren, wie die Erdschichte, welche die Artefakte oder Knochen umschließt, beschaffen sein müsse, damit man die Gleichalterigkeit beider sicher anzunehmen vermöge. In einem der nächsten Abschnitte führt er aber auch aus, daß die Entscheidung, ob „die prähistorischen Objekte mit der betreffenden Erdschichte gleichalterig sind oder nicht, in allen Fällen höchst schwierig, in vielen aber geradezu unmöglich ist".[1]) Hinsichtlich des Fundes von Miskolcz führt er eine Reihe von Kriterien an, welche sich auf Intaktheit der Schichten beziehen und bis zur chemischen Analyse der Krusten, der Glasur usw. erstrecken, und gelangt dann zu folgendem Schlusse (S. 8): „Aus allen angeführten Momenten geht ganz unwiderleglich hervor, daß das diluviale Alter der drei Steinäxte gar nicht erwiesen wurde und auch nicht mehr erwiesen werden kann ..... da jeder Beweis der Intaktheit der betreffenden Lokalität fehlt"; das gilt nämlich auch für den Fall, wenn die betreffende Schichte, die aufgewühlt wurde, „ganz bestimmt eine diluviale wäre". Überdies führt Prof. v. Török aus, daß die primitive Zubereitung der Steinäxte an und für sich noch keinen sicheren Beweis für das diluviale Alter derselben liefern könne.

Ich habe den Eindruck, daß v. Török in der Aufstellung der Bedingungen und Kriterien zu viel fordert und daß, wenn wir in „jedem einzelnen Falle", wie Prof. v. Török verlangt, seine sämtlichen Kriterien anwenden wollten, das Materiale, worauf Mortillet und neuerdings Rutot[2]) sein System basierte, sehr bedeutend vermindert werden würde, mithin auch jenes, worauf Hoernes seinen „Diluvialen Menschen in Europa" fundamentiert hat. Ich verweise hier nur auf das klassische Sommetal, dessen hochwichtige Funde ja auch nicht in der intakten diluvialen Schichte und auch nicht auf dem ursprünglichen Punkte liegen und doch als vollgültig angenommen werden, eben weil in den Erfahrungswissenszweigen — und ganz eminent in der Frage des Urzustandes des Menschen — auch der zusammengesetzte Beweis zulässig ist und bleiben muß, schon aus dem Grunde, weil ja die Entscheidung der Gleichalterigkeit der Schichte und der menschlichen Reste oder Artefakte nach Prof. v. Török „in allen Fällen höchst schwierig, in vielen Fällen aber geradezu unmöglich ist", worunter offenbar der direkte, unmittelbare Beweis gemeint ist. Niemand weiß es aber besser, als eben Prof. v. Török, daß uns in Fragen der prähistorischen Artefakte heute auch schon gut charakterisierbare Industrien leiten und eben dort aufklären, wo uns die Geologie im Stiche läßt. Ich werde diese kleine Abhandlung mit dem Versuche eines zusammengesetzten Beweises beschließen.

Zunächst will ich noch einer vortrefflich belegten Äußerung gedenken, welche Herr Prof. Béla v. Posta in einem öffentlichen Vortrage im ungarischen National-

[1]) L. c. Note 1, S. 6.

[2]) Török, A. v., Referat über Rutots, A., „L'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme" in „Bull. de la Soc. Belge de Geologie usw.", Tom. XVII. Bruxelles 1903.

Museum abgegeben hat. Der Vortrag blieb zwar ungedruckt, das Konzept desselben wurde mir aber durch Prof. Posta zur Verfügung gestellt, wofür ich besten Dank sage. In seinem Vortrage schilderte Prof. Posta die drei Perioden des Steines, der Bronze und des Eisens und ihre Denkmäler in Ungarn. Hinsichtlich der Steinzeit sagt er: „Bei der Forschung nach deren Ursprung bleibt unser Blick auf drei mandelförmigen, roh zugeschlagenen Steinäxten haften, welche in Miskolcz gefunden wurden und welche O. H. in die Wissenschaft eingeführt hat. Der Fund schien ein erratischer zu sein und es wurde vielfach die Meinung aufgeworfen, daß derselbe durch Transport und erst spät nach seiner Erzeugung an den Ort gelangt sein konnte, wo er gefunden wurde. Ähnliche Steingeräte wurden nämlich in großer Anzahl in Südfrankreich gefunden und als höchst charakteristische Werkzeuge des diluvialen Menschen erkannt, welche schon für bestimmte Zwecke aus Stein geformt wurden und in der Literatur nach dem bedeutendsten Fundorte als Chelles-Typen angeführt werden."

Abb. 2. Steinaxt aus dem russischen Gouvernement Oloňec. Sammlung Poljakov.

„O. H. bestimmte den Typus richtig, auch die Folgerung ist richtig, wonach das Gebiet des heutigen Ungarn, wenigstens dessen nördlicher und nordöstlicher Gebirgsteil, schon im Zeitalter des paläolithischen Menschen bewohnt war, denn der Fund von Miskolcz erscheint nur dann erratisch, wenn wir das Gebiet Ungarns politisch begrenzt nehmen; sobald wir aber den Zusammenhang mit Nachbarländern in Rechnung ziehen, ergibt sich eine Reihe von Fundorten. Besonders wichtig sind in dieser Beziehung die Funde in den slawischen Provinzen des nördlichen Österreich, so jene aus Mähren, welche in den devonischen Kalkhöhlen (Žitny, Byčiskala) zum Vorschein kamen; ferner aus der Gegend von Krakau (Maszycka bei Ojcow). Der Fund von Miskolcz ist daher auf keinen Fall erratisch; höchstens kann man sagen, er bezeichne jetzt die südlichste Grenze eines zusammenhängenden paläolithischen Kulturrayons, welchen wir nach Nordosten bis nach Rußland ins Gouvernement von Oloňec verfolgen können, wo J. P. Poljakov an den Seen von Lača, Kumbaš und Kenvijero (?) reiche paläolithische Funde entdeckte."

So weit Prof. v. Posta, wobei zu bemerken ist, daß diese Funde bis zum Jenissei verfolgt werden können (vgl. Hoernes, „Der diluviale Mensch in Europa", S. 147).

Die Identität der Funde von Oloňec und Miskolcz in Form und Technik belegte Herr Prof. v. Posta durch Zusendung einer Photographie, welche er im Museum zu Moskau verfertigt hatte und welche eine Steinaxt aus der Sammlung J. S. Poljakovs darstellt (hier Abb. 2). Dieselbe ist 230 *mm* lang, 80·05 *mm* breit, Gewicht unbekannt; nach der Tabelle Prof. v. Töröks (l. c. S. 13) rangiert sie dicht hinter jener von Salisbury (Museum Blackmore, England), ist aber schmäler als alle in der Tabelle angeführten Exemplare, wo das schmälste 91 *mm* mißt, und zwar bei 236 *mm* Länge; Fundort St. Acheul (Coll. d'Acy). Das Beil von Oloňec ist nicht rein spitz- und nicht rein stumpfmandelförmig, es verläuft gewissermaßen gleich breit, um dann ziemlich jäh in eine abgestumpfte Spitze überzugehen; die größte Breite fällt näher zum spitzigen Ende, etwa ins erste Drittel der Länge. Die Schlagmarken sind, besonders gegen die Spitze, ausgesprochen conchoid. Im ganzen entspricht die Technik und, wie es scheint, auch das Material ganz jenen des Fundes von Miskolcz, besonders des spitzmandelförmigen Beiles desselben, dessen genaue Maße ich hier, wie folgt, anführe: Länge 237 *mm*, Breite 110 *mm*, Dicke 24 *mm*, Gewicht 0·591, woraus sich ergibt, daß das Beil von Miskolcz unter denen in der Tabelle v. Töröks das leichteste ist; in dieser Tabelle ist die Länge mit 238 *mm*, mithin um 1 *mm* höher angegeben.

Mein Einspruch[1]) gegen die Auffassung des Herrn Halaváts bewog diesen endlich, die Aufnahme der geologischen Verhältnisse der Stadt Miskolcz auch seinerseits durchzuführen, was gewiß dankenswert war. Wenn auch gegen mich geschärft, war die Spitze doch gegen den hartnäckig schweigenden Geologen v. Róth gekehrt. Das Resultat der Untersuchung erschien in den Schriften der ungarischen Geologischen Gesellschaft[2]) und wurde in der Ausschußsitzung dieser Gesellschaft am 8. November 1893 vorgelegt.

Nach der ganz kurzen hypsometrischen und orographischen Bestimmung, daß die Stadt 122 *m* ü. d. M. in der Ausmündung des Szinvatales in die Ebene und zum Teile auf dieser liegt, von über 200 *m* hohen Bergen flankiert wird, wovon die südlichen sanft abfallen, der nördliche Avasberg dagegen steil abstürzt, folgen die geologischen und paläontologischen Elemente, wie das Vorkommen von *Phragmites oeningensis A. Br., Carpinus grandis Ung., Salix varians Goep., Acer trilobatum A. Br.*, worauf Stur die Schichten als sarmatische ansprach,[3]) endlich die Bemerkung, daß ein südlicher Ausläufer des Avasberges *„Tüzköves"* = Feuersteinberg oder Ort genannt wird, wo tatsächlich der Feuerstein in Linsen- und Knollenform, von milchweiß bis schmutzigbraun variierend, zum Teile auch von geschichteter Struktur, vorkommt (was ja für den Fund eine Bedeutung hat). Dann gelangt die Aufnahme zur Bestimmung der Verhältnisse des Diluviums, wie folgt: „In der nächsten Umgebung von Miskolcz lagert das Diluvium auf den sarmatischen Schichten. Am schönsten aufgeschlossen tritt es in der Ziegelei des Eisenwerkes von Digosyör zutage, wo unten (neogen) gelber, feiner Sand, darüber, zirka 3 *m* mächtig, Gerölle vorkommt, bestehend aus abgerundeten Quarz-, Kalk- und Mergelstücken. Über der Geröllschichte ist eine Schichte zähen, gelben Lehmes, in der unteren Partie

[1]) „Arch. Értesitő", XIII, 1893 (1894), S. 186—188.

[2]) Halaváts, „Miskolcz város földtani viszonyai", vide Note 1.

[3]) Bekanntlich liegt der Fundort des paläolithischen Fundes von Miskolcz laut der geologischen Karte 1 : 75.000 der k. k. geologischen Reichsanstalt auf, resp. im Diluvium. Die Bestimmung rührt von Stur her und kann also nicht leicht genommen werden.

weißfleckig, oben gleichmäßig, mit Bohnerz und Mergelkonkretionen. Es ist dies jene diluviale Bildung, welche wir von vielen Punkten des großen Neogenbeckens von Ungarn kennen."

Dieses bezieht sich also auf das Tal der Szinva oberhalb des Fundortes.

„Diese diluviale Schichte kann dann bis in die Gegend der Keller — schon zum Avasberg gehörig — verfolgt werden, wo sie aufhört und der Sandstein zutage tritt, woraus schon ersichtlich ist, daß das Diluvium über dem Inundationsgebiete des Szinvabaches ziemlich hoch gelegen ist, oder daß der Bach sein Bett in der Jetztzeit viel tiefer eingewaschen hat. Längs des Avasberges fehlt dann das Diluvium am Abhange (?). Es findet sich aber im Sajótale von der Szinva durchschnitten, ferner am Akasztóbércz;[1]) dann **unter dem Avasberge,** also **unterhalb** des Fundortes von 1891, in Form einer aus dem Inundationsgebiete des Sajó sich erhebenden, etwa 7 *m* hohen Terrasse, welche gelegentlich von Eisenbahnbauten zum Teile abgegraben, daher gut aufgeschlossen wurde. Hier kamen dann die Reste von *Elephas primigenius, Rhinoceros tichorrhinus* und *Equus caballus foss.* vor." Ich füge hinzu, daß seither ebendort zwei riesige Stoßzähne des Mammuts zutage gefördert wurden, welche sich im neubegründeten Museum von Miskolcz befinden. Ehe ich weiterschreite, bemerke ich, daß Halaváts von den Bohrungen, die in der Nähe des Fundortes bewerkstelligt wurden, nur jene des Geologen v. Róth, die im ganzen 8 *m* tief reichte,[2]) nicht aber jene des städtischen Ingenieurs Adler vorführt, welche bis 28 *m* ebendort eindrang und folgende Schichtung nachweist:

Lehmiger Humus	1	*m*
Gerölleanschwemmung	4	„
Gelblich-grauer Lehm	4·50	„ [3])
Bläulicher Lehm mit glimmerigem Sand	1	„
Grauer, kompakter Lehm mit Lignitsplittern	1	„
Schlammiger Lehm	0·50	„
Reiner Sand	1·30	„
Bläulicher Kieselschotter	5	„
Gelber „	7	„
Blauer, schotteriger Sand	1·80	„
Grauer, lehmiger Sand	0·50	„
Sandiger Lehm	0·50	„
Tiefe des Bohrloches	28·10	*m*

Weiter sagt Halaváts: „Dort, wo — auf dem Avasberge — die reformierte Kirche und der Friedhof sich befinden, also aus der Lehne, springt eine Terrasse vor, welche sich etwas undeutlich gegen Osten fortsetzt, und zwar gegen die Felsöpapszer-Gasse. Da dieser Teil mit Bauten bedeckt ist, könnte man aus der Terrainkonfiguration leicht darauf schließen, daß diese Terrasse die Fortsetzung jener im Sajótale bildet. Dem ist aber nicht so. Die Gräber, wie ich mich an einem frischgegrabenen überzeugte, sind in sarmatischen Sandstein gegraben (!). In der erwähnten Gasse (also viel tiefer) wurden aus der Fundamentierung zweier neuer Häuser Sandsteine zutage gefördert. Diese künstlichen Aufschließungen überzeugten mich, daß die undeutliche Terrasse aus dem Sediment der sarmatischen Periode besteht, das Diluvium

[1]) Siehe meine Karte M. G. A XIII, S. 80.
[2]) Vgl. meine Abhandlung S. 81.
[3]) Nach Adler die Schichte des Fundes.

mithin nicht bis hieher reicht.“ Auf Grund dieser Aufnahme wird ausgesprochen, „daß auf dem Inundationsgebiete der Szinva nur rezente Sedimente zu finden seien und weder unter diesen Sedimenten, noch am Abhange des Avasberges irgend eine Spur des Diluviums vorhanden sei. Wenn eine da war, wurde sie von der Erosion längst fortgerissen.“

Mithin wäre zwischen dem oberen Diluvium — in der Ziegelei — und dem unteren — im Sajótale — ein Hiatus vorhanden, was aber nicht bedeutet, daß dort nie Diluvium war und vom oberen Diluvium Paläolithisches gerade durch die Erosion nicht in den Hiatus gelangen konnte. Doch davon später.

Vorerst habe ich über das Ergebnis beim weiteren Ausbau des Bársony-Hauses zu berichten. In der nämlichen Schichte — in Adlers Tabelle die dritte — wie 1891 kam unter vielen kleinen Feuersteinsplittern, die leider nicht aufbewahrt wurden, ein größeres Objekt (Abb. 3*a* Avers, *b* Revers) vor, das mir Herr v. Bársony verehrte.

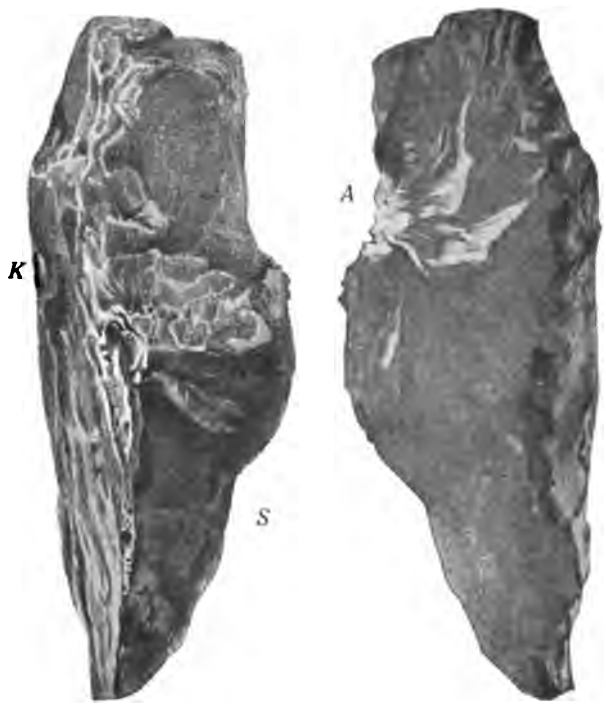


Abb. 3. Feuersteinobjekt vom Fundorte des Solutréen von Miskolcz.

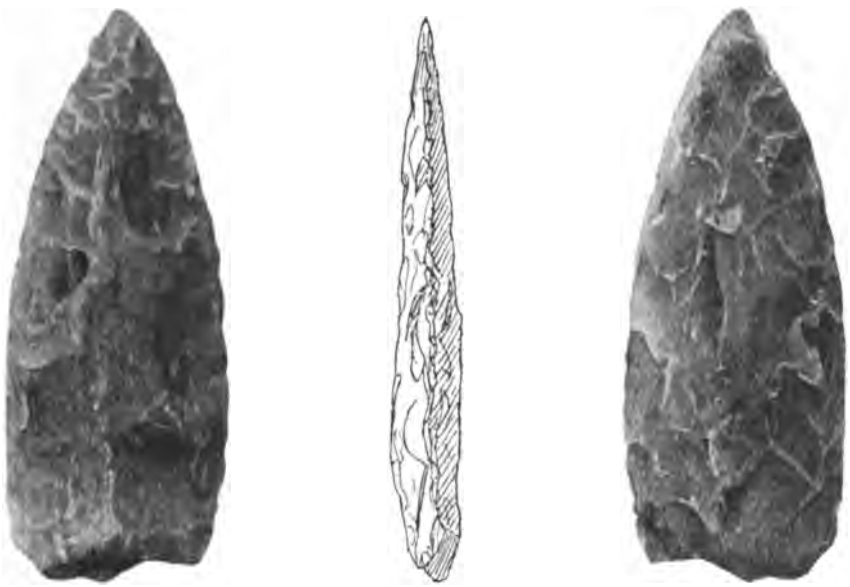
Das Material des Objektes ist jenem des stumpfmandelförmigen Steinbeiles des Fundes von Miskolcz ähnlich. Auf dem Avers ist eine Kruste *(K)*, ähnlich jener auf der Reversseite des spitzmandelförmigen Beiles des Fundes von 1891, welche eine gewisse Schichtung zeigt. *S* ist eine alte Absprengung, was das schöne Lustre bezeugt; keine Spur irgend einer Retouche; die Kante ist messerscharf und auch die Form erinnert im ganzen an ein Messer oder einen Schaber.

Auf dem Revers bemerkt man bei *A* die Schlagmarke des Spitzkrampens, womit der Arbeiter die Lehmschichte auflockerte. Der Schlag scheint von dem Objekte eine ganze Schichte abgesprengt zu haben, denn die ganze Fläche ist sichtlich von frischem Bruche. Die Voraussetzung der Absprengung einer Schichte vom Objekte ist dadurch begründet, daß kein Knollen oder Stück vorgefunden wurde, von welchem die Absprengung des Objektes selbst erfolgt wäre; dagegen kamen, wie schon oben bemerkt, viele kleine Splitter vor, die leider verloren sind.

Ich will mit keinem einzigen Worte behaupten, daß wir hier ein Steinwerkzeug vor uns haben, weil hiefür ein annehmbarer direkter Beweis nicht erbracht werden kann, aber in der Gemeinsamkeit des Fundortes resp. Vorkommens, in der Gleichheit des Materiales, in der Beschaffenheit der alten Schlagmarke sind hinlängliche Anhaltspunkte vorhanden, um von einer Zusammengehörigkeit dieses Stückes und der drei früher gefundenen zu sprechen.

Als ich mit der Abhandlung so weit war, daß ich die Schlußfolgerungen ziehen konnte, verschob ich dieses doch, weil ich sichere Aussicht hatte, nach Miskolcz zu gelangen und besonders die Avasterrasse in Augenschein zu nehmen, welche, wie wir oben gesehen, nach Halaváts aus dem Sediment der sarmatischen Periode oder Epoche bestehen soll. Aus meinen Studentenjahren, wovon ich einen Teil hier in Miskolcz verbracht habe, erinnerte ich mich aber genau, daß wir unsere besten runden Schleudersteine von den frisch aufgehäufelten Gräbern des Friedhofes auf dem Avas auflasen.

Am 4. August 1905 begab ich mich an Ort und Stelle und suchte den Turmwart — der auch Totengräber ist — auf, mit dem Ersuchen, mich zu einem frischen Sandsteingrabe zu führen. Der Mann sah mich groß an und meinte, solche Gräber



a *b* *c*

Abb. 4. Solutré-Spitze von Miskolcz.

gebe es hier nicht, alle Gräber seien hier unten, d. h. auf der Terrasse, in „Haselnußerde" *(„Mogyorókövesföld")* gegraben; in der Tiefe von etwa 3 *m* beginne aber feiner, gelber Sand, was das Graben dann sehr leicht mache. Die Gräber sind, je nach Wunsch, oft 4 *m* und darüber tief, durchschnittlich $2^1/_2$ *m*. Auf die Frage, ob nur „Haselnußerde" und dann Sand vorkomme, meinte der Mann „ja, weil hier der Humus *(nyirok)* nicht vorkommt, in den anderen Totenäckern aber wohl".

Wir gingen nun zu frischen Gräbern; die Hügel bestanden durchaus aus „Haselnußerde", weil ja der aus der Tiefe ausgehobene Sand beim Schließen des Grabes zuerst an die Reihe kommt, mithin der Hügel aus der „Haselnußerde" aufgehäufelt wird. Die abgerundeten Haselnußsteine bestanden aus „Quarz, Kalk, Mergelstücken", also ganz jenen entsprechend, die Halaváts aus dem Diluvium der Ziegelei des Eisenwerkes Diósgyör anführt, und auch die Schichte ist hier wie dort zirka 3 *m*.

Auf die Frage, ob irgendwelche Altertümer ausgegraben würden, meinte der Mann, daß weder solche von Eisen, noch solche von Erz gefunden worden seien; zweimal habe er aber Feuersteine gefunden, der eine ist wie eine Lanzenspitze,

eigentlich ein „Pfeilstein“ *(nyilkő)*, der andere war „abgestumpft“; den ersteren besitze er noch, den anderen habe ein „Herr am Siebenbürgen“ mitgenommen. Er holte den „Pfeilstein“, eine schöne typische Solutréspitze, nebenan Abb. 4 *a—c*, (Avers, Revers und Seitenansicht). Dieselbe wurde in der Nähe des Turmes im Jahre 1901 beim Ausheben des Grabes der Frau Karl Hofmann in der Tiefe von zirka 1·30 *m* gefunden.

Ehe ich dieses Objekt beschreibe, gebe ich Aufschluß, wie es sich wohl mit dem „Sandsteingrab“ des Herrn Halaváts verhalten mag. Er erblickte ein fertiges Grab, sah eine Halde von Sand; gegen den Grund des Grabes sah er die durch die Arbeiter sorgfältig geglättete, gelbe Sandschichte als „Sediment der sarmatischen Epoche“ an. Eine andere Erklärung gibt es kaum. Es ist ja offenbar, daß der feine, gelbe Sand unter der Geröllschichte jenem entspricht, den Halaváts im Diluvium der Ziegelei vorfand. Von der Terrasse des Avas wurde also die zähe, gelbe Lehmschichte fortgeschwemmt und es blieb die 3 *m* starke „Haselnuß“-Schichte, darunter der gelbe, feine Sand (neogen). Somit ist der Hiatus zugunsten des Fundes von 1891 ausgefüllt. Mit anderen Worten: die Schichten der Terrasse sind der Rest des Diluviums; was fehlt, das hat — nach Halaváts' Worten — die Erosion längst fortgerissen. Unter diesem Reste des Diluviums, also am Fuße der Terrasse, erscheint auch hier der Sandstein, gerade so, wie dies Halaváts in der Gegend der Keller anführt (siehe oben).

Die Spitze vom Avas ist 74 *mm* lang, 29 *mm* breit, 9 *mm* dick, an beiden Längsseiten scharf und besteht aus gleichmäßig grauem Silex; gegen das Licht gehalten ist sie längs der Ränder und an der Spitze schön durchscheinend; Patinakruste ist keine vorhanden, wohl aber ein feines Lustre; das Stück ist am unteren Ende ungleich abgestumpft, von hier gegen die Spitze in schöner Kontur mehr lorbeerblatt- als spitzmandelförmig auslaufend;[1]) die ziemlich großen Schlagmarken sind chonchoid, besonders auf der Aversseite, gegen die Spitze zu, ist eine feine Retuschierung bemerkbar. Die ganze Technik und auch der Habitus entspricht im ganzen der spitzmandelförmigen Axt vom Jahre 1891, deren Miniature sie eigentlich sein könnte mit dem Unterschiede, den Prof. Hoernes richtig hervorhebt.

Und nun der zusammengesetzte Beweis, den ich trotz jener Worte des Prof. v. Török unternehme, wonach „wegen der vielen Möglichkeiten und Schwierigkeiten jede solche Beweisführung höchst problematisch bleiben muß“.

1. Alle kompetenten Fachmänner stimmen darin überein, daß Form und Technik des Fundes von Miskolcz von 1891 — jedenfalls auch des jüngsten von 1905 — dem klassischen Chelles-Typus entsprechen.

2. Das Diluvium wurde oberhalb des Fundortes von 1891 und auch unterhalb desselben, im letzteren die charakteristische paläontologische Fauna, bestätigt; die Reste des Diluviums kommen am Berge Avas unmittelbar über dem Fundorte von 1891 — darin das Objekt von 1905 — vor.

3. Die Zone der Fundorte Předmost-Miskolcz-Oloňec und weiter bis zum Jenissei schließt Miskolcz nicht aus.

4. Es ist sonach klar, daß um Miskolcz sämtliche Bedingungen vorhanden sind, welche zur Annahme berechtigen, daß die dem diluvialen Menschen zugehörigen, vorgefundenen Artefakte auch dem Punkte zugehören, wo sie vorkamen, was auch durch das Vorkommen des Materiales unterstützt wird.

[1]) Nach Prof. Hoernes hat „das Stück offenbar noch mehr vom echten Solutrétypus *à feuille de laurier* als die früher gefundenen großen und schweren Exemplare“. (Briefliche Mitteilung.)

5. Daß die durch Fluten oder Erosionen entstandenen Verschiebungen jenen analog sind, welche auch an klassischen Fundorten vorkommen.

Ich nehme auf Grund der geschilderten Umstände das Vorkommen des diluvialen Menschen um Miskolcz an; doch kann ich es nicht verschweigen, daß der Widerspruch, welcher zwischen den älteren österreichischen und jüngeren ungarischen Forschern hinsichtlich des Diluviums entstanden ist, eine unbefangene Superrevision der gesamten stratigraphischen Verhältnisse erfordert.

Nachschrift.

Erst als die Abhandlung schon revidiert war, erhielt ich vom Bürgermeisteramte der Stadt Miskolcz den gedruckten Bericht über die Wasserfrage, enthaltend das Gutachten des Geologen v. Róth vom April 1890, worin zu lesen ist: „Die betreffenden Vorberge und Hügel werden durch jungtertiäre Schichten gebildet . . . . . Auf diese jungen tertiären Schichten lagerte sich schließlich diluvialer sandiger Lehm.“ So viel und nicht mehr. Den wichtigen Aufschluß am südlichen Abhange, am nördlichen Ende der Ziegelei zwischen Miskolcz und Eisenwerk Diósgyör, hat Herr v. Róth nicht untersucht und sagt nur: „Die vom Abhange her abgeschwemmte Lehmschicht soll — wie ich erfahre — 3 *m* stark sein; darunter lagert eine Schotterschicht von unbekannter Stärke.“ — Pag. 13 und 14. Diese Elemente genügten allerdings nicht zur Entscheidung der Frage des Alters der aufgefundenen Steinwerkzeuge.

Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen.

Von Dr. **M. Murko** (Graz).

(Mit 8 Abbildungen im Texte.)

III.

Das Haus der Slowenen.

Bei der Verteidigung seines Begriffes „oberdeutsches Haus" gedachte Meringer[1]) auch „gewisser südslawischer Typen", wo der Herd der Küche verkümmert, indem man lernt, in dem Ofen der Stube von der Küche aus zu kochen. Zuerst muß der Terminus „südslawisch" sehr stark eingeschränkt werden. Ich weiß nicht, ob das Kochen im Stubenofen von Steiermark nach dem westkroatischen Zagorien hinübergreift; im Savegebiete bei Agram ist es entschieden nicht mehr der Fall.[2]) Die Nachricht ist also nur bezüglich der Slowenen unbedingt richtig. Für Krain verweise ich auf die Schilderung Frankes,[3]) die aber in folgendem eine Korrektur erfahren soll. Im untersteirischen Flach- und Hügellande herrscht ausschließlich dieser Gebrauch. Als ich Meringers Schriften zum ersten Male las und an die Zwischenglieder zwischen den deutschen Alpenländern und Bosnien denken mußte, klang es mir geradezu wie ein Märchen, daß auch die Slowenen die alpine Kücheneinrichtung, wonach nur auf dem offenen Herde gekocht wird, gehabt haben oder noch haben sollten. Besonders fiel mir dabei der über dem Herdfeuer hängende Kessel auf. In Wirklichkeit lebt jedoch diese alpine Kultur auch noch in den slowenischen Alpengebieten vom Bacherngebirge (am rechten Drauufer in Steiermark) bis zu den Julischen Alpen fort, wenn auch ausschließlich nur noch an den östlichen[4]) Abhängen des Triglav, wo sie im Wocheinertale, allerdings auch tief unten, studiert werden kann, so daß mir das bisherige vollständige Übersehen derselben auffällig erscheint.

Das Studium des Hauses der Slowenen bietet daher viel Interesse und verdient eine größere Pflege, namentlich von Seite der Einheimischen. Da ich im Laufe der nächsten Jahre wohl kaum zu einer größeren Arbeit auf diesem Gebiete[5]) kommen

---

[1]) Stell. d. bosn. H., S. 18—20.

[2]) Vgl. Zbornik za nar. život, I, S. 121, III, S. 110.

[3]) „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild", Kärnten und Krain, S. 396—402.

[4]) Wahrscheinlich auch an den westlichen.

[5]) Ich dachte ursprünglich überhaupt nur an eine größere Rezension der Meringer'schen Arbeiten über das bosnische Haus, weshalb ich bei meinen Reisen nicht an entsprechende Abbildungen (meine Skizzen genügen mir jetzt nicht) dachte und mir auch nicht die nötigen technischen Kenntnisse vorher aneignete.

werde, so teile ich hier die Hauptresultate meiner Studien mit, bei denen allerdings kein für unsere Zwecke wesentlicher Zug fehlen wird.[1])

Vor allem müssen wir wie bei den Kroaten und Serben auch bei den Slowenen einen vollständigen Dualismus in der Hauskultur konstatieren. Im südlichen Teile von Görz,[2]) am Karste und im übrigen Küstenlande findet man das romanische bzw. italienische Kaminhaus. Fälschlich schreibt Charuzin[3]) auch Innerkrain dem „italienisch-dalmatinischen oder adriatischen Typus" zu, indem er das Vordringen des Steinbaues und des Ziegel- oder Steinplattendaches als dafür charakteristisch ansieht. Die Verwendung des Holzes[4]) geht auch in allen übrigen slowenischen Gebieten, sogar in den waldreichen, bedeutend zurück. Dagegen ist es wesentlich, daß auch Innerkrain den Stubenofen, der überhaupt im Vordringen ist, besitzt; allerdings ziehen es die Leute noch vor, im Winter um das Feuer des niedrigen Herdes herum zu hocken, „von der einen Seite zu frieren, von der anderen sich anbrennen zu lassen, statt im Stubenofen zu heizen; es existiert schon hier die den südlichen Ländern eigene Abneigung gegen künstlich erwärmte Stubenluft". [5]) Eine interessante Parallele zu Montenegro!

Bei der überwiegenden Mehrheit der Slowenen ist also das oberdeutsche Küchenstubenhaus vorhanden. Auf diesen zweizelligen Typus gehen deutlich alle Wohnhäuser zurück, mögen sie nun eine Weiterentwicklung in horizontaler oder vertikaler (namentlich in Oberkrain)[6]) Richtung, durch Angliederung einer Stubenkammer oder von Zimmern und Kammern auf der Gegenseite der Stube, endlich durch Kombinationen dieser Möglichkeiten aufweisen. Dabei ist der Herdraum (véža in Krain, Görz, teilweise in Kärnten; lopa, lojpa, loupa [aus dem deutschen Laube] in dem südösflichen Teile von Steiermark, im ganzen Sanntale und im westlichen Bachergebiete, teilweise auch in Kärnten)[7]) gewöhnlich noch nicht zu einer Küche (kúhinja, kuhínja am Bachern) ausgebildet. Küche und „Vorhaus" oder „Flur", wie veža übersetzt wird, sind im Volksbewußtsein ein Raum, obwohl beide Teile selbst in ärmlichen Häusern gewöhnlich differenziert erscheinen. Beim Eintritte bemerkt man, daß ungefähr zwei Drittel der Flur und ein Drittel die Küche einnimmt. Der Küchenteil

[1]) Aus eigener Anschauung kenne ich den größten Teil von Untersteiermark und Oberkrain, speziell einen Teil des Bacherngebirges, die Sanntaler Alpen, den Südabhang der Karawanken und den Ostabhang der Julischen Alpen. Viele wertvolle Aufklärungen verdanke ich mündlichen und schriftlichen Mitteilungen der Kenner aller slowenischen Gebiete. Besonderen Dank schulde ich den Herren: Prof. Franz Hauptmann und stud. med. Fr. Jul. Hauptmann in Graz (über Heiligen Kreuz ober Marburg), Oberlehrer Korošec in Kropa (für die Führung in Koprivnik in der Wochein), Dr. J. Šlebinger in Laibach (St. Anna am Kriechenberge in den Windischen Büheln), Oberlehrer S. Viher in Saldenhofen und meinen Hörern Dr. J. Arnejc (Rosental in Kärnten) und Fr. Kotnik (Jauntal).

[2]) Das Grenzgebiet bildet ungefähr Tolmein (Tolmin), wo beide Typen gemischt vorkommen: der italienische als städtisch, der oberdeutsche im Gebirge (Mitteilung meines Kollegen Dr. K. Štrekelj).

[3]) Krestьjaninъ Avstrijskoj Krajny, S. 17.

[4]) Balkenbau kommt vereinzelt vor, Regel ist ein „durch Pfosten gefestetes Dielenhaus, welches innen und außen Mauerbewurf hat, verputzt und getüncht ist". Franke, „Österr.-Ungar. Monarchie", Kärnten und Krain, S. 402.

[5]) J. Franke, „Österr.-Ungar. Monarchie", Kärnten und Krain, S. 401.

[6]) Man benützt hier und auch sonst bei den Slowenen gern Anhöhen als Bauplatz, um ein Erdgeschoß für Keller, Aufbewahrungskammern und Stallungen zu gewinnen. (Vgl. Bosnien, Montenegro, Serbien.) Es ist bezeichnend, daß der rückwärtige (dieser wichtige Umstand wird bei Pleteršnik, Slovensko-nemški slovar s. v., nicht erwähnt) Hofplatz gorica (Berglein) auch dort noch genannt wird, wo die Umgebung des Hauses ganz eben ist.

[7]) Sonst bedeutet das Wort eine wirkliche Laube (vor Häusern oder anderen Gebäuden), Vorhalle (bei alten Kirchen). S. Pleteršnik, Slovar s. v.

ist nicht bloß durch den Herd und sein Zugehör, sondern auch durch ein Gewölbe (velb, dial. in Oberkrain velf)[1]) und durch einen tieferen Boden aus Lehm, Stein oder Ziegel charakterisiert, während der Flurteil manchmal oben noch ganz offen ist oder eine Holzdecke (strop, dile [dieses aus dem Deutschen entlehnte Wort bedeutet allerdings auch den ganzen Dachboden]) trägt, die häufig noch deutlich ihre spätere Herkunft (oft aus jüngster Zeit) verrät, mag sie noch so sehr verrußt sein, da der Rauchfang (raufank, rajfank, raufnik, rajfnik, rajfnk, rajfnjak, rajfnjek, rofenk — dimnik)[2]) auch erst eine Errungenschaft neuerer Zeit, häufig nur ein Resultat baupolizeilicher Vorschriften[3]) ist. Von einer „kuhnja" spricht man in Oberkrain ausdrücklich nur dann, wenn der betreffende Teil der ursprünglich die ganze Breite des Hauses einnehmenden „veža" durch eine Wand (pregrajena, zagrajena, prezidana, če bi bila vrata) oder zum mindesten durch einen Schwibbogen (šípovnik,[4]) wofür ich in Oberkrain auch šípovec [volksetymologisch angelehnt an šipek, šipkovec] und šipok — beides aus dem Deutschen — hörte) abgetrennt ist. In neuerer Zeit wird überall die Küche immer häufiger, wobei die erwähnte Abtrennung fast Regel ist. Das Festhalten an dieser Einteilung wird hauptsächlich dadurch bedingt, daß die Einheiz in den Stubenofen sich an oder neben dem Herde befindet; selten wird die Küche in einer geringeren Breite als der Flur hinausgebaut, so daß sie meist der Stubenkammer gleichsteht und manchmal als Zubau leicht zu erkennen ist;[5]) sehr selten wird sie auf die eine oder die andere Seite des Flures, der gewöhnlich einen Bretterfußboden aufweist, verlegt. Letzteres scheint in Kärnten üblich zu sein (wenigstens im Rosentale und in den größeren Bauernhöfen von Seeland). In Steiermark zwischen der Mur und Drau, wo immer eine besondere Küche vorkommt, wird dagegen an der ursprünglichen Einheit festgehalten, nur heißt hier der Flur priklet = Raum neben dem Keller (klet).

Der Herd[6]) (aus Ton, Ziegel oder Stein, Holzumrahmung sah ich in der Wochein öfters) befindet sich nur in Innerkrain in der Mitte der veža,[7]) bei den Weißkrainern

[1]) Ich habe in Oberkrain und im Sanntale auch eine hölzerne Decke über der Küche gesehen, aber diese Ausnahme ist selten. In Unterkrain südlich des Gorjanzgebirges ist sogar über dem Herde „das Vorhaus" nur „mit aufgeworfenem Flechtwerke" gedeckt, sonst zum Dachstuhle offen („Österr.-Ungar. Monarchie in Wort und Bild", Kärnten und Krain, S. 402). Dabei vom Einflusse des benachbarten Kroatien zu sprechen, wie es J. Franke tut, geht nicht an; wir haben es nur mit einem älteren Zustande zu tun, der sich in diesem slowenisch-kroatischen Grenzgebiete erhalten hat.

[2]) Das slowenische dimnik bedeutete in der Wochein (übrigens in der Form dimnjek aus dimnjak) ursprünglich einen auf den Dachboden führenden Rauchhut in der Form einer abgestumpften viereckigen Pyramide über einer bei der Ofenecke stehenden leva, auf welcher Holzspäne zur Beleuchtung brannten. In Unterseeland in Kärnten notierte ich mir „dimnjek" für „leva". Im Kankertale bedeutet dimnik das Küchengewölbe.

[3]) Ein Hausforscher wird auch deshalb mit Mißtrauen betrachtet. Als ich einmal in einem Dorfe der nächsten Umgebung von Veldes mit den das Mittagsessen kochenden (es empfiehlt sich immer, die Kochzeit zu wählen, weil sich da Fragen und Antworten von selbst ergeben) Töchtern lustig plauderte, stürzte der Hausbesitzer entsetzt mit den Worten herein: „Der Rauchfang ist dort!" Noch mehr wird man in unseren Tagen als Steuerbeamter gefürchtet.

[4]) Vgl. Pleteršnik, Slovar s. v.

[5]) Vgl. A. Charuzin, Krestьjaninъ Avstrijskoj Krajny, Fig. 15, 17, 18, Žilišče Slovinca, Plan 16, 18, 19, 20, 21, 25, 28, 29.

[6]) Slowenisch heißt der Herd gewöhnlich ognjíšče (in Oberkrain hört man häufig goniše) = Feuerstätte. Am westlichen Bachern hörte ich zid (Mauer); ich habe ein Zeugnis dafür auch aus dem Jauntale in Kärnten; Pleteršnik (Slovar) verzeichnet pozid aus dem Resiatale (Italien) und wohl auch vom Bachern, da Caf sein Material hauptsächlich dort gesammelt hat; das Wort ist auch im Gailtale üblich (s. u. Bünker).

[7]) Ein Informator sagte mir: In der Mitte der veža befindet sich die Küche (kuhnja).

(Beli Kranjci) in der Mitte oder bereits an der Wand, sonst aber überall und manchmal auch schon bei den Weißkrainern an einer Wand oder in einer Ecke, und zwar regelmäßig im Zusammenhange mit dem Stuben- oder Stubenkammerofen oder auch mit beiden zugleich, die also gewöhnlich vom Herde aus geheizt werden;[1]) nur selten ist die Einheiz vom Herde entfernt. Sogar in den oberkrainischen Senner- und Holzerhütten steht der Herd nicht immer frei und noch weniger ist seine Stellung gerade in der Mitte Regel.[2]) Der eigentliche Herd ist gewöhnlich viel breiter als der zur Einheiz gehörige Teil, was für jene Gegenden selbstverständlich ist, wo darauf noch wenigstens im Sommer gekocht wird, wie es in den höheren Alpengebieten fast Regel ist. Selbst bezüglich der Flachgegenden Oberkrains berichtet Franke[3]) falsch, daß „im großen grünen Ofen das ganze Jahr gekocht und Brot gebacken wird". Richtig ist vielmehr, daß im Stubenofen allerdings das ganze Jahr Brot gebacken, gekocht aber nur im Winter (gewöhnlich nach Allerheiligen) wird; das ist auch im oberen Sanntale und im Jauntale in Kärnten (bei Gutenstein) der Fall; bei den Weißkrainern kochen die reicheren Leute auf dem Herde, die anderen im Ofen, im Winter wird allerdings im Ofen gekocht; nur für das Sanntaler Hochgebirge und für Oberseeland (Zgornje Jezero) in Kärnten, welche Gegend kulturell und dialektisch[4]) zu Krain gehört, wurde mir ausdrücklich berichtet, daß am Herde immer gekocht, Brot aber auch hier in dem meistens der Erwärmung dienenden Stubenofen gebacken wird. Die Verkümmerung des Herdes, von der Meringer Notiz genommen hat, vollzieht sich daher stufenweise. Daß man selbst in waldreichen Gegenden das ursprüngliche Herdfeuer für die Erwärmung des Stubenofens im Winter auszunützen sucht, ist leicht begreiflich. Rücksichten auf Feuersgefahr, auf geringeren Holzverbrauch und schnelleres Sieden geben die Hausfrauen selbst als Gründe an, warum sie das Feuer auch sonst in den Ofen verlegen, manchmal noch ganz in die Nähe des Ofenmundes. Die Töpfe werden mit einer Ofengabel (burklja [aus furcula], auch als Plurale: burklje, burkljice, im Sanntale vile = Heugabel) zum Feuer gestellt, die schweren mittels einer Walze (valék, valec, valič, vałcek,[5]) valer Okr.) hineingeschoben. Eine teilweise Rückeroberung macht der Herd durch Einbürgerung des Sparherdes aus ähnlichen Gründen.

[1]) Instruktiv sind die Pläne in Charuzins Žilišče Slovinca: der Herd und die darauf befindliche Einheiz nehmen so viel Raum ein wie der Ofen auf den Plänen 9, 12, 13, 14, 15, 17; sind breiter als der Ofen auf den Plänen 19, 20, 22, 24, 30, 35; kleiner auf den Plänen 23, 28; der Herd mit der am Ende befindlichen Einheiz läuft längs der ganzen Küche auf den Plänen 25 I, 26, 27, (nur wird das eine Ende vom Viehfutterkessel eingenommen), nach der ganzen Breite 29 I; für eine alleinstehende Einheiz in den Stubenofen vgl. die Pläne 16 und 18.

[2]) Vgl. bei Charuzin, Žilišče Slovinca, die Pläne 1 - 4.

[3]) „Die österr.-ungar. Monarchie", Kärnten und Krain, S. 401.

[4]) Die Gegend von Ober- und Unterseeland in Kärnten (Bezirk Eisenkappel) ist für Kulturforscher und Linguisten höchst interessant: die Leute sagen direkt, daß man „in Kärnten" oder „bei den Kärntnern" anders spricht; sie selbst nennen sich „Kranjci" (Krainer) und sprechen „po kranjski", „nur Steuern zahlen sie nach Eisenkappel". Und doch gehörte dieser große Gebirgskessel nach den Aufklärungen des Herrn Landesarchivars Dr. v. Jaksch „wohl stets zu Kärnten"; zum mindesten verlaufen die Grenzen des Landgerichtes in Eisenkappel seit dem XVI. Jahrhundert genau so wie die heutigen Landesgrenzen im Westen, Süden und Osten. Die dialektische und kulturelle Verschiedenheit erklärt sich durch das große Verkehrshindernis, welches der Seeberg bildet, so daß sich der ganze Verkehr nach dem benachbarten Krainburg abwickelt. Von einer Beeinflussung dieses Separatismus durch das moderne Nationalitätengefühl, wie mir eingewendet wurde, kann hier keine Rede sein, denn dasselbe negiert jeden Provinzialismus, also auch das „Krainertum", und hätte am allerwenigsten im Laufe einiger Jahrzehnte den Bewohnern einen ganz oberkrainischen Dialekt, der sich von dem im Jauntale in Kärnten wesentlich unterscheidet, aufdrängen können.

[5]) Zbornik Slov. Matice II, (1900), 47.

Noch mehr scheint sich der Sparherd in Kroatien auszubreiten, wo er aber in die Stube verlegt und gewöhnlich nur im Winter benützt wird[1]) (auch schon in der südöstlichen Steiermark). Die ganz verkümmerte Herdbank heißt in Steiermark zwischen Mur und Drau kúmen, kómen (aus Kamin); auch am Ostabhange des Bacherngebirges kommt komen vor. In ähnlicher Bedeutung ist komin auch im kroatischen Küstenlande und in Trebarjevo an der Save (bei Agram) bekannt.[2])

Der über dem Herde hängende Kessel ist auch dort im Schwinden, wo noch offen gekocht wird. Immerhin ist in Oberkrain der Kessel noch allgemein im Wocheinertale. Die drehbare Kesselschwinge führt den schön gebildeten Namen vratílo[3]) (von vratiti, vrtêti, drehen). Der die Kette (veríge, kétina, ketna, dial. četna, kétovnik[4]), ketnáča in Soča (Görz) abschließende längere Haken heißt cigán (Zigeuner); manchmal wird dieser Name auch auf die ganze Vorrichtung zum Hängen des Kessels übertragen, namentlich wenn dieselbe auf dem Küchengewölbe, an einer Mauer oder auf einem Gestelle befestigt ist; in solchen Fällen hört man auch die Bezeichnung cъh d. i. cug (aus dem deutschen Zug), was mich darauf führt, daß auch cigan, c'gán fremder Herkunft und eine volksetymologische Umbildung ist. Im Vratatale (Nordabhang des Triglav) hörte ich auch, der Kessel hängt „na muši"; muša, Eselin, muš, Esel, stammen aus dem Italienischen (friaul. muš, it. dial. muso).[5]) Sonst ist der Kessel auch in Oberkrain im entschiedenen Rückgange. In Mojstrana sagte man mir, manche Häuser haben ihn noch, andere nicht. Jedoch in der nächsten Nähe eines solchen Kulturortes wie Veldes, in Zasip und Kupljenik, findet man den Kessel noch im fakultativen Gebrauche, allerdings meist nur in wohlhabenderen Häusern, wo er noch am größten Feiertage, zu Ostern,[6]) beim Schweineschlachten, bei Hochzeiten und Gelagen in Gebrauch gesetzt wird. Selbst bei den Weißkrainern dient der auf einer Kette (lanec) hängende und auf dem Gewölbe oder einem Gestelle befestigte Kessel bei Hochzeiten und ähnlichen Anlässen, während er sonst zum Kochen des Schweinefutters und für die Wäsche verwendet wird, wofür anderswo ein besonderer Kessel am oder neben dem Herde eingemauert ist. In den Sanntaler Alpen und im Bacherngebiete (sicher kann ich es nur vom westlichen[7]) behaupten) kommt der Kessel noch sporadisch vor, war aber vor Jahrzehnten viel mehr verbreitet;[8]) öfters hörte ich aber direkt, daß an diesem Gebrauche aus Kärnten geheiratete Frauen festhielten. Wenigstens in dem an Steiermark angrenzenden Gebiete ist er noch heute öfters vorhanden, auf den Almen regelmäßig. In Oberseeland

[1]) Vgl. Zbornik za nar. život III, 110, 115, 249–251, V; 182—183, 304.

[2]) Ib. V, 182; III, 250. Bei den Weißkrainern wird komín für zapeček (Ofenhöhle), wo sich Greise und Kinder wärmen, gebraucht. In Serbien heißt komin der moderne Rauchfang (Cvijić o. c. CX), ebenso in Bulgarien (dial. kuminka, Marinov, Zbornik za nar. umotv. XVIII/2, 12); im Gebiete des Kaminhauses ist jedoch die ursprüngliche Bedeutung bewahrt: ognišče je na komini (Vrbnik auf der Insel Veglia, Zbornik za nar. život V, 238—239); der Rauchfänger über diesem komin heißt bei den Kroaten und Slowenen napa (aus dem Romanischen: ital. triest. napa, friaul. nàpe, Štrekelj, Denkschriften der Wiener Akademie, L, S. 41).

[3]) Diese Bedeutung ist bei Pleteršnik (Slovar) nicht verzeichnet. Miklosichs vratovilo (Etym. Wb., S. 384), Weberbaum, erscheint mir sehr verdächtig.

[4]) M. Štrekelj, Letopis Matice slovenske za l. 1894, S. 18.

[5]) Pleteršnik, Slovar s. v., Štrekelj, Denkschriften L, S. 41.

[6]) Das Festhalten am Alten äußert sich in Veldes selbst auch darin, daß geweihtes Fleisch nicht mit Gabeln gegessen werden darf. Vgl. verschiedene ähnliche Weihnachtsgebräuche bei den Serben.

[7]) Eine Information lautete z. B.: na Pohorski planini od Mislinja naprej pri Sv. Lovrencu.

[8]) Eine Frau erzählte mir, daß sie vor 40 Jahren als Magd in Dobletina bei Nazarje in der Nähe von Praßberg noch im hängenden Kessel kochte.

(Zgornje Jezero) fand ich in einem alten Bauernhofe (Nr. 7), dessen großen Herd heute zwei Mietsparteien benützen, noch die Stelle, wo der Kessel hing, und endlich diesen selbst auf dem Dachboden.

Mit dem offenen Herde gehen auch gewisse Geräte einher, vor allem das Feuerroß und der Dreifuß. Für Feuerroß hörte ich die Namen: koza (Ziege), kozel (Ziegenbock), konj (Pferd), kobila (Stute), maček (Kater), zajec (Hase), die also alle auf Animalisierung hindeuten und neue Beweise für die Richtigkeit der darauf gegründeten Etymologien bieten;[1]) dazu kommt noch das aus dem Deutschen stammende Wort feuerrúnt (Feuerhund), das ich im oberen Sanntale von einem Schmied hörte. Der gewöhnliche Name ist koza, doch kann ich auch konj aus Görz, dem Sanntale und dem Bacherngebiete[2]) belegen. Andere Bezeichnungen sind: hlapec (Knecht), zglavnik (Kopfkissen)[3]), zaglâvnik und žezlovnik. Mit zglavnik bezeichnet man allerdings gewöhnlich einen Stein, der die Stelle des Feuerrosses vertritt und an Verbreitung zunehmen soll, „weil er nicht verbrennt"; an vielen Orten (Inner- und Unterkrain, speziell bei den Weißkrainern) werden die Holzscheite bloß auf einen Holzklotz oder ein größeres Scheit gelegt, wofür ebenfalls zglavnik[4]), auch zglavnják, gebraucht wird. Žezlovnik, welcher Name mir für Görz, speziell für Temnica bei Tolmin, nur für den eisernen Feuerbock bezeugt wurde, scheint dem Worte zglavnik nachgebildet zu sein und bietet einen Beweis, daß das Wort žezlo (Szepter) immerhin auch den Slowenen bekannt war.[5]) Als beachtenswert hebe ich hervor, daß ich bis auf žezlovnik alle übrigen Namen sogar auf einem verhältnismäßig so kleinen Gebiete, wie es das obere Sanntal ist, nebeneinander hörte.

Von den vielen Feuerböcken, die ich sah, waren die meisten vierfüßig, doch fand ich in Oberkrain auch öfters dreifüßige.[6]) Die Oberarme waren am Ende häufig verästet,[7]) der eine trug manchmal auch Löcher.[8]) Alle Feuerböcke waren auch verhältnismäßig klein und ohne jedes künstlerische Gepräge. Nur in Oberseeland (Nr. 7) sah ich neben dem „kleinen" noch einen „großen" künstlerisch verästeten Feuerbock. Figuren müssen immerhin auch angebracht werden, denn im Sanntale hörte ich für den Namen zajec (Hase) ausdrücklich die Begründung, daß der eine Teil dem Kopfe, der andere dem Busche des Hasen ähnlich sei.[9]) Ein Schmied (in Loke bei

---

[1]) Vgl. Meringer, Stell. d. bosn. H., S. 15, Zfdoe G. 1903, V. Heft, S. 12; die hier erwähnte Animalisierung als „Bär" (mečka) kann ich aus dem Donaugebiete in Serbien für das übliche prijèklad, preklad belegen (Trojanović, Star. jela i pića, S. 14—15, eine Abbildung s. Srp. Etn. Zbornik, V, 473); ebenso aus Bulgarien (Marinov, Sbornik za nar. umotv. XVIII 2, 38, die Abbildung zeigt einen dreifüßigen), wo man gewöhnlich einen Stein (základnik) dafür gebraucht.

[2]) Auch aus dem kroatischen Küstenlande.

[3]) Vgl. auch serbisch podglavač (Trojanović, o. c. 15), zglavac in Kroatien (V. Karadžić, Rječnik).

[4]) Auch zglavje, Zbornik der Slovenska Matica, 1900, S. 50; zglavnik in diesem Sinne ist auch in Kroatien bekannt. Zbornik za nar. život, III, 250. Das ein Holzscheit der primitivste Bock ist, erwähnt Meringer (diese „Mitteilungen", Bd. XXI, S. 135, Anm. 2) nach einem Berichte aus Rußland.

[5]) Pleteršnik, Slovar s. v., bezeichnet das Wort als Entlehnung aus den übrigen slawischen Sprachen.

[6]) Vgl. diese „Mitteilungen", Bd. XXI, S. 138, Fig. 166.

[7]) Vgl. ebenda Fig. 142, 154.

[8]) Vgl. ebenda Fig. 106, 156.

[9]) Die Abbildung eines montenegrinischen prijeklad, der deutlich einen Tierkopf zeigt, siehe bei Rovinskij, Černogorija II, 1, S. 439. Bei den Vasojevići versehen zwei Steine den Dienst, in reicheren Häusern findet man aber zwei eiserne, „die an den Enden den Kopf eines Löwen, Windhundes oder eines anderen Tieres tragen". Srp. Etn. Zbornik, V, 531.

Praßberg) erklärte mir, daß er Figuren nur anbringe, wenn sie gewünscht werden; im ganzen bekomme er aber Feuerböcke meist nur zum Umschmieden. In Oberkrain sah ich aber auch noch zwei Feuerböcke gleichzeitig beim Feuer.

Meringer[1]) protestiert gegen den Gebrauch des Ausdruckes „Rost" für Feuerbock, weil der Rost etwas ganz anderes ist. Immerhin muß schon im Volksmunde der Deutschen diese Verwechslung vorkommen, da sie auch zu den Slowenen überging; ich hörte im oberen Sanntale (Šmihel bei Praßberg) ausdrücklich, daß man Holz na rož lege, in Dobrovlje na železen grœšt (offenes ö),[2]) manchmal auf eine koza, und bei Neuhaus (Na Klancu) kannte ein Bauer nur den Namen rost. Solche Namensübertragungen, die ja auch mit einem Gebrauchswechsel einhergehen können, sind mir nicht auffällig, denn im Slowenischen wird der übliche Ausdruck für Feuerbock koza auch für den runden Dreifuß gebraucht, auf welchen Pfannen und auch Kessel gestellt werden. Überdies heißt koza auch ein im Ofen zum Schutze der Kacheln angebrachtes Gitter, so daß mir Frauen oft scherzend antworteten, sie hätten sogar zwei „Ziegen".

Alle Dreifüße, die ich sah, waren rund;[3]) der große, für langstielige Pfannen eingerichtete alpine Dreifuß, der in Bosnien ganz fehlt,[4]) scheint schon den Slowenen unbekannt zu sein. Für den Dreifuß finden wir außer koza und dem Diminutivum kozíca[5]) noch folgende, dem Dreifuße analoge Benennungen: trínoga, trinogáča, trinožnik, trinožka.[6]) Daneben sind sehr verbreitet in allen slowenischen Gebieten aus dem deutschen Dreifuße stammende Namensformen: trimfas, trempus, trimpus, primpus (Saldenhofen). Auch bei den kajkavischen Kroaten verzeichnet J. Belostenec in seinem Gazophylacium (Zagrabiae, 1740) trimpuz. Für das eingeschobene m hat Štrekelj[7]) gerade bei Fremdwörtern aus dem Deutschen mehrere Beispiele beigebracht.

Zum Aufstellen der Pfannen fand ich auch den deutschen Pfannhaber mit folgenden Namensformen: panhober, pajnhaber, pajnhober,[8]) pejnhaber, fonhaber. Mir ist er nur aus Sennhütten in Erinnerung geblieben, und zwar in der Form, wie sie Meringer als „Gackn", „Gack" auf einem Holzknechtherde zur Abbildung gebracht hat.[9]) Auch ein von mir gesehener Pfannhaber war aus Holz, doch wurde mir ausdrücklich gesagt, daß er aus Eisen sein sollte;[10]) mit einer Spitze kann er auch im Freien im Boden befestigt werden und den Pfannenstiel in seine Einschnitte aufnehmen.

Während so die deutschen Bezeichnungen zweier charakteristischer Herdgeräte auf einen innigen Zusammenhang der alpinen Kultur der Slowenen mit der der

[1]) Stell. d. bosn. H., S. 15.

[2]) Man könnte an das deutsche Gerüst denken, das zwischen Mur und Drau rœšt ergibt, doch wahrscheinlich liegt nur eine Kontamination vor.

[3]) Vgl. diese „Mitteilungen", Bd. XXI, S. 134, Fig. 151.

[4]) Meringer, V. H., S. 10.

[5]) Beide Wörter, sowie trinoga, bezeichnen auch eine Pfanne mit drei Füßen.

[6]) Pleteršnik, Slovar s. v.

[7]) Letopis Matice Slovenske 1896, S. 151 (lampa), 166 (tonf). Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. L, III, S. 11.

[8]) In einem Falle sprach die Frau nach einigem Nachdenken ajnhober, der Mann korrigierte sie aber mit pajnhober. Ein lehrreiches Beispiel, wie Fremdwörter entstellt werden können.

[9]) S. diese „Mitteilungen", Bd. XXIII, S. 144, 143.

[10]) Ursprünglich sind es jedenfalls verästete Hölzer; vgl. ähnliche Kesselhälter aus Montenegro (Vasojevići) in Cvijić's Atlas II, Taf. XLIV, namentlich Nr. 1.

Deutschen hinweisen, können wir auch ein umgekehrtes Beispiel für solche Wechselbeziehungen anführen. Bünker fand in den Ochsenhalterhütten und in den Holzknechtkramen am Millstättersee für eine als Schlafstelle dienende Bretterbühne (ohne Füße) den Namen Pograt'n, den er sich nicht erklären konnte.[1]) Slowenisch pograd (wörtlich Anbau; „Gerüst an der Wand" übersetzt sinngemäß Pleteršnik, Slovensko—nemški slovar) ist etymologisch und sachlich identisch. Auch bei den Slowenen ist pograd im Vergleiche zur postelja (in manchen Gegenden oder, Bett) minderwertig und kommt daher meist nur in Holzer- und Köhlerhütten vor, doch findet man ihn auch auf den Almen in schlechteren Hütten (ich selbst sah einen pograd für den Hirten in der Sennhütte am Südabhange des Stol).

Die Stube (hiša, izba) der Slowenen gibt nicht zu vielen Bemerkungen Anlaß. Im Gegensatze zu den Kroaten und Serben ist sie wie bei den Deutschen der übliche Wohn-, Speise- und Schlafraum; auch wenn eine Schlafkammer hinzutritt, bleibt mindestens ein Bett gewöhnlich in der Stube. In der dem Ofen gegenüberliegenden Ecke steht der viereckige Tisch (miza), in Krain und im Sanntale meist aus Ahornholz, was jene Reinhaltung, namentlich jene Weiße ermöglicht, die den Stolz der Hausfrau bildet. Immer hängt in dieser Stubenecke ein Kruzifix, an das sich rechts und links Bilder anreihen; früher waren es primitive Glasmalereien, jetzt nehmen Öldruckbilder überhand. Von einem eigentlichen Altare (oltar) hörte ich im Wocheinertale (in Koprivnik) und in Unterseeland in Kärnten, doch sind Ansätze dazu häufig, da man in vielen Gegenden zu Weihnachten Krippen (jaslice, betlehem) errichtet, oder die Zimmerecke während der Maiandacht (šmarnice) einen entsprechenden Schmuck erhält.[2]) Um den Ofen und an den Wänden, welche den Tisch einschließen, laufen regelmäßig Bänke (klop, pl. klopí). Der Stuhl (stol) ist gewöhnlich noch eine vierfüßige Bank ohne Lehne, Sessel (stol; žeselj, žecl aus dem Deutschen) finden immer mehr Verwendung, doch gibt es häufig (z. B. in Rosental und in Gutenstein in Kärnten, in manchen Gegenden Oberkrains) nur einen,[3]) der gewöhnlich den Ehrensitz des Hausvaters oder der Hausfrau (im Sanntale[4]) und bei Neuhaus), des Großvaters und Gastes (Gutenstein in Kärnten) bildet; zwei Stühle (žeselj) für den Hausherrn und die Hausfrau sah ich in einer Rauchstube am Bachern. Noch mehr kommt der Charakter des ursprünglichen Thrones im oberen Sanntale zum Ausdrucke, wo der einzige Sessel für den Geistlichen bestimmt ist, wenn er zum Versehen eines Kranken mit den Sterbesakramenten ins Haus kommt. Sogar der große viereckige Tisch spielt in den slowenischen Alpengebieten durchaus nicht jene dominierende Rolle, wie in den deutschen. In Oberkrain steht er noch öfters mehr zur Parade da und wird zum Essen nur an Sonntagen und bei festlichen Anlässen verwendet, sonst stehen aber übertragbare viereckige und auch runde Tischchen, die wir auch anderswo noch finden werden, in Gebrauch; ja ein eigentlicher Tisch kann in Oberkrain noch fehlen, da wir an seiner Stelle nur eine méntrga, méndrga, mintrga, mertenga, meltrga (sogar meutrga hörte ich in Oberseeland in Kärnten) finden,

[1]) Diese „Mitteilungen", XXXII. Bd., S. 240, 242, 244; das Wort kennt auch Schmeller, Bayer. Wb. I, 217, 986.

[2]) Meringer (V. H., S. 19 [265]) hebt mit Verwunderung hervor, daß er in bosnischen Stuben nie religiöse Gegenstände antraf. Immerhin hängen im Nordwesten (Türkisch-Kroatien) „in manchem Hause" irgend ein Heiligenbild, ein Kruzifix und Paternoster. Zbornik za nar. život, VI, 69.

[3]) Im Wocheinertale (in Češnica Nr. 81) erhielt ich die Aufklärung, daß es in der Stube nur einen Stuhl (stol) gebe; einst hatte man keinen, oder einen solchen mit einem Brette (dilja) als Lehne.

[4]) Der Familienvater sitzt hier auf der Bank so, daß er die Augen immer auf die Tür gerichtet hat. Ein Gast sitzt der Hausfrau zunächst auf der Bank (aus Brezje bei Praßberg).

die sonst dem älteren Backtroge (ničke, niške) entspricht und sprachlich und sachlich nichts anderes ist, als eine deutsche — Mehltruhe.[1]) In bezug auf den modernen Tisch bilden also die Slowenen einen interessanten Übergang zu Bosnien, wo derselbe in der Stube ganz fehlt.

Auch „der große grüne Kachelofen" ist im slowenischen Bauernhause noch nicht Alleinherrscher, ganz abgesehen davon, daß die großen (gewöhnlich der Ofenhöhe entsprechenden) flachen, allerdings oft ornamentierten Kacheln auch eine weiße oder grauweiße Glasur tragen können. Auch hier finden wir noch das Zwischenglied zwischen den deutschen Alpenländern und den kroatischen und serbischen Gebieten, denn „alte Öfen" mit ihren konkaven Kacheln (kahlja und kahla) sind in Krain, Görz, in Seeland in Kärnten und in den Sanntaler Alpen in Steiermark noch gar nicht selten, obwohl auch sie schwinden, weil sie „zu teuer" und „nicht mehr in Mode" sind. Allerdings hörte ich auch von einem Falle, daß im Logartale ein reicher Bauer einen neuen Ofen hinauswarf und den alten wieder aufbauen ließ. Abgesehen von der größeren Ausstrahlungsfläche, hatte der Ofen mit konkaven Kacheln manches Anziehende: man konnte sich in den Kachelhöhlen nicht nur die Hände bequem wärmen, sondern auch kleine Stritzeln backen, Äpfel und Erdäpfel braten. In Oberkrain und in Seeland in Kärnten sah ich einige Öfen, die auf einem viereckigen Unterbau nur aus konkaven Kacheln in der Form eines Kugelsegments aufgebaut waren,[2]) gewöhnlich findet man jedoch auf dem viereckigen Unterbau zuerst flache modle, modlce, modnice, modnce[3]) genannte Kacheln in 1—3 Reihen, während die konkaven „kahlje" im weiteren Aufbau (meist auch in 1—3 Reihen) vorkommen. Konvexe, darnach bučnice (buča = Kürbis) genannte Kacheln (daher auch bučna peč) sah ich in Saldenhofen (Vuzenica) im Bacherngebirge; bezeugt wurden sie mir auch für St. Lorenzen und Reifnig a. B., Heiligenkreuz ober Marburg (bučaste kahlje) und Gutenstein in Kärnten (in alten Häusern). Für diese abgerundeten Kacheln ist mir aus den verschiedensten slowenischen Gebieten der Name lonci, piskri = Töpfe bezeugt. In Koprivnik (Wochein) wurden mir die Reste eines alten Ofens als kleine Töpfe definiert (kahlje, ki so piskerci). Als ich eine Frau im Sanntale nach alten Öfen fragte, antwortete sie mir, sie habe noch „tiste piskre" (jene Töpfe) gesehen, einen zusammengestellten Ofen aber nicht mehr; eine andere Frau drückte sich aus, es habe Öfen „kakor piskri" (wie Töpfe) an mehreren Orten gegeben; daß man nicht mehr „piskri" habe, hörte ich auch in Saldenhofen am Bachern. Diese Ausdrücke, sowie kroato-serbisch lončići (kleine Töpfe = Kacheln) und bulgarisch grъnci (Töpfe = Ofen) bewahren also die Erinnerung an den von Meringer[4]) behaupteten Ursprung des Kachelofens.

Für das Ofengeländer hört man in den Alpengebieten neben der üblichen einheimischen Bezeichnung čelešnik, čelešnjak,[5]) die offenbar aus dem Deutschen stammenden Namen halter, galtre, gatrč, gartel[6]) (in Koprivnik). Auch dem alten Ofengeländer ist man abhold, weil es unbequem geworden ist und das Ungeziefer züchten soll. Für die auf der Decke hängenden Stangen hört man gewöhnlich

[1]) In Sulzbach (Solčava) sah ich eine solche „mentrga", auf die aber der Name des Backtroges (ničke) übertragen wurde.

[2]) Vgl. den von Meringer abgebildeten in diesen „Mitteilungen", Bd. XXIII, S. 139, Fig. 57, Bd. XXXIV, S. 175, Ia, Ib, IIa, II.

[3]) Pleteršnik führt nur modelnica an. Alle Formen gehen auf das deutsche „Model" zurück.

[4]) S. diese „Mitteilungen", Bd. XXVII, S. 225—234, Bd. XXXIV, S. 171—177.

[5]) Siehe die richtige Erklärung bei Pleteršnik.

[6]) Eine offenkundige volksetymologische Umdeutung nach dem deutschen Lehnworte gartel (Garten), vielleicht unter Einfluß von d. „Gatterl" (Zaun), wofür gatrč spricht.

die aus dem Deutschen stammenden Ausdrücke štange (auch štanjge), rante, lata; der einheimische Ausdruck ist glisti,[1]) doch hörte ich dafür in Oberkrain, Steiermark und Kärnten immer gliste (Eingeweidewürmer); gewöhnlich werden aber damit die meist starken Stangen über dem Küchenherde bezeichnet, auf denen Holz getrocknet oder Fleisch geräuchert wird.

In Oberkrain fehlt auch die „Ofenbrucken" nicht: pruka,[2]) in Soča (Görz) mit dem einheimischen Worte dešcíca (Brettchen) benannt; die Deminutive prukca, pručica, pručka hörte ich für „Schemel", prukca auch für Kinderstuhl. Ein einheimischer Ausdruck für „erhöhter Ofensitz" lautet zdič (hörte ich auch in Kärnten) oder ždič (vgl. Pleteršnik).[3])

Für einen Beleuchtungsgegenstand der deutschen Alpengebiete hat schon S. Trojanović[4]) auf eine Parallele aus Serbien hingewiesen. In der Stube neben der Tür war in der Höhe eines Meters eine Art oben und vorn offener hölzerner, mit Steinplatten ausgelegter Kiste angebracht, in der Kienholz (luč) brannte, daher die Bezeichnung lučara; der Rauch entwich durch eine viereckige oder runde Öffnung in der Decke.[5]) In den slowenischen Alpengebieten findet man in ähnlicher Lage in der Stubenwand einen ausgehöhlten Raum, der heute gewöhnlich zu einem Wandkästchen umgestaltet worden ist, in dem Lampen, Petroleum und ähnliches aufbewahrt wird; vor 50 Jahren haben darin noch Holzspäne (treske) gebrannt; heute wäre das verboten. Dieses Loch (luknja), wie sich einmal eine Frau ausdrückte, heißt in Oberkrain liéva, in Seeland in Kärnten dimnjek oder léva, in Rosental léva, im Gailtale liva, sonst in Kärnten kъbù oder kebù, d. i. kebèl, gen. keblà, ebenso in den angrenzenden Gebieten der Steiermark (z. B. in Bele Vode), im Sanntale (in Luče) koš. Von einer ähnlichen beim Ofen freistehenden Beleuchtungsvorrichtung im Wocheinertale (Koprivnik), nur dimnjek genannt, wurde bereits berichtet. Lêva leite ich von der Wurzel li—(gießen) ab, wofür s. lijevak, lijev, nsl. lij liv, p. lej Trichter[6]) sprechen. Begrifflich stehen auf derselben Stufe die Namen kebel (Schaff, asl. kъblъ, eine gemeinslawische Entlehnung aus einem wahrscheinlich althochdeutschen kubil) und koš (Korb). Sonst wurden die brennenden Späne von dem bekannten Spanleuchter[7]) (svečnjak, svečnik) gehalten.

Von einzelligen Wohnhäusern „ohne Küche und Vorhaus" bei sehr armen Leuten (kočarji) hörte ich aus der Umgebung von Friedau in Steiermark; in Dobova bei Rann gibt es alte Häuser (hiša), deren Herd- und Wohnraum (hiša) eine Laube (lojpa) und kamrca (Schlafstätte an Stelle der Küche, welche in neueren Häusern auftritt) vorgelagert sind, an die sich weiter eine Aufbewahrungskammer (hram oder zadnji stan) anschließt.

[1]) Pleteršnik, Slovar s. v. Um Ajdovščina in Görz hört man listnice; man könnte an lista, welches Wort Bünker aus dem Gailtale (s. u.) belegt, aus dem deutschen Leiste denken, doch hätte dieses lišta ergeben, das mir aus dem Gebiete zwischen Mur und Drau geläufig ist.

[2]) Bedeutet also nicht bloß „Kirchenstuhl, Kirchenbank". Pleteršnik, Slovar s. v.

[3]) Eine ansprechende Erklärung zid—ič (daneben zic aus zidec = das Mäuerl in wörtlicher und sachlicher Bedeutung) gab L. Pintar, Letopis Slov. Matice 1895, S. 50—51. Doch ist für ždič auch die Heranziehung von ždím, ždeti (hocken) nicht abzuweisen, denn aus dem Görzer Gebiete wurde mir ždečnik bezeugt.

[4]) Starinska srpska jela i pića, S. 13.

[5]) Vgl. lučnik in Novi-Pazar (Srp. Etn. Zbornik, V, 619).

[6]) Vg. Miklosich E. Wb., S. 168. Das Wort ist in dieser Bedeutung auch ins Magyarische übergegangen.

[7]) Vgl. Meringer, diese „Mitteilungen", XXIII. Bd., S. 148, Fig. 95; der Leuchter ist jedoch aufrecht zu stellen, so daß das Gewicht herunterhängt.

Keine geringe Überraschung brachten mir auf dem scheinbar ganz „oberdeutschen" Hausgebiete der Slowenen zahlreiche „Rauchstuben" gerade an der deutschen Sprachgrenze. Bünker hat solche „Herdhäuser", wie sie Meringer benannte, zuerst aus der östlichen Mittelsteiermark, besonders aus der Gegend von Vorau,[1]) und aus Millstatt[2]) in Kärnten beschrieben. Da der Begriff des „oberdeutschen Hauses" durch sie ins Wanken geraten könnte, so haben sich Meringer[3]) und Bünker[4]) auch mit der entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung derselben abzufinden gesucht.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähne ich gleich, daß die Slowenen selbst dimnica[5]) (=Rauchstube) eine solche Stube nennen, in der es tatsächlich raucht (gewöhnlich bis zur Mitte der Wände),[6]) da es darin keinen Kachel-, sondern einen großen Backofen (peč) mit vorgelegtem offenen Herde (zid = Mauer) zum Kochen gibt, und haben diesen Namen in manchen Gegenden auch auf das ganze Haus übertragen, das heute gewöhnlich auch eine von der „Laube" (lopa) aus heizbare Stube (hiša) mit einem Kachelofen, der nur zum Erwärmen dient, besitzt. Der gewöhnliche Ausdruck für das ganze Haus ist jedoch hram, genauer hišni hram zum Unterschiede von dem alleinstehenden štalni hram (Gebäude mit den Stallungen) oder bloß hiša und štala.

Ich hörte zuerst, daß es in St. Anna am Kriechenberge (an der Mur) noch vereinzelte „dimnice" gibt; dann erfuhr ich von ihrem Vorhandensein in Heiligenkreuz ober Marburg und erst 1903 von ihrer großen Verbreitung in den Gerichtsbezirken Mahrenberg, Windisch-Graz und Marburg (linkes und rechtes Drauufer), überhaupt im Posruck-[7]) und im ganzen Bacherngebiete (slow. Pohorje) bis zur Drann (Dravinja), das ja auch in geologischer Hinsicht eine Ausnahmsstellung einnimmt, da hier die Zentralalpen die Drau überschreiten. Daß auch in Kärnten an der Sprachgrenze (drei Stunden von Klagenfurt gegen Freudenberg) wenigstens vor Jahrzehnten „dimnice" vorhanden waren, wurde mir sicher bezeugt und ist auch nicht auffällig, wenn man das kräftige Fortleben dieses Hautypus am Millstättersee in Erwägung zieht. Heute sind sie noch im Miestale, wenigstens um Gutenstein, am Tolsti Vrh, vorhanden.

Die Rauchstube ist bei den Slowenen auch auf dem genannten, immerhin kleinen Gebiete nicht gleichmäßig verbreitet und entschieden im Aussterben. Im südlichen und noch mehr im östlichen Bacherngebiete ist sie schon sehr selten, am häufigsten an den beiden Drauufern in Steiermark, merkwürdigerweise an einer so alten Kulturstraße. In der Pfarre Saldenhofen (Vuzenica), wo ich die Rauchstuben aus eigener Anschauung kennen lernte, soll noch die Hälfte der Häuser diesem Typus angehören,[8]) der bereits 15 Minuten ober der nach Kärnten führenden Südbahnlinie studiert werden

---

[1]) S. diese „Mitteilungen", Bd. XXVII., S. 141 ff.

[2]) Ibid. Bd. XXXII., S. 30 ff.

[3]) Stell. d. bosn. H., S. 5 ff.

[4]) Diese „Mitteilungen", Bd. XXXII, S. 261 ff., namentlich S. 271—273.

[5]) In Heiligenkreuz ober Marburg dimanca, aus dimnca, dimnica. Ein Bauer in Saldenhofen gab mir folgende Definition: man sagt dimnica, weil es darin raucht und gekocht wird.

[6]) Einen Rauchfang gibt es in solchen Häusern nicht; der Rauch entweicht aus der Stube durch eine kleine Öffnung in der oberen Tür in die Laube, wo er mit dem Rauche aus dem Ofen der Kachelstube zusammentrifft und sich teils auf den Dachboden (die Laube ist manchmal nur halbgedeckt) verbreitet, teils den Weg durch die Haustür ins Freie sucht.

[7]) Als Scheidelinie zwischen dem Posruck und den Windischen Büheln (zwischen Mur und Drau) wird die Südbahn (Strecke Spielfeld—Marburg) betrachtet.

[8]) In der Großgemeinde Saldenhofen (Vuzenica, bestehend aus Vuzenica, Št. Vid, Št. Janž und Dravče) gibt es über 40 „dimnice".

kann und gegen die Velika Kapa bei Arm und Reich immer häufiger wird. In Št. Janž nad Dravčami (5/4 Stunden ober Saldenhofen) sah ich eine Rauchstube, deren Besitzer, ein äußerst gebildeter Mann, Zeitungen, darunter ein Tagblatt (slowenisch) hält. Heute würde jedoch niemand mehr eine Rauchstube bauen. Auch am linken Drauufer werden die Rauchstuben in den höher gelegenen Orten bei slowenischen und deutschen Bauern häufiger, aber selbst in Zelnitz (Selnica) vor Marburg sollen sie vor 20 Jahren noch die Hälfte aller Häuser ausgemacht haben. In Heiligenkreuz ober Marburg gehörten bis in die neueste Zeit die Winzer- und Bauernhäuser diesem Typus an. Doch aus den Windischen Büheln konnte mir Dr. J. Šlebinger nur noch drei Rauchstuben aus der Pfarre St. Anna (bei Kramar, vulgo „pri Belzarju" in Draženberg, zwei im Stainztale) und eine in der Pfarre St. Jakob (pri Jagrču) neben der Kirche nachweisen.

Man kann bei den Slowenen noch verschiedene Entwicklungsphasen der Rauchstube studieren. Prof. Koprivnik in Marburg erzählte mir, daß man in seinem Geburtshause in Št. Jungert na Pohorju (am südlichen Bachern) durch die Tür direkt

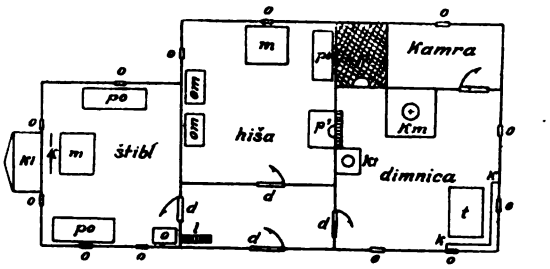


Abb. 1.

(Nach einer Skizze von Dr. J. Šlebinger.)

d dveri, Tür; *k* klop, Bank; *kl* Eingang in den Keller (klet) unter dem Stübel; *km* kómen, offener Herd mit einer Grube (jama), darüber ist eine etwas größere gemauerte Decke mit Eisen an die Bretterdecke der Rauchstube befestigt, in der Mitte der Rauchstube ist ein Rauchfang angebracht; *kt* kotel, Kessel; *l* lojtra na dilje, Leiter auf den Dachboden; *m* miza, Tisch; *p* peč, Backofen; *p*¹ peč, Stubenofen, der aus der Rauchstube geheizt wird; *po* postelja, Bett; *o* okno, Fenster; *om* omara, Kasten; *t* tobl = Tafel aus „Tafelbett", dient als Tisch und Bett.

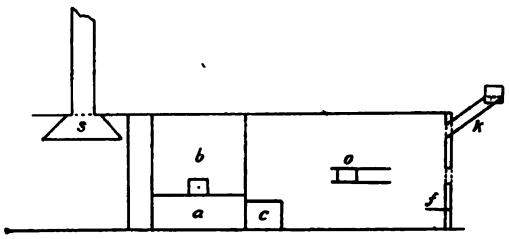
in die „dimnica" kam, hinter der es noch eine „shramba" (Aufbewahrungskammer) mit einer Stiege auf den Dachboden (na dile, in anderen Gegenden na jispo) gab. In diesem Hause war also nur der Herdraum ohne Stube (brez hiše) vorhanden. Dem Herdraume kann auch direkt eine Stube angegliedert werden, wie das am Millstättersee[1]) so häufig ist; bezeugt wird mir das für manche Rauchstuben in Heiligenkreuz, wo sich die Stube (štiblc) an den Backofen der Rauchstube anschließt. Interessant ist das Haus in St. Jakob, wo die auch aus der Rauchstube zu heizende Stube einfach die Stelle der Küche in den Küchenstubenhäusern vertritt, auch den ortsüblichen priklet als Flur zeigt und eine weitere Ausgestaltung durch eine Schlafkammer (štibl) ohne Ofen erfahren hat (s. Abb. 1).

An alle Rauchstuben, die ich selbst gesehen habe, gliedert sich eine lopa (aus der deutschen Laube) an. Nach dieser fand ich in Saldenhofen (Vuzenica, pri Hergoltu, Š. Vid Nr. 1) nur eine Speise- und Aufbewahrungskammer (špajzvelb!). Sonst bildet einen weiteren Zuwachs kahljasta hiša (Kachelstube), die auch direkt nova hiša (neue Stube), in Heiligenkreuz aber veliki štibl[2]) (großes Stübel) genannt

[1]) Diesen sollen auch einige Rauchstubenhäuser um Gutenstein gleichen, wie mich Fr. Kotnik versichert, der die Beschreibung Bünkers in diesen „Mitteilungen" gelesen hat.

[2]) Doch würde man auch hier kahljasta hiša und nova hiša verstehen. Um Gutenstein (Miestal) spricht man auch von einer boljša (bessere) hiša.

wird, welch letztere Bezeichnung ebenfalls dafür spricht, daß die Stube mit dem von außen heizbaren Kachelofen eine neuere Errungenschaft ist. Das kleine Stübel (mali štibl) ist in ebendemselben Hause (s. Abb. 2, 3, 4, vulgo Smolnik) in den größeren Teil der hinteren Laube hineingebaut, so daß wir also darin beide Arten des Zuwachses finden, die Abtrennung (kleines Stübel) und Angliederung (großes Stübel). Bei kleineren Besitzern findet man in dieser Gegend nur ein Stübel, das an den Ofen und die Rauchstube angegliedert werden, oder durch eine Laube getrennt oder in die Laube hineingebaut sein kann (Abb. 5). In der Umgebung von Gutenstein in Kärnten tritt manchmal zur „neuen Stube" noch eine Kammer (štiblc) hinzu. In Saldenhofen sah ich dagegen auch in reicheren Häusern auf der einen Seite der Laube



Zu Abb. 2.

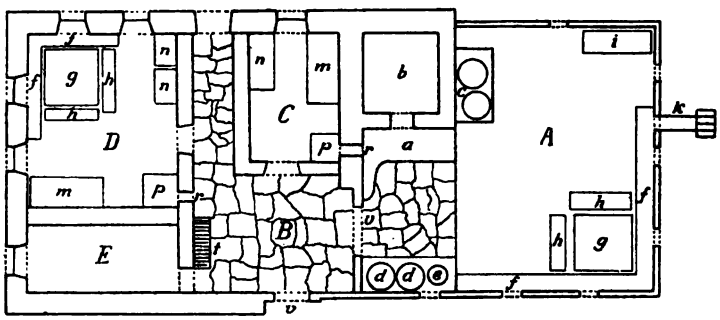


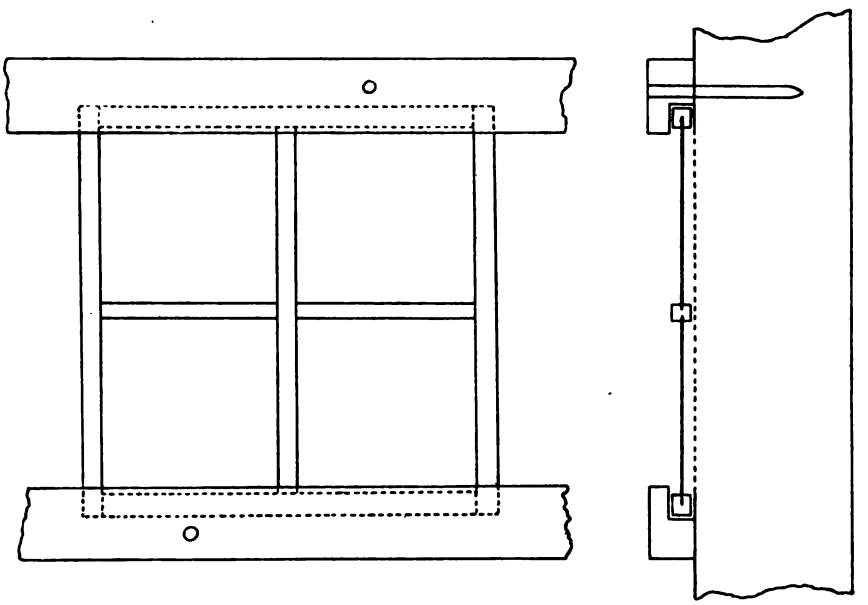
Abb. 2. Rauchstube (dimanca) des vulgo Smolnik in Heiligenkreuz ober Marburg a. D.
(Nach einer Zeichnung von Fr. Jul. Hauptmann.)

A Dimanca, Rauchstube; *B* Lopa, Laube; *C* Mali štibel, kleine Stube, *D* Velki štibel, große Stube; *E* Velb (sprich: Wölb), gewölbte Kammer; *a* zid, Herdbank, darauf ognjišče, Feuerstelle; *b* krušna peč, Backofen; *c* svinjski kotel, Schweinekessel; *d* škaf, Wasserschaff; *e* pominjak, Kaspelschaff; *f* klop, Bank (nicht transportabel); *g* miza, Tisch; *h* stol, bewegliche Bank (mit vier Füßen); *i* skobelnik, Hobelbank; *k* dimnik, Rauchfang; *m* posteljak, Bett; *n* omara, Kasten; *p* peč, Ofen (von außen zu heizen); *o* okno na smuk, Schiebefenster; *r* Heizloch; *s* Trichter zum Rauchfang; *t* štejge na dile, Bodenstiege; *v* dveri (auch duri), Türe.

nur die Rauchstube, auf der anderen nur die Kachelstube (s. Abb. 6, 7, 8). In einem Hause (pri Slabniku, Št. Vid Nr. 37) ist der Rauchstube ein štibl angegliedert, dient aber nur als Aufbewahrungskammer (hranilo), obwohl darin auch ein Ofen vorhanden ist, der aus einer vorgelegten zweiten Laube (diesen Namen hörte ich jedoch nicht) mit einer abgetrennten Küche geheizt wird. Alle diese Räumlichkeiten charakterisieren sich aber schon äußerlich als späterer Zubau.

In einem Hause (Matic Nr. 2) wurde aus der Rauchstube eine kuhinja (Küche), wo jetzt die Stelle des Ofens ein Sparherd, die des Herdes der Kessel fürs Schweinefutter einnimmt. In dieser Küche mit gestampftem Fußboden, von der noch immer gesagt wird, daß sie „mehr eine dimnica" sei, wird gegessen, geschlafen aber in der kahljasta hiša, links von der lopa. Von einer Umwandlung des offenen Herdes einer dimanca in einen Sparherd wird mir auch aus Heiligenkreuz berichtet.

Häufig muß jedoch die Rauchstube ganz neuen Häusern Platz machen. Meist verbreitet sich jener „oberdeutsche", bei den Slowenen überwiegende Typus, in welchem die Laube zugleich die Küche enthält, wie ich selbst in Saldenhofen beobachtet und über Gutenstein in Kärnten in Erfahrung gebracht habe, wo aber auch der ursprüngliche Zustand erhalten ist, nämlich ein Herdraum, genannt kuhinja (Küche), ohne Laube. Dabei ist beachtenswert, daß sich die Terminologie der Rauchstube teilweise erhält. So hörte ich in Saldenhofen (bei Pogač) für den ungedielten Teil der lopa den Namen pečka (kleiner Ofen), wie der tiefer liegende Teil des Bodens vor dem Herde in Rauchstuben genannt wird; daneben wird allerdings auch schon die Bezeichnung der Küche (kuhinja) für die ganze (noch nicht abgetrennte) Abteilung gebraucht. Der offene Herd heißt zid wie in den Rauchstuben. Überhaupt



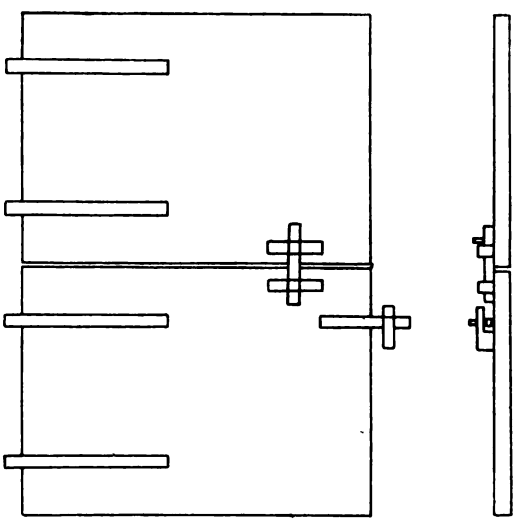
Ansicht von innen. Seitenriß.

Abb. 3. Schiebefenster (okno nagsmuk). (Detail zu Abb. 2.) 1:8.

erfreuen sich die Rauchstubenhäuser eines traditionellen Ansehens. Ich war ganz überrascht, als ich in Saldenhofen neben Mrak's Rauchstubenhaus für ein schönes, ganz modernes (mit lopa, auf der einen Seite hiša, auf der anderen kuhinja mit einem Sparherde und štiblc) gemauertes und mit Ziegeln gedecktes Haus die Bezeichnung für elende Hütte bajta hörte, allerdings mit dem Attribut zidana (gemauerte). Offenbar hängt diese Benennung damit zusammen, daß die Auszügler gewöhnlich kleine und schlechte Hütten neben dem Hauptgebäude erhalten. In Saldenhofen ist allerdings dieser Name für Häuser, die nicht Rauchstuben sind, allgemein üblich, während weiter in Ribnica und St. Lorenzen der Ausdruck koča (auch kleines, meist elendes Haus, s. u.) vorherrscht. Man sieht, daß hier in den Bergen den neuen fortschrittlichen Haustypus Auszügler und ärmere Leute zuerst verbreiten.

Der ursprüngliche Umfang der Rauchstubenhäuser ist häufig noch daran zu erkennen, daß die Rauchstube aus Holz gebaut, die Kachelstube aber gemauert ist (vgl. Abb. 2). Für die Altertümlichkeit dieses Haustypus sprechen noch einige Umstände. In Saldenhofen gibt es in den Rauchstuben keine Bilder, nur ein Rosenkranz hängt in der Ecke fast eines jeden Hauses. Um Gutenstein in Kärnten findet man allerdings schon alte

Glasmalereien, wie sie früher auch in anderen slowenischen Bauernhäusern üblich waren. Mit dem Vieh war man in den Rauchstuben entschieden mehr vertraut als in den Häusern des oberdeutschen Typus. Dafür sprechen die Hühnerkotter, die noch in den vorgeschrittensten Rauchstuben unter den Ofen- und Tischbänken vorkommen. Für die Umgebung von Gutenstein wurde mir bezeugt, daß ein am Hergebrachten festhaltender Bauer noch Schweine in der Rauchstube hatte; seinerzeit hatten Schweine überhaupt darin ihren Futtertrog und auch die Kühe kamen mittags zum Melken dahin. Der Fütterung der Schweine in der Rauchstube diente offenbar einst auch ein großer steinerner Trog (korito) mit der Jahreszahl 1826, den ich in Saldenhofen in einem Hause (pri Slabniku) als pomišnik, also in der Rolle des Spülichtkessels (auch aus Stein) anderer Häuser sah.



Ansicht von innen. Seitenriß.

Abb. 4. Türe (dveri, duri). (Detail zu Abb. 2.) 1:30.

Die Rauchstube ist, wie gesagt, bei den Slowenen auf die deutsche Sprachgrenze beschränkt, aber selbst da nicht auf die ganze, denn in Steiermark ist sie am rechten Ufer der Mur (nach ihrer Wendung nach Osten) nur noch in einigen Exemplaren vorhanden; in Kärnten scheint sie im östlichen Teile verbreitet zu sein, im Rosen- und Gailtale ist sie gar nicht bekannt. Merkwürdig klingt eine Nachricht des Gailtalers M. Majar aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In der Beschreibung seiner Reise bei den Slowenen in Venezien rühmt er die Reinheit der Kaminhäuser in San Pietro degli Schiavi im Vergleiche zu den „sogenannten deutschen Rauchstuben" (er bildet dafür den slowenischen Ausdruck „dimnjače").[1] Ich fand den hier vorausgesetzten Unterschied zwischen Kärntner Slowenen und Deutschen nicht glaubwürdig, doch J. R. Bünker[2] belehrt mich, daß die Rauchstube im oberen Gailtale mit dem deutschen Elemente einsetzt, „während sie dort nirgends zu finden ist, wo slowenische Bevölkerung besteht". Die Mehrzahl der Kärntner Slowenen hängt also mit ihren Stammesgenossen im nördlichen Görz und in Krain zusammen und wir haben hier eines der wenigen Beispiele, daß ein Haustypus in der Tat mit den ethnischen Verhältnissen einhergeht.

[1]) Kolo, VI, (1847), 25.

[2]) S. jetzt seinen Aufsatz „Windische Fluren und Bauernhäuser im Gailtale in Kärnten" in diesen „Mitteilungen", Bd. XXXV, S. 36. Bünkers Artikel ergänzt meine Ausführungen bezüglich einer mir nicht bekannten Gegend und bringt Abbildungen, die vielfach an Oberkrain erinnern (besonders Fig. 12, 18, 22, 25, 28, 32, 37); von den Grundrissen können allerdings hauptsächlich nur solche wie Abb. 13, 14 (auch 20 sah ich) stimmen. Leider ist in Bünkers verdienstvollem Artikel die slowenische Terminologie zu wenig berücksichtigt oder infolge unrichtiger Information fehlerhaft: für blanče schreibe planče, bajštva - pajštva (stammt nicht aus „Beistübel", sondern aus „Badestube"), bodance — podence, puazad — pozid (gibt allerdings die dialektische Aussprache annähernd wieder), pečne štol — pečni stol, ponoce — ponovce; secl (= Sessel, man erwartet im Anlaut ž oder z), estra (= Estrich) erscheinen mir nicht glaubwürdig; čišta (Truhe) ist dialektisch für kišta (= Kiste).

Auf dem verhältnismäßig kleinen slowenischen Sprachgebiete haben wir also verschiedene Kulturen in bezug auf den Hausbau: das romanische Kaminhaus in einem nicht breiten Streifen des Südwestens, das sogenannte oberdeutsche Haus bei der großen Mehrzahl der übrigen Slowenen in den verschiedensten Entwicklungsstadien, vom vollständig alpinen Hause des Wocheinertales bis zu jenem besonders stark verbreiteten Typus, der den offenen Herd gar nicht kennt, und endlich in gewissen Gebieten an der deutschen Sprachgrenze das Rauchstubenhaus, wohl den ursprünglichsten Typus stabiler und höher entwickelter menschlicher Wohnstätten auf slowenischem Boden.

Ich will auf Grund meiner bisherigen Studien nicht gleich die Lösung verschiedener entwicklungsgeschichtlicher Fragen versuchen, da ich im Laufe meiner Arbeit immer mehr zur Vorsicht gemahnt wurde und die Notwendigkeit weiterer Forschungen betonen muß. Man kann jedoch, wenn man an der Identität des Hauses der Mehrzahl der Slowenen, Kroaten und Serben mit dem sogenannten oberdeutschen oder alpinen Hause festhält, einer Frage nicht ausweichen: wie kommt es, daß das „oberdeutsche" Haus auf oberdeutschem Boden und gerade in den vorauszusetzenden

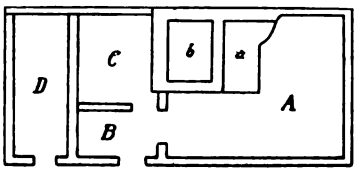


Abb. 5. Bauernhaus in der Pfarre Heiligenkreuz ober Marburg a. D. (Nach einer Skizze von Fr. Jul. Hauptmann.) 1:100.
A dimanca, Rauchstube; *B* lopa, Laube; *C* štibel, Stube; *D* kamra, Werkzeugkammer; *a* zid, Herd; *b* krušna peč, Backofen.

Übergangsgebieten nicht alleinherrschend ist? Meringer und Bünker haben nämlich schon selbst konstatiert, daß von Vorau in der nordöstlichen Steiermark bis zum Gailtale im südwestlichen Kärnten Rauchstuben- oder Herdhäuser vorkommen, und zwar, wie es scheint, in viel größerem Maße, als wir heute wissen, da dieselben, wie ich höre, auch im oberen Ennstale (z. B. bei Gröbming) nicht unbekannt sind. Offenbar reicht das noch heute bestehende Verhältnis, daß zwei Hauskulturen nebeneinander vorhanden sind, in alte Zeiten zurück; der oberdeutsche Typus brach sich dann Bahn auf gewissen Kulturstraßen und fand bei den Südslawen größere Ausbreitung als in den deutschen Übergangsgebieten. Allerdings haben wir da einen Grund mehr, den Ausdruck „oberdeutsches Haus" nur bedingt zu gebrauchen; doch die Tatsache, daß das Haus der Mehrzahl der Slowenen, Kroaten und Serben in seinen Grundlagen dasselbe ist wie das der Deutschen in den Alpen, kann keinem Zweifel unterliegen. An meine bisherige Darstellung, aus welcher das zur Genüge hervorgeht, knüpfe ich nur noch einige Bemerkungen.

Charuzin schließt seine Arbeit über das Haus der Slowenen in Oberkrain mit interessanten Folgerungen.[1]) Er kannte Meringers „Studien zur germanischen Volkskunde" („Mitteil. d. Anthrop. Ges. in Wien", Bd. XXI) über das Bauernhaus in Alt-Aussee (liegt in Steiermark, nicht in Salzburg und auch dieses blieb nicht frei von slawischer Einwanderung) und die erste über das volkstümliche Haus in Bosnien und Herzegowina, steht aber (wie auch Meringer noch in der ersten Schrift) stark im Banne derjenigen Forscher, die gewisse Hausformen mit gewissen ethnographischen Einheiten verknüpfen wollen. Es ist sehr interessant, was er über die Entwicklung

[1]) Žilišče Slovinca, S. 78—99.

der Häuser bei verschiedenen finnischen Stämmen, bei Kirgisen und Burjaten vorbringt, doch können wir mit seinen Parallelen, die sich auf Urzustände beziehen, die uns beschäftigenden Fragen nicht lösen, ganz abgesehen von seinen verfehlten slawischen Etymologien.[1]) Ein Einfluß der Illyrier auf die heutigen Wohnstätten, den er auf die Slowenen und namentlich auf Bosnien annehmen möchte, ist einfach ausgeschlossen. Für die Serben und Kroaten hat schon Cvijić[2]) einen illyrisch-thrakischen Einfluß

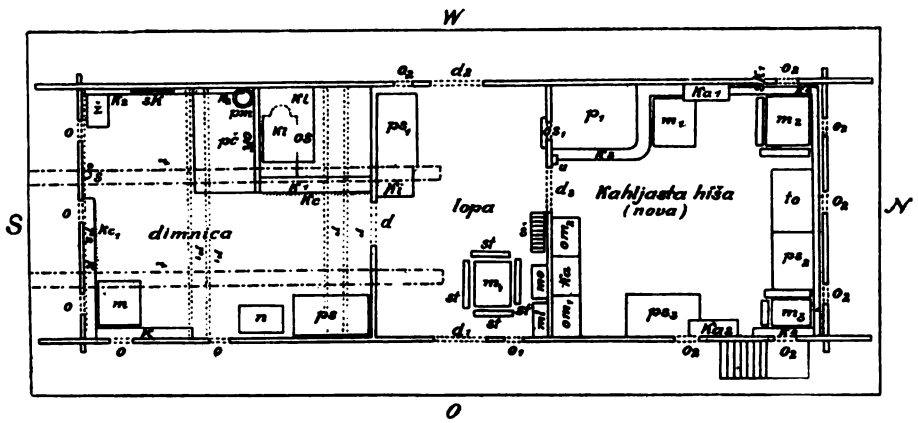


Abb. 6. Grundriß des Hauses Nr. 5 in Šent Janž nad Dravčami (St. Johann ob Drautsch). (Nach einer Zeichnung von S. Viher.) 1:200.

Zeichenerklärung zur dimnica (Rauchstube). *d* duri, Tür; *k k* klopi, Bänke um den Tisch; k_1 klop, Bank beim Ofen; k_2 klop, Bank von der Salzkiste (ž) bis zum Spülichtkessel (*pm*); k_3 klop, Bank für Töpfe; *kc* kurji kotec, Hühnerkotter unter der Ofenbank; kc_1 kurji kotec, Hühnerkotter unter der vorderen Tischbank; *kl* klobučnjak, Rauchhut aus Holz, mit Mörtel beworfen; *l* (siehe Abb. 8) luknja za dim, Rauchloch in der Tür mit einem verschiebbaren Bretterdeckel (šubar aus Schuber); *m* miza, Tisch; *n* ničke, Backtrog zum Brodkneten, steht auf einer vierfüßigen koza (Ziege); *o* okno, Fenster, waren ursprünglich kleiner; *ok* okvir, Holzumrahmung des Feuerherdes (z); *os* ostéje, Ofenmund; *p* (zwischen *os* und der Laubenwand) peč, Backofen; *pc* (siehe Abb. 7) polica, Geschirrbrettstellage; *pć* pečka (wörtlich: kleiner Ofen), vertiefter Bretterboden vor dem Herd und Ofen, der übrige Boden ist gedielt; *pm* póm(i)ješnik, steinerner Kessel für Spülicht (pómije); *ps* postelja, Bett, im Sommer nur eines, im Winter werden bis fünf in der Rauchstube aufgestellt; *r r* rante, Stangen über dem Ofen, befestigt an den beiden Seitenwänden; $r_1 r_1$ rante, Stangen zwischen dem Ofen und Tisch, nur zum Trocknen des Brennholzes; r_2 ranta, an der Wand befestigte Stange; *s* studénec, Brunnen; *sk* sklednjak, Schüsselkorb; *t* tram aus Tram; *v* velb, Gewölbe; *z* zwischen *ok* und *os*) zid (wörtlich: Mauer), Herd mit einer Herdgrube, für die Asche befindet sich eine Grube (luknja za pepel) unter ihm; *ž* želcar, Salzkiste.

Zeichenerklärung zur lopa, Laube. d_1 prednje duri (nicht vrata!), Vordertür; d_2 zadnje duri, Hintertür; *kl* kišta za shrambo, Kiste; m_1 poletna miza, Sommertisch; *ml* mlečna omara, Milchkasten; *mo* močna omara, Mehlkasten; o_1 okence, dialektisch okanca, Fensterlein; ps_1 postelja, Bett; *st* stol, vierfüßige Stühle ohne Lehne; *š* štenge (aus Stiege) na ispo, Stiege auf den Dachboden; os_1 osteje pri kahljasti peči, Einheiz zum Kachelofen.

Zeichenerklärung zur Kachelstube. (Diese ist nicht typisch, denn in der Ecke hängt sogar ein Porträt des Besitzers von dem Defregger-Schüler O. v. Pistor, dessen Genrebilder dieser und ähnlichen Rauchstuben aus der Umgebung von Saldenhofen entnommen sind). d_3 duri, Tür; k_3, k_4 Bänke (klopi) rings um den Ofen, an der West-, Nord- und Ostwand bis vor ka_2; *ka* kastl za glaže, Gläserkasten; ka_1, ka_2 kastl, an der Wand hängende Kästen; m_1, m_2, m_3 mize, Tische; o_2 okna, Fenster; om_1, om_2 omara, Kleiderkasten; p_1 peč, Ofen; ps_2, ps_3 postelje, Betten; sk_1 sklednik, Schüsselkorb, ein Holzrahmen zum Aufbewahren von Schüsseln und Teller (von ka_1 an der West- und Nordwand, ober den Fenstern); *to* tobla, Tafelbett; *u* ura, Uhr.

entschieden abgelehnt. Wenn man sieht, wie jung und welcher Herkunft das heutige Haus in Serbien ist, so braucht man darüber wohl kein weiteres Wort mehr zu verlieren. Bei den Slowenen klammert sich Charuzin an das in den slawischen Sprachen allein dastehende Wort tamor als Bezeichnung für eine auch ziemlich ganz allein

[1]) Bemerkenswert sind jedoch seine Ausführungen über vêža (O. c. S. 89–91), die ursprünglich in der Tat eine selbständige slawische Wohnstätte, wahrscheinlich eine zeltförmige, bezeichnet haben kann, wodurch die verschiedenartigen Bedeutungen des Wortes innerhalb der slawischen Sprachen erklärlich würden.

[2]) O. c. LXXXI.

dastehende (ich sah selbst keine) Hütte mit einem Erdgeschosse und mit einem pyramidalen Dache wie in Bosnien und Montenegro; darin möchte er eine „illyrische" Wohnstätte sehen, „obwohl sie natürlich auch keltisch gewesen sein kann". Nun bezeichnet aber tamor (ich hörte in Oberkrain auch tamer, im pl. aber acc. tamú°re) nach Pleteršnik und meinen Erfahrungen überhaupt nur Lager für Kühe, und zwar (wenigstens in der Hütte am Stol) eine gedeckte Lagerstätte an einer Wand der Sennhütte für bevorzugte Kühe, so daß das Wort ursprünglich jedenfalls nur Hürde bedeutete und dann auch auf eine daraus entstandene Hütte übertragen wurde (vgl. ähnliche Beispiele noch bei den Wohnstätten auf der Alm in Montenegro und Serbien). Das Wort, das dialektisch auch bei Deutschen und Romanen vorkommt,[1]) kann also an und für sich für eine menschliche Wohnstätte nicht beweisend sein, ganz abgesehen davon, daß wir für seine Illyrität gar keinen Anhaltspunkt haben.

Übrigens trifft Charuzin selbst sofort das Richtige, wenn er auf dem Boden realer Tatsachen bleibt. Er kommt zum Schlusse, daß das oberkrainische (überhaupt slowenische fügen wir hinzu) „dreiteilige" Haus, bestehend aus veža (Flur und Küche),

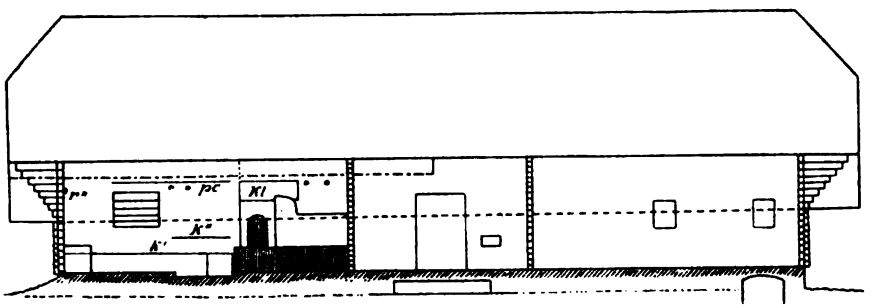


Abb. 7. Längsschnitt des Hauses Nr. 5 in Šent Janž nad Dravčami (St. Johann ob Drautsch) des Jakob Verdnik vulgo Levóvnik. (Nach einer Skizze von S. Viher.) 1:200.

Stube und Stubenkammer (vgl. u.) mit dem Meringer'schen Alt-Ausseer „Kreuzhause" „vollständig identisch",[2]) und daß das bosnische Haus mit dem oberkrainischen dreiteiligen des langen Typus „fast identisch" ist.[3]) Weiters gibt der Verfasser selbst die Möglichkeit zu, daß bei näherem Studium der genetische Zusammenhang zwischen dem „Kreuzhause" und dem „durchgängigen Hause" (Flur, auf der einen Seite Stube und Stubenkammer, auf der anderen Küche und Küchenkammer), das auch in Oberkrain stark vertreten ist, gefunden werden dürfte. Ich glaube, nicht bloß zwischen diesen beiden Typen, sondern auch zwischen solchen, die noch mehr „gemischt" sind.

Die weite Verbreitung des „oberdeutschen" Hauses nach Osten und Nordosten (bis zu den Litauern, was auch Charuzin richtig erkannt hat)[4]) kann nicht Gegenstand meiner Betrachtungen sein. Mir genügt es, gezeigt zu haben, daß von den deutschen Alpen bis nach Montenegro und bis an die Grenze von Bulgarien in seinen ursprünglichen Grundlagen derselbe Haustypus herrscht, und daß die Slowenen hiebei das entsprechende Zwischenglied bilden.

---

[1]) Štrekelj, Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. L., S. 65.
[2]) Žilišče Slovinca, S. 83.
[3]) Ib. S. 84.
[4]) Vor ihm von Meringer, diese „Mitteilungen", XXI Bd., S. 131.

IV.

Entwicklung des Hauses. Schlafkammer. Nebenhäuschen. Häuser im Felde und auf der Alm.

Meringer (V. H., S. 8) begründet die frühzeitige Abspaltung des bosnischen Hauses vom mitteleuropäischen vor allem damit, daß es keine Schlafkammer entwickelt habe. In der Tat finden wir eine derartige neben der Stube befindliche und mit ihr durch eine Türe verbundene Kammer weder in Bosnien, noch in Montenegro, noch in Serbien, noch in Slawonien und Kroatien (hier gibt es Ausnahmen im Westen). Die von Truhelka[1]) erwähnten, auffällig angebauten Kammern sind offenbar nur Vorratskammern, von denen Cvijić[2]) ausdrücklich berichtet (ćileri, hudžere, suldrme, also ausschließlich türkische Bezeichnungen). Trotz der horizontalen Entwicklung, der das Haus in Bosnien, Serbien, Kroatien und Slawonien folgte (in vertikaler dagegen im Westen von Herzegowina und Montenegro), kam es bei den Serben und Kroaten doch zu keiner eigentlichen Schlafkammer, weil bei ihnen noch häufig der Herdraum zum Schlafen dient[3]) oder bei höherer Entwicklung die Stube, in der man sich ja sonst nur im Winter[4]) aufhält; selbst in einer ethnographischen Schilderung der Bewohner von Stupnik bei Agram[5]) wird die Stube spavača soba (Schlafzimmer) genannt. Bei der geringen Benützung der Stube brauchte man auch nicht an deren Repräsentationsfähigkeit viel zu denken. Immerhin hat sich in der Posavina in Kroatien neben der gemeinsamen Stube (družinska soba) auf der Gegenseite ein „kleineres Empfangszimmer" (gostinska soba[6]) entwickelt. In Bosnien, wo man auf dem Fußboden schläft, kann aber das Bettzeug während des Tages ohnehin leicht in den Wandschränken untergebracht werden.

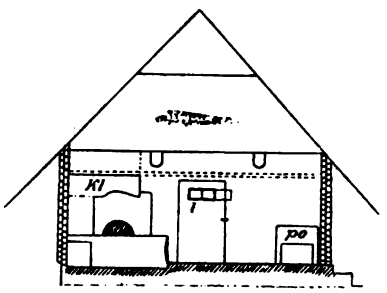


Abb. 8. Querschnitt des Hauses Abb. 6 und 7.

Eine Erweiterung der Wohn-, Schlaf- und Aufbewahrungsräume war den Kroaten und Serben, bei denen die Hauskommunion (zadruga) fortlebt oder zum mindesten die früh heiratenden Söhne im Hause bleiben, dennoch ein Bedürfnis und ging in Serbien, sowie in Kroatien und Slawonien, seltener in Bosnien, in origineller Weise vor sich. Außerhalb des Hauses, in dem gewöhnlich umzäunten Hofe (ograda, dvor, dvorište avlija, miljč[7]) bei den Drobnjaci in Montenegro) entstehen nämlich kleine Nebenhäuschen und allerlei für sich stehende Wirtschaftsgebäude. Am zahlreichsten (10—15) sind solche Nebengebäude (zgrade) im westlichen Serbien und in Novi-Pazar, im Gebiete des bosnischen Hauses, wo das Heim einer Hauskommunion

[1]) „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild", Bosnien und Herzegowina, S. 330.

[2]) O. c. CXII.

[3]) Cvijić, o. c. CVI, Zbornik za nar. život, V, 302 (aus Slawonien), 181 (aus dem kroatischen Küstenlande), VI, 68 (nordw. Bosnien).

[4]) Vgl. Cvijić, o. c. CVII, und die vorangehenden Zitate; weiter Srp. Etn. Zborn., IV, 59 (Dragačevo), 286 (Novi-Pazar).

[5]) Zbornik za nar. život, I, 120.

[6]) Kroatien und Slawonien („Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild"), S. 101.

[7]) Aus dem türk. mülk', Eigentum. Miklosich, Die türk. Elemente, Denkschriften, Bd. XXXV, S. 101.

oft einen imponierenden Eindruck macht.[1]) Wohngebäude gibt es besondere für Gäste (in Serbien: gostinska kuća, baškaluk, čardak, konak, odžaklija in Ljubić und Dragačevo, wenn klein: konačić, odvojac, čardačić, odaja in Pčinja), für junge Ehepaare und Töchter (vajat, zgrada, staja, stasina, klet, ižina, auch koliba in Novi-Pazar). Solcher zgrade kann es auch mehrere geben, entsprechend der Zahl der Familien einer zadruga (Hauskommunion); sie stehen dann nebeneinander oder in zwei Reihen.[2])

An den vajat (aus dem türk.)[3]) knüpft sich daher die Poesie des Volkslebens, weshalb er bei guten serbischen Belletristen eine so große Rolle spielt.[4]) Cvijić irrt jedoch, wenn er meint, daß dieses Nebenhaus anderswo nicht eine solche Bedeutung besitze, denn im slawonischen kućar gibt es ebenso viel Poesie und noch mehr Schätze der weiblichen und männlichen Jugend; überhaupt werden die ganze Habe, alle Wert- und Schmucksachen hier aufbewahrt, und das junge Mädchen sorgt dafür, daß der kućar die kuća an Reinheit und Pracht übertreffe.[5]) In manchen Gegenden, namentlich in der Posavina, heißt dieser Stolz des Hauses, wo Feiertagskleider, Waffen usw. aufbewahrt werden, sozusagen das Sitzzimmer, hudžara, von welcher der Bauer sagt: volim imati dobru hudžaru, nego dobru kuću (ich will lieber eine gute hudžara als eine gute kuća haben [hier ist unter kuća das ganze Haus zu verstehen]).[6]) Da diese Nebenhäuschen trotz ihrer Herrlichkeiten keine Öfen besitzen, so muß auch die Jugend im Winter im Familienzimmer schlafen, doch junge Ehepaare bleiben oder ziehen sogar mitten im Winter dort ein.

Kùćâr, wofür auch in Slawonien pojatak, kiljer und ajat gehört wird,[7]) ist eine eigentümliche Bildung aus kuća, wahrscheinlich keine direkte, sondern auf dem Umwege von kùćer. Die Belege für beide Worte,[8]) die den Lexikographen und Sprachforschern viel Kopfzerbrechen machen, samt ihren Ableitungen sind jung (gehen nicht über das XVII. Jahrhundert zurück) und hauptsächlich der Volksliteratur und der Schilderung des volkstümlichen Lebens entnommen. Kućer ist viel mehr verbreitet, als man nach dem Wörterbuche der Agramer Akademie urteilen könnte. Über Otok in Slawonien berichtet der ausgezeichnete Schilderer J. Lovretić,[9]) daß daselbst vor 30 und mehr Jahren hinten an den Häusern kućer-i angebaut waren, die hauptsächlich aus einem Dache und wenig Gemäuer bestanden. Danach bedeutet kućer etwas Ärmlicheres und ist anderswo der Ausdruck für eine Hirtenhütte, namentlich für eine transportable in manchen Gebieten von Montenegro und der Herzegowina.[10]) Kućer ist eine Bildung wie pleter, mliječer,[11]) noch mehr aber

[1]) Cvijić, o. c. CXXIV ff. Vgl. das Bild eines solchen „Bauernhauses" bei Karić, Srbija, S. 139; aus Novi-Pazar, Cvijić, Atlas I, Taf. XIV. Die Aufzählung und Namen der Nebengebäude vgl. besonders in Srp. Etn. Zborn., IV, 61–64, 289–292, V, 20, 137–138, 619–620.

[2]) Srp. Etn. Zborn., IV, 62.

[3]) Der Ausdruck gilt aber selbst in Serbien nur für gewisse Gegenden und ist auch deshalb verfänglich, weil ajat auch ein angegliederter Raum (Novi-Pazar, Srp. Etn. Zborn., IV, 289) sein oder Flur (= Vorhaus, in Levač), vorgebaute Laube (in Pčinja), Divanana (bei den Vasojevići) und selbst Getreidekammer (Pčinja) bedeuten kann.

[4]) Cvijić, o. c. CXXVI ff.

[5]) Zbornik za nar. život, II, 124–126; V, 303.

[6]) Ib. I, 43.

[7]) Ib. II, 126.

[8]) Vgl. jetzt vor allem Rječnik hrv. ili srp. jezika, V, 731–732.

[9]) Zbornik za nar. život, II, 127.

[10]) Cvijić, o. c. CXXIV, CXXVIII, Anm. 1.

[11]) Miklosich, vgl. Gram., II, 90. Daničić, Osnove, S. 111.

nach dem türkischen ćiler, kiljer (aus dem griechischen κελλάριον)[1]), zu dem es ein Synonymum in der Bedeutung Speisekammer und Nebenhäuschen bildet; auch cimer[2]) (aus dem mhd. zimier) kommt in Betracht. Eine ganz entsprechende Bildung ist guber (stragulum), wenn es mit Miklosich wirklich zu guba zu stellen[3]) und nicht zu r. kovĕr, č. kober, koberec, poln. kobierzec, deren fremder Ursprung (am ehesten orientalisch) mir wegen des Konsonantenwechsels innerhalb der slawischen Sprachen sehr wahrscheinlich ist.[4]) Die Form kućar wurde dem nationalen Sprachschatze mehr angepaßt,[5]) wobei die übliche Umwandlung des deutschen Suffixes *-er* in slav. *-ar* eine Rolle spielte. Es ist beachtenswert, daß kućar, kùćara, kućárac, kućárak, kućàrica hauptsächlich aus den kroatischen Ländern und Schriftstellern überliefert sind, kućer, kućerac (fehlt im Rječnik), kućérak, kućèrica, kućèrina dagegen meist aus den serbischen; besonders häufig ist der Ortsname Kućèrine in Serbien (in Kroatien nur ein Dorf Kućer, zweimal bereits Kūćari). Doch leben selbst in Novi-Pazar kućar, kućer und kućara für kleine kolibica nebeneinander.[6]) Jedenfalls ist kućar nicht unter das Nomina agentis bildende Suffix arjъ einzureihen,[7]) sondern unter arъ, wo es namentlich zu den Femininbildungen gvoždjara, daščara, košara, ovčara, stražara usw. paßt.

In Serbien kommt für ajat auch das gemeinslawische klijet[8]) vor. In Montenegro bei den Vasojevići[9]) deckt sich jedoch das Wort nicht mehr mit dieser Bedeutung, denn dort gibt es zwei so genannte Räume an den Enden der auf Pfosten ruhenden Divanana (hier vajat genannt); eine solche klijet dient allerdings jungen Ehepaaren oder als Aufbewahrungsort für Kleider, die andere ist eine Speisekammer;[10]) sonst sind üblich die Bedeutungen Hirtenhütte oder aber conclave, cubiculum, cella;[11]) auch bei den Slowenen im südöstlichen Steiermark ist klet „oberirdischer Keller", richtiger Aufbewahrungskammer, die auch als Schlafstätte dient.

In Serbien, wo seit der Befreiung auch im Hausbau große Veränderungen vor sich gegangen sind, wurden häufig die ärmlichen „alten Häuser" (stare kuće) in Nebenhäuschen oder Kammern für Pflaumenfässer u. ä. umgewandelt.[12])

---

[1]) Miklosich, Die türk. Elemente, Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XXXV, S. 110.

[2]) Rječnik, hrv. ili srp. jezika, s. v.

[3]) In meinem Zweifel bestärkt mich kobèr aus Kroatien: konjski kobèri za pokrivati konje. Zbornik za nar. život, III, 116.

[4]) Miklosich, Etym. Wb., 136, ist von seiner früheren Zusammenstellung mit dem engl. cover abgegangen. J. Mikkola (Mémoires de la Société Néo-philologique à Helsingfors, I, 389) denkt an eine „vielleicht . . bessere" Zusammenstellung mit an. kögurr.

[5]) Belehrend ist in dieser Hinsicht das in Syrmien für kiler übliche kelérac (Mitteilung des stud. phil. Radojčić), das offenbar unter Anlehnung an das deutsche Keller mit einem slawischen Suffix versehen wurde und jetzt wie ein Deminutivum zu Keller aussieht.

[6]) Srp. Etn. Zbornik, IV, 291.

[7]) Miklosich, vgl. Gram., II, 89.

[8]) Vgl. V. Karadžić, Rječnik; staja oder klijet in Mlava (Srp. Etn. Zborn., V, 269). Über die Etymologie vgl. außer Miklosich (E. Wb.) jetzt Meringer, Indogerm. Forschungen, XVI, 123—125, der das Wort für slawisch erklärt. Für diejenigen, welche asl. klêti aus dem Germanischen erklären möchten, sei bemerkt, daß das Wort, auf welches man sich beruft, got. hlēthra mit seiner regelrechten Lautverschiebung dagegen spricht; anlautendes h hätten die Slawen entlehnt, vgl. chlêbŭ, chlêvŭ.

[9]) Cvijić, o. c. CXVIII, 1.

[10]) Srp. Etn. Zborn., V, 533.

[11]) Rječnik, hrv. ili srp. jezika.

[12]) Cvijić, o. c. CVI.

Bemerkenswert ist ferner die Tatsache, daß die Nebenhäuschen im Rückgange begriffen sind; in Serbien übernehmen die Aufgabe der (v)ajat Zimmer (sobe) [1]), namentlich im Gebiete des Moravahauses, das sich ja in den Straßendörfern nicht anders entwickeln kann. In einem Hause aus Levač gibt es links vom Flure und der Küche eine Stube (soba) zum Arbeiten, eine zum Schlafen, rechts über dem Keller (podrum) zwei, wovon die größere für Gäste bestimmt ist.[2]) Aus dem Gebiete von Vranja lernen wir ein Zadruga-Haus kennen, in welchem an kuća und soba vorn drei sobiče oder odajče (die Deminutiva entsprechen ihrer Kleinheit) zwischen zwei offenen Lauben angegliedert sind.[3])

Die Konzentration der Wohnungen eines „Hauses" ist auch leicht begreiflich, namentlich seit dem Schwinden der Hauskommunion. Den Slawoniern riet schon im XVIII. Jahrhundert Matija Reljković, ein eifriger Repräsentant des Aufklärungszeitalters, statt mehrerer kiljer, die keinen Heller wert seien, dem Hause ein Zimmer anzugliedern.[4]) Eine sobica, in die der Eingang aus der kuća führt, besitzt daselbst heute das Oberhaupt der Familie oder Hauskommunion.[5]) Selbst aus dem nordwestlichen Bosnien wird eine nicht näher beschriebene mala sobica (kleines Stübchen) mit einem Ofen bezeugt, in welcher die jungen Eheleute ein oder zwei Jahre schlafen, bis sie in die gemeinsame Stube übersiedeln.[6]) In Kroatien (Trebarjevo an der Save) dienen dauernd den jungen Ehepaaren die im Erdgeschosse befindlichen šute oder črdak auf dem Dachboden (auch hier ist es schöner als in der družinska hiša). Überdies scheint es hier schon eine oberdeutsche Schlafkammer zu geben (komora . . . , ka je gore s hižu zdelana).[7]) Bei Agram (Stupničko selo) hat jedes verheiratete Paar eine besondere Kammer, wo es seine Sachen aufbewahrt und im Sommer schläft, osebunjek (d. i. Raum für sich) genannt. Im Modruš-Fiumaner Komitate wird manchmal eine Schlafkammer (komora) an Stelle zweier Aufbewahrungskammern (is und komora) auf der Gegenseite der Stube hergerichtet.[8]) Die Belege für komora im Sinne von conclave, cubiculum, cella („häufig vom Schlafzimmer aber nicht immer") im Agramer akademischen Wörterbuche sind dalmatinischen Schriftstellern entnommen, kommen also hier nicht in Betracht, sonst haben wir aber nicht einmal bei kamara an eine oberdeutsche Schlafkammer zu denken. Bemerkenswert ist das Zeugnis, daß komora in Zagorje (Westkroatien) soviel bedeutet wie kiljer in der Militärgrenze.

Eine oberdeutsche Schlafkammer kommt eigentlich nur bei den Slowenen vor, auch nicht überall, ist aber im Vordringen. Die lexikalischen Hilfsmittel versagen bezüglich solcher Fragen. Ich kenne sie aus der nordöstlichen Steiermark (štöbl, štübl,

---

[1]) Cvijić, o. c. CXI.

[2]) Srp. Etn. Zborn., V, 466, Grundriß 1.

[3]) Ib., V, 134.

[4]) Die interessante Stelle lautet wörtlich (Satir, nach der kritischen Ausgabe von M. Senković, S. 68):

Ti imadeš dva i tri kiljera,
A ne valja svaki ni filjera;
Da si jednog kući primaknuo
I još jednu sobu namaknuo,
Ako će biti najmanja sobica,
Ti imadeš dosta potribica.

[5]) Zborn. za nar. život, II, 124.

[6]) Ib., VI, 69, 70, 82.

[7]) Ib., III, 109, 112.

[8]) Ib., V, 185.

štibl̥c), aus Unterkrain (štibelc, Ribnica) und aus Oberkrain (kamra, häufig wird hinzugefügt: zaspanje = zum Schlafen), aus dem Sanntale (kamra, kamrca, štibl̥c), aus der Umgebung von St. Marein bei Erlachstein (štibl̥), und habe Zeugnisse für sie aus Kärnten (kamra in Seeland, kamrca im Rosentale) und aus dem Gebiete von Tolmin in Görz (mein Gewährsmann sprach: iz jezbe kamra). Bemerkenswert ist dabei, daß im Rosentale sich auf der Gegenseite der Stube jspíca oder štibl̥ (= Stübel) befindet, auf der Gegenseite der Schlafkammer (kamrca) (und Küche) aber kamra (oder velb), die als Speise-, Vorrats- und Schlafkammer dient. Kammern solcher Art sind überhaupt häufig; neben den Bezeichnungen kamra, kamrica finden wir auch das bereits bekannte štibl̥c, velbič (= kleines Gewölbe) neben dem einheimischen zidanca (gemauerter Raum, meist neben der Küche), čumnata, cimer, špajza, kełder (aus dem deutschen Keller, gewöhnlich auch in dieser Bedeutung übernommen), klet in der östlichen Steiermark. Abgesehen von zidanca und dem gemeinslawischen klet (s. o.) haben wir es also durchweg mit deutschen Wörtern zu tun. Die Erklärung des in den südslawischen Sprachen allein dastehenden Wortes čumnata bietet Schwierigkeiten; es gehört entschieden zu komnata (Zimmer) der nordslawischen Sprachen, welches dem mlat. caminata, bzw. ahd. chaminata genau entspricht. Für slow. čumnata, das meines Wissens auf Krain beschränkt ist, möchte ich eine spätere Entlehnung aus dem mhd. kemenate, das speziell im kärntnerischen kemet'n[1]) fortlebt, annehmen, denn aus kemnate[2]) konnte in Oberkrain čemnata, čъmnata (e wurde Halbvokal) werden, welches dann dort und bei der Weiterverbreitung namentlich in den übrigen Gegenden, wo ein solcher sekundärer Übergang des k in č nicht bekannt ist, an einheimische Worte angelehnt wurde, speziell an die zur Bedeutung Schlafkammer passenden: čùm, čúma (Halbschlaf), čuméti (im Halbschlafe liegen).[3]) Cimer (nhd. Zimmer) wurde zu wiederholten Malen entlehnt. In Oberkrain fand ich nämlich das Wort öfter in der in Rede stehenden herabgekommenen Bedeutung, so daß z. B. in Zasip bei Veldes eine moderne Küche (kuhnja) aus einem früheren cimer hergestellt wurde (daneben ist noch jetzt špajza). In der Valvasorhütte am Stol, die früher Bergknappen beherbergte, lebt cimer nur noch in der Erinnerung für jetziges hiša fort. Ganz vornehm ist cimer in anderen Gegenden Krains, wo es einen Wohnraum bezeichnet, denn man sagt: ta bahač si je cimer naredil (Dieser Prahlhans hat sich ein Zimmer gebaut). Sonst ist bei den Slowenen, bei denen sich das Haus in horizontaler und vertikaler Richtung weiter entwickelt, für solche Wohnräume die übliche Bezeichnung für Stube hiša, hiža in Gebrauch, daher: prednja (vordere) — zadnja (hintere), velika (große) — mala (kleine), veča (größere) — menja, menjša (kleinere), dolenja, dolnja (untere) — gorenja, gornja (obere) Stube. Sehr häufig, namentlich im Sanntale allgemein, hört man für das Zimmer auf der Gegenseite der hiša (Stube) das Deminutivum hišca, richtiger híšica[4]), hiška; manchmal wird sie als späterer Zubau dadurch charakteri-

[1]) S. diese Mitteilungen, Bd. XXXII, S. 45, 67, 252.

[2]) Cigale, deutsch-slowen. Wörterbuch, bringt (s. v. Zimmer) kimnata, das zur Beweisführung ungemein passen würde; doch woher stammt sein Beleg? An einen Druckfehler braucht man wohl nicht zu denken, weil die Bemerkung „vgl. russ. komnata" sonst nicht recht am Platze wäre.

[3]) Zur Erklärung der nordgroßrussischen čolnoša, šolnyša, šonnuša und weiter zur Aufstellung eines urslawischen * čomnuša, welche E. Korš und A. Šachmatov (Izvěstija otdělenija russk. jaz. i slovesnosti der Petersburger Akademie, VIII, 1, S. 45) versucht haben, ist das slowenische Wort unbedingt unbrauchbar. Vgl. die weiteren Einwendungen von D. Jelenin, ib. VIII, 4, S. 261—262.

[4]) Auch die Betonung hišíca muß stellenweise vorgekommen sein, denn in Solčava (Sulzbach) hörte ich kšíca, das h'šíca voraussetzt.

siert, daß sie gemauert ist.[1]) Genügend bezeugt ist auch stanĭca (s. Pleteršnik), eine der vielen Ableitungen von der Wurzel sta — (stehen), der bulgarisch staja Zimmer zur Seite steht.

Daß man auch bei den Slowenen im Aufklärungszeitalter die geistige und materielle Hebung des Volkes selbst auf den Hausbau ausdehnte, beweist mir eine Tradition[2]) aus St. Ruprecht in den Windischen Büheln, der zufolge ein štiblc (Schlafkammer) „auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia" der Stube angegliedert worden sei.

Das Wort staja und das mit einem anderen Suffixe gebildete stan bei den Slowenen, Kroaten und Serben führen uns noch zu den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden im Feld und Wald, die das Haus im kleinen darstellen und häufig auch ursprünglichere Merkmale bewahrt haben, und zu den Sennerhütten, welche im Süden noch die primitivsten Formen aufweisen.

Von der am meisten fortgeschrittenen Form solcher Gebäude haben wir Nachrichten aus Slawonien. In Otok[3]) (in der Umgebung von Vinkovci) hatte früher jede Hauskommunion einen stan im Felde, meist in der Nähe eines Waldes, wo jedes Jahr von einem anderen Ehepaare des Hauses das Vieh gehütet und das Feld besorgt wurde. Diese kleinen Häuser und ihre Umgebung gleichen im Wesen ganz den großen im Dorfe. Der Hüter des im Walde weidenden Viehes hat am Waldesraume eine koleba (dialektisch für koliba, das in allen südslawischen Sprachen, außerdem im Polnischen und Kleinrussischen für Hütte vorkommt; die Türken verbreiteten ihr aus dem griechischen καλύβη stammendes kaliba weiter).[4]) Diese hölzernen Hütten haben ihren Herdraum (kuća) und ihre sobica (kleine Stube), die keinen Plafond aufweist. Daß wir es noch mit einer wirklichen Stube zu tun haben, beweist die Nachricht, daß der Ofen aus der kućica geheizt wird. In Gradište (Komitat Syrmien, Bezirk Županac) steht im Mittelpunkte des stan eine gemauerte und sogar mit Ziegeln gedeckte koleba, die außer dem Herdraume und der Stube noch eine kleine Kammer (komorica) besitzt und den Ofen bereits durch den Sparherd ersetzt. Koliba hat es also in dem ebenen und fruchtbaren Slawonien weit gebracht und bezeichnet eine Meierei, für die auch der türkisch-magyarische Ausdruck salaš bezeugt ist.[5])

Ähnliches wird auch aus dem Flachlande des nordwestlichen Serbiens berichtet.[6]) In der Umgebung von Belgrad haben nur noch die Häuser in den entlegeneren und höheren Gegenden einen stan,[7]) der auch koliba heißen kann.[8]) Diese stanovi, die Sommer und Winter Hausgenossen, denen das Vieh anvertraut ist, bewohnen, sind ausgesprochene Häuser[9]) aus Flechtwerk, aber getüncht, mit Ziegeln gedeckt, ihr gemauerter Rauchfang ist städtisch. Daher kann ein solcher stan leicht zu einem Wohnhause werden, wenn manche Dorfbewohner wegen des Rückganges der Viehzucht infolge der Verminderung der Weideplätze auf ihren Besitz übersiedeln und

---

[1]) Des Mauerwerkes bedient man sich nach der Erklärung eines Landmannes häufig nur notgedrungen, da bei einem Holzbau eine Angliederung nicht möglich sei.

[2]) Canonicus Dr. Gregorec hörte sie über sein Geburtshaus.

[3]) Zbornik za nar. život, II, 133—137.

[4]) Miklosich, E Wb., S. 125.

[5]) Zbornik za nar. život, I, 31. Aus dem türk. salaš, saladž (Zelt, Hütte), Miklosich, Die türk. Elemente, Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XXXV, S. 150.

[6]) Cvijić, o. c., CXXIV, Anm. 1.

[7]) Von der slaw. Wurzel sta (stehen), (vgl. Miklosich, Etym. 106, 319), also Stand, das sprachverwandt ist.

[8]) Srp. Etn. Zborn., V, 935—936.

[9]) Vgl. den Grundriß ib. S. 936.

mehr Ackerbauer werden. Im Gebiete der Mlava[1]) hat fast jedes Haus einen salaš (auch mehrere, manchmal besondere für Sommer und Winter) auf der Alm (planina), aber auch in der Ebene ist ihre Anzahl nicht gering. Das Haus gleicht ganz dem im Dorfe, ja manchmal hat es sogar mehr Wirtschaftsgebäude, und die Bewohner begeben sich in das Dorf nur, wenn sie das Fest des Hauspatrones feiern (slava) oder mit Behörden zu tun haben. Nicht genügend charakterisierte kolibe (ähnlich in Dragačevo und Pčinja) dienen Arbeitern auf dem Felde und den Hirten als Zuflucht. In den Dörfern von Ljubić haben nur Hauskommunionen (Zadruge) und Reiche ein trlo,[2]) weil das Vieh schon zu Hause gezüchtet wird und ein großer Viehstand infolge der Teilung der Zadruga unmöglich geworden ist; deshalb wurden aus vielen trla ständige Wohnhäuser.

Sehr selten sind kolibe (minder gebräuchlich ist die Bezeichnung trla), die kleiner und weniger ansehnlich als die Häuser im Dorfe sind, in dem gebirgigen Dragačevo,[3]) dessen Bevölkerung überdies aus Gegenden mit Almenwirtschaft stammt; sie hat sich jedoch sehr vermehrt und vertauscht die primitive Viehzucht mit dem Ackerbau. Häufiger ist eine pojata oder koliba in Form eines regelrechten Häuschens in Levač, doch gibt es auch noch eine kegelförmige pojata, deren Gerüst vier Stangen bilden.[4]) Runde und rechteckige trle (sgl. also trla?) werden auf der Pčinja von Vranja erwähnt.[5]) In manchen Gegenden sind die Besitzer in ihre trle übersiedelt. Um Višegrad in Bosnien[6]) gibt es „einfache kolibe aus Balken", wenn das Vieh bloß im Winter auf der Alm gehalten wird, damit es das angesammelte Futter dort verzehrt; wo es auch im Sommer hinaufgetrieben wird, gibt es im stan ortsübliche Häuser (mit kuća, soba und podrum). Im nördlichen Novi-Pazar[7]) ist die Almenwirtschaft sehr zurückgegangen, weil die Türken die christliche Bevölkerung in die Berge zurückgedrängt haben (Namen wie katun, katunište, mestište bezeichnen frühere Sennereien), andernfalls aber der Aga verlangt, das Vieh seines Bauers solle seinen Boden düngen. Trotz dieser Gründe allgemein wirtschaftlicher Natur gibt es immerhin noch Sennereien, namentlich im Gebiete der Tara, also angrenzend an Montenegro. Die kolibe (auch ljetišta, katuni, jatare, mestišta genannt) gleichen ständigen schlechteren Häusern, nur nimmt die Stelle der kuća eine grijalica (= Wärmestube) ein, wo die Milch gekocht wird. Manchmal gibt es nur einen savardak (s. u.) für die Menschen, Hürden (tor-ovi) für das Vieh; manchmal werden kolibe durch große Felsenhöhlen ersetzt. Interessant ist ein Bericht aus Kralje im nordwestlichen Bosnien, wo stanovi oder strüge durch einen Brückenbau über die Una entbehrlich geworden sind.[8]) Für Bosnien und die Herzegowina wird uns auch ganz allgemein berichtet, daß der Hirt einen Teil des Jahres auf der Alm (na stanu oder u kolibi) zubringt.[9])

In voller Blüte steht die Almenwirtschaft noch im Hochgebirge von Montenegro (Kom, Durmitor, Lukavica, Javorje, Bjelastica, Sinjavina u. a.) bei den Stämmen Piva,

---

[1]) Srp. Etn. Zb., V, S. 272—274.
[2]) Ib. S. 22—23. Das Wort bedeutet ursprünglich und in Montenegro noch jetzt „Hürde".
[3]) Ib. IV, 66—68.
[4]) Vgl. den Grundriß, V, 474.
[5]) Ib. S. 140.
[6]) Ib. S. 620.
[7]) Ib. IV, 295—297.
[8]) Zbornik za nar. život, VI, 72.
[9]) Ib. I, 31.

Drobnjaci, Moračani, Rovčani, Bjelopavlići, Piperi, Kući, Vasojevići.[1]) Hier hat jedes Dorf in einer Entfernung von 5—6, aber auch nur einer Stunde seinen katun, wohin das Vieh im Sommer getrieben wird, und jedes Haus seinen stan, deren es 10—30 in einer Gruppe gibt. Die Sennhütte (stan, koliba, glada), welche von Hürden und Nebengebäuden umgeben ist, ist ein viereckiger, länglicher Bau aus Holz, der Gegend entsprechend manchmal auch aus Stein, besteht aus einem Herdraume und einer Milchkammer (mliječnjak), die aber nicht immer vorkommt, so daß auch die Milch im Herdraume aufbewahrt wird, oder man baut einen besonderen Milchraum (mlijekar in Drobnjak). Stan heißt auch ein auf Schlitten gestellter Bau aus Flechtwerk, der im Frühjahre von einem Ochsenpaare auf die Berge geführt wird[2]) und zur Aufbewahrung der Milchprodukte dient. Schlittenartig ist auch die kúćara (mit einer Abart pružina), die der Hirt beim Wechseln der Weideplatzes transportieren kann;[3]) er schläft darin im Sommer bequemer als in der Sennhütte. Die Rolle der letzteren kann auch der savardak (türk. ?) oder dubirog[4]) übernehmen, der nicht bloß auf der Alm, sondern auch in der Nähe der Häuser oder auf dem Felde vorkommt und als die am leichtesten herstellbare Behausung gilt.[5]) Stangen werden kegelförmig aneinandergelehnt und durch Flechtwerk zusammengehalten, manchmal mit Buchenblättern und mit schlechtem Heu, manchmal nur mit diesem (Rovinskij spricht von Stroh) bedeckt. In der Mitte befindet sich ein Herd, über dem sogar ein peter oder čeren, wie in den Häusern, angebracht wird. Für das Vieh gibt es darin eine besondere Abteilung. Im Dorfe vertritt ein savardak oder dubirog vorübergehend die Stelle eines Hauses für arme Familien oder für Abbrändler, bis sie sich ein Haus bauen können. Tomić berichtet, daß es in manchen Gegenden außerordentlich große savardak gibt, in denen das Gesinde neben Kälbern, Rindern, Pferden usw. überwintert. Auch Rovinskij schildert zelt- oder trapezförmige, aus Stangen aufgeführte und mit Tannenrinde gedeckten Hütten (kolibe) aus dem Gebiete der oberen Morača, die größer sind als Häuser, so daß in einer 11 Personen Unterkunft finden konnten. Das früher aus dem nordwestlichen Bosnien für Meierei erwähnte struga bedeutet hier noch eine Öffnung der aus Stangen gebildeten Schafhürden.

Gar nicht selten sind auch Winterquartiere auf den Almen mit milderem Klima. Bei den Drobnjaci heißt die Zufluchtsstätte für die Hirten und das Vieh staja, die nach Art einer pojata im Dorfe gebaut ist, d. h. sie hat ein Erdgeschoß (izba) mit Stallungen, oben Futterräume oder einen Schafstall,[6]) nur tritt ein kleiner Herdraum (odžaklija) für den Hirten im Erdgeschosse hinzu. Manchmal zieht der Besitzer mit seinem Gesinde auf den Winter hieher, läßt das Haus im Dorfe leer und baut sich

---

[1]) Rovinskij, o. c. 657. Außer Rovinskij benütze ich Cvijićs Gesamtdarstellung (o. c. CXXXVII ff.) und die Monographien von Sv. Tomić über Drobnjak (Srp. Etn. Zborn., IV, 421—424, 461—470) und von B. Lalević und I. Protić über die Vasojevići, ib. V, 567—574.

[2]) Rovinskij, o. c. 465.

[3]) S. Abbild. in Cvijićs Atlas I, Taf. XXIII, Fig. 34. Auch aus Südwest-Serbien bezeugt. Srp. Etn. Zbornik, IV, 291; vgl. V, 130—131 (Häuser auf Schlitten).

[4]) Das Wort fehlt bei V. Karadžić und im akad. Wb.; dubirog heißt: steh aufrecht, Horn! was zum Aussehen sehr gut paßt. Das Wort ist eine der zahlreichen kroatoserbischen Kompositionen, eigentlich Zusammenrückungen von Imperativ und Nomen mit humoristischem Beigeschmacke; vgl. namentlich skočivuk (spring, Wolf) nomen montis, skočidjevojka nomen saxi: vgl. Jungfernsprung, visibaba galanthus nivalis, eigentlich pendens vetula. S. Miklosich, vgl. Gram., II, 365—370.

[5]) S. Tomić, l. c. 425, Rovinskij, 465. Vgl. die Abbildungen in Cvijićs Atlas I, Taf. XXIII, Fig. 35, 36, außerdem Taf. XIV, 3, unten links, XX, Fig. 19 Mitte, XXI, Fig. 21, Atlas II, Taf. XLIII oben.

[6]) Vgl. den Grundriß in Cvijićs Atlas I, Taf. XXIII, Fig. 31, XXII, Fig. 29.

auf der Alm auch ein neues. So sind aus Winterquartieren, wo sich vor 30 Jahren nur Hirten aufhielten, ganze Dörfer geworden, z. B. sind Jezera so entstanden.

Das Leben auf einer montenegrinischen Alm (planina) im Sommer (sehr anstrengend ist die Beschäftigung der Hirten im Winter), oft auf Höhen von 1500 bis 2500 *m*, besitzt viel Poesie, namentlich für die Jugend, und um solche Almenhütten drehten sich oft heroische Kämpfe mit den türkischen oder richtiger albanesischen Nachbarn, die den Inhalt so vieler Volkslieder bilden. Auch in den nordöstlichen an die Herzegowina angrenzenden Gebieten verhielt es sich so. Die bosnisch-herzegowinische Verwaltung hat nun auf den Grenzalmen Exposituren von Gendarmerieposten errichtet und aus war es mit dieser Art Heldentum und seiner Poesie. Der Ausdruck für Senner lautet planinar oder stanar (die zu Hause bleibenden Familienmitglieder heißen domar-i), für Sennerin stanàrica (V. Karadžić, Rječnik, stanara um Belgrad) oder plàninka,[1]) wie speziell die mit der Milchwirtschaft betraute Frauensperson (gewöhnlich die älteste) heißt.

Während in Montenegro noch mehrere Hausgenossen auf die Alm ziehen, ist das in Serbien nicht der Fall. Im nordwestlichen Teile des Landes haben die Viehzüchter ihre Hirten (planinštak); die Niederlassungen derselben auf der Alm (stanovi, bestehend aus koliba, tor [Hürde], struga und kućer) stehen vereinzelt, doch die Hütten (kolibe) sind so eingerichtet wie in Montenegro;[2]) anderseits verstehen sich die Bauern hier schon auf das Assoziationswesen. Überhaupt kann man beobachten, daß neben der Viehzucht von Montenegro[3]) angefangen der Ackerbau immer mehr in den Vordergrund tritt. Diese Verbindung erklärt auch, daß die Weideplätze bereits einen geregelten Besitz bilden, so daß es mit ihren Herden weit herum wandernde Hirten bis in die letzte Zeit nur noch in gewissen Gegenden der Herzegowina, bei den Bewohnern der Humnina (Humljaci)[4]) und von Rudine,[5]) und teilweise in Montenegro[6]) gibt. Ihre Wanderungen gleichen denen der Zinzaren oder Aromunen (Vlasi = Walachen, Crnovunci, d. h. die Schwarzwolligen),[7]) allerdings mit dem Unterschiede, daß diese überhaupt keine festen Wohnorte haben. Soweit ich mir aus den vorliegenden Nachrichten ein Urteil bilden kann, möchte ich überhaupt dieses Nomadentum, das im Südosten der Balkanhalbinsel vorherrscht, für eine Spezialität der Zinzaren (Walachen, Aromunen) erklären. Die historischen Zeugnisse über die Verbreitung der „Vlasi" unter den Serben und Kroaten, an sie erinnernde oder direkt rumänische Ortsnamen und verschiedene durch sie verbreitete, teilweise

---

[1]) Rovinskij, o. c. 657, Srp. Etn. Zborn., IV, 424, 465, V, 569 u. ö. Auch in der Herzegowina: b. V, 756. In Bosnien und auch sonst ist außerdem üblich maja (Hypocoristikon von majka — Mutter)

[2]) Cvijić, CXXXIX.

[3]) Sv. Tomić, der die Viehzucht bei den Drobnjaci primitiv nennt, wie sie vor 300 Jahren war (l. c. 464), bemerkt, daß man vor 30 Jahren Getreide nur im Dorfe anbaute, heute aber allgemein auch in den katuni und auf der Alm. Der Ackerbau ist auch lohnend, denn auf einer Anhöhe von 1436 *m* gedeiht noch Weizen (ib. 472).

[4]) Cvijić, l. c. CXL.

[5]) Srp. Etn. Zbornik, V, 756—761. Früher waren solche Wanderhirten auch die Bewohner von Trebinje und Šuma. Die Bewohner von Rudine treiben ihr Vieh in das Hochgebirge der Bezirke Gacko und Foča zwei (Cvijić berichtet von 3—4) Tagreisen weit. Das Leben auf diesen Almen gleicht ganz dem auf den montenegrinischen.

[6]) Rovinskij, o. c. 677—680.

[7]) Dieser in Serbien übliche Name gibt uns wohl den noch nicht gefundenen Grund der Benennung „der schwarze Walache" an: lat. morovalachi, it. morlacco, gr. μαυρόβλαχος, morovlah bei den Kroaten, karavlah bei den Serben (Miklosich, E. Wb., 202).

noch nicht genügend erklärte Worte[1]) sprechen dafür. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß die Aromunen, für die es bereits im Gesetzbuche des Zaren Dušan allerlei besondere Bestimmungen gibt,[2]) mit ihren Herden über den ganzen Balkan bis nach Istrien und zu den Slowenen auf dem Karste vorgedrungen sind, also manche Züge in das Leben auf den Sennereien überall hineingetragen haben können. Z. B. kommt das aus „den südlichen Gebieten" bezeugte katun (V. Karadžić Rječnik) öfters auch in Istrien und der Ortsname Katunára (gesprochen Četnára) auch bei Triest[3]) vor, und nsl. mandrija, Schafstall, bei Krelj (XVI. Jahrh.), Schafherde und Landhaus in der Umgebung von Triest (s. Pleteršnik) hängt auch mit dem über den ganzen Balkan verbreiteten mandra (vgl. Miklosich, E. Wb.) zusammen. Mit Recht betont Cvijić, der die Möglichkeit ethnographischer Unterschiede im Hirtenleben hervorhebt, die Notwendigkeit weiterer Studien auf diesem Gebiete, mit denen man sich auch deshalb beeilen müsse, weil das patriarchalische Leben immer mehr im Schwinden begriffen ist. Für die Herzegowina möchte J. Dedijer[4]) eine ethnische Beeinflussung leugnen, und dieses Nomadentum auf große Hitze, Mangel an Wasser und Weideplätzen zurückführen; dafür spreche der Umstand, daß die Bevölkerung von Gacko, welche meist aus Rudine und Montenegro stammt, dieses Hirtenleben nicht kennt, weil sie im Sommer ein milderes Klima, genug Quellen und Grasplätze habe.

Auf jeden Fall führt auch in der Almenwirtschaft eine heute allerdings schon durchbrochene Kette bis zu den slowenischen und deutschen Alpen. Höchst lehrreich ist das Fortleben des Namens der Sennerin plàninka (von planina, Bergwald nach V. Karadžić, Rječnik) in Gegenden, wo der Name gegenstandslos geworden ist. In Kralje im nordwestlichen Bosnien heißt plàninka die Frau des Ältesten einer Hauskommunion oder eine andere geschickte Frau, welche die Wirtschaft im Hause führt.[5]) Ebenso heißt im kroatischen Küstenlande plàninka diejenige Frau, die mit den Kindern zu Hause bleibt und für alle Hausgenossen, welche auf die Arbeit ausgegangen sind, kocht und im Winter spinnt und webt, wenn sie keine Tochter hat.[6])

Bei den Slowenen habe ich selbst auf einem kleinen Gebiete, in Oberkrain, verschiedenartige Wohnstätten auf der Alm kennen gelernt. In Koprivnik im Wocheinertal gibt es in einer Höhe von mehr als 1000 *m* dem slawonischen stan entsprechende Meiereien, die hier staja heißen, was anderswo in Innerkrain (nach Pleteršnik), am Karste und bei den Weißkrainern einen eingefriedeten Viehstandort bezeichnet, in der Pluralform staje aber „Sennerhütten mit den Stallungen in den Alpen" (die Belege sind speziell aus Görz). Unsere staja (pri Kocijančiči) besteht aus einem kleinen Haus (hišca), Stall (hlev) und einer Harpfe (stog), ist also eine kleine Sommerwirtschaft. In der hišca heißt der Herdraum vežíca (Demin. von veža), was mir ausdrücklich damit begründet wurde, daß sie klein sei. Dementsprechend heißt

[1]) Ich rechne hieher aus dem Serbokroatischen: katun, mandra, vatan (Winterlager für Schafe, aus türk. vatan (Wohnort, Vaterland), Miklosich, Denkschr., Bd. XXXV, S. 185), bač oder bača (Hirt), šiljeg, šiljež (einjähriger Widder), urda (eine Milchart, rum.), timar (türk. Miklosich, l. c. 177) u. a.

[2]) Über die Reste derselben in Serbien vgl. Dr. M. Smiljanić, Die Hirten und Hirtennomaden Süd- und Südostserbiens. „Globus", LXXIV, (1898).

[3]) Mitteilung des Dechants und Pfarrers M. Sila in Tomaj (Nabrežina); für Katunára stehe ich jedoch nicht ein, denn K. Štrekelj sprach mir Kétnara, it. Catinara.

[4]) Srp. Etn. Zborn., V, 761—764.

[5]) Zbornik za nar. život, VI, 271 ff.

[6]) Ib. V, 186.

auch der Dachboden na hišci. Über dem Herde fand ich schon einen velb (Gewölbe), sonst war der Herdraum noch ohne Decke. Das Vieh kommt hieher im Spätherbste und im Frühjahre. Weiter oben in Goreljek fand ich zerstreute Sennerhütten, stan-i, die nach ihren Besitzern den Namen führen und aus einem Herd- und Milchraume (mlečnica) bestehen. Der Herdraum (auch stan genannt) ist ohne Decke und Fenster; der im letzten Drittel (von der Tür aus) freistehende viereckige Herd ist aus Tonerde aufgeworfen, mit einer Holzumfassung und oben mit einer Steinlage versehen. Ähnliche aneinander gereihte Hütten sah ich in Velopolje unter dem Triglav, nur wurden mir da die Namen staja, stan und koča nebeneinander für Hütte und Herdraum genannt (in einer Hütte fand ich schon eine moderne Käserei) In Koprivnik wurde mir gesagt, daß ein stan auch ohne Milchkammer sein könne. Den Sennereien an den Abhängen des Triglav sollen die der Jelovca (schließt das Wocheinertal auf der entgegengesetzten Seite ab) ganz gleichen. Im Vratatale sah ich wieder eine Hütte (Poldova koča), die ein Haus im kleinen darstellte; am Südabhange des Stol (Karawanken) wieder eine den früheren ähnliche Hütte (koča), wo eine Sennerin und ein Hirt das Vieh eines ganzen Dorfes (Žirovnica) hüteten. Nur hier hörte ich für das Bett des Hirten im Herdraume den Ausdruck pograd, sonst überall postelja. Unter dem Gipfel fand ich eine primitive Schäferhütte mit einem einzigen Raume. In den Sanntaler Alpen sah ich im Logartale eine koča oder bajta (Klemenškova jama), wo der ungedeckte Raum für den mehr im Hintergrunde stehenden erhöhten Herd hiša, die Milchkammer hram genannt wurde. Auf den Bergen (Boskovec, Medvejak, na Hleviši) um Praßberg (slowen. Mozirje) und Laufen (Ljubno) gibt es stan-i, bestehend aus einer koča und Ställen (gewöhnlich getrennte für Schafe und Rinder). Der Herd steht in der Mitte der Hütte, der Türe gegenüber sind Bretter (police) für das Milchgeschirr angebracht, eine Decke ist gewöhnlich (aber nicht Regel), „damit es wärmer sei"; eine Fensteröffnung gibt es nicht. Die entsprechenden slowenischen Ausdrücke für das Personal lauten: planinar, planinčan, planšar (der Senne, vgl. Pleteršnik), gewöhnlich aber pastir (Hirte) oder auch — majer; planinarica, planinščica, planšarica, gewöhnlich aber majerca (Meierin). Auf den Wocheiner Almen wird auch gejodelt. Obgleich deutscher Einfluß wahrscheinlich ist, möchte ich doch auf eine Parallelerscheinung in der südlichen Herzegowina verweisen: auf der Čvrsnica gibt es einen Wettgesang zwischen Mädchen (ženske gusle = Frauen-Gusle [einsaitige Geige]), der „mit dem Tiroler Jodeln einige Ähnlichkeit hat".[1]) (Schluß folgt.)

[1]) Cvijić, o. c. CXLI, Anm.

LITERATURBERICHTE.

1.

Müller, Sophus: *Urgeschichte Europas.* Grundzüge einer prähistorischen Archäologie. VIII und 204 S. Mit 160 Abbildungen im Texte und 3 Farbendrucktafeln. Straßburg, Karl Teubner, 1905.

Der rühmlichst bekannte Verfasser gibt uns in diesem neuen, zuerst in dänischer Sprache erschienenen und nun von Dr. Otto Jiriczek ins Deutsche übersetzten Werke einen Abriß der Urgeschichte Europas, die er uns in ihren wesentlichen Charakterzügen darlegt.

Von den Erscheinungen während der Eiszeiten ausgehend, führt er uns dann durch das ältere und jüngere Steinzeitalter und durch die protomykenische Bronzezeit in die mykenische Stein-Bronzezeit, in den Kreis der großen Steingräber, zeichnet uns die zentrale Kultur des Südens und insbesondere Südostens im Gegensatze zu der peripherischen Kultur des Nordens und zeigt uns den Einfluß der ersteren in den Terramaren Oberitaliens, in den Pfahlbauten Mitteleuropas und überhaupt in allen Kulturabschnitten Europas bis in die Hallstattperiode. Zuletzt wirft er den Blick noch auf die Stufe der La Tène-Zeit, in den skythischen Kulturkreis, auf die römisch-germanische und die keltische Kultur mit ihren Ausklängen im Norden und in der slawischen und finnischen Welt.

Der Verfasser nennt sein Werk „Grundzüge" einer prähistorischen Archäologie; es ist aber vielmehr die unter Beweis gestellte Lehre, daß die europäische Kultur ihre Vorbilder und Anregungen zu allen Zeiten aus dem Oriente empfangen hat, daß sie daher auf der Grundlage der orientalischen Kulturelemente aufgebaut und durch die stets nachströmenden neuen Muster und Impulse von Stufe zu Stufe bis auf die Höhe weiter entwickelt worden ist, auf der wir sie im mittleren und nördlichen Europa nach Abschluß der Völkerwanderung finden. Schon die ersten Anfänge der Kultur, die uns in dem „kleinen Europa" in der paläolithischen Zeit entgegentreten, kommen aus dem Oriente und so ist nicht nur die allmähliche Verbesserung der Lebensbedingungen durch Vervollkommnung der Werkzeuge, der Waffen und des Hausrates, durch Einführung von Ackerbau und Viehzucht, sondern auch die Anregung zu aller Kunst seit den Bildwerken der paläolithischen Zeit im westlichen Europa vom Oriente ausgegangen und in ihm liegt zweifellos auch der Ausgangspunkt der religiösen Vorstellungen und insbesondere des Glaubens der europäischen Völker an ein Leben im Jenseits.

Nach der Anschauung Müllers müßten die Bewohner des mittleren und nördlichen Europas zu keiner Zeit imstande gewesen sein, etwas neues aus sich selbst heraus schöpferisch zu gestalten, ja auch nur den gegebenen Anregungen zu folgen und die ihnen vom Oriente zugekommenen Vorbilder eigenartig weiter zu entwickeln und zur Grundlage einer, fernerhin selbständigen Kultur zu machen; sie müßten vielmehr wie hilflose Kinder, wie wahre Wilde immer gewartet haben, bis ihnen der Orient wieder einmal ein neues Werkzeug, eine neue Zierart in die Hand, einen neuen Gedanken in den Kopf gegeben, ohne daß sie es je vermochten, neue Formen zu gestalten, neue Gedanken zu schöpfen.

Wer noch so befangen ist von der Vorliebe zu seiner Rasse oder zu seinem Volke und noch so beeinflußt von der Anhänglichkeit an die Heimat und ihre Wertschätzung, wird zugeben müssen, daß der Verfasser in vielen Punkten Recht hat, daß der übermächtige kulturelle Einfluß des Orientes nach vielen Richtungen hin sich nicht in Abrede stellen läßt; allein selbst von jenen, die von jedem Vorurteile für die Selbständigkeit der europäischen Kultur frei sind, werden nicht viele dem Verfasser auf seinen äußersten Standpunkt folgen. Das hindert nicht, dem Werke nicht nur wegen der Reichhaltigkeit des wissenschaftlichen Materiales, sondern gerade deshalb, daß es eine ausschließende Lehre mit Geschick verficht und dadurch zu weiteren Erörterungen Anlaß gibt, die verdiente Anerkennung zu zollen.

Matthäus Much.

2.

Reinhardt, Ludwig: *Der Mensch zur Eiszeit in Europa.* Mit 185 Abbildungen. Verlag von Ernst Reinhardt in München. 1906. 8⁰, VI, 504 S.

Der Inhalt des Buches geht über den des Titels hinaus. Nur 100 Seiten handeln, wenn man die frühe Nacheiszeit hinzunimmt, vom eiszeitlichen Menschen, 33 vom tertiären, 175 vom neolithischen, 111 von den Beziehungen des heutigen Menschen zur jüngeren Steinzeit. Der Titel sollte also richtig lauten: „Die Steinzeitmenschen in Europa".

Das Buch eignet sich zunächst zur Einführung in den bezüglichen Teil der Urgeschichte. Der Verfasser besitzt umfassende Literaturkenntnis, die er in fesselnder Schreibweise verwertet. Wenn er auch keine Zitate beifügt, läßt er doch den Forschern durch Namenanführung ihr Recht, ein Verfahren, welches auch in gemeinverständlichen Werken nicht umgangen werden sollte. Auch der Fachmann wird in den, soweit tunlich, erschöpfenden Darstellungen seine Rechnung finden. Die folgenden Berichtigungen tun dem Werte das Buches keinen Eintrag.

I. „Der Mensch zur Tertiärzeit." Einheitliche Entstehung des Menschen aus dem Primatenstamme zur Oligozänzeit. Pithecanthropus. Eolithen. Zu S. 19: Die Übersetzung von „Retouche" mit Schlagmarke paßt nur auf die durch Schlag, aber nicht auf die durch Druck erzeugten Retouchen. Zu S. 30: „Eine schon vorhandene Schneide" (der Feuersteinstücke) „brauchte bloß etwas geschärft zu werden". Die Retouche der Feuersteine ist eine Nachschärfung, welche den Schärfegrad der unretouchierten Splitterschneide nicht erreicht. Ebenda: Rutots Reutélien wird als spätpliozän bezeichnet, wie dies Rutot (Le préhistorique, 1904, S. 47 und 51) unter Angabe des Mitvorkommens des *Elephas meridionalis* tut. In seiner dem gleichen und dem Buche Engerrands (Six leçons de Préhistoire, 1905) beigegebenen Tabelle stellt er das Reutélien (mit *El. antiquus*) ins Quartär, während in dem Buche selbst von Engerrand die frühere Auffassung Rutots vertreten wird (S. 85).

II. „Die Eiszeit und ihre geologischen Wirkungen" führt in die auch für die Urgeschichte so fruchtbare Penck'sche Gliederung ein. Zu S. 43: Steinmanns Mittelterasse entspricht nach Brückner (Die Alpen im Eiszeitalter, 466) der Hochterasse.

III. „Der Mensch während der ersten Zwischeneiszeiten." Hier werden die Eolithen aus Rutots „Mesvinien" und „Strepyien" (Rutot schreibt nicht „Strepyen"; Rutots „Mafflien" wird nicht erörtert) und das „Chelléo-Moustérien" besprochen. Zu S. 72: „Strépy bei Hélin"; Hélin ist kein Ort, sondern der Name eines Fabriksbesitzers. Zu S. 74: „Diese in die zweite Zwischeneiszeit fallende Kulturstufe nennen wir nach dem Vorgange des verdienten französischen Erforschers der ältesten Steinzeit, Gabriel de Mortillet, nach ihren Hauptfundorten Chelles und Moustier in Frankreich das Chelléo-Moustérien oder nach einem deutschen Fundorte auch Taubachstufe." Die Bezeichnung Chelléo-Moustérien rührt nicht von Mortillet her. Die damit bezeichnete Stufe umfaßt Mortillets Chelléen, Acheuléen und Moustérien. Das Moustérien der Höhle Le Moustier ist durch einseitig bearbeitete Feuersteinwerkzeuge bezeichnet. Solche Werkzeuge findet man aber auch in anderen Stufen. Dadurch kam das Moustérien als Stufe in Verruf. Nach den stratigraphischen Verhältnissen sind aber die französischen Forscher nicht geneigt, sie aufzugeben, die Industrie allein ohne Lagerungsverhältnis genügt nur nicht zur Erkennung der Stufe. Etwas anderes ist es mit dem Acheuléen. Zu Chelles kommen auch Werkzeuge vom Acheul-Typus vor. Da man aber die zwei Industrien „rein" in ihrer Überlagerung kennt, ist die Erklärung durch Annahme einer Mengung zulässig. (Lapparent, Traité de géologie, S. 1605, gibt sogar Trennung der Schichten mit *Elephas antiquus* und *primigenius* an.) Was aber die Angabe S. 48: „Chelléen wurde von Mortillet später durch Acheuléen ersetzt", betrifft, so verhält sich die Sache folgendermaßen: Mortillet hatte zuerst für die durch den rohen coup de poing bezeichnete Industriestufe den Namen Acheuléen gewählt. Da er in St. Acheul noch eine jüngere Industrie fand, ersetzte er die Bezeichnung durch Chelléen, nach dem Dorfe Chelles, weil die Industrie dort weniger gemengt wäre. Den freigewordenen Namen Acheuléen verwendete er für die Bezeichnung der in St. Acheul vorzugsweise vertretenen jüngeren Industriestufe. Zu S. 83: In Krapina ist nicht das wollhaarige Nashorn, sondern *Rh. Merkii* vorgekommen. Zu S. 99: Erosionsmeter sind mit Denudationsmetern verwechselt. Die darauf gegründete Zeitrechnung ist also irrig.

IV. „Der Mensch der letzten Zwischeneiszeit." Hier finden die Kulturen des hier wieder als „Übergangsstufe" anerkannten Moustérien (S. 103) und des Solutréen ihren Platz. Hier wie im folgenden Abschnitte sind auch die österreichischen Fundstellen eingehend behandelt. (S. 109 lies Strobl statt Strohl.) S. 131 wird die Höttinger Breccie als Schuttkegel eines Baches bezeichnet und S. 132 Penck als Gewährsmann angeführt. Penck bezeichnet aber nur den über der Breccie liegenden Höttinger Schutt als Schuttkegel.

V. „Der Mensch der frühen Nacheiszeit." Hier sind die Stadien und Schwankungen Pencks und die Kultur des Magdalénien dargestellt. S. 138, Z. 1 v. o., stimmt die Rechnung nicht. S. 143 wird Laugerie haute, welches S. 108 richtig ins Solutréen gestellt wird, als Magdalénien bezeichnet.

VI. „Die Übergangsperiode von der älteren zur jüngeren Steinzeit" bietet eine vorzügliche Darstellung der Piette'schen und Salmon'schen Stufen.

VII. „Die jüngere Steinzeit und ihre materiellen Kulturerwerbungen" sind eine nicht minder vorzügliche Darstellung. Nicht allgemein wird man folgenden Satz billigen (S. 247): „Und dieser ... Norden hat als köstliche ... Frucht der Eiszeit die allerweißesten, hochgewachsenen, langschädeligen, blonden und blauäugigen Indogermanen hervorgebracht, deren körperliche und geistige Überlegenheit sie in der Folge nicht nur zu Führern in der Kulturentwicklung überhaupt, sondern zum Herrenvolk über alle Völker prädestinierte, bis sie im Stamme der Franken, also der Freien, die Herren über die Herren wurden und durch den fränkischen Adel heute über die ganze zivilisierte Welt herrschen."

VIII. „Die Germanen als Träger der megalithischen Kultur", IX. „Die Entwicklung der geistigen Kultur am Ende der Steinzeit", X. „Steinzeitmenschen der Gegenwart", XI. „Niederschläge aus alter Zeit in Sitten und Anschauungen der geschichtlichen Europäer" sind sehr interessant geschriebene Darstellungen. Im VIII. Kapitel hätte wohl Penka genannt, vielleicht auch Schraders abweichende Anschauung berücksichtigt werden können. *V. Hilber.*

3.

Outes, Félix, F.: *La edad de la piedra en Patagonia.* (Anales del Museo Nacional de Buenos Aires, Tomo XII) 1905. 373 S. 8°, 205 Textillustrationen, 1 Karte.

Der Verfasser, dem wir schon mehrere Arbeiten auf dem Gebiete der argentinischen Ethnographie und Archäologie verdanken, hat sich der verdienstvollen Arbeit unterzogen, alles, was an prähistorischem Materiale, Funden und literarischen Nachrichten vorhanden ist, zu sichten und seinen auswärtigen Fachgenossen in systematischer Form zum Vergleiche darzubieten.

Dem eigentlich prähistorischen Teile ist eine detaillierte ethnographische Einleitung vorausgeschickt, welche zur näheren Beleuchtung der Bevölkerungsverhältnisse Patagoniens dient. Der Verfasser unterscheidet in der vormagelhaenischen Epoche zwei gleichzeitige Typen: eine dolichocephale am Rio Negro, die nach Süden über den 41. Breitegrad nicht hinausging, und eine brachycephale im übrigen Gebiete bis zur Magelhaenstraße nomadisierend; häufige Fehden mit den Nachbarn brachten viel fremdes Blut in diesen zweiten Typus, von dem wichtige Eigenschaften auf die eingeborene protohistorische Bevölkerung übergegangen sind. Die Subdolichocephalen und Mesaticephalen südlich des 41. Grades sind nach Outes bloß Mischlinge dieser Brachycephalen mit den Dolichocephalen des Rio Negro und Feuerlandes, wie ja auch die brachycephalen Araucaner heute viel mesaticephale und dolichocephale Elemente aufweisen. Die kurzköpfigen Patagonier (Tehuelche) kamen auch nach Feuerland hinüber zu den (dolichocephalen) Yamana; das Produkt der infolgedessen stattgehabten Mischung sind die heutigen Ona. Die Patagonier des Festlandes haben im Verkehre mit den Araucanern (im Nordosten) und Puelche (im Norden) ihr Kulturniveau erhöht, wie überhaupt Outes das Niveau der vom Nordosten gekommenen Dolichocephalen höher schätzt als das der vom Nordwesten eingewanderten Brachycephalen.

In übersichtlicher Weise erörtert der Verfasser dann Charakter, Sprache, Religion (Totemismus mit Schamanismus), Rechtsanschauungen, Ergologie, Sitten und Gebräuche der Patagonier.

Keinesfalls ist die jetzige Bevölkerung Patagoniens autochthon, sondern es ging ihr eine Völkerschichte voran, von der zwar bis jetzt keine osteologischen Reste bekannt sind, die sich aber aus den ihr zuzuschreibenden Artefakten erschließen läßt.

Die paläolithischen Funde Patagoniens stellt nun Outes auf Grund seiner Beschreibung auf eine Stufe mit dem Chelléo-Moustérien (Acheuléen) Europas, besonders Frankreichs; die Formen finden sämtlich ihre europäischen Analoga, doch gehören sie alle der genannten einzigen Epoche an, die indes für Südamerika erheblich später anzusetzen ist als für Europa.

Das Neolithicum Patagoniens hat einen ganz ausgeprägten, von dem des übrigen nördlichen Argentinien abweichenden Charakter, wie er sich nur in einigen begrenzten Nachbargebieten noch findet, zeigt dagegen große Ähnlichkeit mit dem nordamerikanischen.

Typologisch lassen sich drei gutmarkierte Epochen umschreiben, deren geologische Fixierung indes an dem Umstande scheitert, daß Patagonien seit dem Tertiär im großen und ganzen dieselbe geologische Physiognomie beibehalten hat, daher an einer Stelle oft Funde aus mehrzeitigen Ansiedlungen in unentwirrbarer Mischung vermengt auftreten, zudem systematische Untersuchungen überhaupt noch fehlen. Die drei Epochen sind: eine protoneolithische, eine solche der Differenzierung der Werkzeuge (vielleicht mit Spuren fremden Einflusses) und die Epoche der polierten Steinwerkzeuge.

An Typen sind besonders hervorzuheben, *bolas* und *manljas* (Schleudersteine), Spinnwirtel, 8förmige polierte Steinbeile und durchbohrte Steine unbekannter Bestimmung. Das Material anlangend, sind Silikate stark vorwiegend, besonders Jaspis, ferner häufig Basalt, Quarzit, Trachyt, Porphyr u. a.; das proportionelle Verhältnis der verwendeten Materialien ist überall fast dasselbe. Die feinere Bearbeitung geschah durch Druck mittels Knocheninstrumente, wie es noch heute bei den Ona zu beobachten ist; die Durchbohrung erfolgte ebenfalls durch sorgfältiges Aussplittern.

Ein detaillierteres Resumé der Arbeit zu geben, ist bei dem durchaus synthetischen Charakter derselben nicht möglich. Für die vergleichende prähistorische Typologie wird das Werk in Hinkunft unentbehrlich sein.

4.

Fr. Hirth: *Chinesische Ansichten über Bronzetrommeln.* Sonderabdruck aus den „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin", Jahrgang VII, Abt. I (Ostasiatische Studien). Leipzig 1904. 65 S.

Jene alten Bronzetrommeln Südostasiens, die in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten behandelt worden sind (vgl. darüber hier Bd. XXXIII, S. 390), spielen auch in der alten chinesischen Literatur keine geringe Rolle. Der erste, der darauf aufmerksam gemacht hat, war Friedrich Hirth in der Zeitschrift T'oung-pao I (1890), S. 137ff., und in einem Briefe an Franz Heger vom Jahre 1894, abgedruckt in der Festschrift für A. Bastian (1896), S. 492ff., Anm. 6. Angeregt durch die von Meyer und Foy herausgegebene Dresdener Publikation „Bronzepauken aus Südostasien" (1897) hat dann J. J. M. de Groot seinen Aufsatz über „De antieke Keteltrommen in den Oost-Indischen archipel en op het vasteland von Zuidoost Azië" veröffentlicht (siehe „Verslagen en Mededeel. der Koninkl. Akademie van Wetenschappen", Afd. Letterkunde, 4. Reeks, II, 1898, S. 330--392, wovon eine deutsche Bearbeitung in den „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin", Jahrg. IV, 1901, Abt. I, S. 76—113, erschienen ist), und in diesem Aufsatze hat de Groot auch eine größere Anzahl chinesischer Berichte verwertet. Er kommt dabei auch auf Hirths oben genannten Brief zu sprechen, den er als ein Kartenhaus, als Seifenblase bezeichnet. Dagegen wendet sich Hirth in dem vorliegenden ausführlichen Aufsatze, indem er Abschnitt für Abschnitt seinen früheren Brief unter Anführung der chinesischen Quellen erörtert, und es ergibt sich daraus, daß Hirths briefliche Mitteilungen an Heger als Ansicht der chinesischen Archäologen wohl begründet waren.

Die Ansicht der meisten chinesischen Quellen über die in Frage stehenden Bronzetrommeln ist die, daß sie von dem chinesischen General Ma Yüan der Han-Dynastie um 41 n. Chr. den Barbaren von Lo-yüé, d. h. den Man-Stämmen in den Gebieten am Yu-kiang nördlich von Tung-king und danach noch einmal 225 n. Chr. von dem chinesischen General Tschu-ko Liang den Barbaren des Südwestens in Ssï-tsch'uan, Yün-nan, Nordbirma, gestiftet worden seien (S. 7, 15 Anm., 44f., 48, 55; zu Lo-yüé siehe S. 40f.). Diese Ansicht basiert auf mehreren geschichtlichen Tatsachen, die wohl dazu angetan waren, in dem angeführten Sinne gedeutet zu werden. Es war im alten China gebräuchlich, daß vom Kaiser als Auszeichnung eine Militärmusik verliehen wurde, und solche Militärmusiken sind durch Ma Yüan und Tschu-ko Liang nachweislich auch den Häuptlingen der Man-Barbaren in Südchina zugestellt worden — teils als Symbole ihres chinesischen Vasallentums, teils um sie mit Respekt vor der chinesischen Zivilisation zu erfüllen (S. 12f.), teils auch, um sie zum Luxus, zum feineren Leben zu erziehen und sie dadurch am sichersten an die chinesische Kultur zu ketten (S. 48). Die altchinesische Militärmusik bestand nun — außer aus Hörnern, kurzen Flöten, Bronzeschellen und Sängern — vor allem auch aus Felltrommeln, die mit gewissen symbolischen Emblemen (einem Schirme von Reiherfedern u. dgl.) verziert waren; ihre Farbe war je nach dem Range des Kommandierenden verschieden, entweder rot oder grün usw., in den Grenzgarnisonen aber schwarz (S. 10ff.). Da nun weiter gerade in den von Ma Yüan und Tschu-ko Liang eroberten südchinesischen Gebieten, zum Teil in Fürstengräbern, unsere Bronzetrommeln gefunden worden sind, so konnten die chinesischen Archäologen leicht zu dem Schlusse kommen, daß diese Bronzetrommeln die Felltrommeln der altchinesischen Militärmusik vertreten (S. 7, 12 Anm.) und eben von den genannten beiden Generalen den Barbaren des Südens zusammen mit den übrigen Bestandteilen der altchinesischen Militärmusik gestiftet worden seien. Die schon längst von mir betonte Ableitung der Bronzetrommeln aus älteren Felltrommeln (siehe zuletzt hier Bd. XXXIII, S. 400) ist also bereits von den chinesischen Archäologen angenommen worden. Dabei spielten gewiß noch besondere Berührungspunkte zwischen beiden Trommelarten eine Rolle: auch auf den Felltrommeln soll der zentrale Stern vorkommen (Hirth, S. 37) und ebenso, wie bei den Bronzetrommeln, findet sich dort ein Reiherornament, nicht nur in natura als Balg irgendwie über der Trommel angebracht, sondern auch aufgemalt (S. 35ff.). Dazu kommt, daß den alten Berichten zufolge die Bronzetrommel ebenso, wie die Felltrommel, zusammen mit einem Blasinstrumente Verwendung fand, und zwar zusammen mit der

Muscheltrompete, der „Nephritmuschel", wie der chinesische Ausdruck lautet (S. 13). Wir verstehen also die Schlußfolgerung der chinesischen Archäologen. Nur die Begründung für den Ersatz der Felltrommeln durch Bronzetrommeln, daß nämlich die Felltrommeln in den südlichen Gegenden bei der feuchten Luft des Klimas nachgegeben und ihren Klang verloren hätten, klingt etwas sonderbar. Viel eher könnte man zu der Hirth'schen Annahme (S. 9) neigen, daß die Felltrommeln deshalb durch Bronzetrommeln ersetzt worden sind, weil — wie Hirth gegen de Groot erwiesen hat — Bronze bei den südlichen Barbaren außerordentlich häufig war und namentlich in Gestalt von Waffen (bronzenen Schwertern, Pfeilspitzen, Armbrustdrückern und -schlössern usw.) von den chinesischen Generalen erbeutet worden sein mußte (S. 8f., 16f., 24).

Mehrere Momente scheinen die Richtigkeit der eben entwickelten gewöhnlichen Ansicht unter den chinesischen Archäologen zu bestätigen. Im Tempel von Nan-hai (bei Whampoa) soll sich nämlich eine Bronzetrommel mit einer dem Stile der Han entsprechenden Inschrift befinden oder befunden haben, und diese Inschrift soll lauten: „Gegossen vom General Fu-p'o der Han [= Ma Yüan"] (S. 7, 15 Anm., 41 f.). Ferner soll der Silberreiher, wie er allem Anscheine nach auf verschiedenen älteren Bronzetrommeln als Ornamentband vorkommt, auch auf chinesischen Bronzen der zweiten Han-Dynastie gern als Ornament verwendet worden sein, und zwar auf Gefäßen, die in der Nähe der damaligen Gebiete der Man-Barbaren entstanden sind (S. 33). Schließlich wird die bei Heger (Alte Metalltrommeln, S. 125) besprochene Bronzetrommel des Mr. Archibald Little durch ihre Inschrift — falls dieselbe wirklich alt und echt ist — als aus der Zeit des Tschu-ko Liang stammend und als Fabrikat eines Chinesen erwiesen (S. 50f.). Es sind also scheinbar Bronzetrommeln der hier in Rede stehenden Art zu Ma Yüans und Tschu-ko Liangs Zeiten chinesischerseits angefertigt worden.

Daß dies aber nicht die erste Anfertigung unserer Bronzetrommeln gewesen ist, dafür lassen sich wiederum andere gewichtige Zeugnisse ins Feld führen. Einmal geht eine von der gewöhnlichen abweichende chinesische Meinung aus dem XI. Jahrhundert (S. 43f.) dahin, daß unsere Bronzetrommeln schon längst vor der Eroberung Tung-kings durch den General Ma Yüan bestanden haben, und zwar sollen sie bis in den Anfang des II. Jahrhunderts v. Chr. zurückführen, als der chinesische Gesandte Lu Kia am Hofe des Königs von Nan-yüé, Tschau-T'o, weilte, der über die Man in Tung-king, Kuang-tung und Kuang-si herrschte (S. 7). Damals soll der chinesische Gesandte eine Bronzetrommel als Widmung an einen Tempel geschenkt haben, worauf eine Inschrift in alter Siegelschrift hindeute. Ob diese Inschrift nur nachträglich in die Trommel eingraviert worden ist oder die ganze Trommel auf Bestellung des Chinesen verfertigt wurde, ist nicht gesagt. Doch würde schon die spontane Fabrikation einer solchen Bronzetrommel an sich genügen, um eine alteinheimische Industrie in derartigen Dingen bei den Man-Barbaren wahrscheinlich zu machen. Weiter hören wir aus einem alten Berichte, daß im Jahre 48 n. Chr. ein Mann von Nan-kün dem Hofe eine bronzene Trommel mit Inschrift (nicht, wie de Groot will, „mit Gravierarbeit") widmete (S. 41). Hier können wir es nicht gut mit einem chinesischen Erzeugnis aus der Zeit Ma Yüans zu tun haben, dagegen spricht die Unwahrscheinlichkeit (wie Hirth S. 42, selbst fühlt), daß man dem Hofe ein unter der Autorität des Kaisers eingeborenen Führern gestiftetes Geschenk als Merkwürdigkeit einsandte. Da außerdem in Nan-kün Man-Barbaren ansässig waren (siehe dazu auch S. 40, Anm.), so ist die einzig glaubhafte Schlußfolgerung die, das wir es mit einem Erzeugnisse der Man zu tun haben und daß die Inschrift nachträglich eingraviert oder für den bestimmten Zweck gleich mitgegossen wurde (ein Trommelfund, wie Hirth will, liegt doch wohl nicht vor). Damit steht in Übereinstimmung, daß in einigen chinesischen Quellen die Herstellung bronzener Trommeln durch die südlichen Barbaren (Li und Liau) direkt ausgesprochen wird (S. 8) und daß auch unter der T'ang-Dynastie (618—906) nichts von einem chinesischen Ursprunge der Bronzetrommeln, wie sie sich in Kuang-tung, Kuang-si, Fu-nan und T'ién-tschu (Indien) fanden, verlautet (S. 56). Zum Vorkommen der Bronzetrommeln in Indien ist zu beachten, daß auch die indischen Gaukler, die am Hofe der T'ang-Dynastie ihre Künste vorführten, von Bronzetrommeln begleitet waren (S. 56). Ob das aber unsere Art von Bronzetrommeln gewesen ist, bleibt doch sehr fraglich; siehe zu der ganzen Angelegenheit auch Heger (Alte Metalltrommeln aus Südostasien, 1902) S. 238. Wie dem auch sei, jedenfalls gibt es gewichtige Zeugnisse für die echt einheimische Fabrikation von Bronzetrommeln bei den Man-Barbaren, und de Groot sowohl wie Franz Heger gehen sogar so weit, daß sie in diesen Völkern die ersten Verfertiger unserer Art von Bronzetrommeln sehen. Hirth dagegen will den Man die Fähigkeit aberkennen, unsere feinen Bronzetrommeln geschaffen zu haben (S. 16); er neigt noch immer zu der Annahme, daß sie ein Erzeugnis chinesischen Gewerbefleißes sind und ihre Herstellung erst später von den südlichen Völkern erlernt wurde (S. 5); er will es jedoch nicht ganz von der Hand weisen, daß die chinesischen Generale Ma Yüan und Tschu-ko Liang (oder ihre Vorgänger) nur einer älteren, bei den Man einheimischen Bronzetrommelfabrikation zu Hilfe gekommen seien, indem sie durch Trommelstiftungen in Zusammenhang mit den vom Kaiser verliehenen Militärorchestern in die heimische Bronze-

trommelfabrikation eine höhere Technik und chinesische Symbolik einführten (S. 48). Das letztere mit der chinesischen Symbolik kann in gewissem Sinne richtig sein; im übrigen glaube ich aber noch immer, daß unsere Bronzetrommeln weder von den Man in Südchina und Tung-king noch auch von Chinesen zuerst fabriziert worden sind.

Daß die Chinesen nicht als Urheber unserer Bronzetrommeln zu betrachten sind, folgt aus einer einfachen Tatsache. Gerade der entwicklungsgeschichtlich älteste Typus wird weder in den alten chinesischen Berichten erwähnt noch auch auf Grund vorhandener Exemplare in jüngeren Werken abgebildet (vgl. dazu bereits Foy, Mitteil. d. Anthr. Ges. in Wien, XXXIII, S. 402). Schon die ältest belegte, im Anfange des II. Jahrhunderts v. Chr. einem Tempel gewidmete Trommel, über die wir oben gesprochen haben, wird durch ihre Mäanderornamente (Hirth, S. 43) als ein jüngerer Typus, als Typus IV (vgl. Foy, a. a. O., S. 396), dokumentiert. Falls übrigens die Inschrift dieser und der gleichfalls oben erwähnten Nan-kün-Trommel vom Jahre 48 n. Chr. nicht nachträglich eingraviert, sondern gleich im Gusse vorgesehen gewesen ist, so würde schon dieser Umstand beweisen, daß beide Trommeln dem IV. Typus angehören, da trotz der großen Anzahl der bereits bekannt gewordenen Bronzetrommeln bisher nur von diesem Typus Gußinschriften vorliegen. Wären nun aber die Chinesen die Urheber unserer Art von Bronzetrommeln, so müßte doch gerade auch der älteste Typus in ihrer Literatur fungieren. Die gewöhnliche Ansicht der chinesischen Archäologen über die erste Entstehung unserer Bronzetrommeln ist demnach nur ein Gelehrtenschluß, der nicht stichhält. Nur als Hypothese wird er übrigens auch von den chinesischen Archäologen selbst stets entwickelt (Hirth, S. 54). Er mag darin eine Stütze gefunden haben, daß der jüngere Typus IV außerordentlich viele chinesische Formen in seiner Ornamentik aufweist, demnach wohl wirklich unter direktem chinesischen Einflusse entstanden ist und daß einige Exemplare dieses Typus mit chinesischen Gußinschriften wirklich bis in die Zeit Ma Yüans und Tschuko Liangs zurückgehen. Um diesen IV. Typus wird es sich wohl auch ausschließlich bei den moderneren Fabrikationen von Bronzetrommeln handeln, wie sie bis vor einigen Generationen nachweislich in Canton hergestellt wurden (Hirth, S. 50, Anm.). Gegen die chinesische Urheberschaft der ganzen Bronzetrommelart spricht auch, daß die ältesten Trommeln keinerlei spezifisch chinesische Ornamentmotive zeigen (vgl. Meyer und Foy, Bronzepauken aus Südost-Asien, 1887, S. 19[a]). Die oben geltend gemachten Beziehungen zu den chinesischen Felltrommeln, zentraler Stern und Reiherornament, sind kaum als ausschlaggebend zu betrachten: diese beiden Übereinstimmungen brauchen keine zufälligen zu sein, können aber auf einen älteren Völkerzusammenhang zurückführen. Wenn die Chinesen den ältesten Bronzetrommeltypus geschaffen hätten, so sollte er mehr im Charakter der altchinesischen Bronzen gehalten gewesen sein.

Wie die Chinesen, so können auch die Man-Barbaren am Meerbusen von Tung-king nicht gut die Verfertiger des ältesten Bronzetrommeltypus gewesen sein. Denn wenn er dort in größerer Zahl heimisch gewesen wäre, so würde er auch in den Interessenkreis der Chinesen gerückt sein und ebenso, wie alle übrigen südchinesischen Typen, in den alten chinesischen Werken einmal beschrieben oder in den neueren abgebildet sein (vgl. Foy, a. a. O., S. 402); das ist jedoch nicht der Fall. Hirth hebt S. 25 vielleicht auch mit Recht noch hervor, daß die Bronzetrommel unter den Kulturgütern der Man ihrer hohen Vollendung wegen so vereinzelt dastehen würde, daß sie schon deshalb auf anderem Volksboden entstanden sein muß. Gleichwohl kann sie von den Man-Völkern nachgeschaffen worden sein. Die wenigen Exemplare, die sich vom ältesten Typus in Tung-king und nördlich davon finden (bisher sind es nur zwei), würden demnach nur als Importstücke und Vorlagen für die jüngeren Typen zu betrachten sein, wie ich schon a. a. O. ausgeführt habe.

Scheiden damit die Chinesen wie die Man-Völker Südchinas und Tung-kings aus der Reihe derer aus, die unsere Bronzetrommelart geschaffen haben könnten, so muß es zunächst ganz zweifelhaft bleiben, wo das engere Heimatland des ältesten Typus zu suchen ist. Nur soviel steht fest, daß es irgendwo in Hinterindien, mit Ausnahme Tung-kings, gelegen hat. Einen kritischen Versuch zu seiner Bestimmung habe ich zuletzt hier Bd. XXXIII, S. 399ff., unternommen. Dabei kam ich zu dem Resultate, daß meine frühere Ansicht immer noch die wahrscheinlichste sei, nach der das alte Kambuja-deśa (südliches Siam, Kambodscha, Niedercochinchina) als Herkunftsort unserer ältesten Bronzetrommeln zu gelten hätte; ich hob jedoch hervor, daß wohl nicht die Khmer, die seit den letzten Jahrhunderten v. Chr. herrschende Rasse des Landes, ihre Verfertiger gewesen seien, sondern die von ihnen unterworfenen Tschams. Unter gewissen Modifikationen hat auch jetzt noch diese Ansicht manches für sich. Was mich aber zu einer Nachprüfung derselben angeregt hat, das sind einige Angaben Hirths und die Ausführungen O. Richters über den eventuellen Zusammenhang des Vorkommens unserer Bronzetrommeln in Indonesien mit den Wanderungen der Malaien („Globus", LXXXVIII, S. 193, Anm. 64).

Hirth bespricht S. 13f. eine im Jahre 801 n. Chr. erfolgte Widmung musikalischer Instrumente aus dem Lande P'iau, über die in alten chinesischen Quellen berichtet wird. Unter den Musikinstrumenten

dieses Landes figurieren nun auch neben Bronzetrommeln „zwei große Trommeln von der Form eines Weinzubers, zwei Fuß hoch, oben breiter als unten, mit Trommelfell aus Schlangenhaut, jedoch, wie die Bronzetrommeln, unten offen. Von diesen Trommeln wird gesagt: sie waren auf allen Seiten mit Musikanten des Landes P'iau bemalt, die *schöng* (Orgelflöten) und Trommeln in den Händen hielten". Die hier erwähnten Musikanten mit Orgelflöten erinnern an eine Figur von einer unserer ältesten Bronzetrommeln, die gleichfalls eine Orgelflöte in den Händen zu halten scheint (Heger, a. a. O., S. 27a, 185a). Nehmen wir noch hinzu, daß sich auf den beiden typologisch ältesten Bronzetrommeln, wie wir sie zuerst durch Heger kennen gelernt haben, auch Figuren finden, die Trommeln zu schlagen scheinen, so ist die Übereinstimmung in der Ornamentik dieser ältesten Bronzetrommeln und der erwähnten Trommeln des Landes P'iau eine sehr frappante. Es käme nun alles darauf an, das Land P'iau mit einer bestimmten Örtlichkeit zu identifizieren; das ist aber den Sinologen bisher allem Anscheine nach nicht mit Sicherheit gelungen, wenn es auch von de Groot, a. a. O., S. 340, für Birma oder doch wenigstens einen Teil davon gehalten wird und wenn auch Hirth S. 13 meint, daß in P'iau „vielleicht eine unvollkommene Transkription für Pegú, den Namen des Landes im Delta des Irawaddy" stecke. Heutzutage lassen sich die langen Orgelflöten bisher nur von den Bergvölkern Siams nachweisen, während wir aus den verwandten Instrumenten der Chinesen und Japaner auf eine einstige weitere Verbreitung schließen dürfen, zumal da in einer chinesischen Quelle auch von den Si-ki Miáu (einem Man-Stamme Südchinas) „reed organ" erwähnt werden (siehe Heger, a. a. O., S. 236a). Wir können also aus dem heutigen Vorkommen dieser Instrumente, soweit wir überhaupt das Material schon überschauen, keinen sicheren Rückschluß auf die Lage des Landes P'iau und die Herkunft unserer Bronzetrommeln machen. Eine andere Angabe Hirths (S. 13f.) ist nach dieser Richtung hin auch nicht ergiebiger. Nach einem chinesischen Berichte sollen nämlich die Barbaren in Annam mit Ornamenten tätowiert gewesen sein, die den Eingravierungen auf den Bronzetrommeln glichen. Diese Übereinstimmung könnte darauf hindeuten, daß die auf den Trommeln verwendeten Ornamente in Annam bodenständig gewesen sind, daß also in Annam das ursprüngliche Herstellungsland unserer Trommeln zu suchen sei. Dabei ist es nicht ohne Belang, daß gerade in seinem Nachbargebiete, Tung-king, ein Exemplar des ältesten Trommeltypus gefunden worden ist und daß von Annam noch im Jahre 1371 Bronzetrommeln an den chinesischen Hof gelangen (S. 53). Anderseits ist es aber auch möglich, daß in Annam die Ornamente der eventuell anderswoher bezogenen Bronzetrommeln erst sekundär als Tätowierungsmuster verwendet worden sind, und zwar in derselben Weise, wie in Hunan zur Tuchbedruckung (Hirth, S. 14, Anm. 1). Außerdem fragt es sich auch, ob nicht die Lage des Landes P'iau, das doch gewichtigen Anspruch erhebt, als Heimatsland unserer ältesten Trommeln gelten zu dürfen, den obigen Schlußfolgerungen widerspricht. Schließlich läßt sich derselbe Einwand, der gegen Tung-king als Heimat unserer ältesten Trommeln vorliegt, auch gegen Annam geltend machen; denn auch dieses Land ist schon frühzeitig von China unterworfen worden (vgl. Moura, Le Royaume du Cambodge I, S. 467ff.), so daß also unser ältester Trommeltypus, wenn er hier zu Hause gewesen wäre, den Chinesen nicht unbekannt hätte bleiben können. Sollte jedoch wirklich Annam als Heimat unserer ältesten Trommeln in Frage kommen, so ist zu beachten, daß es zur Zeit ihrer Entstehung noch nicht von den Annamiten, sondern im wesentlichen von den Tschams bewohnt war (vgl. meine Angaben bei Meyer und Foy, Bronzepauken, S. 19f.). Damit stießen wir wieder auf die Tschams, die ich schon früher für den Fall, daß unser ältester Trommeltypus im alten Kambuja-deśa entstanden ist, als seine Verfertiger in Anspruch genommen hatte. Der Gedanke, den Tschams oder ihren nächsten Verwandten die erste Herstellung der alten Bronzetrommeln zuzuschreiben, hat aber auch wegen deren Verbreitung im malaischen Archipel viel für sich.

Bekanntlich sind auch in Indonesien unsere Bronzetrommeln zu finden, aber immer handelt es sich nur um den ältesten Typus (in dem von mir hier Bd. XXXIII, 392f., festgelegten Sinne), soweit nicht etwa besondere malaische Typen in Frage kommen (vgl. ebd. 409, Anm.). Alle neueren Funde ändern nichts an diesem Resultate. So gehört z. B. die neue Trommel der Bataviaasch Genootschap, gefunden beim Kampong Babakan auf Java (Distrikt Tjipoetri, Abteilung Tjiandjoer, Preanger-Regentschaften), gleichfalls zum ältesten Typus, wenn auch die Beschreibung in den „Notulen van het Bat. Gen.", XLII (1904), S. CLXXXVIII—CXCII, nicht immer ganz klar ist (was namentlich für Ornament 4 der Deckfläche gilt). Was dort als besonders eigenartig bezeichnet wird, hat zum größeren Teile gar keinen Anspruch auf eine solche Hervorhebung: ein 16strahliger Stern findet sich auch auf der Saleier-Trommel (nach der photographischen Aufnahme G. G. W. C. van Hoëvells, vgl. dazu auch Ref., Zentralblatt für Anthropologie, IX, 1904, S. 302), und die Frösche hat auch die Trommel von Samarang nie besessen (vgl. Meyer und Foy, a. a. O., Taf. I, Fig. 3 und 4). Da nun der älteste Typus nur in Hinterindien — mit Ausschluß Tung-kings (und Annams?) — geschaffen sein kann und auch nur dort zahlreicher verbreitet gewesen ist (worüber oben), so kann er auch nur von dort und nicht etwa von Südchina aus in den Archipel gelangt sein. Zwei Möglichkeiten bestehen da nun für die Art der Verbreitung (vgl. hier

Bd. XXXIII, 402): entweder ist sie auf dem Handelswege oder durch hinterindische Kolonisten erfolgt. Die Verbreitung auf dem Handelswege hat O. Richter a. a. O. als unwahrscheinlich hingestellt, ohne daß mich seine Gründe überzeugten; unsere Bronzetrommeln könnten im Archipel eine ähnliche Rolle, wie in späterer Zeit z. B. die chinesischen Drachentöpfe, gespielt haben. Sind aber unsere Bronzetrommeln wirklich nicht auf dem Handelswege, sondern durch eine Völkerwanderung verbreitet worden, so kommt als einzige, sicher zu konstatierende, ältere Kolonisation größeren Umfanges, die von Hinterindien aus im Archipel stattgefunden hat, nur die der malaischen Völker in Frage. Man müßte also annehmen, daß ein Teil der Urmalaien bei seiner Ausbreitung über den Archipel unsere ältesten Trommeln mit sich geführt hätte. Da nun die Urmalaien mit den Tschams nahe verwandt zu sein scheinen und jedenfalls einst neben ihnen in Hinterindien gesessen haben müssen, bis sie von den Khmers südwärts gedrängt und der Hauptsache nach auf das alte Malaya-deśa beschränkt wurden (vgl. L. Fournereau, Le Siam ancien, I, S. 48), so könnten sie unsere Trommeln schon aus der Zeit vor der Trennung von den Tschams als gemeinsames Kulturgut mitgebracht haben. Möglicherweise sind sie aber auch erst durch spätere Verkehrsbeziehungen mit den Tschams von Kambodscha in den Besitz solcher Trommeln gelangt. Damit hätten wir wieder auf die Tschams als eventuelle Verfertiger unseres ältesten Trommeltypus hingewiesen. — Heger ist der erste gewesen, der an die Möglichkeit erinnert hat, daß unsere Bronzetrommeln von den Urmalaien selbst in den Archipel mitgebracht worden sind (Metalltrommeln, S. 235): er denkt sich die Malaien ebenso wie die Man-Barbaren Südchinas und der angrenzenden Gebiete als Aboriginer Südostasiens und gleichzeitig als Verfertiger unserer Bronzetrommeln. Daß Heger so zu verstehen ist, daran — glaube ich — ist trotz Richters Bemerkungen a. a. O. festzuhalten, wenn wir nämlich andere Stellen in Hegers Buch heranziehen, wo er für die Saleierpauke gern ein südlicheres Gepräge gelten läßt (S. 185) oder wo er diejenigen Archipeltrommeln, bei denen auf der Platte die sogenannte Hauptzone fehlt, schon fern von der ursprünglichen Heimat erzeugt sein läßt (S. 164[b]); ich habe darauf schon hier Bd. XXXIII, 404, hingewiesen. Meine Einwendungen gegen diese Heger'sche Vermutung sind nach den Ausführungen Richters nicht mehr stichhaltig. Erstens würden die Bronzetrommeln der Urmalaien nicht mehr allein stehen, da jetzt von Meyer und Richter eine urmalaische Bronzezeit erwiesen ist. Zweitens ist es wahrscheinlich, daß die Urmalaien in Etappen, vielleicht auch von verschiedenen Stellen Hinterindiens aus in den Archipel ausgeschwärmt sind, wenn auch die von Richter dafür namhaft gemachten Beweise aus der Kulturgeschichte Indonesiens für mich in keiner Weise ausschlaggebend sind. Was mich noch von Hegers Ansicht trennt, ist im letzten Grunde nur dies: Heger läßt den ältesten Typus in Tung-king bei den Man-Völkern entstanden sein und sieht in den Archipeltrommeln jüngere Formen; ich dagegen kann in den Archipeltrommeln nur Angehörige des ältesten Typus erkennen, den ich schärfer als Heger bestimme und als dessen Heimat mir Tung-king ausgeschlossen zu sein scheint. Dagegen halte ich jetzt Hegers Vermutung für durchaus möglich, daß die Urmalaien selbst die Trommeln in den Archipel ausgeführt haben.

Dazu würde auch die ungefähre Zeit stimmen, die für die Entstehung des ältesten Typus zu erschließen ist. Bei dieser chronologischen Frage sind wiederum die chinesischen Berichte von unschätzbarem Werte. Bisher glaubte man, den ältesten, zeitlich fixierbaren Beleg für unsere Bronzetrommeln in einer Lebensbeschreibung des chinesischen Generals Ma Yüan vor sich zu haben, nach der dieser General um 41 n. Chr. Bronzetrommeln aus Lo-yüé in ein großes Pferdemodell umgoß (siehe de Groot, a. a. O., S. 334, und zu Lo-yüé Hirth, S. 40f.). Dieser Beleg ist jedoch zu streichen, da hier nach einer sehr wahrscheinlichen Konjektur Hirths (S. 38ff., 58), die im Umstellen zweier Zeichen besteht, gar nicht von Lo-yüé-Bronzetrommeln, sondern nur von Lo-yüé-Kupfer die Rede ist. Für diesen Verlust des bisher ältesten Beleges werden wir aber reichlich durch einen noch viel weiter zurückgehenden entschädigt. Wir hören nämlich in einer chinesischen Quelle aus der Zeit um 1100 n. Chr. von einer Trommel, die laut Inschrift von dem chinesischen Gesandten Lu Kia, der am Anfange des II. Jahrhunderts v. Chr. am Hofe des Königs von Nan-yüé, Tschau-T'o, weilte, einem Tempel gewidmet wurde (Hirth, S. 43f.). Schon diese Inschrift, wie auch die an der Trommel beobachteten Mäanderornamente, deuten, wie wir oben sahen, auf ein Exemplar des IV., also eines sehr jungen Typus. — Der nächstälteste Beleg wäre die Trommel von Nan-hai, die der Inschrift zufolge von Ma-Yüan gegossen sein soll, der in der Zeit von 41—49 n. Chr. in Südchina Krieg führte. Handelt es sich wirklich um eine Gußinschrift, so müßte auch dies Exemplar dem IV. Typus zugeschrieben werden. Dasselbe gilt für jene Trommel mit Inschrift, die im Jahre 48 n. Chr. ein Mann von Nan-kün dem Hofe widmete. — Weiterhin scheint eine Trommel des Herrn Archibald Little, die unserem IV. Typus angehört, ihrer Inschrift zufolge aus dem Jahre 226 n. Chr. zu stammen (siehe darüber oben). — Bei allen diesen zeitlich fixierten ältesten Belegen für unsere Bronzetrommeln handelt es sich scheinbar zwar immer um neugegossene Exemplare, aber um Exemplare nicht des ältesten, sondern des IV. Typus. Reichen demnach schon Trommeln eines so jungen Typus, wie es der IV. ist, bis in den Anfang des II. Jahrhunderts v. Chr. hinauf, wieviel weiter muß da

erst die Entstehungsperiode des ältesten Typus zurückliegen! Da dringen wir schon in Zeiten vor, die wohl für die letzten Wanderungen der Urmalaien in Betracht kommen könnten. Daß es sich aber bei unseren Bronzetrommeln nur um solche letzte Wanderungen handeln könnte, dafür spricht einmal die recht hohe Stufe der Bronzekunst, die unsere Trommeln verraten und die nur ans Ende der ganzen urmalaischen Kulturentwicklung zu setzen wäre, sodann aber auch der Umstand, daß bisher unsere Bronzetrommeln im wesentlichen nur auf der südlichen Inselkette des malaischen Archipels gefunden worden sind, während die älteren malaischen Völkerwogen das ganze nördliche Ozeanien bis nach Polynesien hin überflutet haben.

Fassen wir die Resultate unserer vorurteilslosen kritischen Behandlung des Bronzetrommelproblems zusammen, so ergibt sich, daß unsere Trommelart sehr wohl im alten Kambuja-deśa vor Ankunft der Khmer bei den Tschams oder bei den gemeinsamen Vorfahren der Tschams und Urmalaien entstanden sein könnte. Zwar haben wir bisher in diesen Gebieten noch keine Exemplare des ältesten Typus gefunden, doch spricht die Verbreitung unserer Trommeln im Archipel für das alte Kambuja-deśa als Ausfuhrland; und daß es auch ihr Herstellungsland gewesen ist, könnte man aus der Form jener Fahrzeuge schließen, die uns in der Ornamentik der typologisch ältesten Exemplare begegnen (vgl. hier Bd. XXXIII, 400, oben). Andere, mindestens gleichwertige Gründe sprechen allerdings mehr für das noch nicht genau lokalisierte Land P'iau, während das alte Annam als Heimat des ältesten Typus weniger wahrscheinlich ist. Es läßt sich demnach immer noch keine volle Gewißheit über das Herstellungsland und die Verbreitungswege unserer ältesten Trommeln gewinnen. Wir sind noch weit vom Ziele entfernt. Gleichwohl ist es nicht zu verkennen, daß die Arbeit Hirths — kritisch betrachtet — zur Klärung der Sachlage beigetragen und mehrere für die ganze Trommelfrage neue Momente zutage gefördert hat, ganz abgesehen davon, daß sie die einschlägige chinesische Literatur in dankenswerter Weise zusammenstellt (S. 52—54).

Außer den speziell zur Lösung des Trommelproblems beitragenden Daten sind in der Hirth'schen Arbeit auch noch mancherlei Einzelheiten oder Exkurse von hohem Interesse. Ich hebe vor allem das hervor, was im Hinblick auf die plastischen Frösche auf der Deckfläche einzelner Trommeltypen S. 27—32 gesagt wird. Wir erfahren bei diesem Anlasse gar mancherlei über die Bedeutung des Frosches oder der Kröte bei den Chinesen als Symbol des langen Lebens, als das dem Monde geweihte Tier und als Regenbringer. Eine chinesische Quelle besagt, daß die verschiedenen Froscharten von den Landwirten als Propheten für eine gute oder schlechte Ernte angesehen werden, je nachdem ihr Quaken morgens oder abends, laut oder leise gehört wird (S. 28, Anm.). Ja, nach chinesischem Sprachgefühle „trommelt" der Frosch. Eine gleiche Auffassung des Froschgesanges bei den Verfertigern unserer ältesten Bronzetrommeln vorausgesetzt, würde eine gute Erklärung der plastischen Frösche auf den Trommeldeckflächen ermöglichen: nicht nur oder überhaupt nicht deshalb, weil sie regenbringende Tiere sind, hätten sie dann auf unseren Trommeln Verwendung gefunden, sondern nur wegen der Ähnlichkeit ihrer Stimme mit dem Trommelton; sie würden gewissermaßen als Amulette der Trommeln fungieren, um ihnen auf mystische Weise ihren Ton zu sichern, wie ein eiserner Ring, von Kindern getragen, diesen bei den Basutos eiserne Kraft verschaffen soll oder wie der Tiroler Adlerfedern am Hute trägt, um des Adlers scharfen Blick und Mut zu erhalten (vgl. E. B. Tylor, Researches into the Early History of Mankind, 3. Ed., S. 130f.). Eine solche Anschauung hat bei den Chinesen nachweislich über die Vogelbälge geherrscht, die über den Felltrommeln der Ying- und Schang-Dynastie befestigt waren: während die gewöhnliche Ansicht dahingeht, daß es der Balg eines Reihers gewesen ist, handelt es sich nach anderen um eine Schneegans; indem man die Stimme dieses Vogels entlehnte, hätte man den Ton der Trommel ausbreiten und weithin hörbar machen wollen (Hirth, S. 35f.). Dadurch, daß man die Stimme des Vogels mit dem Tone der Trommel verglich, kam man weiter dazu, den Reiher für das in der Trommel wohnende geheimnisvolle Wesen, für die „Seele der Trommel" zu halten (Hirth, S. 36). Wesentlich verschieden hievon ist ein anderer Fall, wo ein Frosch für die Seele einer Bronzetrommel gehalten wird (de Groot, a. a. O., S. 340f.). Ein Hirt sieht einen Frosch, den er greifen will, in einer Höhlung des Bodens verschwinden; beim Nachgraben stößt er auf das Grab eines Man-Fürsten und auf eine Bronzetrommel, die mit plastischen Fröschen versehen ist; von dem in der Höhlung verschwundenen Frosche ist jedoch nichts mehr zu entdecken; der Hirt kommt infolgedessen auf den Gedanken, daß der Frosch die Seele der Trommel gewesen sei. Für die primitive Anschauung sind ja auch unbelebte Gegenstände beseelt, und wie man anderwärts Tiere, die sich in der Nähe einer Leiche zeigen (Eidechsen, Schlangen, Käfer, Schmetterlinge u. dgl.), für Seelentiere hält, so konnte auch in unserem speziellen Falle der spurlos am Aufbewahrungsorte der Trommel verschwundene Frosch für deren Seele angesehen werden, um so mehr, als die Trommel rätselhafte plastische Frösche an sich trug. Im allgemeinen und direkt sind aber die plastischen Frösche unserer Trommeln von seiten der Chinesen niemals als Seelen der Trommeln erklärt worden, wie es nach Hirths Notiz, S. 32, den Anschein haben

könnte; ebensowenig sind sie, soweit man sich auf die bisher durchforschte chinesische Literatur verlassen kann, als „Amulette" aufgefaßt worden, obwohl diese ganze Entwicklung nach Analogie der Anschauung über die Reiherbälge der Felltrommeln durchaus möglich gewesen wäre. Vorläufig, wo wir die älteste Geschichte unserer Trommeln noch so wenig kennen, muß es natürlich auch zweifelhaft bleiben, ob den Verfertigern unserer ältesten Bronzetrommeln solche Ideen wirklich vorgeschwebt haben; aber es schien mir nicht unwichtig, schon beizeiten der Forschung diese Direktive zu geben, die möglicherweise zur richtigen Lösung führt. Auf eine andere, mir nicht gerade wahrscheinliche Möglichkeit weist Hirth S. 31 f. hin: er meint, es könnte in den Fröschen unserer Bronzetrommeln ein Totemtier vorliegen, und erinnert dabei an den einen Teil der Man-Barbaren, dem in der chinesischen Literatur der Name „Frösche" oder „Frösche und Kröten" beigelegt wird. — Interessant ist ferner S. 49 f. die Deutung der Inschrift auf der von Heger, a. a. O., Taf. XXIX, Fig. 7, abgebildeten und S. 128 besprochenen Trommel; sodann das, was S. 23 f. über eine mächtige Trommel des Hunnenfürsten Ho-lién P'o-p'o mitgeteilt wird; weiter (S. 52 f.) die Aufführung von Stellen, an denen Eisentrommeln bei den südlichen Barbaren erwähnt werden, und (S. 58 f.) solcher, wo über den Guß von bronzenen Pferdemodellen gesprochen wird. — Der Hinweis auf die Übertragung des Begriffes „männlich" und „weiblich" auf den Unterschied zwischen hervorstehenden und vertieften Inschriften bei den Chinesen (S. 16, Anm.) ist nicht ohne Belang, weil er sich an manche Ausdrucksformen der Naturvölker anschließt. — Nicht allgemein bekannt mag es auch bisher geworden sein, daß sich die gute Erhaltung der altchinesischen Texte dadurch erklärt, daß sie vor der Einführung des Buchdrucks nicht einfach abgeschrieben, sondern durch Pausen gewissermaßen faksimiliert worden sind (S. 40). — Schließlich sei noch des Exkurses über die Entwicklungsperioden der chinesischen Kultur gedacht (S. 17—23). Auf eine allgemeine Steinzeit folgt nach den chinesischen Prähistorikern eine Nephritzeit (von zirka 2700 oder 2500—2200 oder 2000 v. Chr.) und auf diese eine Bronzezeit (ausgesprochenermaßen bis etwa 500 v. Chr.), die dann allmählich in eine Eisenzeit übergeht, von der sie erst um 219 n. Chr. endgültig abgelöst wird. *W. Foy, Köln.*

5.

Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von **Dr. Friedrich S. Krauss** unter redaktioneller Mitwirkung von Prof. Dr. Thomas Achelis, Herausgeber des Archivs für Religionswissenschaft in Bremen; Dr. Iwan Bloch, Arzt für Haut- und Sexualleiden in Berlin; Prof. Dr. Franz Boas, Direktor des ethnographischen Museums in New-York, V. S. N.; Prof. Dr. Anton Herrmann, Herausgeber der Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, in Budapest; Prof. Dr. med. Bernhard Hermann Obst, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig; Dr. Giuseppe Pitrè, Herausgeber des Archivio per lo studio delle tradizioni popolari in Palermo; Dr. med. Isak Robinsohn in Wien und anderen Gelehrten. I. Band. Südslawische Volksüberlieferungen, die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen. I. Erzählungen. Gesammelt, verdeutscht und erläutert von Dr. Friedrich S. Krauss. Leipzig, Deutsche Verlag-Aktien-Gesellschaft, 1904. (Privatdruck. Nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt.) XXII, 530 Seiten, lex. 8°.

Eine Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral ist noch nicht geschrieben worden und wird voraussichtlich noch lange nicht geschrieben werden können. Und doch hängen mit der Geschichte der Geschlechtsmoral die großen Fragen des Ursprunges und der frühesten Entwicklung der Ehe und der Familie aufs innigste zusammen. Trotz aller Arbeiten aber, die von Bachofen bis auf Westermarck der Geschichte der Familie und der Ehe gewidmet worden sind, und trotz allem, was seit Westermarck darüber geschrieben worden ist, wird auch heute noch kein vorsichtiger Forscher behaupten, daß diese großen und auch für die zukünftige Entwicklung der Ehe und des Verhältnisses der Geschlechter hochwichtigen Fragen bereits endgültig gelöst seien — eben weil es uns noch an den nötigen Erhebungen und Forschungen über das Sexualleben der Völker fehlt. Darum wird man die „Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der Geschlechtsmoral", welche Friedrich S. Krauss im Vereine mit einer Anzahl hervorragender Ethnologen und Mediziner herausgibt, nur dankbar begrüßen können. Um so dankbarer wird man für diese „folkloristischen Erhebungen und Forschungen" sein, wenn sie uns, wie der vorliegende Band, nur ausschließlich Tatsachenmaterial geben, und zwar die zuverlässigsten Tatsachen, wie sie in den aus dem Munde des Volkes gesammelten

Überlieferungen selbst enthalten sind — „Überlieferungen, in denen sich das Volk selber absichtslos schildert und unbewußt Zeugenschaft von seinem Fühlen und Denken, von seinem Tun und Treiben ablegt" (Vorwort S. IX). Unbedingt wird man dem Herausgeber zustimmen, wenn er (ebendaselbst) sagt: „Wer sich in unserem Sonderfalle über das Widerwärtige und Ekelerregende der geschlechtlichen Vorgänge entrüstet und sich der Beschäftigung mit ihnen schämt, der gleicht dem Mediziner, der aus Abscheu am Seziertische nicht arbeiten mag, der ist nicht reif für die Volksforschung .... Wenn man es der Volksforschung aus irgendweichen Gründen und Rücksichten erschwerte oder gar verwehrte, Erhebungen dieser Art zu pflegen, so würde man ihre Entwicklung unterbinden, gleichwie die medizinische Wissenschaft so gut wie gelähmt wäre, müßte sie zur Schonung zartempfindender Seelen auf Sektionen und Vivisektionen verzichten, scheute sie vor der Mephitis der Seziersäle und vor den cadaverum sordes zurück."

Dieser erste Band ist (mit Ausnahme der letzten paar Seiten) ganz den südslawischen Volksüberlieferungen, die sich auf den Geschlechtsverkehr beziehen, gewidmet und enthält nicht weniger als 371 Erzählungen im Urtexte mit deutscher Übersetzung. Diese Erzählungen sind zumeist darauf berechnet, durch die derbe Schilderung der geschlechtlichen Vorgänge (oft auch in Verbindung mit dem Exkrementellen) die Heiterkeit der Zuhörer zu erwecken; nur verhältnismäßig wenige Schnurren und Schwänke finden sich darunter, die außer durch ihre sexuelle Pointe auch noch durch wirklichen Witz auf die Lachmuskeln wirken. Schnurren und Schwänke der Art mit und (häufiger) ohne Witz sind ja auch bei uns in allen Volkskreisen ein beliebter Unterhaltungsstoff. Man kann sie in der Bauernschenke und in der Schnapsbude ebensogut wie in den Studentenkneipen und in den Salons der feinsten Restaurants und Kaffeehäuser hören; Frauen erzählen sie einander, wenn sie ganz unter sich sind, und in den Schaufenstern der Buchhandlungen in unseren Großstädten werden sie als „Literatur" angepriesen. Die Frage verdient wohl das ernsteste Interesse des Ethikers und des Soziologen, vor allem aber des Psychologen, woher es kommt, daß gerade der Geschlechtstrieb, welcher so oft die Ursache der größten Tragödien des Menschenlebens ist, die Zeugungsvorgänge, welche uns nur mit der tiefsten Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Walten der Naturkräfte erfüllen sollten, und das Verhältnis der Geschlechter, welches die Wurzel aller menschlichen Vergesellschaftung und den Anfang aller Kulturentwicklung bildet, — daß gerade diese so tiefernsten und wahrhaft heiligen Dinge am liebsten zum Gegenstande der gemeinsten Unterhaltung gemacht werden. Auch zur Beantwortung dieser Frage können nur Sammlungen, wie die vorliegende, das Material beistellen. Ein wesentlicher Unterschied besteht aber doch zwischen den Zoten und Obszönitäten, die man sich auch bei uns noch erzählt, und denen der Südslawen. Bei uns erzählen sich derlei Dinge in der Regel nur die Männer, wenn sie unter sich sind, oder die Frauen, wenn sie sich vor unberufenen Ohren ganz sicher wissen; nur ausnahmsweise werden sie (z. B. im Tingltangl) auch beiden Geschlechtern gemeinsam geboten; aber wohl immer werden die Kinder vor dem Anhören derselben bewahrt. Anders bei den Südslawen. Denn wir müssen es doch Krauss glauben, wenn er uns versichert (Vorwort, S. XIX): „Ich habe keinerlei Geheimnisse auszuplaudern, sondern nur zu berichten, was man sich in aller Öffentlichkeit und meist auch in Gegenwart von Kindern, Mädchen und Frauen arglos zu erzählen pflegt."

Von besonderer Wichtigkeit sind die in den Abschnitten XIII (Von der Zeitehe des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter und von der Vielmännerschaft), XIV (Von der gastlichen Prostitution) und XV (Von der Blutschande) mitgeteilten Erzählungen. Sie werfen ein grelles Licht auf Geschlechtsverhältnisse, wie sie, wenn sie nicht tatsächlich noch bestehen, so doch noch vor kurzem bestanden haben müssen. Es handelt sich hier um deutliche Spuren polyandrischer Verhältnisse, um Kinderehen (Verheiratung unmündiger Knaben mit reifen Mädchen) und freiem Geschlechtsverkehre zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter. Auch das Institut der Zeugungshilfe oder des Niyoga, wie es im indischen Rechte genannt wird, finden wir bei den Südslawen bezeugt. Ein österreichischer Serbe, der als Gendarm während einer 24jährigen Dienstzeit in Bosnien seine Erfahrungen erworben hat, macht nämlich Krauss folgende Mitteilung: „Wenn es sich in einer Familie trifft, daß die einzige Söhnerin keine Kinder hat und man fürchtet, daß ihr Stamm ausgewurzelt wird, so bereden sie (das besorgt gewöhnlich die Schwiegermutter) die Söhnerin, sie soll einem gewähren, wohl schon einem, der ihnen zu Gesicht steht, weil er von gutem Geschlechte ist, damit er ihr ein Kind mache, oder sie gewährt aus eigenem Antriebe ohne deren Einwilligung, denn sie schämt sich vor ihrer Sippe und den Freundinnen, weil sie keinen Sproß hat, den sie unterm Herzen getragen, indem man sie deswegen mitunter auch rügt. Es kommt auch vor, daß eine Familie ganz schwächlich und kränklich geartet ist. Dann bereden sie die Schnur, daß sie einem Jüngling oder einem Manne, von gutem, gesundem Geschlechte gewähre, damit er ihr ein Kind mache und eine gute Zucht ansetze." (S. 285.) Ähnliche Sitten sind im Mahābhārata sowohl wie in den Rechtsbüchern der Inder wohl bezeugt.

Auch darin stimmen die Südslawen mit den Indern überein, daß „nach altem Gewohnheitsrechte eine Wiederverheiratung einer Witwe als höchst anstößig gilt". (S. 400.)

Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß manche der von Krauss mitgeteilten Erzählungen sich auch in anderen Literaturen (z. B. bei Boccaccio) wiederfinden und für die Geschichte der Wanderungen von Erzählungsstoffen wichtig sind. So ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die „Erzählung vom wahren Sohn" (Nr. 230) identisch mit jener Version des „Salomonischen Urteils", die sich „Gesta Romanorum" Nr. 45 findet.

Verdienstlich sind auch die beiden Umfragen, welche dem Bande beigegeben sind, die eine über „Erotische Tätowierungen" (S. 507—513) und die andere besonders beachtenswerte über „Weiberleiberhandel in unseren Tagen" (S. 514—517).

Im Interesse einer auf breiter ethnologischer Grundlage ruhenden Gesellschaftslehre wünschen wir diesem Jahrbuche einen guten Fortgang. Nur möge es auch weiterhin nur Tatsachen — sei es tatsächliche Überlieferungen oder Erhebungen von tatsächlich bestehenden Verhältnissen —, und zwar aus dem sexuellen Leben möglichst vieler verschiedener Völker (sowohl Naturvölker als auch Halbkultur- und Kulturvölker) bringen und sich von Promiskuitäts- und anderen Theorien fernhalten. Denn noch viele solche Bände wird es brauchen, ehe das möglich sein wird, was Krauss (S. VIII) als Endziel aller dieser Erhebungen hinstellt — eine „einwandfreie Feststellung von Entwicklungsformen, die einmal zuverlässig bei allen Menschheitsgruppen vorkamen oder vorhanden sein mußten". *M. Winternitz.*

6.

Koch, Dr. Theodor: *Anfänge der Kunst im Urwald.* Indianer-Handzeichnungen auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt. Berlin, Ernst Wasmuth A.-G. (1905.) 70 S. Quer 8⁰. 63 Tafeln und 2 Karten.

Als ersten Teil der auf seiner ergebnisreichen letzten Expedition nach Brasilien gesammelten Materiales veröffentlicht Dr. Koch, von dessen Reise wir mehrmals briefliche Nachrichten in den Sitzungsberichten aufzunehmen in der Lage waren, ein Album von Indianer-Handzeichnungen, als „reines geistiges Eigentum seiner braunen Freunde", wie er selbst sagt, als unbeeinflußtes und daher um so wertvolleres Geistesprodukt dieser „vielverkannten Wilden", das ihrem Intellekt — bei richtiger Auffassung dessen, was diese Zeichnungen sein wollen — alle Ehre macht.

Zufällig haben wir vor kürzester Zeit im II. Bande von W. Wundts „Völkerpsychologie" eine von berufenster Seite ausgehende psychologische Behandlung der Kunstäußerungen primitiver Völker erhalten, zu der nun Kochs neue Materialien wieder treffliche Belege liefern. Menschendarstellungen sind, wie zu erwarten, vorwiegend en face, außer bei szenischen Darstellungen, wo indes auch noch eine gewisse Mischung von Frontal und Profil zu finden ist. Dagegen sind Tiere meist im Profil gezeichnet, in welcher Stellung eben die charakteristischen Merkmale am leichtesten zum Ausdrucke zu bringen sind, und darum sind z. B. Schildkröten, Frösche, Rochen wieder in der Draufsicht wiedergegeben. Bei Häusern ist in interessanter Weise der Grundriß mit hineinverlegten Aufrissen und Teilen der Außenansicht verquickt. Weglassen vorhandener und Hinzufügen nicht vorhandener Körperteile, „Röntgenaufnahmen" und die verschiedenen szenischen Darstellungen, Maskenzeichnungen, Land- und Himmelskarten sind im Texte unter Verweis auf das reiche Bildermaterial besprochen und schließlich auch die Ornamentik behandelt.

Es lassen sich hie und da sogar charakteristische Züge der Darstellungsart bestimmter Stämme erkennen: besonders die Bakairí-Zeichnungen haben etwas ganz besonderes an sich.

Man sieht, dieses oft recht kläglich aussehende Gekritzel will studiert sein, und wer sich in die Auffassung der braunen Künstler erst recht hineindenkt, wird viel Vergnügen an diesen Blättern finden, die uns einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des Vorstellungslebens des Naturmenschen liefern.

L. Bouchal.

7.

Taubner, Dr. Kurt: *Sprachwurzel-Bildungsgesetz und harmonische Weltanschauung.* Berlin, W. H. Kühl, 1905. 36 S. 8⁰.

Auf der Gruppierung der Konsonanten nach der Stelle ihrer Bildung im menschlichen Sprachorgane in drei Gruppen aufbauend, welche analog der „uralten" Teilung der Welt in Luftreich, Erdreich und Wasser — der „harmonischen Weltanschauung" — als Himmels-, Erd- und Luftkonsonanten bezeichnet werden, sucht der Verfasser in allen Wortwurzeln, die er mit Vernachlässigung der Vokale auf Wurzelkonsonantenkomplexe reduziert, je nach der Stellung, die das durch die Wurzel bezeichnete Objekt in einer oder zwischen zweien dieser Weltabteilungen einnimmt, die dieser Stellung entsprechenden Himmels-, Erd- oder Wasserkonsonanten in verschiedener Kombination wiederzufinden.

Das Ganze scheint auf einem Mißverständnisse eines Ausspruches Hugo Winclers zu beruhen. Dieser sagt ganz richtig in seiner „Babylonischen Kultur" (Leipzig, 1902, S. 23), daß „die vermeintliche

Urzeit keine primitiven, sondern hochentwickelte und streng durchgebildete Anschauungen hat". Und daraus schließt nun der Verfasser, daß die Sprache, als Geistesprodukt eines solchen hochentwickelten Kulturvolkes, von diesem nach Analogie seiner ganzen Welterkenntnis konstruiert worden sei, vergißt aber dabei, daß dieses — bis dahin also doch sprachlose — „Urvolk" wohl zu der hiezu notwendigen lautphysiologischen Erkenntnis, wie wir sie heute haben, kaum vorgeschritten sein wird — abgesehen davon, daß die Sprache wohl doch schon früher existiert hat als irgend eines dieser Hochkulturvölker, deren Bezeichnung als „Urvolk" eben nur sehr relativ ist, diese Höhe erklommen hatte. Oder soll der Mensch in den ungeheuren vorbabylonischen Zeitläuften wirklich ein alalus gewesen sein? Und dann ist immer nur von Babylon die Rede — woher hat Amerika, Australien seine Sprachen?

Es wird uns also die „topographische Differenzierung der Konsonantenschar", auch „wenn man die moderne babylonische Literatur aufmerksam verfolgt", doch „als ehemals aufgestelltes Weltlautgesetz" noch zweifelhaft bleiben und die Freude des Verfassers erscheint etwas verfrüht.

Aber auch die ganze Einteilung der Dinge in solche des menschlichen „Ober-" und Unterreiches scheint einer Willkür nicht zu entbehren. Warum „Arm", „Ente" und „Nizza" dem „Oberreich", „Faust", „Vogel" und „Pisa" dem „Unterreich" angehören sollen, ist nicht einzusehen. *L. B.*

8.

Jenks, Albert Ernest: *The Bontoc Igorot.* Manila 1905, Department of the Interior, Ethnological Survey Publications, vol. I, 266 S. 8°, 155 Tafeln.

Bontoc, eine der zentralen Provinzen von Nord-Luzon, die Heimat eines von der europäisch-jungmalaischen Kultur des Küstengebietes noch ziemlich unberührten Stammes der Igorroten, eines besonderen Zweiges der frühmalaischen Schicht der Philippinenbevölkerung, hat sich der Chef des Ethnologischen Bureaus in Manila zum Vorwurfe einer eingehenden und grundlegenden ethnographischen Untersuchung gewählt.

Die „wilde" Bevölkerung der Doppelprovinz Lepanto-Bontoc gab der Zensus von 1904 mit 70.300 Seelen an. Ethnographisch bilden die Bontocleute eine von ihren Nachbarn in mancher Hinsicht ziemlich gut geschiedene Einheit, so insbesondere durch das Fehlen des Dorfoberhauptes, dessen ziemlich bedeutende Gewalt in Bontoc durch mehrere Gruppen alter Männer, *intugtukan,* ersetzt ist; jede von diesen Gruppen hat bloß in einem Teile des Pueblo, *ata, dapay,* Einfluß, der somit hier keine politische Einheit darstellt. Dann ist abweichend der Bestand einer Art Probeehe u. a. Die Bontocleute nennen sich selbst *ĭpukáo* oder *ĭfugáo.*

Die mittlere Größe beträgt 160 *cm* (♂) bzw. 146 *cm* (♀), der Schädelindex ist 79·1. Wie bei kaum einem primitiv malaischen Philippinenstamme, fehlen auch bei den Bontoc nicht vereinzelte Individuen mit krausem oder welligem Haare. Auffallend ist die große Zahl der Blinden (2%), sowie die Deformation der großen Zehe, über welche Jenks auch im American Anthropologist, New Ser. VII, 1905, 509, besonders gehandelt hat. Kropf ist ziemlich verbreitet, besonders bei Frauen; wohl 95% leiden an einer *kúlŭd* genannten Hautkrankheit. Alle Krankheiten werden dem *anito* zugeschrieben.

Jede der Untergemeinden des Pueblo hat ihr *pabafúnan,* das Männer- und Festhaus, ihr *fáwi,* das Beratungshaus, und ihr *ólâg,* das Mädchenschlafhaus. Die besseren Familienhäuser sind Pfahlbauten, bei denen jedoch auch das Erdgeschoß als Wohnraum dient, die minderen sind ebenerdige Hütten mit Lehmwänden.

In der Ehe ist Monogamie weitaus vorherrschend. Von Zwillingen muß einer getötet werden, da er als Geisterkind, *afĭnfuyáng,* gilt. Sobald die Kinder einige Jahre alt sind, dürfen sie nicht mehr im Elternhause schlafen. Namen werden nach verstorbenen Verwandten gewählt und oft geändert, auch beispielsweise, wenn ein Mann einen Kopf erbeutet hat. Der Verkehr der Geschlechter ist vor der Heirat ein völlig freier, das *ólâg* ist der Rendezvousort der Liebenden; Mutterschaft ist nur ein Empfehlungsgrund für ein Mädchen und der einzige Scheidungsgrund ist Kinderlosigkeit.

Die Toten werden, nachdem sie ein paar Tage, auf einem Gestell angebunden, im Freien ausgestellt waren, in massiven Holzsärgen begraben; nur Unverheiratete werden in Steinkistengräbern beigesetzt.

Außerordentlich hochentwickelt ist der Ackerbau; die Reiskultur in bewässerten Terrassen verleiht der ganzen Igorroten-Landschaft ein eigenartiges Gepräge; auf Details der ausführlichen Schilderung Jenks' hier einzugehen, ist unmöglich; ebenso können wir die Weberei, Rindenstoffindustrie, Töpferei (Zentrum Samoki) und Flechterei bloß nennen. Die Waffen der Bontoc-Igorroten sind Holzschilde ganz typischer Form (die der Banaui weichen ab), Bambusspeere, Lanzen mit Stahlklingen und die charakteristischen Streitbeile mit Schneide und Dorn in einem Blatte. Wie schon Landor hervor-

gehoben, sind besonders die Sapaoleute treffliche Schmiede. Der Bogen, bei den Tingianen und Ibilao in Gebrauch, fehlt in Bontoc.

Was die Rechtsverhältnisse anbelangt, so besteht Sklaverei nicht, dagegen ist Arbeitstausch bzw. gegenseitige Aushilfe allgemein. Verpachtung von Kulturen erfolgt gegen die halbe Reisernte, Häuser werden aber nicht vermietet. Bis vor kurzem waren Darlehen unverzinslich. Zur Erbschaft sind in erster Linie die Deszendenten (unter Bevorzugung des Ältesten) berufen, nach ihnen die Aszendenz, dann die Seitenverwandten und erst in vierter Linie der überlebende Ehegatte. Ordale sind verschiedene in Gebrauch.

Ausführliches erfahren wir über Kopfjägerei und Kriegführung und über Kopftänze.

Unter dem Schmucke sind die großen Perlmuschelscheiben am Gürtel, dann Metallohrgehänge, Haarbänder aus Achat- und länglichen Steinperlen erwähnenswert. Tätowiert durfte früher nur werden, wenn im *ato* ein Kopf geschnellt worden war; die Tätowierung, mit ein Hauptschmuck der Igorroten, besteht in geometrischen Ornamenten, deren Herleitung indes unbekannt ist.

Das Hauptelement der Religion ist wieder der Anitokult, die Verehrung der Seelen der Vorfahren. Es wird aber auch ein gewisses Fortbestehen des menschlichen Körpers nach dem Tode angenommen. Der *anito* selbst stirbt ebenfalls, d. h. er verändert seine Form und wird zur Schlange, zum Felsen oder meist zu phosphoreszierendem Holze. Es gibt männliche und weibliche Exorzisten. Oberstes Wesen, als Personifikation der Naturkräfte, ist *Lumáwig (Kambúnyan)*, mit dem drei Arten von Priestern den Verkehr vermitteln. Er ist auch der Erreger der Erdbeben, indem er an einer Ecke der Erde rüttelt. Die ausführliche Beschreibung verschiedener Zeremonien, dann die mitgeteilten Legenden u. dgl. müssen wir übergehen, ebenso den wertvollen Abschnitt über die Sprache, die dem philippinischen Zweige der malaiopolynesischen Familie angehört.

Überreich ist die Ausstattung der wertvollen Monographie mit vorzüglichen Tafeln nach photographischen Aufnahmen. *L. B.*

9.

Publicaties uit's Rijks Ethnographisch Museum. Serie II, Nr. 4 und Nr. 12. Leiden 1905.

Die beiden Hefte enthalten eine Arbeit von N. Adriani und A. C. Kruijt über geklopfte Baumrinde als Kleidungsstoff auf Zentral-Celebes und über deren Verbreitung in Indonesien, zu der J. D. E. Schmeltz Anmerkungen und eine Reihe von Zusätzen gemacht hat, dann einen (I.) Beitrag zur Ethnographie der Stämme an der Südküste von Niederländisch-Neuguinea von Schmeltz, mit einem Berichte des Kapitän Bik über die Tugeri (mit Vokabular) und einer Beschreibung neuer Sammlungen aus diesem Gebiete. Diese beiden wertvollen Abhandlungen waren früher bereits im „Internationalen Archiv für Ethnographie" erschienen und sind mit je sechs vorzüglichen Tafeln und einer Reihe von Textabbildungen ausgestattet.

10.

Chantre, E.: *Recherches anthropologiques en Égypte.* Lyon 1904.

In dem vorliegenden Werke versucht der Verfasser, einen Überblick über die Ethnogenie und die Kulturentwicklung Altägyptens, sowie über die Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung des unteren Niltales zu geben.

Auch in Ägypten finden sich zahlreiche Reste aus paläolithischer Zeit, die im wesentlichen dem Mesvinien und dem Chelléen entsprechen. Leider läßt sich das Alter dieser paläolithischen Funde nicht paläontologisch feststellen, da sie nirgends in Verbindung mit organischen Resten gefunden werden; immerhin gestatten aber die Lagerungsverhältnisse den Schluß, daß sie wenigstens zum Teile diluvialen Alters sind. Auch hat man in der letzten Zeit in Äthiopien zahlreiche paläolithische Silexgeräte zusammen mit diluvialen Tierresten gefunden. Chantre nimmt an, daß die paläolithische Kultur hier wie anderswo allmählich in die neolithische übergegangen sei. Es sei aber hier ausdrücklich hervorgehoben, daß Chantre diese Ansicht nicht durch Tatsachen stützt. Freilich erhofft er sich näheren Aufschluß über diese Frage durch Untersuchung der zahlreichen Kjökkenmöddinger. Allerdings bildet Sophus Müller in seiner Urgeschichte Europas ein den dänischen Kjökkenmöddingerbeilen entsprechendes Steinbeil aus Ägypten ab, doch berechtigt das Vorkommen solcher Beile noch nicht zu der Annahme eines wirklichen Überganges von der paläolithischen zur neolithischen Kultur, wie z. B. auch aus den von Pigorini behandelten analogen Funden in Italien hervorgeht (Bulletino di paletnologia 1902). Über die Rasse der Träger der paläolithischen Kultur in Ägypten läßt sich nichts sagen, da keine Reste erhalten sind.

Rein neolithische Stationen sind nur wenige entdeckt worden. Eine solche z. B. ist die von Dimeh im Fajum. Sie scheint, nach den Lagerungsverhältnissen zu urteilen, sehr alt. Auch megalithische Bauwerke finden sich, wenn auch sehr selten, im Lande, so ein Steinkreis bei Edfu, sowie „Cairns" aus groben Blöcken in der Wüste bei Esneh.

In den meisten neolithisches Material enthaltenden Fundstätten ist dieses vermischt mit Metallgegenständen. Es handelt sich hier hauptsächlich um die zum Teile schon aus Forrers Darstellung (Steinzeit-Hockergräber, 1901) bekannten Stationen von Achmim, Nagada usw. Von großem Interesse ist die zeitliche Einordnung dieser Grabfunde durch Chantre. Während Forrer nach Petrie die frühmetallzeitlichen Hockergräber Ägyptens in die der Ära des Menes vorangehenden zwei Jahrtausende verlegt, hält sie Chantre im wesentlichen nicht für prähistorisch und prädynastisch, da man in solchen Gräbern auch Stelen und Siegel von Königen fand, unter anderem auch von Menes, mit dem die ägyptische Königsreihe nach Manetho beginnt.

Wie schon aus Forrers Arbeit bekannt, erscheint das Metall zuerst in der Form von allerlei kleinen Gegenständen (Pfriemen, Nadeln, Dolche, Angelhaken), die große Verwandtschaft mit den in Europa gefundenen aufweisen. Nach Berthelots Analysen handelt es sich dabei fast ausschließlich um reines Kupfer, dem nur zuweilen etwas Arsen beigemischt ist. Wir haben also eine reine Kupferzeit vor uns, die bis in die historische Zeit hineinragt. Doch schon während der IV. Dynastie taucht auch die Bronze auf, der dann sehr bald das Eisen folgte (schon während der V. Dynastie). Im Gegensatze zu Montelius nimmt also Chantre an, daß den Ägyptern das Eisen fast zur selben Zeit bekannt wurde wie die Bronze.

Dieser ganzen Metallkultur asiatischen Ursprung zuzuschreiben, dazu liegt kein ausreichender Grund vor, doch scheinen kleine Bronzebeile auf einen Import aus Niederchaldäa hinzuweisen. Die Eisenbearbeitung ist wohl afrikanischen, vielleicht nigritischen Ursprunges. Das Studium der Schädel rechtfertigt auch nicht den Schluß, daß die Bringer der ägyptischen Zivilisation Asiaten gewesen seien. Immerhin kann man aber hinzufügen: Es widerlegt diese Annahme auch nicht, da ja die semitischen Bewohner Vorderasiens den Ägyptern so nahe stehen, daß wohl kaum ein Anthropologe imstande sein dürfte, ihre Schädel von semitischen sicher zu unterscheiden. Doch möchte ich hier hinweisen auf das von Kollmann (Die Gräber von Abydos, „Korr.-Blatt", XXXIII, 1902) hervorgehobene Vorkommen eines langgesichtigen, brachykephalen Typus in der ältesten ägyptischen Zeit, der allerdings unter keiner Bedingung als semitisch im eigentlichen Sinne aufgefaßt werden darf, wie Kollmann zu glauben scheint, wohl aber auf asiatischen Ursprung hinweist und mit dem Hethithertypus bzw. dem armenoiden Typus v. Luschans in Verbindung zu bringen sein dürfte.

Chantre wendet sich auch gegen Petries Ansicht, daß die ägyptische Kultur durch eine neue Rasse (New Race) ins Land gebracht worden sei, die Petrie mit den Libyern in Zusammenhang bringt. Wenn auch Chantre mit der Widerlegung dieser Ansicht Recht haben dürfte, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir in der ganzen Libyerfrage das Problem nicht richtig gestellt erscheint. Wenn Chantre unter Libyern Äthiopier und Nubier oder die Vorfahren der heutigen Hamiten Nordafrikas versteht, so hat er wohl ganz recht, wenn er einen nennenswerten Einfluß dieser Völker auf die ägyptische Kulturentwicklung leugnet. Die Alten aber verstanden unter Libyern wahrscheinlich ausschließlich die blonden Bewohner Nordafrikas, die einen Zweig der Tamahus bildeten (Laponge, l'Aryen, p. 212). Kollmann bemerkt nun (a. a. O.), daß schon während der I. und II. Dynastie Libyer erwähnt werden, ihre Anwesenheit in Nordafrika also sehr weit zurückgeht. Bedenkt man nun die von Chantre und besonders von Forrer betonte Analogie des in den Gräbern der Stein-Kupferzeit Ägyptens vorhandenen Inventars mit dem europäischen aus jener Epoche, bedenkt man ferner, daß man eine oberägyptische Hockermumie mit wahrscheinlich hellen Haaren und heller Haut gefunden hat (nach Kollmann), daß ferner überhaupt einige Proben blonden Haares aus solchen Gräbern bekannt geworden sind, deren erst nachträgliche Bleichung doch wohl nicht über jedem Zweifel erhaben ist, so erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die blonden Libyer Nordafrikas, die zweifellos aus Nordeuropa stammten, schon in sehr früher Zeit ins Niltal gelangten und einen wesentlichen Anteil an der älteren ägyptischen Kulturentwicklung genommen haben. Um dieses Problem handelt es sich hier und wir müssen leider sagen, daß uns Chantres Buch seiner Lösung nicht näher gebracht hat.

Innerhalb der Bevölkerung des Reiches von Memphis unterscheidet Chantre zwei Haupttypen, deren einer sich durch langen und hohen Schädel, oft langes Gesicht, mittellange und vorspringende Nase auszeichnet, während bei dem anderen der Schädel niedrig, das Gesicht und die Nase kurz und oft breit erscheinen. Dieselben Typen unterscheidet auch Kollmann in seiner schon wiederholt zitierten Arbeit. Ich glaube, daß man diese beiden Formen, allerdings infolge von Vermischung oft undeutlich, im ganzen Bereiche von *Sergis species Eurafricana* wird nachweisen können.

In der thebanischen Periode finden sich neben den eigentlichern Ägyptern oft Bevölkerungen, die durch ihre Prognathie und Platyrrhinie den Einfluß von Äthiopier- bzw. Negerblut zeigen. Auch weist hie und da eine Erhöhung der sonst sehr niedrigen Indexzahlen auf asiatischen Einfluß hin.

Auf Grund der erhaltenen Bildwerke unterscheidet Chantre folgende Typen: Der eine ist groß, schlank, herrisch, hat breite Schultern, gewölbte Brust, muskulöse Arme, feine, lange Hände, wenig-

entwickelte Hüften, magere Schenkel, lange, kleine Füße und relativ kurzen Schädel (aber wohl doch noch dolichokephal), das Gesicht ist oval, die Stirn leicht fliehend, die Backenknochen stehen wenig vor, die Nase ist stark, gerade oder leicht konvex. Die Haut ist bei der Geburt hell, bräunt sich aber später. Sie ist bei den überhaupt lichteren Frauen um so heller abgebildet, je höher der Stand ist, bzw. je weiter aus Norden die betreffende Person stammt. Die Haare neigen zur Lockenbildung, sind aber niemals wollig. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesem Typus den langgesichtigen dolichokephalen der *species Eurafricana* erkenne.

Der andere, vulgäre Typus findet sich auf den Denkmälern seltener. Er ist untersetzt, stämmig, plump; der stark entwickelte Oberkörper steht im Mißverhältnisse zu den schmalen unteren Körperpartien. Der Schädel ist lang und abgeplattet, das Gesicht länger als beim vorigen und oft prognath, die Nase ist gerade oder etwas konvex und kurz, mit weit offenen Nasenlöchern versehen. Die Lippen sind dick, aber nicht aufgeworfen, die Züge im allgemeinen grob. Diese beiden Typen kommen, vielfach vermischt, bis auf den heutigen Tag in der Bevölkerung vor.

Wie man bemerkt haben wird, stimmen die hier geschilderten Typen nicht mit den früher beschriebenen überein und es muß uns wundernehmen, daß der kurzgesichtige Langkopf der memphitischen Zeit sich auf den Denkmälern der thebanischen Periode gar nicht mehr finden soll. Eine nähere Aufklärung darüber wäre jedenfalls zu wünschen.

Die gegenwärtige Bevölkerung Ägyptens besteht im wesentlichen aus Kopten und Fellachen, die als Nachkommen der alten Ägypter zu betrachten sind. Sie sind dolichokephal (Index etwas über 75), mesosem und mesorrhin. Die Haut ist gelblichweiß bis rötlichbraun, die immer schwarzen Haare sind oft lockig oder gekräuselt, nie aber wollig. Betrachtet man die dem Werke beigegebenen Abbildungen, so findet man unter dieser Gruppe Individuen, die auffallend an europäische Typen erinnern.

Den eigentlichen Ägyptern stehen in physischer Beziehung die arabischen Beduinenstämme sehr nahe. Sie sind noch langköpfiger (zirka 74), stimmen aber in den übrigen Merkmalen fast ganz mit der vorigen Gruppe überein. Im Charakter freilich besteht ein entschiedener Gegensatz, indem der Araber energisch, mutig und beweglich ist, während der Ägypter einen passiven, konservativen Charakter zeigt, ein Gegensatz, der sich auch in dem Gesichtsausdrucke bemerkbar machen soll.

Eine weitere Gruppe der Bevölkerung Ägyptens bilden die Bedja (Ababdeh, Barabra, Bischarieh). Auch sie sind langköpfig (Index fast 77), ihr Nasenindex ist höher als bei den früher genannten Gruppen, sie haben also kürzere bzw. breitere Nasen, besonders die Barabra. Auch die Prognathie ist bei ihnen häufiger, doch sind die Abweichungen vom ägyptischen Typus nicht allzu bedeutend. Chantre stellt die Bedjas zusammen mit Danakils, Somalis, Berbern von Tripolis, Tunis und Algerien, sowie mit Pullos und anderen verwandten sudanesischen Völkern.

Nun werden noch die Sudanneger behandelt, auf deren Eigenschaften hier aber nicht näher eingegangen werden soll.

Im großen und ganzen stimmen die Gruppen, die Chantre innerhalb der ägyptischen Bevölkerung unterscheidet, mit den von Fritsch aufgestellten überein. Die Gruppe der Fellachen, Kopten und Araber Chantres deckt sich annähernd mit der der Fellachin, Arabern, Bedauin und Kopten bei Fritsch; die Bedja, nach Chantre eine Bezeichnung für Nubier und Äthiopier, entsprechen den Nubiern mit wechselnden nigritischen Merkmalen bei Fritsch. Die Darstellung Chantres ist eine wertvolle Ergänzung der Arbeit von Fritsch und wird besonders jenen willkommen sein, die doch auf die Angabe der herkömmlichen Maßzahlen in der Anthropologie nicht verzichten wollen.

Zum Schlusse stellt Chantre noch eine Reihe von Sätzen auf, die als die Hauptergebnisse seiner Studien zu betrachten sind. Von besonderer Wichtigkeit sind folgende:

Die Ägypter sind gleicher Rasse mit Bedjas und Beduinen. Die afrikanischen Stämme dieser Rasse sind die Libyer der Alten.

Die ägyptische Kultur reicht mit ihren Anfängen in prähistorische Zeiten zurück.

Die ägyptische Kultur ist autochthon und wurde von einer eingeborenen Bevölkerung geschaffen und entwickelt.

Chantre hat mit diesen Aufstellungen, soweit sie die Zugehörigkeit der Ägypter zu der großen hamito-semitischen Rassengruppe betreffen, gewiß recht. Bezüglich des asiatischen Einflusses auf die Abstammung der Bevölkerung und die Kulturentwicklung scheint mir das letzte Wort noch nicht gesprochen und in der Libyerfrage hat er meines Erachtens nicht Recht, da die Alten eben unter Libyern die blonden Nordländer (Lebu, Tamahu) verstanden, die rassenhaft nicht mit der heutigen hamitischen Bevölkerung Nordafrikas gleichzustellen sind, wenn sich auch ihr Einfluß noch bis auf den heutigen Tag bei dieser in physischer Beziehung bemerkbar macht. *Dr. Gustav Kraitschek.*

Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas.

Von Dr. M. Much, Wien.

(Mit 11 Abbildungen im Texte.)

Bei der Beurteilung der verschiedenen Kulturkreise, sowie auch der Verwandtschaftsverhältnisse der Rassen und Völker zueinander, ihrer allmählichen Ausbreitung und weitgreifenden Wanderungen sind wir nur zu sehr geneigt, uns durch die Gleichartigkeit einzelner Erscheinungen führen zu lassen, die uns verleitet, Einflüsse und Verbindungen anzunehmen, welche sich bei näherer Prüfung als nicht bestehend erweisen. Wir sind einer solchen Neigung um so leichter zugänglich, wenn ererbte Vorstellungen, wie z. B. die von der Herkunft des ganzen Menschengeschlechtes und aller höheren Kultur aus Asien, hinzutreten, an die zu glauben sogar die Religionslehre gewissermaßen zur Pflicht machte.

Aus diesem Grunde mußten nicht nur alle Menschenrassen, insonderheit auch die Indogermanen, aus Asien stammen, der Ausspruch „ex oriente lux" galt auch für die gesamte materielle und geistige Kultur der Völker Europas, die ausschließlich ein Geschenk des Orientes sein soll, ja für die sittliche Erhebung überhaupt, die in letzter Linie von den Ländern am Euphrat und Tigris bzw. von den vormals am Altai wohnenden turkotatarischen Sumero-Akkadern ausgegangen sein soll.

Hiebei ist, um nur einen Augenblick bei diesen Völkern zu verweilen, nur das eine auffallend, daß die Turkotataren, die zwei ihrer Stämme, Sumer und Akkad, aus der Heimat entlassen haben, durch welche sie der Welt schon vor 8000 Jahren Haustiere und Kulturpflanzen, Metallbereitung und Baukunst, Zählkunst und Zeitrechnung, religiöse Vorstellungen und sittliche Vorschriften gegeben, in ihren Ursitzen, wie der Inhalt der turkotatarischen Sprache beweist, nichts wesentliches hervorgebracht haben. Diese beiden in das Paradies im Zweistromlande ausgewanderten Stämme scheinen aber nach dieser riesigen, die ganze Menschheit bewegenden Leistung sofort wieder in das tiefste Dunkel versunken zu sein und nachher nichts mehr geleistet zu haben. Dagegen wissen wir, daß Völker und Rassen, denen jene Kulturgaben vom Oriente in so reicher Fülle in die Hände gelegt worden, die angeblich in Hilflosigkeit verharrt und außerstande gewesen sein sollen, diese Gaben nun auch einer weiteren Entwicklung zuzuführen, dennoch kurz vor Beginn der geschriebenen Geschichte mit einer staunenerregenden Raschheit nach jeder Richtung hin selbsttätig aufzutreten, im Verlaufe der Zeit sogar ihre Herrschaft über jene alten Kulturvölker auszudehnen vermocht haben.

Noch heute gelten die Völker des mittleren und nördlichen Europas in den Augen vieler Forscher bis um die Zeit von Christi Geburt als Nomaden, wobei man sich freilich wieder wundern muß, woher diese Nomaden, die doch als solche nur sehr dünn gesät in ihrer Heimat gewohnt haben können, die nötige Menschenzahl und

nachhaltige Kraft genommen haben, um das römische Weltreich in Trümmer zu schlagen und auf ihnen fast in ganz Europa eigene Königreiche zu errichten?

Gelehrte, die sich von der Beeinflussung durch hergebrachte Meinungen oder durch die Berichte der Bibel frei halten, glauben die vollständige Abhängigkeit Europas vom Oriente durch den Hinweis zu erhärten, daß die größte Zahl der Kulturgüter in Form und Inhalt beiden Gebieten gemeinsam ist und daß es bei dem erwiesen hohen Alter der orientalischen Kultur und bei den einfachen, fast geschichtslosen Zuständen, die im mittleren und nördlichen Europa noch um den Beginn unserer Zeitrechnung herrschten, keinem Zweifel unterliegen könne, daß alle diese Kulturgüter dem Oriente entlehnt sind.

Am weitesten in dieser Anschauung ist Sophus Müller gegangen, der sich hierüber[1]) folgendermaßen ausspricht: „Es ist gezeigt worden, wie die ersten geschliffenen Beile nebst anderen Werkzeugen und Waffen, sodann Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Grabanlagen ihren Weg bis nach Skandinavien gefunden haben. Gleichzeitig wanderten auch Gedanken und Vorstellungen mit. Das geistige Leben erfuhr ähnliche Bereicherungen wie das materielle: den Beweis dafür bietet die Übernahme von Begräbnisbräuchen, die immer in einem engen Verhältnis zu den religiösen Vorstellungen stehen."

Zufolge dieser Worte ist keine Seite des menschlichen Lebens, keine Tätigkeit, kein Gedanke vom orientalischen Einflusse unberührt geblieben; zieht man diesen ab, bleibt der rohe Wilde, für den wir kein Seitenstück haben, neben den alleinigen Kulturträgern am Euphrat und Tigris.

Wie sich Sophus Müller diese Übernahme denkt, ergibt sich aus einer anderen Stelle, an der er von der Entlehnung einer Art von Zonenbechen des Nordens aus griechischem Vorbilde spricht. Hier sagt er: „Die Veränderungen" (an den angeblich im Norden nachgeahmten Bechern) „sind so groß, daß man diese Gefäße wohl als nordische bezeichnen kann. So steht es auch mit allen anderen übernommenen Elementen, die den Inhalt der eigentümlichen jüngeren Steinzeit in Nordeuropa bilden. Nachahmung wäre nicht das richtige Wort für das Verhältnis zum Süden; Aneignung, Besitzergreifung ist zutreffender. Das Fremde ist vollständig aufgenommen und so nationalisiert, daß es oft schwierig ist, den Ursprung zu erkennen und die Verbindungswege nachzuweisen. Es fehlt im äußeren Kreise", d. i. nach Sophus Müller an der äußersten Peripherie des orientalischen Kultureinflusses, „somit nicht an Eigentümlichkeit; aber der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung sind nicht hier aufgekommen, und in der Art der Aneignung zeigt sich in der Steinzeit nirgends ein eigentlicher Fortschritt, im Gegenteile, es trat ein Rückschritt ein; das Klassische ist barbarisch geworden, wie die besprochenen Tongefäße zeigen."

Ich sehe davon ab, daß das gewählte Beispiel für die Barbarisierung der orientalischen Vorbilder bei deren Nachahmung im Norden nicht gut gewählt ist, denn was die Form betrifft, so wird jeder Unbefangene zugeben, daß das nordische Gefäß, das uns Sophus Müller bezeichnet[2]), eine viel feinere Empfindung für Formschönheit bekundet, als das plumpfüßige Muster aus Rhodos.[3]) Sodann gehört das nor-

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 59—61.
[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Fig. 41.
[3]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Fig. 40.

dische Gefäß, neben das sich noch andere schöne Gefäße stellen lassen, einem wenngleich späten Abschnitte der Steinzeit an, das griechische der Mykenäzeit, und da Sophus Müller wiederholt[1]) die lange, bis zu 1000 Jahre dauernde Zeit betont, die ein Muster zur Wanderung in den Norden benötigte, so fürchte ich, daß man im Norden schon lange jene zierlichen Becher gemacht hat, als das angebliche Muster noch nicht auf halbem Wege gewesen ist.

Nicht anders verhält es sich mit den Gegenständen der nordischen Bronzezeit gegenüber jenen des Orientes.

Noch beachtenswerter ist der Widerspruch, der darin liegt, daß dem Norden einerseits der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung abgesprochen, anderseits aber zugegeben wird, daß er das Fremde sich vollständig angeeignet und so nationalisiert hat, daß es oft schwierig ist, den Ursprung zu erkennen und die Verbindungswege nachzuweisen. Damit ist ja dem Norden die Fähigkeit der Weiterbildung, also auch der Neuerung und Erfindung zugestanden, denn ohne sie ist die Weiterbildung fremder Erzeugnisse zu Formen, die das Muster nicht mehr erkennen lassen, nicht möglich.

Sehr bedenklich ist endlich der Ausspruch, daß die Aneignung des Fremden eine so vollständige gewesen, daß es schwierig ist, dessen Ursprung und Verbindungswege nachzuweisen, denn es wird dann auch schwer, wenn nicht gerade unmöglich sein, die Entlehnung durch archäologische Belege auch glaubwürdig zu machen. Freilich hat sich Sophus Müller die Mühe erspart, uns in jedem einzelnen Falle das fremde Muster, die etwaigen Zwischenglieder und insbesondere den Weg zu zeigen, den es aus dem Oriente bis in das nordwestliche Europa gegangen ist.

Blickt man aber unbefangen auf die nordische Hinterlassenschaft, so wird man sich überzeugen, daß alles, was das nordwestliche Europa in der jüngeren Steinzeit und selbst noch in der Bronzezeit an Waffen, Werkzeugen, Schmuck und Gerät geschaffen hat, den orientalischen, in mancher Richtung auch den ägyptischen Leistungen der gleichen Art an Zahl, Mannigfaltigkeit und Präzision und teilweise selbst an Formenschönheit nicht nachsteht, in mancher Beziehung sie sogar übertrifft, was selbst Sophus Müller zugibt.

Zwar scheint es, als ob man im Norden die ganze Leistungsfähigkeit den Artefakten aus Stein, späterhin denen aus Bronze zugewendet habe; allein auch die Gefäße des Nordens[2]) und noch mehr jene des mittleren Europas zeigen selbständige und mannigfaltige und von den orientalischen vollkommen abweichende Formen. Was aber die Steingeräte betrifft, so wird niemand die Präzision und Schönheit der Form, sowie die Eigenart des Zweckes der meisten verkennen. Selbst so physikalisch einfache Werkzeuge wie das gewöhnliche Beil bekunden eine auffällige Freude an der Schönheit der Form, wie sie uns sonst selten begegnet; noch deutlicher aber tritt diese Freude und Gestaltungslust in dem Formenreichtume der Steinhämmer, der Speer- und Pfeilspitzen, der Dolche und einzelnen Schmucksachen zutage. Kein anderes Gebiet Europas und selbst Vorderasiens vermag gleiches aufzuweisen, und wenn Ägypten hierin und im besonderen in bezug auf die sichelförmigen Flintmesser ähnliches leistet, so fehlen doch in den weiten Zwischengebieten, namentlich also in den südlichen Teilen Europas, ganz insbesondere in Griechenland, das uns als Ein-

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 59 und 159.

[2]) Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager; Stenalderen, Fig. 218, 219, 226, 229, 230; O. Montelius, Svenska Fornsaker, 94, 95; J. Mestorf, Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein, Taf. XVII, Fig. 139, 141, 147.

gangspforte der orientalischen Kultur bezeichnet wird, und in dem Ländergebiete an der mittleren und unteren Donau Belege, welche eine Wanderung steinzeitlicher Vorbilder aus Ägypten bezeugen könnten, ganz und gar.

Was soll man aber erst zu den Hohlbeilen mit ausgebuchteter Schneide[1]) sagen — nicht zu verwechseln mit den Beilen mit runder Schneide, wie das zuweilen geschieht —, zu den hobeleisen- und schuhleistenförmigen und den Absatz-Beilen, zu den Schmalmeißeln mit gerader[2]) und mit hohler Schneide[3]), zu den Kämmen der Kjökkenmöddinger, den Flachshecheln und Doppelpfriemen der Pfahlbauten, den Hirschhornfassungen, den Formen des Bernsteinschmuckes[4]), den eigentümlichen Schleifsteinen und Polissoirs *(Tiedannede Polerstene)*[5])? Das Vorkommen aller dieser Dinge ist uns im Oriente bisher nicht gemeldet noch weniger bezeugt worden.

Wir suchen ferner anderwärts vergeblich die Ornamentierung auf Bronzegeräten aller Art, die wir im mittleren und insbesondere im nordwestlichen Europa in so vollendeter Weise in Übung sehen, daß ihr selbst Sophus Müller rückhaltlos seine Anerkennung auszusprechen sich gezwungen sieht.

Hiezu kommt endlich, daß wir in der steinzeitlichen Kulturentwicklung Mittel- und Nordeuropas weder eine Lücke noch neue, plötzlich herbeikommende Erscheinungen wahrnehmen, sondern eine harmonische Zusammengehörigkeit, ein stetiges Fortschreiten von den einfachsten Formen zu den hochentwickelten feststellen können, von denen wir einzelne selbst aus der paläolithischen Zeit herzuleiten vermögen.

Überblicken wir die gesamte Hinterlassenschaft der mittel- und nordeuropäischen Steinzeit und vergleichen wir sie ohne vorgefaßte Meinung mit jener der orientalischen, so sehen wir nirgends einen Rückschritt, nirgends, sogar wenn wir eine Anzahl von Entlehnungen und Anregungen aus der schon auf einer metallzeitlichen Stufe stehenden Kultur des Orientes zuzugeben geneigt wären, einen Rückfall in einen barbarischen Vorgang, wie Sophus Müller behauptet; es prägt sich vielmehr in allem eine selbständige, bodenwüchsige Tätigkeit der steinzeitlichen Bewohner Mittel- und Nordeuropas aus, und falls eine Entlehnung stattgefunden hätte, so haben sie aus dem spröden Stoffe das Beste und Schönste gemacht, was geschehen konnte, und sich das Zeugnis gegeben, daß auch sie dem Fortschritte und der Neuerung zugänglich gewesen und über ein reiches Maß der ihnen so kurzweg abgesprochenen Erfindungsgabe und Schaffenskraft verfügt haben.

Es liegt mir gänzlich fern, jeden Güteraustausch zwischen dem Oriente und Okzidente in Abrede zu stellen; schon die nicht allzu ferne Nachbarschaft des südöstlichen Europas und der asiatischen Kulturstaaten, die friedliche und kriegerische Berührung der Völker mußten dazu den Anstoß geben und selbst höher stehende Völker haben mancherlei Kulturgaben von tiefer stehenden, wie z. B. die Europäer aus Amerika, erhalten. Allein in jenem uneingeschränkten Maße, wie es einige Urgeschichtsforscher, und zwar ganz insbesondere für die ältere und jüngere Steinzeit angenommen haben, läßt sich jener Einfluß nicht erweisen. So ist z. B. vom jungsteinzeitlichen Fundbestande unserem Norden und Ägypten eine Zahl von Kulturschöpfungen und Kulturmitteln gemeinsam, wie einfache Beile aus Flint und anderen

[1]) Sophus Müller, Stenalderen, Fig. 58, 61, 63; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 27, 28.

[2]) Sophus Müller, Stenalderen, Fig. 20, 22, 123—126, 129, 131—133; O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit, Fig. 29, 30.

[3]) Sophus Müller, Stenalderen, Fig. 128, 134; O. Montelius, Die Kultur Schwedens, Fig. 31.

[4]) Sophus Müller, Stenalderen, Taf. IV; R. Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit. Beitr. z. Naturkunde Preußens, 1882.

[5]) Sophus Müller, Stenalderen, Fig. 205.

Gesteinsarten, verschieden gestaltete Messer, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Schaber, Bohrer, Sägen und sichelförmige Messer aus Flint, Klopf-, Schleif- und Poliersteine, dann Pfriemen und Spateln aus Bein, Schmuck aus Muscheln, Perlen aus Stein, die allgemeinen Formen der Tongefäße mit Henkeln und Mamillen, das Spiralornament, die wichtigsten Haustiere und Kulturpflanzen; allein darunter befinden sich viele Dinge, die in vollkommen gleicher Art und Gestalt und in nicht geringer Zahl auch anderen Teilen der Erde, wie z. B. dem vorkolumbischen Amerika, eigen sind und hier sicher außer dem Bereiche der orientalischen Kulturausströmung stehen, wogegen manche andere der genannten Arten im alten Kulturlande am Euphrat und Tigris noch nicht nachgewiesen sind.

Ein solcher Gemeinbesitz an Kulturmitteln und Kulturerrungenschaft berechtigt uns also noch keineswegs, eine vollständige Abhängigkeit anzunehmen, und selbst wenn wirklich ein Volk vom anderen einiges entlehnt hat, eine Unfähigkeit des empfangenden Teiles zur Weiterbildung des Übernommenen zu behaupten, ihn hilflosen Wilden oder Kindern gleichzustellen, wie es Sophus Müller mit den steinzeitlichen Bewohnern Europas tut, die nach seiner Versicherung „Werkzeuge und Waffen, Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Grabanlagen, selbst Gedanken und Vorstellungen des geistigen Lebens", also alles, alles, was den Menschen über die Stufe des Tieres hebt, aus dem Oriente entlehnt und von diesem ganzen Kulturschatze wohl Besitz ergriffen haben und dennoch Wilde geblieben sind, denen kein Antrieb zum Fortschritt, keine Fähigkeit zu Neuerungen und Erfindungen innewohnt, die vielmehr in beständiger Gefahr sind, trotz fortdauernder Anregung von außen ins Barbarische zurückzufallen.[1])

In einem lehrreichen Vortrage über den Ursprung der amerikanischen Kultur, den R. Andree am 12. Dezember 1905 vor der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehalten, hat dieser kenntnisreiche Gelehrte gezeigt, daß es nicht angeht, aus einzelnen gemeinsamen Erscheinungen im geistigen und materiellen Leben der Völker oder Rassen gleich auf eine Entlehnung aus dem Kulturschatze einer anderen Menschengruppe oder auf die Herkunft von den Trägern dieses Kulturschatzes Schlüsse zu ziehen. Er hat als schlagende Beispiele den wagrechten Webstuhl, eine Art des Brettspieles und eine allerdings sehr eigentümliche Art des Aderlassens mittels eines kleinen Pfeiles, der gegen eine Vene am Kopfe abgeschossen wird, angeführt, die man, weil man sie sowohl im südöstlichen Asien als in Amerika findet, als Beweis für die Abstammung der Urbevölkerung Amerikas aus Asien namhaft gemacht hat, welcher Schluß aus diesen Dingen allein jedoch unberechtigt ist.

Amerika bietet uns aber auch nach der anderen Seite hin Gelegenheit, zu zeigen, wie vorsichtig man sein müsse, wenn man aus der Gleichheit von Kulturerscheinungen auf Entlehnung derselben oder gar des gesamten Kulturbestandes oder auf eine Herkunft der Völker und Rassen Schlüsse zu ziehen beabsichtigt. Vergleicht man die amerikanische (vorkolumbische) Steinzeit mit der europäischen, so will es allerdings wenig sagen, wenn wir hier wie dort Beile, Pfeilspitzen, Speerspitzen, Bohrer, Schlägel aus Stein, Pfriemen und Kämme aus Bein, Fischangeln, Netzsenker, Schmuck aus Tierzähnen und Krallen, Perlen, Tongefäße antreffen; allein es gewinnt schon den Anschein näherer Verwandtschaft, wenn derlei Dinge, wie z. B. Beile, Pfeil- und Speerspitzen, sich in ihrer Form so aufs Haar gleichen, daß die Gefahr des Verwechselns

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 61.

vorliegt, oder wenn Fischangeln da wie dort aus demselben Materiale (Stein, Bein und Muschelschalen) angefertigt werden.

Wenn Sophus Müller[1]) behauptet, daß die Erfindung des Steinschleifens in ihrer Anwendung auf Beile und anderes Gerät im Oriente gemacht worden und von dort über Griechenland nach Europa übergegangen sein müsse, so läßt sich mit dem gleichen Rechte sagen, daß diese Kunst sich auch nach Amerika oder etwa gar von dort hieher verbreitet habe, da wir dort eben auch dieselben geschliffenen Steinbeile und in denselben Formen wie im Oriente, in Griechenland und bei uns wiederfinden; ja die Verwandtschaft gerade der amerikanischen Steinbeile und unserer nordischen Beile erscheint noch viel näher, da wir in Amerika auf dieselben Steinbeile mit ausladender Schneide[2]), die man hier als Nachahmung orientalischer Bronzebeile erklärt, und auf dieselben Hohlbeile[3]) stoßen, die eine Eigenart unseres Nordens bilden[4]), in Ägypten und im Oriente dagegen fehlen.

Hieher gehören auch Doppelbeile aus Stein[5]), die genau dieselbe Form haben wie einige Steinbeile des europäischen Nordens[6]) und unsere mitteleuropäischen Doppelbeile aus Kupfer und zinnarmer Bronze und in Amerika ebensowenig einem wirklichen handwerksmäßigen Zwecke dienten wie in Europa, weshalb sie Rau als Zeremonialwaffen bezeichnet.[7]) Unter den Pfeilspitzen treffen wir einige verwandte Formen, darunter auch gezähnte[8]), ganz wie bei uns, und als Besonderheit die wenig beachteten, aber schon in paläolithischer Zeit und sonst überall vorkommenden Flintschaber mit eingebuchteter Schneide, zur Herstellung runder Axt- und Speerstäbe.[9])

Daß die Klopf- oder Behausteine, die zum Bearbeiten anderer Steine gedient haben, überall vorkommen, fällt nicht auf, aber es muß doch überraschen, wenn derlei Klopfsteine, die mit einem künstlich hergestellten Grübchen zum Ansetzen des Daumens versehen sind, wie wir sie im Norden finden[10]), auch in Amerika vorkommen.[11])

Nicht weniger bemerkenswert ist die Formengleichheit vieler Speerspitzen und Dolche in Ägypten, im europäischen Norden und in Amerika. Würde uns nicht das Material, aus dem sie hergestellt sind, behilflich sein, ihren Ursprung festzustellen, wir würden sie nicht unterscheiden können. Unter den amerikanischen Stücken finden sich die schönsten in Mexiko; sie sind aus Obsidian hergestellt, und zwar mit und ohne Schaftzunge. Auffällig ist bei den besseren Speerspitzen aller Fundgebiete die Art der Überarbeitung des in der rohen Form fertigen Stückes durch schräg, nicht senkrecht auf die Längsachse des Blattes geführte Schläge, durch welche flache parallele Furchen bzw. sie begrenzende niedere Kanten über die ganze Fläche des Blattes

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 21.

[2]) Charles Rau, The archaeological collection of the U. St. National Museum, Fig. 54a, 61.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 66—68.

[4]) Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager; Stenalderen, Fig. 58, 61, 128, 134; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 27, 28, 31.

[5]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 89.

[6]) Sophus Müller, Ordn.; Stenalderen, Fig. 76.

[7]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 89. Man vergleiche diesfalls M. Much, Die Kupferzeit, S. 80.

[8]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 23, 24.

[9]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 43, 44; G. et A. de Mortillet, Le préhistorique origine et antiquité de l'homme, Fig. 41; Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Fig. 12; J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte, I. Bd., Fig. 340—342.

[10]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 183; Oldsager; Stenalderen, Fig. 199.

[11]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 80, 81. Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures, Fig. 32—36.

verbreitet wurden. „Glatte Parallelbehauung" nennt sie Sophus Müller.[1]) In vollkommen gleicher Weise tritt diese, eine besondere Geschicklichkeit bekundende Arbeit bei den mexikanischen[2]) und den ägyptischen[3]) Stücken hervor. Es wäre aber verfehlt, aus dieser in der Tat merkwürdigen Übereinstimmung einer eigenartigen Bearbeitungsweise sofort auf Entlehnung zu schließen, denn diese Übereinstimmung ergibt sich aus dem Zwecke des Gegenstandes und aus der Natur des Materiales, die nicht nur für die Oberfläche, sondern auch für die Form und Wirksamkeit bestimmend sind.

Es ist noch beizufügen, daß große Gebiete des vorkolumbischen Amerikas das Spinnen mit der durch den Spinnwirtel beschwerten Spindel und das Weben ebenso gekannt haben wie das vormetallische Europa.[4])

Begeben wir uns auf das geistige Gebiet, so treffen wir die Sitte, Felszeichnungen herzustellen, ebenso in ganz Amerika wie in Ägypten, in Indien, in Schweden und im westlichen Europa; ganz wie hier pflegte man dort Jagd- und Kriegsszenen und sonstige Darstellungen aus dem Leben, religiös-symbolische Zeichen und Bilderschrift in den Fels einzugraben.[5]) Unter diesen Zeichen erscheint insbesondere die einfache Spirale sehr oft, der wir ja auch in Griechenland und in Ägypten begegnen; sonst finden wir sie, mehrgliedrig ineinandergreifend, auf Gefäßen und Spinnwirteln.[6])

Religiöse Bedeutung haben jedenfalls auch die sogenannten Näpfchensteine, die im nördlichen und westlichen Europa, im Mittelmeergebiete, in Indien[7]) zahlreich vorkommen und auch in Amerika nicht fehlen.[8]) Diese unterscheiden sich in gar keiner Weise von den europäischen, und doch würde sich jeder bedenken, so eigenartige Erscheinungen, die ja offenbar aus verwandten Vorstellungen hervorgegangen sind, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen.

Im laufenden Jahrgange (1906) der „Gartenlaube" fiel mir ein Bericht über die Schätze des Sees von Guatavita auf, aus dem ich entnahm, daß in alter Zeit in die hochgelegenen, mit Wasser gefüllten Kraterbecken der Cordillieren Südamerikas aus Gold hergestellte Idole, offenbar Darstellungen von Göttern und Dämonen, in riesiger Zahl geworfen worden sind. Der Bericht ist von Abbildungen begleitet, deren Originale sich in den Museen für Völkerkunde zu New-York, Berlin und Leipzig befinden. Wer denkt dabei nicht an die Quellopfer in Europa, z. B. an jene in der Riesenquelle von Dux in Böhmen, in der man außer vielen Armbändern mehr als 1000 Bronzefibeln der La Tène-Zeit fand.

Und wenn wir schließlich die Bestattungsformen hüben und drüben in Betracht ziehen, erkennen wir so viel Gleichartiges, daß wir uns nach der herrschenden Gepflogenheit für berechtigt halten könnten, auf eine Übertragung zu schließen. Wir finden jenseits des Ozeans dieselbe Bestattung in großen Grabhügeln, die Ausrüstung des Verstorbenen mit seinen Waffen und Schmucksachen, die Beigabe

---

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 187, Fig. 93; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 55.

[2]) Einige Stücke in meiner Sammlung.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I. Bd., Fig. 128, 129, 133, 134, 136, II. Bd., Fig. 311.

[4]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 312, 313.

[5]) Charles Rau, Observations on cup-shaped and other lapidarian sculptures; J. F. Bransford, Archaeological Researches in Nicaragua; Richard Andree, Ethnographische Parallelen.

[6]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 285, 287, 312.

[7]) J. H. Rivett-Carnac, Anc. Sculpturning on Rocks in Kumamon, India. Journ. of the Asiatic Society of Bengal, 1883.

[8]) Charles Rau, Observations on cup-shaped, Fig. 42—46.

einer Wegzehrung, ganz wie hier in Europa, und ganz wie hier wird dort neben dem Begraben auch das Verbrennen der Leiche vorgenommen. Muß schon die Gleichartigkeit dieser Sitten an sich die Beachtung in hohem Maße erregen, so noch mehr dann, wenn wir die ihr zugrunde liegenden Vorstellungen berücksichtigen. Schon das Begraben in eigens aufgeworfenen großen Hügeln, sodann die Ausstattung des Verstorbenen mit seiner Habe, mit Speise und Trank läßt mit Sicherheit auf den Glauben an eine im Körper des Menschen wohnende Seele schließen, die nach dessen Tode ihr Leben fortsetzt und dieser Gegenstände so wie bisher bedarf. Das Verbrennen der Leiche kann diesen Schluß nur bekräftigen, da man damit entweder verhindern wollte, daß die Seele in den Körper zurückkehre, oder es ihr erleichtern, sich von der nun einmal toten Masse zu befreien. Die Richtigkeit dieses Schlusses ergibt sich auch aus der, wie an so vielen Orten Europas, auch in Amerika geübten Trepanation des Schädels des Verstorbenen, die ohne Zweifel angewendet wurde, um der Seele oder einem in einem Kranken oder Besessenen wohnenden Dämon den raschen Austritt aus ihrem Sitze, dem Gehirne, zu ermöglichen.[1])

Da es unstatthaft ist, diese Begräbnisbräuche auf eine Entlehnung aus der alten Welt zurückzuführen, so müssen die präkolumbischen Indianer selbständig auf den Glauben an eine Seele im Menschen und ihr Fortleben nach dessen Tode gekommen sein und von diesem Glauben den Anstoß zur Sitte der Bestattung der Leichen bzw. zur Bergung der Brandasche in Grabhügeln, zur Mitgabe ihres Besitzes ins Jenseits, zur Ausstattung mit Speise und Trank, kurz zur ganzen pietätvollen Behandlung der Überreste ihrer Verstorbenen, zum Ahnenkult, gefunden haben. Diese Pietät gegenüber den toten Angehörigen, und läge ihr erster Keim auch nur in der Furcht vor ihnen, setzt doch auch eine nahe Beziehung unter den Lebenden voraus, wenn diese auch nur den nächsten Verwandten oder Häuptlingen gegenüber zur Geltung gekommen sein sollte, und sittlich-religiöse Vorschriften der Menschen untereinander.

Wie arm an geistiger und materieller Kultur, wie stumpfsinnig müßten nun gegenüber diesen so gering geschätzten Indianern, ja selbst gegen die Jägerstämme Nordamerikas mit ihrer unabhängig von der alten Welt errungenen Kultur die steinzeitlichen Völker Mittel- und Nordeuropas erscheinen, denen Sophus Müller alle kulturelle Selbständigkeit, alle diese geistigen und sittlichen Errungenschaften abspricht, von denen er sagt, daß ihnen Werkzeuge und Waffen, Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage für das materielle Leben, Begräbnisbräuche und Grabbauten, Gedanken und Vorstellungen für das geistige durch die Kulturpforte im Südosten zugetragen worden sein, denn die Begräbnisbräuche stünden immer in engem Verhältnisse zu den religiösen Vorstellungen. Im Oriente, behauptet er, sei zweifellos der Ausgangspunkt für die dem Europäer neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits zu suchen, welche sie veranlaßten, die ersten mit Sorgfalt eingerichteten Gräber anzulegen. Hier aber in unserem Norden, sagt er an anderer Stelle, „fehlt in der Steinzeit der Fortschritt, die Neuerung, die Erfindung", im Gegenteile, hier „trat ein Rückschritt ein, hier ist das Klassische barbarisch geworden". Und das alles auf Grund einiger weniger, dem Oriente und dem Okzidente gemeinsamer Formen, die sich nicht näher stehen als die prähistorischen Reste der alten und der neuen Welt und deren inneren Zusammenhang man wohl behaupten, aber nicht beweisen kann!

[1]) Marquis de Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten, S. 407; Leonhard Stejneger, Proceedings of U. St. National Museum, 1885, S. 409.

Es sei mir zur Begründung, wie vorsichtig man bei der Beurteilung archäologischer Funde sein muß, gestattet, noch auf eine Vergleichung der amerikanischen Vorkommnisse mit den ägyptischen im besonderen einzugehen, weil diese in umfassenderer Weise erforscht sind, als die des chaldäisch-babylonisch-assyrischen Kulturkreises.

Wenn Dinge, deren Form einzig durch den Zweck und das Material bestimmt wird, im wesentlichen übereinstimmen, so darf das nicht auffallen; man wird daher Speere, Pfeilspitzen, Dolche, Beile, so lange sie aus Zweckmäßigkeitsgründen oder infolge der geringen Eignung des Materiales zur Verarbeitung in der Entwicklung zurückgehalten werden, überall in der gleichen Gestalt finden. Beachtenswerter ist es schon, wenn kleinere oder größere Abänderungen an ihnen sich gleichen, die in der Willkür des Erzeugers ihren Grund haben. So könnte es immerhin auffallen, daß man z. B. in Amerika Flintspeere findet, die eine abgesetzte Schaftzunge, nicht selten neben ihr auch Widerhaken besitzen oder an der Basis eingebuchtet sind, in gleicher Weise auch in Ägypten vorkommen.[1]) Dasselbe gilt von den Pfeilspitzen,

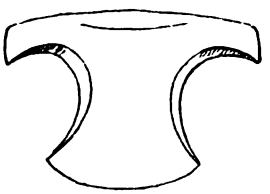


Abb. 1. Ägyptische Bronzeaxt.

Abb. 2. Ägyptische Flintaxt.

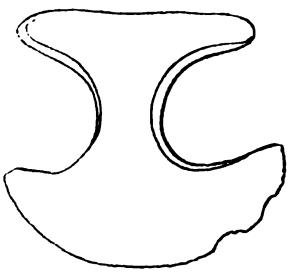


Abb. 3. Bronzeaxt aus Südamerika.

die eigentlich nur zu dem Zwecke verkleinerte Speerspitzen sind, um sie zu leichterem Fluge und tieferem Eindringen in den Körper geeignet zu machen. Sie gleichen daher in den entferntesten Gegenden einander; doch kann man auch hier bestimmte Abänderungen ägyptischer Pfeilspitzen, z. B. solche mit breiter Schaftzunge, mit seitlichen Einschnitten und gezähnte[2]), dicht neben amerikanische dieser Art stellen.[3])

Desgleichen hat Amerika dieselben Bohrer aus Flint wie Ägypten; ja es scheint, daß dort die Kunst des Bohrens, wie es sich bei den Tabakpfeifen und Perlen zeigt, eine hochentwickelte gewesen ist und anscheinend jene des steinzeitlichen Ägyptens überbietet.[4])

Machen wir einen Schritt in der Zeit vorwärts, so stoßen wir in der Metallzeit Ägyptens auf eine eigenartige Bronzeaxt, deren Gestalt durch die voranstehende Abb. 1 ersichtlich ist.[5]) Sie ist so eigentümlich, daß sie sich aus allen Metalläxten vereinzelt heraushebt, und umsonst suchen wir gleiches in ganz Europa. Dabei

[1]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 27—31, neben J. de Morgan, Recherches, I, 174, 177 bis 179, 180—182.

[2]) J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte, I, Fig. 183, 188—191, 197, 207.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 8, 9, 11—13, 16, 19, 22.

[4]) Charles Rau, Drilling in stone without metal. Annual reports of the Smithsonian Institution, 1882, S. 59.

[5]) Wiedergabe aus J. de Morgan, Recherches, I, Fig. 545; andere Stücke noch bei J. de Morgan, a. a. O., Fig. 93, 541, 543, 544, 546, 549, 550, und bei O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, Fig. 365.

läßt sich genau nachweisen, daß sich diese Axt auf dem Boden Ägyptens entwickelt hat, denn wir finden ihre Vorläufer schon in den gleich eigenartigen Äxten der ägyptischen Steinzeit, von denen die aus Flint hergestellten besonders charakteristisch sind (Abb. 2).[1]) J. de Morgan selbst verweist auf diese Entwicklung. Der Gebrauch dieser Axtform hat sich also zwei Zeitalter lang erhalten und es war somit auch eine genügend lange Zeit gegeben, um sie nach Europa zu übertragen, was nicht geschah. Muß es uns aber nicht in Erstaunen versetzen, wenn wir ganz gleich gestaltete, aber in ihrer Verbreitung so eng abgegrenzte Äxte in Südamerika und im besonderen in Peru wiederfinden? Abb. 3 und 4 zeigen solche Äxte.[2]) Es läge gerade bei so scharf ausgeprägten Dingen sehr nahe, an eine Entlehnung aus Ägypten zu denken, wenn nicht auch in Amerika die bodenständige Entwicklung aus vorangegangenen Steinäxten, wie Abb. 5 und 6[3]) bezeugen, außer Zweifel gestellt wäre.

Nicht alle Tongefäße Amerikas haben die bekannten abenteuerlichen und fratzenhaften Formen und Verzierungen, wie man sie zumeist vor Augen bekommt;

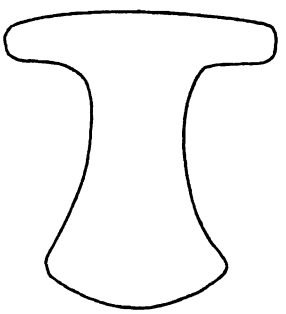


Abb. 4. Bronzeaxt aus dem Sinatal, Peru.

Abb. 5. Flintaxt aus Amerika.

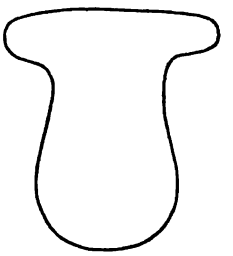


Abb. 6. Steinaxt aus dem Quiacatal, Peru.

es gibt deren genug, die man ohne weiteres den europäischen und im besonderen den ägyptischen an die Seite stellen kann.[4]) Die Dekoration auf den bezeichneten Gefäßen ist keineswegs so wild wie sonst, sondern streng geometrisch und maßvoll und bei mehreren selbst nicht ohne Geschmack. Am meisten auffällig ist die auch auf den ägyptischen Tongefäßen so häufige Spirale, doch ist sie auf den amerikanischen mit weit mehr Strenge und reicherer Ausgestaltung durchgeführt, so daß das ganze Gefäß, wie die Gefäße von Butmir, von einem ineinandergreifenden Netze von Spiralen bedeckt wird. Übrigens kommen dort auch Spiralen eigener Art, wie an Gefäßen aus dem Mondsee und aus Cypern, vor.[5]) Anderseits erscheint die Spirale in ihrer

[1]) Nach J. de Morgan, Recherches, I, Fig. 91; andere Stücke ebenda, Fig. 90, 92. Derlei Äxte aus amorphem Gestein ebenda, II. Bd., Fig. 176, 177.

[2]) Zeitsch. f. Ethnologie, XIX, S. 20, 21, und E. Nordenskiöld, Forschungen im Grenzgebiete zwischen Peru und Bolivia. Zeitsch. f. Ethnol., XXXVIII, S. 92, Fig. 5c.

[3]) Charles Rau, North American stone implements. Reports of the Smithsonian Institution, Fig. 5—7; The archaeol. coll., Fig. 55, und Nordenskiöld, a. a. O., XXXVIII, S. 92, Fig. 5a.

[4]) Man vergleiche die in Charles Raus „Archaeol. Collection" (Fig. 282—290 und 293) und in J. F. Bransfords „Archaeological Researches in Nicaragua" (S. 69 und 70, sowie auf Taf. I, Fig. 5, 6, 9, 16, 17, 22, 23) dargestellten Gefäße, mit denen bei J. de Morgan „Recherches" (S. 152 und 153, sowie auf den Taf. IV, VI, VII und VIII).

[5]) Charles Rau, The arch. coll., Fig. 290, 287, 285; Ohnefalsch-Richter, Kypros, S. 493, Taf. CCXVI, Fig. 9; M. Much, Die Kupferzeit, Fig. 32.

einfachsten Art genau so, wie wir sie an der Saale und in Böhmen und Mähren zahlreich finden [1]), wobei die Besonderheit erwähnt werden soll, daß in Amerika auch ein ganz eigenes, durch das Eindrücken des Endes eines runden Stäbchens bewirktes Ornament vorkommt, das zeitweilig im mittleren Europa erscheint.[2])

Wie Ägypten, hat auch Amerika Gefäße aus Stein, die unserem Norden fehlen.[3])

Wie schon eingangs erwähnt wurde, war den Amerikanern die Webekunst nicht fremd; sie kannten das Spinnen mit der Spindel und das Weben auf dem wagrechten Webstuhle. Beachtenswert ist hiebei das Vorkommen tönerner Spinnwirtel, die zuweilen wie in Europa dekoriert sind. Auch in der Form treffen ägyptische und amerikanische Spinnwirtel zusammen.[4])

Auf Grund ungenügend untersuchter äußerer Erscheinungen hat man die Herkunft der amerikanischen Kultur durch den Hinweis auf die in Mexiko und Zentralamerika geübte Baukunst wirklich zu erweisen gesucht, wo man aus Stein und Mörtel zusammengefügte Pyramiden wie in Ägypten gebaut habe. Der Beweis ist hinfällig, da es sich in Amerika nicht um Pyramiden, sondern um Paläste und Tempel handelt. Diese Bauwerke zeigen vielmehr, daß die Menschen an verschiedenen Orten zu gleichen Kulturergebnissen geführt werden können. Wirft man einen Blick auf die Höhlenbewohner Nordamerikas, die Cliff-Dwellers[5]), mit ihren kunstlos aufgeführten Steinmauern, so könnte man mit Berechtigung zur Meinung gelangen, daß ähnliche Versuche, aus Steinen und einem Bindemittel Wohnungen herzustellen, den Keim zu jenen großen Bauwerken bildeten. Zur Bearbeitung der Bausteine hatten sie anfänglich, sowie in späterer Zeit noch in Nordamerika, wieder nur einen Stein, was ja auch in Ägypten lange Zeit nicht anders war, wie man aus dem Prachtwerke von Lepsius ersehen kann, das wiederholt Bildwerke zur Anschauung bringt, auf denen Leute erscheinen, die mit einem Behausteine in der Hand die Steinquadern bearbeiten.

Auch die amerikanischen Felszeichnungen könnte man aus Ägypten abzuleiten versucht sein, wo ihre Herstellung ein uralter und wie in keinem anderen Lande entwickelter Brauch war. Von dieser zur Bilderschrift ist nur mehr ein Schritt und ohne Zweifel ist dieser in ältester Zeit von den Felsinschriften ausgegangen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß auch Amerika seine Bilderschrift hatte, und daß sie hier in einem Umfange, wenn auch nicht in der Ausbildung angewendet wurde, wie außer Ägypten nirgends wieder.

Zum Schlusse sei noch ein Blick auf die Begräbnisbräuche gestattet, auf die Sophus Müller wegen ihres Zusammenhanges mit religiösen Vorstellungen einen besonderen Nachdruck legt. Schon bei den einfachen Erdbestattungen in Amerika ist gar nicht selten der Gebrauch ersichtlich, die Leiche in ein großes Tongefäß zu zwängen, dieses mit einem zweiten Gefäße oder sonstwie zu verschließen[6]) und sodann der Erde zu übergeben, eine Sitte, die wir auch in Chaldäa, in Vorderasien (bei Troja), in Spanien und in Ägypten, nicht aber in unserem Norden treffen.[7])

---

[1]) Charles Rau, Indian Pottery. Annual reports of the Smithsonian Institution, 1882, S. 52, Fig. 5 und 8.

[2]) Charles Rau, Ebenda, S. 52, Fig. 9; A. Voss, Zeitsch. f. Ethnologie, Jahrg. 1891, S. 73, Fig. 6; M. Much, Die Kupferzeit, Fig. 105.

[3]) Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 143—147, 156; Paul Schumacher in Annual reports of the Peabody Museum of Anthrop. and Ethnol., 1878, S. 258.

[4]) J. de Morgan, Recherches, Fig. 328, 329; Charles Rau, The archaeol. coll., Fig. 312, 318.

[5]) Emil Schmidt, Vorgeschichte Nordamerikas, IV. Abschnitt.

[6]) J. F. Bransford, Archaeological Researches in Nicaragua, S. 7, Fig. 1—10; Marquis de Nadaillac, Die ersten Menschen, S. 410.

[7]) J. de Morgan, Recherches, II, S. 132 u. f., Fig. 468, 469—472.

Geht schon aus dem Bisherigen eine über ganz Amerika verbreitete große Sorgfalt für die Erhaltung der Reste der Verstorbenen hervor, so wurde durch das Mumifizieren der Leichen das höchste geleistet, was in dieser Richtung in vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeitaltern, soweit es sich um einen allgemeinen Brauch handelt, geschehen ist. Obenan stehen hierin die alten Ägypter, die, was Vollkommenheit und Umfang dieser Übung betrifft, das höchste erreicht haben; aber unmittelbar an sie reihen sich die alten Peruaner, die es gleichfalls verstanden haben, die Leichen ihrer Verstorbenen anscheinend eine unabsehbare Zeit lang in unverweslichem Zustande zu erhalten. Dabei treffen noch einzelne Züge zusammen, welche die Gleichartigkeit in beiden Ländern erst recht auffällig machen, so die dichte Einwicklung in Gewebe, die Beigabe von Gegenständen des Gebrauches, die Aufstellung in Felshöhlen u. dgl. Übrigens läßt sich das Mumifizieren nicht allein in Peru, sondern auch in anderen Gebieten Amerikas nachweisen. Mit Recht dürfen wir aus diesen allgemein verbreiteten verschiedenen Begräbnisbräuchen auf einen ebenso verbreiteten und tiefgehenden Ahnenkult schließen und auf eine aus ihm sich ergebende gesellschaftliche Ordnung, auf religiöse Anschauungen und sittliche Vorschriften, die Sophus Müller den steinzeitlichen Bewohnern Europas als eigenen Besitz abspricht und ihnen erst aus dem Oriente zukommen läßt.

Diese Gleichartigkeit auf geistigem und religiösem Gebiete zeigt sich auch noch in anderer Richtung. Der Inka in Peru galt als Sohn der Sonne, er war das Ebenbild des regierenden Gottes, des Herrn des Volkes und Reiches, als welcher er göttliche Verehrung empfing. Ihm waren Bilder geweiht, die im Prozessionsgeleite im Lande umhergetragen wurden, um das geeignete Wetter zu befördern. Auch die mexikanischen Herrscher versprachen, die Sonne gehen zu lassen, das zuträgliche Wetter zu machen und zu sorgen, daß die Früchte reifen. Ganz in derselben Weise herrscht in Ägypten der Sonnengott Ra in der irdischen Gestalt des Königs, der den richtigen Weltlauf erhält und dem Volke die Ernten beschert.[1]) Da wie dort treffen wir demnach dieselbe Weltordnung, in der der König als Sohn der Sonne, der obersten Gottheit, erscheint, an ihrer Stelle alles in geregeltem Gange hält und insbesondere die Feldfrüchte reifen läßt, und da wie dort führen diese gleichartigen Vorstellungen zu weiteren gleichartigen Erscheinungen, so unter anderem zur Geschwisterehe, an die hier die Könige Ägyptens, in Peru die Inka gebunden waren, und zwar beide durch die Erbfolge nach dem noch nicht erstorbenen Mutterrechte, gemäß deren nur der Blutsverband der Mutter in Betracht kam. Sollte also die Nachfolge durch die Kindschaft der Gottheit gesichert sein und doch einem Sohne des Königs zufallen, so mußte er notgedrungen seine Schwester heiraten. Der Sprößling folgte sodann als Sohn der Mutter.

Ähnlichen Vorstellungen entsproß die Sitte der Couvade, die wir bei den Tiberenern im nördlichen Kleinasien, bei den alten Iberern und den heutigen Basken und einzelnen Stämmen in Südamerika treffen.

Wenn man diese ganz auffällige, nicht bloß über primitive Geräte, sondern auch über staatliche Einrichtungen und religiöse Satzungen sich ausbreitende Gleichartigkeit zwischen Peru und Ägypten überblickt, so könnte man in der Tat in Versuchung kommen, das Volk von Peru oder doch seine materielle und geistige Kultur von Ägypten abzuleiten, wie es von den Anhängern der Lehrmeinung, daß die Indianer Abkömmlinge der zehn verlorenen Stämme Israels seien, mit zäher Ausdauer ein

[1]) Julius Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, S. 467—471.

Jahrhundert lang geschehen ist. Die enge und umfassende Berührung der Juden mit Ägypten ist bekannt. Sie haben nicht allein Getreide, sondern gewiß auch andere Kulturgaben von dort bezogen und mancherlei, was dem Staatsleben und Kultus angehört, entlehnt; sie kennen gleich den Ägyptern den Ahnenkult, die Erbbegräbnisse in Höhlen, die Geschwisterehe und haben verwandtschaftliche Beziehungen[1]) zu ihnen, sie könnten sonach die ägyptischen Geräte und Einrichtungen nach Amerika gebracht haben.

Eine Widerlegung dieser Anschauung ist überflüssig; ich möchte aber doch nicht unerwähnt lassen, daß es nur die gleichartige Natur der Länder war, die zu gleichen Ergebnissen geführt hat. In der regenlosen Höhenzone Perus mußte man bald die Beobachtung machen, daß tierische und menschliche Leichen nicht verwesen, sondern eintrocknen, und wo schon ein, wenn auch anfänglich niederer Gräberkult bestand, mußte diese Wahrnehmung ganz wie in Ägypten von selbst dazu führen, die Leichen eintrocknen zu lassen und sie in den vorhandenen Höhlen aufzustellen, im Erfordersnisfalle sodann künstliche Höhlen dafür anzulegen. Ja noch mehr, gerade an dieser Eigenschaft des Landes rankte sich die weitere Entwicklung des Ahnenkultes selbst empor, der dann seinerseits wieder die gesellschaftliche Ordnung bis zum Erwachsen einer selbstherrlichen Staatsgewalt förderte, und so werden wir auch der erzieherischen Natur des Landes an den Gestaden der Ost- und Nordsee ihr Recht lassen müssen, die, abgesehen von dem, was sie sonst noch gewährte, durch die Menge und Güte des Feuersteines zur unabhängigen Entwicklung zweckdienlicher und formschöner Werkzeuge und Waffen, durch die Granitblöcke der Eiszeit zum Bau der Riesengräber geradezu eingeladen hat.

Wir haben im vorstehenden eine lange Reihe von Kulturschöpfungen: Werkzeuge und Waffen aller Art aus Feuerstein, eine eigenartige Axt aus Bronze, die Webekunst, Felszeichnungen und Bilderschrift, die Baukunst, Begräbnisbräuche und Ahnenkult, religiöse und gesellschaftliche Vorstellungen, kennen gelernt, welche uns in überraschender Gleichartigkeit in Ägypten und in Amerika entgegentreten. Kein ruhig Denkender wird aus ihr auf Wanderungen oder auch nur Entlehnungen des einen Gebietes vom anderen schließen; wir werden vielmehr aus ihr die Überzeugung gewinnen, daß wir mit derselben Vorsicht urteilen müssen, wenn wir die prähistorischen Kulturerscheinungen Europas, insbesondere des mittleren und nördlichen Teiles, mit denen des Orientes in Vergleich bringen und daraus einen Schluß auf ihren Zusammenhang ziehen wollen.

Wenn aber, wie viele Urgeschichtsforscher behaupten, die alteuropäische Kultur unter der ausschließlichen Herrschaft der orientalischen erwachsen ist, wenn jede Anregung in der gesamten Tätigkeit und zur Tätigkeit, auch Gedanken und Vorstellungen durch die Kulturpforte im Südosten gekommen sind, dann müßte die Gesamtheit der eingeführten Muster, wenn nicht hier an dieser Pforte, so doch im Oriente sich vorfinden und der Einfluß des Orientes in den urgeschichtlichen Überbleibseln des mittleren und nördlichen Europas sich spiegeln.

Wir werden allerdings zugeben, daß eine Reihe von Kulturerscheinungen dem Oriente und dem Okzidente gemeinsam ist; da wie dort finden wir Behau-, Schleif-

---

[1]) Der fromme Erzvater Abraham hat neben seiner Magd, der Ägypterin Hagar, und verschiedenen anderen Kebsweibern seine Schwester Sara zum Weibe genommen, die ihm freilich recht unangenehm geworden sein mag, weil er sie zweimal, das eine Mal an den ägyptischen König, das andere Mal an den König Abimelech weiterzugeben versuchte. Auch im Hause David scheint die Geschwisterehe nicht unstatthaft gewesen zu sein, wie denn auch die Söhne Adams ihre Schwestern heiraten mußten, wenn sie sie nicht etwa aus dem Volke holten, für das Kain eine Stadt baute.

und Poliersteine, behauene Flintbeile, polierte Beile, Speere, Dolche und Pfeile, Schneidewerkzeuge und sichelförmige Messer aus Flint, Pfriemen und Kämme aus Bein, Muschelschmuck, Steinperlen, Schleifsteine und Mühlsteine, endlich auch Gefäßformen und Gefäßornamente derselben Art: allein das sind Gegenstände, die kein Zeugnis abzulegen vermögen, denn wir treffen sie in allen Teilen der Erde.

Sehen wir näher zu, so werden wir in unserer nordischen Heimat vielleicht weniger Kulturerscheinungen finden, die gleichmäßig ihr und dem Oriente angehören, als deren Amerika und Ägypten gemeinsam sind.

Wenn der Einfluß des Orientes ein so übermächtiger gewesen ist, wie ihn Sophus Müller mit beredten Worten schildert, warum fehlen dann in Nordeuropa die oben erwähnte typische ägyptische Bronzeaxt und ihre Vorläufer aus Feuerstein, die eigentümlichen Bronzebeile in der Form einer halbkreisförmigen Scheibe, die sich sowohl in Ägypten als in Phönizien finden, aber nicht weiter als bis Vaphio in Griechenland vorgedrungen zu sein scheinen[1]), die einschneidigen Feuersteinmesser mit Griff[2]), die Flintspeere mit zwei Flügeln[3]), die triangulären Keulenknäufe[4]), die Gefäße aus Stein? Wo finden wir endlich im Norden die Begräbnisse in Tongefäßen, die Bilderschrift, die Mumifizierung, die Bauwerke aus Stein und Mörtel?

Und wenn es endlich im Norden an Fortschritt, an Neuerung, an Erfindung fehlt, woher hat der arme Norden Anregung und Muster zu seinen formsicheren und sogar formschönen Flintbeilen, die wir in dieser Vollkommenheit im Oriente vermissen, zu den Hohlbeilen und Hohlmeißeln aus Flint, die im Oriente (im besonderen in Ägypten) überhaupt fehlen, zu den hobeleisen- und schuhleistenförmigen Beilen, zu den zierlichen, meißelförmigen Poliersteinen?[5]) Woher kamen die Muster für die Tausende außerordentlich mannigfaltigen und zum Teile wirklich schönen Steinhämmer, die nur im Norden so zahlreich und so vollkommen sind, gegen den Süden zu immer seltener werden, bis sie in Spanien und Süditalien überhaupt nicht mehr zu finden sind?

Dieselben Fragen muß man in bezug auf viele Erscheinungen der Bronzezeit stellen. Schon die große Zahl und Mannigfaltigkeit der europäischen Bronzeschwerter regt zur Frage an, ob wir das in gleichem Maße im Oriente finden? Wo haben wir die Muster für unsere bronzenen Lappenbeile (Palstäbe) und Hohlbeile (Kelte) zu suchen, da wir sie im Oriente nicht finden, der bei seinen Flachbeilen noch verharrte, als unsere entwickelten Beile schon lange Zeit im Gebrauche waren? Woher kam der reiche Halsschmuck? Woher die Anregung zur Dekorierung der Bronzewaffen, und vermag der Orient unseren ebenso formschönen als geschmackvoll ornamentierten Palstäben[6]), Lanzen[7]) und Streitäxten[8]), endlich den prächtigen Hängebecken auch nur ein Stück von gleicher Schönheit an die Seite zu stellen?

---

[1]) J. de Morgan, Recherches, Fig. 351, 354, 355, 406.

[2]) J. de Morgan, Recherches, I, 116—118, 121—126.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I, 174, 180—182.

[4]) J. de Morgan, Recherches, I, 317, 318.

[5]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Fig. 88; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 4.

[6]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Bronzealderen, Fig. 38, 40; O. Montelius, Svenska Oldsager, Fig. 116.

[7]) Sophus Müller, Oldsager; Bronzealderen, Fig. 9; O. Montelius, Svenska Fornsager, Fig. 101, 102.

[8]) Sophus Müller, Oldsager; Bronzealderen, Fig. 95, 96; O. Montelius, Svenska Oldsager, Fig. 90, 100.

Es sei mir nun gestattet, den Blick kurz auf die vorgeschichtlichen Zeitalter zu lenken, um an ihren einzelnen Erscheinungen im besonderen zu ermessen, inwiefern eine Entlehnung oder ein bodenständiges Erwachsen und naturgemäßes Erblühen stattgefunden habe.

Sophus Müller sagt schon mit Bezug auf den Beginn der älteren Steinzeit: „Die erste Kultur, die auf dem kleinen Gebiete von Europa uns entgegentritt, kam wohl aus dem Orient.“ [1]) Er ist dabei allerdings mit Berücksichtigung des Umstandes, daß auf dem direkten Wege aus dem Oriente nach Europa bis jetzt keine paläolithischen Funde zum Vorschein gekommen sind, zu dem Zugeständnis genötigt, daß die Verbindung mit dem Oriente über Nordafrika gegangen ist, wo in Ägypten und Algier paläolithische Funde zahlreich sind, so daß Europa damals die Kultur mit seinen beiden am weitesten vorgestreckten Armen, Spanien und Italien, aus Afrika übernommen haben könnte. Ich kann diesem Gedanken mit der Beschränkung auf das nördliche Afrika um so eher zustimmen, als ich schon bei einer früheren Gelegenheit mich dahin ausgesprochen habe, daß Europa eine große Zahl wertvoller Kulturgaben unmittelbar aus Afrika erhalten hat. Wir werden uns mit diesem Ergebnisse um so mehr begnügen müssen, als wir die für eine Kulturübertragung aus dem Oriente sprechenden Funde im Oriente selbst bisher noch immer erst erwarten sollen. Hiebei ist aber noch die Frage genau zu prüfen, ob die Übereinstimmung der primitiven Kulturerscheinungen der paläolithischen Zeit im nördlichen Afrika und im südlichen und mittleren Europa wirklich einer eigentlichen Kulturausstrahlung, einer Übertragung von einem Volke zum anderen oder nicht vielmehr der natürlichen Ausbreitung derselben Menschenrasse über die Küstenländer des Mittelmeeres bis in die Mitte Europas hinein zuzuschreiben ist, wobei sie ihren Kulturschatz mitgeführt hat. Die Annahme einer solchen Ausbreitung ist um so mehr zulässig, als wir dabei an die mittelländische Menschenrasse denken dürfen, die wir am Beginne der neolithischen Zeit nördlich und südlich vom Mittelmeere schon seßhaft finden. Deren gänzliche Außerachtlassung würde unüberwindbare Schwierigkeiten verursachen, weil sich dann sofort die Frage aufdrängen würde: welche Rasse, wenn nicht die mittelländische, wohnte damals in diesen Gebieten, was ist aus ihr geworden und wo war die mittelländische vordem seßhaft?

Die Annahme einer Verbreitung von Kulturerscheinungen durch die natürliche Ausbreitung der Träger dieser Kultur wird uns um so berechtigter erscheinen, wenn wir weiter nach dem Norden und in die Zeit der dänischen Muschelhaufen blicken. Sophus Müller sagt mit Beziehung auf sie: „Vom Oriente muß die Kulturwelle ausgegangen sein, die durch Süd- und Westeuropa flutete und zuletzt die Muschelhaufen an den dänischen Küsten absetzte.“ [2]) Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Leute der Muschelhaufen in ein menschenleeres Land eingezogen sind. Nicht eine Kulturwelle, eine Menschenwelle hat sich, gleich der mittelländischen Rasse im südlichen Europa, nur in verhältnismäßig späterer Zeit über das Festland und die Inseln des Westbaltikums ergossen, langsam aber stetig, und sie war es, die den zwar geringen aber immerhin doch bestimmbaren und insbesondere den eigenen Kulturschatz, d. i. den materiellen Besitz, die erreichte Erkenntnis und das Entwicklungsvermögen mit in den Nordwesten Europas geführt hat.

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 3.

[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 19.

Die Verbreitung von Kulturgütern auf dem Wege der durch Volkszunahme bedingten natürlichen Ausbreitung der Menschen, zuweilen auch durch Wanderung einer größeren Menge ist in jener Zeit der naturgemäße Vorgang, während „Kulturwellen", die einst über Süd- und Westeuropa geflutet sein sollen, bei dem damaligen lockeren Gefüge der Menschheit, die nicht einmal eine Zusammengehörigkeit nach Rasse oder Sprache empfand, sondern noch in einzelne, sich oft feindselig gegenüberstehende kleine Gruppen und Sippen aufgelöst war, unfaßbar sind. Wir sind sogar in der Lage, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Land zu bestimmen, von wo die Leute der dänischen Muschelhaufenzeit gekommen sind. Wir finden nämlich das die Muschelhaufen Dänemarks am meisten kennzeichnende Werkzeug, den Skivespalter [1]), in den Tranchets des französischen Campigniens [2]) und unter den mesolithischen Funden Italiens [3]) wieder, wo er, wie in Dänemark, dem Übergange aus der paläolithischen Zeit in die neolithische angehört. Es ist dabei zu bemerken, daß dieses Werkzeug in Dänemark wie in Frankreich zuweilen in Gesellschaft von Pfeilspitzen und anderen vorgeschrittenen Steinsachen sich befindet, in Frankreich manchmal sogar angeschliffen sein soll.

Ein anderes auffallendes Gerät ist ein dem Wesen der Sichel oder des Weingartenmessers entsprechendes Messer aus Feuerstein, mit derart gebogener Spitze, daß die unbearbeitete Schneide konkav, der mittels Retuschen bearbeitete Rücken konvex ist. Solche Messer findet man zahlreich im Westbaltikum [4]), insbesondere auch auf Rügen einerseits, im Campignien, ja selbst schon im Magdalenien, der jüngsten paläolithischen Stufe Frankreichs [5]), anderseits.

Hieher gehören auch die neolithischen Harpunen aus Bein mit mehrfachen Widerhaken und die *Bâtons de commandement à un trou,* Stockknäufe aus dem Kronenstocke des Renntiergeweihes, die nicht selten im Magdalenien Frankreichs [6]) und in der Schweiz [7]) erscheinen, und die gleichartigen Stockknäufe aus dem Kronenstocke des Hirschgeweihes in den dänischen Muschelhaufen. [8]) Auch die Anfänge der Töpferkunst treten uns in beiden Gebieten entgegen.

Von irgend woher müssen die in das endlich bewohnbar gewordene Land an der westlichen Ostsee eingewanderten Menschen doch einmal gekommen sein. Wenn wir uns fragen, von wo sie ausgezogen sind, so muß wohl das ganze östliche Deutschland und weiterhin auch Italien außer Betracht bleiben, weil, abgesehen von der Unwegsamkeit der Alpen in jener Zeit, alle wegweisenden Funde fehlen. Dagegen werden wir auf Grund der namhaft gemachten, gut ausgeprägten Zeugnisse wohl sagen dürfen, daß die Menschen der Muschelhaufenzeit von Frankreich aus längs der feuersteinbietenden Küstenländer an der Nordsee bis an die Westgestade der

[1]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. IX, IX.

[2]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 36a; Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Fig. 12.

[3]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 34/16.

[4]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Stenalderen, Fig. 143, 144, feiner bearbeitet Fig. 141, 142; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 67; S. Nilsson, Das Steinalter des skandinavischen Nordens, Taf. V, Fig. 84, 85; O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Fig. 7 und 57.

[5]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 36/3, 32/3; G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXI, Fig. 143.

[6]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Fig. 192.

[7]) Konrad Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch bei Tayngen. Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIX, Taf. IV, Fig. 41, Taf. VII, Fig. 63.

[8]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Fig. 1–3 und Taf. VII.

Ostsee langsam aber stetig sich ausgebreitet haben, wofür auch die nun zahlreicher an den Tag tretenden Funde in diesen Zwischengebieten sprechen.[1])

Sophus Müller hat gegen die Selbständigkeit selbst der geringen Kultur, die sich in den Funden aus den Muschelhaufen offenbart, eingewendet, daß die wenigen Gefäße von da Nachbildungen gleichartiger Gefäße Ägyptens seien, sowie daß der zahme Hund der Muschelhaufenzeit vom Schakal stamme, der im südöstlichen Europa und im nördlichen Afrika wild vorkomme. Bei den Gefäßen handelt es sich um solche mit spitzigem Boden. Allein es ist fraglich, ob die ägyptischen Gefäße dieser Art einer so frühen Zeit angehören, daß sie als Muster für den äußersten Norden dienen konnten, denn der Weg oder vielmehr der Umweg bis dahin — um die Küsten Europas herum — ist lang und manche keramischen Formen haben nach Sophus Müller selbst fast 1000 Jahre zu dieser Wanderung gebraucht. Sodann ergibt sich die Form von Gefäßen mit spitzigem Boden für Leute, die auf den Muschelhaufen kochten, von selbst, weil Gefäße mit flachem Boden auf dem feinen, beweglichen Strandsande der dänischen Küsten und auf den aufgehäuften lockeren Muscheltrümmern nicht stehen können, wogegen jene mit spitzigem Boden sich im Sande einbohren, gleichwie die spitzigen Gefäße Ägyptens im lockeren Wüstensande. In der gleichen Weise gebrauchen einzelne Stämme Indiens, die viel im Freien arbeiten, heute noch Gefäße mit rundem Boden, weil diese auf der unebenen Erde sicherer stehen. Was den Hund der Muschelhaufen betrifft, so bezweifelt Müllers Landsmann Herluf Winge seine Abstammung vom Schakal[2]), aber selbst wenn sie erwiesen wäre, so hat Sophus Müller den Schakal Afrikas in Betracht gezogen, was für eine auch durch andere Tatsachen[3]) bezeugte Kulturgemeinsamkeit Nordafrikas und Europas, keineswegs aber für eine Herkunft aus dem fernen orientalischen Kulturzentrum im Zweistromlande sprechen würde.

Für die weitere Untersuchung unserer Frage wird es notwendig sein, zu erforschen, ob die ganze vorgeschichtliche Kultur Europas und im besonderen Mittel- und Nordeuropas sich mit wiederholten Sprüngen und Rückfällen erhoben oder auf stete und lückenlose Weise und den natürlichen Bedingungen entsprechend aus sich selbst entwickelt hat. Im ersteren Falle werden wir den jeweiligen Anstoß zu einem neuen Fortschritte durch fremde Kulturgaben nicht zurückweisen können; im anderen Falle werden wir dagegen mit Recht sagen dürfen, daß die vorgeschichtlichen Bewohner Europas ihre Kultur auf der Grundlage der von der Natur gebotenen Bedingungen, durch eigene Tätigkeit und im wesentlichen mit selbst geschaffenen Mitteln aufgebaut haben. Diese stetige Entwicklung läßt sich am besten an typischen Fundgegenständen zeigen.

Es war schon die Rede vom Skivespalter der dänischen Muschelhaufen, dem Tranchet des französischen Campignien. Es ist das einfachste Beil, das man sich denken kann; wenige Schläge genügten zu seiner Herstellung. Obwohl es eine sehr wirksame Schneide hatte und ein häufig verwendetes Werkzeug gewesen sein muß, konnte es doch keine Weiterbildung zu der späteren Steinaxt erfahren. Diese Aufgabe wurde dem sogenannten Zweikanter oder Gradbeil zuteil, der in der Weise hergestellt wurde, daß durch vielfache flachmuschlige Abtragung ein Parallelepiped mit zwei mehr oder weniger gewölbten Breitseiten entstand, die zu zwei seitlichen Kanten zu-

[1]) Robert Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 6 u. f.
[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 186.
[3]) M. Much, Die Heimat der Indogermanen, VI. Abschnitt.

sammenstoßen, womit auch die erste rohe Form der Axt gegeben war.[1]) Durch einen einzigen, senkrecht gegen eine der Längskanten am Bahnende geführten Schlag wurde eine schmälere oder breitere Schneide hergestellt und damit ein Meißel[2]) oder eine Axt[3]) geschaffen. Zuletzt haben offenbar Versuche, eine durch den Gebrauch entstandene Beschädigung einer derartigen Schneide durch schwache Schläge zu beseitigen, dahin geleitet, sie überhaupt nicht mehr durch einen von der Seite her geführten Schlag, sondern durch viele, beiderseits gegen sie bewirkte flache Abplissungen herzustellen.[4])

Ist beim ersten Beginne dieses Vorganges kaum schon die Form der Axt erkennbar, so zeigt doch ihr durch das Vorkommen in den Muschelhaufen bezeugtes Alter, daß in ihr der Keim gelegen ist, aus dem sich allmählich die noch in derselben Zeit aufgekommenen besseren Formen und schließlich die vollendete geschliffene Steinaxt entwickelt haben. Zeugnisse dafür bietet jedes größere nordische Museum in reichlicher Menge. Selbstverständlich fehlen sie auch in Frankreich nicht, wo der gleiche Übergang aus der einfachsten zu vollständig entwickelten Form sich in gleicher Weise wie im Norden feststellen läßt.[5])

Die Ausgestaltung zu den prächtigen, in vielen Einzelstücken einen zweifellosen Sinn für schöne Form und eine staunenswerte Kunstfertigkeit bekundenden dänischen Flintbeilen war nur das Ergebnis des in der Urform liegenden Keimes, gefördert durch die Natur des Materiales und den durch sie geweckten Trieb der Verfertiger. Hievon machen auch die Flintbeile mit ausladender Schneide, die nach der Meinung Anderer eine Nachahmung der späteren Metallbeile sein sollen, keine Ausnahme, denn auch diese Form ist durch die Beschaffenheit des Feuersteines, mit seiner Neigung zu muschligem Bruche gegeben, wie dies schon viele Skivespalter zeigen[6]); ja es hat sogar den Anschein, als ob schon einzelne Stücke der Skivespalter an der Schmalseite in der Absicht überarbeitet worden seien, um sie auszuschweifen.[7]) Übrigens ließen sich derartig ausgeschweiften Beilen auch ähnlich gestaltete Werkzeuge aus Nordamerika an die Seite stellen, für die gewiß keine metallenen Vorbilder vorgelegen sind.

Was endlich die Kunst des Schleifens und Polierens betrifft, die nach Müller ganz gewiß aus dem Oriente gebracht worden sein soll, so hat auch sie sich aus der Natur der Umstände ergeben, und zwar dort, wo für die Herstellung von Beilen Feuerstein oder andere Gesteinsarten von harter und zäher Beschaffenheit und mit muschligem Bruche fehlten, die schon durch einen einzigen Schlag eine scharfe Schneide ermöglichte. Wo amorphe Gesteine verwendet werden mußten, konnte man nur durch allmähliches Abtragen die rohe Form, niemals aber eine Schneide herstellen, was von selbst zum Reiben und Schleifen auf einem anderen Steine führte. Geschliffene und feinpolierte Beile treffen wir daher in allen Teilen der Erde, selbst auf den fernsten

---

[1]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Fig. 7, 8, 9, 10, Taf. IX, Fig. 8.

[2]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Fig. 16—21.

[3]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Fig. 1, 2, 5, 7, 11, 12, 13, 15, Taf. IX, Fig. 10; O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 11.

[4]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, Taf. V, Fig. 3, 4, Taf. IX, Fig. 9.

[5]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 35/1; G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXXII, Fig. 237, 238, Taf. XLV, Fig. 414—418, Taf. XLVI, Fig. 419—420.

[6]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 117, Fig. 1, 2; Taf. IV, Fig. 3, 10—12, 20, 21, 26, 27.

[7]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 29, Fig. 2, S. 117, Fig. 2, Taf. IV, Fig. 20, 21, 26.

Südseeinseln, wo man, wenn überhaupt Steine zur Verfügung standen, aus diesen und, wo es nicht der Fall war, aus den Schalen der *Tridacna gigas* Beile mit feinem Schliff herstellte. Es ist begreiflich, daß die Kunst des Schleifens in das Feuersteingebiet aus den unmittelbar benachbarten feuersteinlosen Gebieten alsbald eingedrungen ist und dort bei der angespannten Betriebsamkeit der Bewohner eine umfassende Anwendung auf die Feuersteinwerkzeuge gefunden hat.

Es ist schon erwähnt worden, daß Hohlbeile, Schmalmeißel und schmale Hohlmeißel im Südosten von Europa, in Ägypten und Kleinasien fehlen, also nicht von dort gekommen sein können. Zur Feststellung des auch im Norden vorhanden gewesenen Triebes zum Fortschritte muß noch beigefügt werden, daß diese Werkzeuge, insbesondere die der zierlichen Schmalhohlmeißel, nicht nur ein lebhaftes Empfinden für eine schöne Form bekunden, sondern auch erkennen lassen, daß man außer den Stein auch Holz, und zwar in einer den feinen Werkzeugen entsprechenden feinen Weise bearbeitet haben müsse, wovon leider nichts erhalten geblieben ist.

Daß manche Gelehrte noch immer starr am Glauben an die Herkunft der Nephrit- und Jadeïtbeile aus dem inneren Asien festhalten, zeigt nur, wie schwer ein einmal festsitzendes Vorurteil zu beseitigen ist. Oder haben auch die Neuseeländer die von ihnen hochgetriebene Kunst der Verarbeitung des Nephrits aus dem Inneren Asiens erhalten?

So wie mit dem Steinbeile, dem wichtigsten neolithischen Werkzeuge, und seinen Abarten, verhält es sich mit allen übrigen, im besonderen mit den zum Zwecke der Aufnahme eines Stieles durchbohrten Steinhämmern. Die Kunst des Bohrens wurde schon im letzten Abschnitte der paläolithischen Zeit geübt, um den Rosenstock des Renntiergeweihes auf einen Stiel stecken zu können und daraus eine, allerdings nicht sehr gefährliche Waffe im Nahkampfe zu machen. Die französischen Forscher nennen sie *bâton du commandement.*[1]) In Österreich erscheinen sie in etwas roherer Ausführung in der Gudenushöhle[2]) und in der Maszycka-Höhle bei Krakau.[3]) Ohne Zweifel haben in diesen Fundstücken die gleichartigen, jedoch aus dem Rosenstocke des Hirschgeweihes hergestellten Stücke aus der dänischen Muschelhaufenzeit ihre unmittelbaren Vorgänger.[4]) Es lag nun sehr nahe, diese Waffe wirksamer zu machen, indem man statt des Hirschgeweihes einen Stein verwendete, wozu vielleicht auch wieder der Feuerstein Anstoß gab, in dem sehr oft Höhlungen vorkommen, die zur Aufnahme eines Stieles benützt werden konnten. Wenngleich nun wirklich derartige aus Feuerstein hergestellte Hämmer gefunden werden[5]), so hat sich der Feuerstein doch wegen der Schwierigkeit, ihn zu bohren, als unverwendbar gezeigt und es wurde zu geeigneteren Gesteinsarten gegriffen. Mit welchen Erfolgen nach den ersten kümmerlichen Versuchen[6]) das geschah, zeigt ein Blick in die nordischen Museen, in denen Tausende derartiger Hämmer von den schönsten und mannigfaltigsten Formen

[1]) K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch. Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIX, Taf. VII, Fig. 63; G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Fig. 192, Taf. XXIX, Fig. 213. Die Behauptung, daß diese Fundstücke als Knöpfe für das Pelzgewand gedient haben, ist unzulässig, da in vielen derselben aus dem Pfahlbau im Mondsee noch Teile des hölzernen Stieles stecken.

[2]) L. Hacker, in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XIV.

[3]) Ossowski, Jaskinie okolic Ojcowa, Taf. I.

[4]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 58, Fig. 1, 2, S. 59, Fig. 3, S. 108, Fig. 1, Taf. VII, Fig. 13, 14; Georg Sarauw, En Stenalders Boplads i Maglemose ved Mollerup, Fig. 16; C. Weber und J. Mestorf, Wohnstätte der älteren neolith. Periode in der Kieler Föhrde, Fig. 3, 5, 9.

[5]) Sophus Müller, Danmarks Oldsager; Stenalderen, Fig. 90.

[6]) O. Montelius, Svenska Fornsaker, Fig. 33.

liegen. Zum Bohren wurde eine Art Drillbohrer verwendet, der im Bogen Pfeilschaft und Bogensehne und in dem daraus hergestellten Feuerbohrer [1]) eine erweiterte Anwendung erhielt.

Daß dieser allmähliche Entwicklungsvorgang sich tatsächlich im Ländergebiete des westlichen Ostseegebietes vollzog, beweisen die kunstvollen Formen, die Mannigfaltigkeit und Zahl dieser merkwürdigen Funde, die mit jedem Schritte gegen Süd und Ost abnehmen. Schon im südlichen Deutschland erscheinen sie seltener und einfacher, im nördlichen Frankreich und nördlichen Italien kommen sie nur mehr zerstreut vor, in Spanien, Süditalien werden sie wohl zu den größten Seltenheiten gehören, in Sizilien fehlen sie ganz. An ihrer Stelle erscheinen in Ägypten eiförmige, kegelförmige und trianguläre Streitkolben aus Alabaster [2]), also der leicht zerbrechlichen Gesteinsart wegen nur zum sinnbildlichen Gebrauche geeignet. Übrigens sagt Morgan (II, S. 71): „Les masses affectent des formes très diverses: les unes sont coniques, d'autres sont arrondies. Ce dernier type est resté en usage pendant toute la durée de l'empier égyptien: j'en ai trouvé dans les tombes princières de la XIIe dynastie à Dahchour; on le voit figuré sur tous le monuments égyptiens jusqu'à la fin de l'époque romaine; ces masses n'avaient plus alors qu'une signification conventionelle." Danach hat es den Anschein, als ob diese Funde überhaupt einer jüngeren Zeit als die nordischen angehören, weshalb sie, abgesehen von ihrer abweichenden Form und Bohrungsweise, nicht weiter in Vergleich kommen können.

Eine sehr nahe Verwandtschaft zeigen dagegen die durch kunstvolle Bearbeitung hergestellten halbmondförmigen oder sichelförmigen Sägen des Nordens und die *Couteaux en silex cornés (Couteaux courbes)* Ägyptens. Das gegenseitige Verhältnis ist noch nicht aufgeklärt, auch habe ich keinen zwingenden Grund, trotz der großen Entfernung der Verbreitungsgebiete beider und ihrer strengen örtlichen Abgrenzung jeden Zusammenhang in Abrede zu stellen, aber es muß doch die riesige Zahl ihres Vorkommens im westbaltischen Feuersteingebiete und ihrer verschiedenen Formen innerhalb des Gesamttypus auffallen, nicht minder die Tatsache, daß nicht alle Stücke so fein ausgearbeitet sind, wie sie die Abbildungen zeigen, sondern daß auch einfachere und rohere, und dann nur in der Form eines Kreisabschnittes ausgeführte vorkommen, die auf ein älteres, weniger entwickeltes Stadium deuten, was sich auch durch die rügenschen Funde in der prächtigen Sammlung des Herrn v. Platen in Stralsund belegen läßt. Damit wäre ein Fingerzeig auf eine selbständige Entwicklung dieser eigentümlichen Werkzeuge im Norden gegeben, der noch beachtenswerter dadurch wird, daß schon im Magdalenien Frankreichs derartige einfache Formen auftreten. [3])

Ein Seitenstück zu den sichelförmigen Sägen bilden die schon erwähnten, aus einem prismatischen Flintspane hergestellten Messer mit gebogener Spitze, die ohne Zweifel als Sicheln gedient haben. [4]) Wir finden sie schon im französischen Campignien, aber nicht in Ägypten.

Zu anscheinend begründetem Zweifel an der Ursprünglichkeit im Lande könnten die Flintdolche Anlaß geben, insbesondere jene, bei denen Blatt und Griff aus einem Stücke bestehen. Sie zeigen eine solche Formvollendung und solche Ähnlichkeit mit südeuropäischen Bronzedolchen, daß sich wirklich die Vermutung aufdrängen muß,

---

[1]) A. Kuhn, Die Herabkunft des Feuers, und O. Schrader, Reallexikon, S. 240.
[2]) J. de Morgan, Recherches, I. Bd., Fig. 316—323.
[3]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 33/4 und 33/5.
[4]) O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Fig. 7 und 57.

daß sie diesen Bronzedolchen nachgebildet seien. Allein selbst wenn es der Fall wäre, so könnte daraus noch immer nicht auf eine Entlehnung aus dem Oriente geschlossen werden, weil die breiten italischen Bronzedolche, welche nach Sophus Müller als Muster für die nordischen Flintdolche gedient haben sollen, in Griechenland, der Pforte der orientalischen Kultur, und so auch im Oriente gar nicht bekannt sind.

Der Behauptung, daß die nordischen Flintdolche überhaupt Nachbildungen von Bronzedolchen seien, liegt die Vorstellung zugrunde, daß geschwungene Formen der Natur des Steines widersprechen, daß die steinzeitliche Betriebsamkeit selbst in ihrer weitestgehenden Entwicklung gar nicht dahin gelangen könne, solche Dolche wie auch die Beile mit ausladender Schneide herzustellen. Ich habe mich gegen diese Anschauung schon in meinem Buche über die Heimat der Indogermanen ausgesprochen und Gründe dagegen geltend zu machen gesucht. Ich will daher hier nur noch bemerken, daß der nordische Flintdolch eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, der die bodenwüchsige Ausgestaltung der vollkommensten Stücke nicht unwahrscheinlich macht. Der Flintdolch ist ohne Zweifel aus der Speerspitze hervorgegangen, die bis in das paläolithische Zeitalter zurückreicht. Er läßt sich schon im Chelléen nachweisen [1]), erreicht im Solutréen eine solche Vollkommenheit, daß einzelne Stücke [2]) sich in bezug auf Größe, Sicherheit der Form und Sorgfalt der Bearbeitung den verwandten Funden aus dem jüngeren Steinalter an die Seite stellen lassen. Die Übergangszeit endlich bietet Stücke [3]), die von denen der Folgezeit nicht mehr unterschieden werden können; ja der bekannte, eben auch aus einem Stücke (Renntierhorn) geschnittene Dolch aus Langerie Basse, dessen Griff ein im Tode zusammengebrochenes Renntier bildet [4]) (Abb. 7), ist von solcher Vollkommenheit, daß man ihn, wüßte man seinen Ursprung nicht, für die Nachbildung eines kunstvollen modernen Dolches halten könnte. Obwohl nicht aus Flint, gibt er doch den Beweis, daß man schon in dieser Zeit daran gedacht hat, Blatt und Griff aus einem Stücke herzustellen. Dieser merkwürdige Dolch ist übrigens vielleicht der schönste, doch nicht der einzige in seiner Art.

Abb. 7. Dolch aus Langerie Basse, Frankreich.

Eine große Zahl von Flintdolchen des neolithischen Zeitalters leitet sodann von den Stücken mit stumpfen, formlosen Griffen durch aufsteigende Zwischenformen zu jenen prächtigen, formvollendeten Stücken, die so nahe den Bronzedolchen stehen und unsere Bewunderung verdienen. Daß dieser Übergang trotz des behaupteten Widerstandes der Natur des Steines gegen geschwungene Formen ohne Vorbilder aus Metall nicht nur möglich, sondern auch tatsächlich erfolgt ist, lehren uns amerikanische Steinartefakte und ganz insbesondere amerikanische Flintdolche, die sich gleichfalls aus Speeren entwickelt haben und zu Stücken gelangt sind, bei denen Blatt und Griff ein Ganzes sind. Die nachfolgende Abbildung (Abb. 8) zeigt, daß sich

[1]) G. et A. Mortillet, Musée préhist., Taf. X, Fig. 57, Taf. XI, Fig. 62, 63, Taf. XII, Fig. 72.

[2]) G. et A. Mortillet, Musée préhist., Taf. XVI, Fig. 92, Taf. XVII, Fig. 96, 97, 98, 105, Taf. XVIII, Fig. 109; M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 11/1, 15/10, 74/1.

[3]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Fig. 2.

[4]) Adrien de Mortillet, Le préhist. origine, Fig. 62.

der amerikanische Flintdolch, wenngleich nicht so formvollendet, doch im Wesen vom nordischen (Abb. 9) nicht unterscheidet.

Diese Schlußfolgerung erhält eine kräftige Stütze durch eigentümliche Artefakte aus amorphen Gesteinsarten (Abb. 10) — *„Dolkformede Stykker"* („Stoßwaffe") nennt sie Sophus Müller (Nordische Altertumskunde, I, S. 148) —, deren Form und Herstellung von Blatt und Griff aus einem Stücke derartig ist, daß man nach dem bei den Flintdolchen angewandten Grundsatze noch mehr als bei diesen eine Nachbildung nach metallenen Vorbildern annehmen müßte, und doch fehlen solche nicht nur im Oriente und in Griechenland, sondern auch in Italien ganz und gar, wogegen uns Sophus Müller selbst aufmerksam macht, daß man bis zur Vancouverinsel in Nordamerika gehen muß, um entsprechende Formen zu finden.[1]) Was aber die im allgemeinen weniger bildungsfähigen Indianer Nordamerikas ohne Anleitung und Vorbilder zu-

Abb. 8. Flintdolch aus Alabama, Amerika.

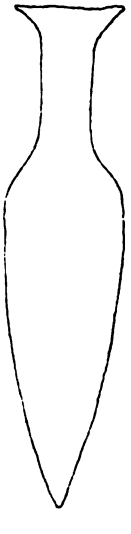


Abb. 9. Flintdolch aus Dänemark.

Abb. 10. Dänemark.

Abb. 11. Unalaska-Island, Nordamerika

stande gebracht haben, das haben gewiß auch die weitaus höherstehenden neolithischen Künstler im nordischen Feuersteingebiete aus eigenem zu schaffen vermocht.

So wie sich bei den wichtigsten Werkzeugen und Waffen der neolithischen Zeit, den Beilen, Hämmern, sichelförmigen Sägen, Dolchen, eine stetige, lückenlose Entwicklung, dagegen keine plötzlich hereinkommende Erscheinung oder durch einen fremden Anstoß bewirkte Beschleunigung oder neue Richtung nachweisen lassen, so zeigt sich auch bei der Dekoration seit der paläolithischen Zeit eine ununterbrochene, nichts fremdes aufweisende Übung der gleichen Zierweise. Bekanntlich neigt sich die Mehrzahl der Urgeschichtsforscher der Meinung zu, daß bei der steinzeitlichen Dekoration in Europa der geometrische Stil ausschließlich zur Anwendung kommt, während sie im Oriente ihre Motive hauptsächlich der Tier- und Pflanzenwelt entnimmt.

Sophus Müller scheint hierin anderer Meinung zu sein, da er (Urgeschichte Europas, S. 21) sagt: „Nach Osten weist auch das andere Hauptkennzeichen

[1]) Man sehe auch Charles Rau, Archaeol. Coll., Fig. 65, welches Stück, in obenstehender Abb. 11 abgebildet, aus Unalaska-Island in Nordamerika stammt.

der jüngeren Steinzeit, die Ornamentik, die namentlich durch Tongefäße überliefert ist. Die alte Naturkunst ist spurlos verschwunden; keine Tiere und Pflanzen mehr, sondern an ihrer Stelle langweilige, dürre, regelmäßige Muster, gebildet durch beständig wechselnde Zusammenstellungen von Punkt und Linie." Dem Gesagten zufolge scheint Sophus Müller anzunehmen, daß die geometrische Dekorationsweise vom Oriente entlehnt worden ist, nachdem die freie Kunst der paläolithischen Zeit, wie wir sie in den französischen Höhlenzeichnungen und Skulpturen kennen gelernt haben, spurlos verschwunden war; aber bei dieser Annahme kommt er mit der weit verbreiteten Meinung in Widerspruch, daß die geometrische Dekoration dem Oriente eigentlich fremd sei, der nur eine Dekoration durch Elemente kennt, die der organischen Natur entnommen sind. Allerdings finden wir auch in Ägypten Spuren des rein geometrischen Stiles[1]); allein es scheint, daß man es hiebei, namentlich wenn man gewisse Proben[2]) ins Auge faßt, nicht mit dem urprünglichen geometrischen Stile zu tun hat, sondern mit einer Zurückführung von der Natur entnommenen Darstellungen auf die geometrische Zierweise, ein Vorgang, der auf primitiven Stufen wiederholt nachgewiesen ist.[3])

Auf eine ältere und ursprüngliche Stufe des geometrischen Stiles verweisen die Gefäße aus den Kjökkenmöddingern von Toukh[4]), die mit ihren tief eingegrabenen und mit weißer Masse ausgefüllten Ornamenten (schraffierte Dreiecke) ebensogut aus unseren oberösterreichischen Pfahlbauten stammen könnten. Allein ein Zusammenhang mit dem eigentlichen Oriente ist deshalb nicht wahrscheinlicher als mit dem übrigen Norden Afrikas, auf welchen ähnlich dekorierte, wenn auch jüngere Gefäße Italiens, Spaniens mit einiger Wahrscheinlichkeit verweisen. Dann wäre die geometrische Dekoration ein gemeinsames Besitztum der Völker am Mittelmeere und im Norden.[5])

Ein hohes Maß von Sicherheit gewinnt die Anschauung, daß die geometrische Dekoration keineswegs aus dem Oriente stamme, der, wie schon bemerkt wurde, fast ausschließlich Elemente der organischen Natur zur Dekorierung verwendet, sondern ein ureigener Besitz der Völker Europas sei, wenn wir uns die, neben der freien Kunst der paläolithischen Zeit geübte Dekoration vor Augen halten. Schon im Solutréen finden wir schraffierte Dreiecke, ganz so wie auf unseren neolithischen Gefäßen auf Knochen eingeritzt, wie z. B. in Předmost[6]), auch konzentrische Kreise und ein Fischgrätenmuster.[7]) Zahlreicher erscheinen geometrische Ornamente sodann im Magdalenien auf Speeren aus der Höhle bei Schaffhausen[8]) und auf verschiedenen Knochenartefakten

---

[1]) J. de Morgan, Recherches, Taf. II, III, IV und VI.

[2]) J. de Morgan, Recherches, Taf. II, Fig. 1, 3—5, Taf. III, Fig. 3—5, Taf. VII, Fig. 3, Taf. VIII, Fig. 1, 2, Taf. IX, Fig. 3, Taf. X, Fig. 1, 2.

[3]) Ernst Grosse, Die Anfänge der Kunst; und Andere.

[4]) J. de Morgan, Recherches, I, Fig. 482—484.

[5]) Zur präpharaonischen Zeit lebte nach Jean Capart (Des débuts de l'art en Égypte. Ann. de la Soc. d'archéol. de Bruxelles) in Ägypten eine einheimische nomadisierende schwarze Bevölkerung, die vor den von Westen und Südwesten vordringenden Völkern von weißer Hautfarbe allmählich nach Süden zurückweichen mußte. Es dürften diese Ankömmlinge Angehörige des mittelländischen Stammes, lybische Völker gewesen sein. Ihnen muß man die neolithische Kultur in Ägypten zuschreiben, die uns in den Nekropolen entgegentritt und die mancherlei Beziehungen zur mittelländischen (ägäischen) Kultur aufweist. Nach einem Referate in G. Buschan, Zentralblatt, IX, S. 384.

[6]) Karl Maška, Der diluviale Mensch in Mähren, S. 99.

[7]) M. Kříž, Časopis muzejního spolku Olomúckého, XIII, Taf. I, Fig. 1, 2.

[8]) N. Karsten, Mitteil d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, XVIII, Taf. III, Fig. 5—7.

aus dem Keßlerloche bei Tayngen;[1]) schraffierte Dreiecke auf einem der Pferdebilder und andere derartige Ornamente in der Höhle von Combarelles[2]), in der Höhle von Langerie Basse;[3]) ja in der Höhle von Arudy finden wir sogar plastisch aus Elfenbein herausgearbeitete, in gegliedertem Zusammenhange stehende Spiralen.[4])

Das ist eine gewiß ansehnliche, den vorhandenen Bestand gar nicht erschöpfende Zahl von Zeugnissen für die schon in paläolithischer Zeit in ganz Mitteleuropa auftretende geometrische Dekoration, denen um so größerer Wert beigelegt werden muß, als den Paläolithikern ein geeignetes Material fehlte, auf dem sie ihre dekorative Kunst in Anwendung bringen konnten, denn die für sie so empfänglichen Tongefäße kannten sie nicht, die Knochengeräte boten zu wenig Fläche und für die reichlichere Dekorierung der Höhlenwände neben den Darstellungen der freien Kunst lag zu wenig Anlaß vor. Es ist übrigens beachtenswert, daß die Zeugnisse für die geometrische Dekoration im Magdalenien, also in der Übergangszeit, sich mehren und so die jüngsten Stufen der paläolithischen Zeit mit den ältesten der neolithischen, wo vorerst auch nur Ornamente auf Bein vorkommen[5]), in ungezwungener Weise verbinden.

Das Auftreten des Metalles, sollte man im Sinne der Vertreter des überwältigenden Einflusses der orientalischen Kultur glauben, müßte endlich der gesamten schaffenden Betriebsamkeit der mitteleuropäischen Völker einen gewaltsamen Ruck gegeben haben und dennoch ist dem nicht so. Auch jetzt vollzieht sich die Entwicklung in unserem Weltteile aus den einfachsten Keimen mit langsamer, doch stetiger, nach allen Richtungen abzielender Vorwärtsbewegung. Wie bekannt, sind das Gold und das Kupfer die ersten Metalle, welche die Menschen kennen gelernt haben, aber nur das Kupfer konnte zu einer ausgiebigeren Verwendung und zuletzt zum vollen Ersatze des Steines und der Knochen für Werkzeug, Waffen und Schmuck gelangen.

Sophus Müller setzt den Anfang des Metallgebrauches bzw. des Gebrauches des Kupfers in Mitteleuropa in den Beginn des II. Jahrtausends v. Chr., im Nordwesten Europas in die Mitte dieses Jahrtausends.[6]) Es wären demnach 500 Jahre notwendig gewesen, um dem Kupfer von den Ländern am Mittellaufe der Donau den Weg in den Norden zu bahnen, wo es übrigens dann zugleich mit den ersten Bronzesachen eintraf. Allein es ist bei der fast unmittelbaren Nachbarschaft dieser Gebiete schon an und für sich unwahrscheinlich, daß es 500 Jahre gedauert haben solle, bis man im Norden etwas von dem neuen, damals gewiß höchst auffallenden Materiale, das die Wirksamkeit des bisherigen weit überbot, erfahren haben solle. Sodann ist zu bemerken, daß die bronzenen Beile in Mitteleuropa doch eine geraume Zeit später auftraten als die kupfernen, daß sie also doch in viel rascherer Weise vorwärts gedrungen sein und die kupfernen unterwegs eingeholt haben müßten, weshalb man sich fragt, was denn die Kupfersachen und nicht auch die Bronzesachen auf ihrem Wege aufgehalten hat. Dieses langsame Vorwärtsdringen des Kupfers ist um so weniger wahrscheinlich, als Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 152) selbst sagt, daß „ein Handelsverkehr zwischen den Völkern bestand, der von dem modernen

[1]) K. Merk, Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. in Zürich, XIX, Taf. III, Fig. 13, 19, 23, Taf. IV, Fig. 25, 29, 31, Taf. V, Fig. 42, 45.

[2])

[3]) E. Cartailhac, La France préhist., Fig. 24, 25.

[4]) Piette, L'Anthropologie, V, Fig. 6.

[5]) Georg Sarauw, En Stenalders Boplads i Maglemose, Fig. 31, 37, 44, 45.

[6]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 44.

im Wesen nicht verschieden ist und schon zur Steinzeit angehoben hat". „Er muß jedoch," so fährt er fort, „damals einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, da ihm an vielen Orten die Aufgabe zufiel, das Metall aus fernen Ländern zuzuführen."

Wenn aber das Metall erst 500 Jahre nach seinem Bekanntwerden an der Donau den Weg an die Gestade der Ostsee angetreten hat, dann läßt sich nicht erklären, daß mit den vollkommenen Bronzebeilen auch noch kupferne und überhaupt Beile von der ersten einfachen Form in den Norden gelangt sein konnten — wie es tatsächlich geschehen ist —, da es ja nach diesen 500 Jahren in Mitteleuropa keine derartigen, in ihrer Form überwundenen und außer Gebrauch gesetzten, insbesondere keine kupfernen Beile mehr gegeben hat, man müßte denn annehmen, daß man sie, statt sie umzuschmelzen und dadurch den neuen gleichwertig zu machen, zum Bodenkram geworfen hat, um sie ein paar Jahrhunderte später den Barbaren an der Ostsee anzuhängen. Es ist vielmehr dem natürlichen Gange entsprechender, insbesondere, wenn wir den von Sophus Müller behaupteten wirksamen Handel gelten lassen, daß auch an der Ostsee zuerst die Kupferbeile und nach ihnen die Bronzebeile, und zwar diese anfänglich noch in der Form der vorangegangenen einfachen Kupferbeile und danach allmählich in entwickelteren Formen, aufgetreten sind.

Es ist endlich die auffallende Erscheinung zu beachten, daß die Metallbeile im Oriente in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und die alte Form des von dem europäischen teilweise sogar abweichenden Flachbeiles[1]) noch lange festgehalten haben, wogegen in Europa schon bei den kupfernen Flachbeilen eine merkwürdige Beweglichkeit und Unruhe in der Formgebung beobachtet werden kann, welche es bezeugen, daß eine sehr regsame Tätigkeit sich mit ihnen beschäftigte. Aus ihr gingen schließlich zwei Formen von Bronzebeilen hervor: solche mit Schaftgraten oder Schaftlappen (Palstäbe) und mit Schafttülle (Kelte). Beide sind dem Südosten Europas und dem ferneren Oriente völlig fremd geblieben; in Ägypten werden sie durch die schon erwähnten Beile mit ausladendem Nacken[2]) und andere völlig abweichende Formen vertreten.[3]) Die Formen unserer europäischen Bronzebeile können also nicht aus dem Oriente und nicht aus Ägypten stammen.

Sieht man näher zu, so findet man, daß die Bronzebeile alle Stadien ihrer Vervollkommnung, und zwar von der allerersten und allereinfachsten, den Steinbeilen folgenden Form des Flachbeiles aus Kupfer bis zu ihrer vollendeten Erscheinung als fertige und endlich auch reich dekorierte Palstäbe und Bronzekelte auf europäischem Boden durchmachen. Dabei zeigt sich, daß mit der Entwicklung der Form eine steigende Menge von Zinn in der Bronzelegierung verbunden ist, so zwar, daß die meisten einfachen Metallbeile, insbesondere diejenigen, die am Ausgange der Steinzeit erscheinen, aus reinem Kupfer bestehen, und daß der Zinngehalt der Legierung mit der zunehmenden Ausladung der Schneide und der Anschwellung der Schmalseiten bis zur Bildung der Grate und Lappen in gleichem Maße steigt.

Wie O. Montelius nachgewiesen hat, findet man auch in Schweden die Zeugnisse dieses Vorganges.[4]) Aus seinem Berichte ergibt sich aber auch noch, daß

[1]) Man vergleiche H. Schliemann, Ilios, Fig. 806—809, 828, mit O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Fig. 1—8.

[2]) J. de Morgan, Recherches, I, Fig. 543—546, 849, 550.

[3]) J. de Morgan, Recherches, I, Fig. 547, 548, 551—555, 584, 585.

[4]) O. Montelius, Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Arch. f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch.

mit der Entwicklung der Form und mit der Bereicherung der Legierung an Zinn auch die Dekorierung der Bronzewaffen und des Schmuckes sich von der einfachsten Weise zu dem Schönsten und Edelsten erhebt, was jemals nicht nur nördlich der Alpen, sondern während der Bronzezeit in Europa überhaupt erreicht worden ist. Eine Dekorierung der Bronzewaffen aller Art hat dagegen weder der Orient noch Griechenland, die Pforte der orientalischen Kultur, gekannt.

Ich möchte hier noch eine kurze Bemerkung anschließen. Obwohl auch ich die Kupferzeit nicht als eine von den anderen vorgeschichtlichen Kulturperioden scharf getrennte und in sich abgeschlossene Zeit erkläre und zugebe, daß neben dem ersten Kupfer noch lange der Stein Verwendung fand und ehe diese ein Ende hatte, schon die erste Bronze sich einstellte, muß ich doch sagen, daß dem Kupfer eine höhere Bedeutung zukommt, als ihm zumeist zuerkannt wird. In den Augen der Einen beschränkt sich die Kupferzeit auf die Herstellung einiger Flachbeile, in denen der Anderen auf die weniger Schmucksächelchen, allein wenn wir die Sammlungen und literarischen Berichte überblicken, sind wir doch überrascht durch die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der einzelnen Funde und noch mehr durch deren Mannigfaltigkeit. Schon die einfachen Beile gehen in mehrere Typen auseinander, wozu noch Schmalmeißel, Hämmer, Dolche, Messer, Schwertstäbe, Sicheln, Pfriemen, Fischhaken, dann Spiralscheiben, die schönen Doppelspiralscheiben von vollendeter Ausführung, Spiralröhren, Spiralarmbänder, Perlen, endlich getriebene Goldplatten kommen, eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die fast genügt, den wirtschaftlichen Bedarf eines Volksstammes an Werkzeug und Schmuck zu decken, die aber auch Zeugnis gibt von der mächtigen Anregung zu neuem Gestalten, die von dem Erscheinen des Kupfers ausgegangen ist.

Was aber den Besitz des Nordens an Metall betrifft, der für seine gesamte Betriebsamkeit vom ersten Bekanntwerden desselben angefangen und während der folgenden Bronzezeit erforderlich war, so fällt zunächst eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den primitiven Kupfer- und Bronzebeilen Skandinaviens und Irlands auf; und da Irland nicht nur viele prähistorische Kupferfunde, sondern auch Spuren eigener bergmännischer Kupfergewinnung aufweist [1]), so ist es sehr wahrscheinlich, daß Skandinavien Kupfer und die fertige Bronzelegierung aus Irland und England bezogen hat. Es kann aber nebenbei auch noch Spanien in Frage kommen, da zwischen diesem Lande und Britannien nicht nur rassenverwandtschaftliche Beziehungen bestanden haben, sondern auch eine Einfuhr von Kupfer, wenigstens in der Gestalt der von Spanien ausgegangenen Schwertstäbe, stattgefunden haben muß.

Dazu kommt die Tatsache, daß die Bewohner Mitteleuropas noch vor dem Ausgange des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sich auf eine Stufe erhoben hatten, die sie befähigte, das Kupfer auch in seinen Erzen aufzusuchen und auszuschmelzen, zu welchem Zwecke sie nicht nur die fast unzugänglichen Gebirgswinkel nach anstehendem Erze durchsuchten, in unwirtlicher Gegend und unter den ungünstigsten Umständen lange Stollen in die Berge trieben, was einer langjährigen Erfahrung, vieler Kenntnisse und umsichtigen Vorganges bedurfte. Nach den bei diesen Kupfergruben in den Salzburger und Tiroler Alpen vorkommenden ausgedehnten Stollen, riesigen Schutthalden, zahlreichen Schmelzstätten zu urteilen, muß der Bergbaubetrieb jahrhundertelang gedauert und große Mengen sehr reinen Kupfers zutage gefördert haben. Aber trotzdem diese Stätten seit Jahrzehnten unter aufmerksamer Beobachtung

[1]) Wilde, Catalogue; Stone impl., S. 49, 85. Sie zeigen sich übrigens auch in der Grafschaft Westmoreland in England.

stehen, ist auch hier nicht ein einziges fremdes Stück, keine Spur fremden Einflusses wahrgenommen worden.

Das sind Tatsachen von noch nicht genug gewürdigter kulturhistorischer Bedeutung; jedenfalls ist das eine sicher, daß die nordischen Werkmeister der Bronzezeit es durchaus nicht nötig hatten, das Rohmaterial für ihre Kupfer- und Bronzeerzeugnisse aus dem Oriente zu beschaffen. Sie überheben mich der Notwendigkeit, die Schöpfungen der Bronzegießer im mittleren und nördlichen Europa noch im einzelnen zu besprechen. Es ist gar kein Zweifel darüber, daß in dieser zeitlich schon sehr vorgeschrittenen Zeit ein umfassender Austausch von Vorbildern, Anregungen und Vorstellungen stattgefunden hat, daß demnach gewisse allgemeine Typen sich über weite Bezirke verbreitet haben, allein die Schöpfungen fremder Länder sind doch nicht überall eingedrungen, so daß sie ihren Einfluß überall hätten geltend machen können. Die große Spiralbronzezeit des Nordens, muß Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 94) selbst bekennen, „enthält nichts, was vollständig mykenisch ist, nicht ein einziges eingeführtes Stück, nicht ein einziges unverändertes Detail oder irgend etwas, was sich als eine unmittelbare oder gleichartige Fortsetzung bezeichnen ließe"; ja die Fäden, welche den Orient in dieser Zeit mit dem Okzident verbinden, reißen so wie bei den Steinhämmern, wenigstens teilweise, ganz ab. „Sehr bezeichnend ist," so fährt Sophus Müller an der bezogenen Stelle fort, „daß die Spiralornamente in der Mykenägruppe fast nie, in Mitteleuropa nur ziemlich selten auf Bronze vorkommen, während sie im Norden ausschließlich an Bronze und Gold gebunden sind." Eine Entlehnung der Spiraldekoration aus der Mykenägruppe ist übrigens schon deshalb ausgeschlossen, weil sie bereits der steinzeitlichen Kultur in den unteren Donauländern und in dem mitteldeutschen Fundgebiete eigen ist.

Und so ist die mittel- und norddeutsche Bronzetechnik ihre eigenen Wege gegangen und so haben ihre Erzeugnisse, die Schwerter, Dolche und Messer, Streitäxte und Lanzen, Hals- und Brustschmuck, Arm- und Fingerringe, Nadeln, Hängebecken, Schöpfgefäße, Luren usw., nicht nur selbständige Formen bewahrt, sondern zeigen hierin auch eine solche Mannigfaltigkeit und Schönheit und bekunden eine so entwickelte Fertigkeit in der Behandlung des Materiales — man beachte nur beispielsweise den kunstvollen Guß der Hängebecken, der Wulstarmringe —, daß sie hierin den Orient, wenn auch vielleicht nicht überbieten, aber ihm doch gewiß nicht nachstehen.

Es tritt nun noch die Frage an uns heran, wie es um die geistige Richtung menschlicher Tätigkeit, um menschliches Sinnen und Fühlen, um religiöse Vorstellungen und Gräberbrauch stehe. Auch all das, was Menschen aus der Mühsal der Tage erhebt, geläuterte Gedanken über das Seelenleben, Ahnenkult und Gräberbrauch sollen den Nordleuten fremd gewesen, die Herzen derer, die so schöne Dinge schufen, die an ihnen so viel Gefallen fanden, sollen leer geblieben sein, bis der Orient sie mit seinen Vorstellungen erfüllte, bis er sie anleitete, sich des Bandes bewußt zu werden, das zwischen Kindern und Eltern, zwischen den Lebenden und Toten besteht; denn „im Orient ist", nach Sophus Müller, „zweifellos der Ausgangspunkt für die neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits zu suchen, welche die Menschen in Europa veranlaßten, die ersten mit Sorgfalt errichteten Gräber anzulegen". Und weiter sagt Sophus Müller: „Es ist gezeigt worden, wie die ersten geschliffenen Beile nebst anderen Werkzeugen und Waffen, sodann Schmucksachen und Hausrat, Haustiere und Ackerbau, Wohnungs- und Dorfanlage, Begräbnisbräuche und Grabbauten durch die Kulturpforte im Südosten ihren Weg bis nach Skandinavien gefunden

haben. Gleichzeitig wanderten auch Gedanken und Vorstellungen mit. Das geistige Leben erfuhr ähnliche Bereicherungen wie das materielle. Den Beweis dafür bietet die Übernahme von Begräbnisbräuchen, die immer in einem engen Verhältnis zu den religiösen Vorstellungen stehen." [1])

Demzufolge erklärt Sophus Müller die großen, aus riesigen Steinblöcken hergestellten Gräber des Nordens, die sogenannten Riesenstuben, als Nachbildung der mykenischen Kuppelgräber, die über die Mittelmeerländer und Westeuropa nach Skandinavien gelangte.[2]) Dieser Zusammenhang sei zweifellos, weil alle Mittelglieder zahlreich und klar vorliegen.

Ich möchte mir dagegen die Bemerkung erlauben, daß der Gräbergedanke nicht außer Verbindung mit dem ganzen übrigen Denken und Handeln der Menschen steht. Er hängt, insbesondere wenn er einmal eine so hohe Entwicklung erreicht hat, wie er sich in den nordischen großen Steingräbern kundgibt, mit dem gesamten geistigen Leben, mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, mit der Ehrerbietung für die Verstorbenen, aber auch mit der Liebe zu den Angehörigen im Leben, mit einer gesellschaftlichen Ordnung zusammen — sie erforderten ja ein zielbewußtes Zusammenwirken vieler bei der schwierigen Arbeit und in Griechenland liegen Könige in den Kuppelgräbern —; er ist einer der mächtigsten Antriebe, aber auch er unterliegt den Gesetzen der natürlichen Entwicklung.

Wenn ein solcher Gedanke den Weg in die Welt antritt, sollte man zunächst glauben, daß er sich nach allen Seiten gleichmäßig verbreitet, weshalb wir schon im vorhinein fragen, warum das wesentlich nur in den Küstengebieten des Mittelmeeres und längs der Westküste von Europa geschehen sein soll?

Dann fällt auf, daß in keinem der Megalithgräber Spaniens und Frankreichs und noch weniger des Nordens irgend ein Gegenstand der mykenischen Bronzekultur, der die griechischen Kuppelgräber angehören, unter den Beigaben gefunden worden ist. So tiefstehende Menschen, wie Sophus Müller die vorgeschichtlichen Bewohner Europas, insbesondere Mittel- und Nordeuropas, schildert, sind erfahrungsgemäß lüsterner nach Schmuck und Waffen, nach Prunkstücken, mit denen sie vor den anderen prahlen können, als nach fremden, ihnen unbegreiflichen Gedanken; Besitz und Ansehen liegt ihnen näher als die Sorge, wie sie ihre Verstorbenen durch ein Grab ehren können, besonders wenn es so viele Mühe kostet und des selbstlosen Zusammenwirkens vieler bedarf, die davon keinen eigenen Vorteil haben. Da sich nun während der nordischen Steinzeit, ja selbst noch während der Bronzezeit nicht ein einziges fremdes, durch den Handel zugeführtes Stück menschlicher Tätigkeit, noch eine vom Oriente ausgegangene Anregung zu neuen Formen, zu erhöhter Betriebsamkeit nachweisen läßt, müßte der von aller materiellen Begleitung losgelöste freie Gräbergedanke allein auf dem weiten Umwege nach dem Norden getragen worden sein und dort eine so gewaltige und über ein so weites Gebiet sich ausbreitende, die ganze Gemütswelt erregende und beherrschende Bewegung der Geister bewirkt haben, was unseren Erfahrungen widerstreitet.

Sophus Müller erklärt (Urgeschichte Europas, S. 77), daß die nordischen Riesenstuben keinesfalls älter sein können als aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., da die entsprechenden Kuppelgräber in Griechenland nicht weiter zurückgehen, die, so seltsam es auch sein mag, in der Riesenstube das nordische Seitenstück haben, das am spätesten den äußersten Norden erreichte, wo es in der Riesen-

[1]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 26 und 59.
[2]) Sophus Müller, Urgeschichte Europas, S. 49, 61, 75—77.

stube seine eigenartigste und barbarischeste Gestalt erhielt (ebd. S. 76), und an anderer Stelle (S. 40) heißt es wörtlich: „An den Westküsten des Mittelmeeres wurden die Steinstuben wohl in der prämykenischen Zeit, gegen Schluß des dritten Jahrtausends, errichtet; im Norden können sie nicht älter sein als der Beginn des zweiten Jahrtausends." Hiemit stimmen die Angaben der synchronistischen Tabelle in dem oft genannten Werke, denen zufolge die Riesenstuben des Nordens der Mitte des zweiten Jahrtausends angehören, während die großen Steingräber Spaniens und Portugals an das Ende des dritten Jahrtausends und jene Nordfrankreichs, Großbritanniens und Irlands, des nordwestlichen Deutschlands und Hollands an den Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, d. i. also in die „prämykenische Stein-Bronzezeit", gesetzt werden.

Diese Zeitbestimmungen werfen die ganze Lehre S. Müllers über den Haufen. Denn wie können die griechischen Kuppelgräber im skandinavischen Norden schon in der Mitte des zweiten Jahrtausends als Vorbilder wirksam werden, da der Bau der Kuppelgräber in Griechenland selbst erst in dieser Zeit begonnen hat? Ja noch mehr, das griechische Vorbild müßte in Spanien und Portugal und selbst in Norddeutschland schon 500 Jahre von Wirksamkeit gewesen sein, ehe es selbst noch Leben und Gestalt in Griechenland hatte! Die Bewohner des nordwestlichen Deutschlands sollen nach S. Müller schon am Beginne des zweiten Jahrtausends ihre Riesenstuben gebaut haben, aber ihre unmittelbaren und ohne Zweifel stammverwandten Nachbarn in Dänemark müßten es sich noch weitere 500 Jahre überlegt haben, das ihnen gegebene Beispiel nachzuahmen und sich zuletzt entschlossen haben, sich nicht dieses, sondern die in dieser Zeit in Griechenland aufgekommenen Kuppelgräber zum Vorbilde zu nehmen, wobei sie aber in den Fehler verfielen, ihre Riesenstuben doch genau in der barbarisierten Form wie ihre Nachbarn zu bauen. Diese 500 Jahre, die die Nordleute zugewartet haben sollen, müßten auch ganz ohne Einfluß auf die Kultur geblieben sein, da wir in den nordwestdeutschen und den skandinavischen Riesenstuben genau dieselben der jüngeren Steinzeit angehörigen Beigaben und manche Einzelheiten finden, und dies trotz des nach S. Müller damals schon sehr wirksamen Handels.

Wir sehen, auf welche Widersprüche man kommt, wenn man in den mykenischen Kuppelgräbern den Ausgangspunkt der west- und nordwesteuropäischen Steingräber annimmt. Ist es dagegen den tatsächlichen und natürlichen Verhältnissen nicht angemessener, zuzugeben, daß es sich bei dem Bau der großen Steingräber um einen dem ganzen Nordwesten, einschließlich Großbritanniens und Irlands und des nordwestlichen Frankreichs gemeinsamen Totenkult handelt, der im wesentlichen derselben großen Kulturperiode angehört? Und soll der Gedanke, den Verstorbenen große Gräber zu bauen, nicht auch dort entstanden sein können, wo die Eiszeiten Tausende von Steinblöcken ausgestreut und nicht selten so zusammengelagert haben, daß sie geradzu einladen mußten, dort ihre Toten zu bestatten? Hat uns doch Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde selbst gezeigt, daß in der nordischen Kulturentwicklung bis in das schöne Bronzealter herein nicht ein einziger fremder Zug zu finden ist, daß sich vielmehr alles harmonisch eines zum anderen fügt und daß auch der Gräberkult aus einfachen Anfängen allmählich und stetig bis zu den großen, unsere Bewunderung erregenden Steingräbern erwachsen ist.

Schon in der paläolithischen Zeit muß in Europa der Glaube an eine Seele und an deren Fortdauer nach dem Tode des Menschen vorhanden gewesen sein. Zwar sind wir nicht imstande, direkte Beweise dafür zu bieten, denn die Gegenstände,

welche Zeugnis zu geben vermöchten, wie z. B. Fetische, Schutzmittel gegen Zauberei oder Mittel, welche zur zauberischen Beeinflussung anderer verwendet worden sein mochten, sind sicher zumeist aus leicht vergänglichen Stoffen, wie heute noch aus Haaren, Kleiderfetzen, Teilen vom tierischen oder menschlichen Körper, hergestellt worden. Immerhin kann man auf einiges verweisen, aus dem man auf einen Glauben an unsichtbare Wesen schließen kann. Ich möchte diesfalls zunächst auf die bemalten Kiesel aus der Grotte Mas d'Azil aufmerksam machen, in denen Piette Symbole von ganz bestimmter Art sieht, und wenn wir auch nicht so weit gehen, wie dieser Gelehrte, so wird man die Möglichkeit dieser Bedeutung, sowie die einer anderen Zahl von Gegenständen, für die wir sonst keinen Zweck ermitteln können, z. B. von formlosen Anhängseln, von solchen, die Menschen und Tiere darstellen u. dgl., nicht kurzweg bestreiten können, schon deshalb nicht, weil wahrscheinlich überhaupt jedes Schmuckanhängsel aus dergleichen Schutzzaubermitteln hervorgegangen ist. Ein Fund dieser Art, ein aus einem Renntiergeweihe geschnitzter doppelter Phallus aus der Höhle Langerie Basse [1]), genügt für viele.

Auf Grund dieses einen Fundes werden wir die Bedeutung eines Symboles oder Schutzzaubers gegen unsichtbare — animistische — Einwirkungen auch bei einer Reihe anderer Funde gelten lassen können, z. B. bei durchbohrten Tierzähnen [2]), die ursprünglich ebensowenig wie heute noch von Kindern während der Zahnung und von Jägern ausschließlich als Schmuck getragen worden sind. Dahin dürften noch gehören Nachbildungen von Tieren, seien es plastische oder bloße Tierzeichnungen [3]), selbst ganz formlose Stücke, besonders sofern sie Ornamente tragen, die ursprünglich ebenfalls symbolische Zeichen gewesen sein können. [4]) Wenn wir endlich die symbolistische Bedeutung der Hunderte von tönernen und bronzenen Pferde- und Rinderfiguren auf der Tempelstätte von Olympia anerkennen, werden wir dieselbe Eigenschaft auch bei solchen Nachbildungen aus dem neolithischen Zeitalter nicht im vorhinein zurückweisen können, ja es ist selbst erwägenswert, ob nicht auch derlei Gebilden aus den jüngeren Abschnitten des paläolithischen Zeitalters die Bedeutung eines Symbols oder Zaubermittels, also eine religiöse Bedeutung zukommt. Erinnern wir uns endlich, daß gewisse Tiere nicht bloß in übersinnlicher Vorstellung, sondern schon in der leibhaftigen Erscheinung, wie z. B. die Kröte, der Salamander, die Schlange, die Eule, die Fledermaus, der Wolf, als gespenstische und gefürchtete Wesen gelten [5]), daß die Jägerstämme Nordamerikas auch Vorstellungen von gespenstischen Jagdtieren, insbesondere eines gespenstischen Bison hatten, so werden wir nicht ganz abgeneigt sein, zuzugeben, daß auch die Höhlenbilder des Solutréen, anscheinend Schöpfungen der freien Kunst, doch auch ihre tiefere symbolistische Bedeutung haben.

Dazu kommt endlich die Tatsache, daß nicht erst am Beginne des neolithischen Zeitalters, also lange vor dem Bau der Riesenstuben des Nordens, die Verstorbenen

[1]) E. Cartailhac, La France préhist., Fig. 26.

[2]) G. et A. de Mortillet, Musée, Taf. XXIII, Fig. 159, 160—162; M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 27, 29, 41; K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch, Taf. VI, Fig. 56.

[3]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Taf. XXVI, Fig. 195, Taf. XXIII, Fig. 158; A. de Mortillet, Le préhist. origine, Fig. 92—94.

[4]) G. et A. de Mortillet, Musée préhist., Fig. 157; E. Cartailhac, La France préhist., Fig. 24, 25; M. Hoernes, Der diluviale Mensch, Fig. 41; K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch, Taf. VI, Fig. 57 bis 61, 82, 83, 85, 86, 96.

[5]) So sagt Peter v. Dusburg (Sript. rer. Pruss., I, 53) von den Litauern und Preußen: „Errando omnem creaturam pro deo coluerunt, scilicet solem, lunam et stellas, tonitrua, volatilia, quadrupedix etiam usque ad bufonem."

in sorgfältig eingerichteten Gräbern und unter Widmung von Beigaben bestattet wurden, sondern daß wir eine gleiche Begräbnisweise schon im letzten Abschnitte der paläolithischen Zeit feststellen können. So wurde in Brünn im Jahre 1891 gelegentlich eines Kanalbaues ein Grab aufgedeckt, in dem eine Leiche bestattet worden war, der man durchbohrte Tierzähne, Dentalien und Speisen, letztere aus den Knochenresten nachweisbar, sowie eine aus Elfenbein hergestellte menschliche Figur mitgegeben hatte. In der unmittelbaren Umgebung fand man diluviale Tierknochen und eine rötelartige Masse, von der die menschlichen Knochen, wohl aber auch die tierischen einen Überzug erhalten hatten.[1]) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Zutat der Ockererde zum Begräbnisbrauche gehörte, daß man die entfleischten Knochen der Leiche damit bestrich und den Überrest kurzerhand ins Grab warf. In der menschlichen Figur dürfen wir mit Recht ein dem Toten ins Jenseits mitgegebenes Idol (Fetisch) betrachten. Auf Grundlage der beigelegenen diluvialen Knochen hat man angenommen, daß das Grab, wenn es nicht schon der Solutréenzeit angehört, was mir selbst nicht vollkommen festzustehen scheint, doch jedenfalls noch in das paläolithische Zeitalter, sehr wahrscheinlich in das Asylien fällt.[2]) Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß man im mittleren Europa schon in jener frühen Zeit einen sorgfältigen und unter bestimmten Vorschriften stehenden Gräberbrauch kannte, daß man an eine Seele und deren Fortleben nach dem Tode, vielleicht auch an Dämonen glaubte, ja daß selbst gewisse engere Beziehungen zu Familienangehörigen vorhanden gewesen sein müssen.

Die Beweiskraft dieser Tatsachen ist um so größer, als sie nicht allein stehen. Gleichfalls dem Asylien gehört eine andere Grabstätte in einer der Grotten von Mas d'Azil selbst an, in der zwei Bestattete gefunden wurden, die nach dem Tode so wie in Brünn mit Steinwerkzeugen entfleischt und deren Knochen sodann mit Ockererde überzogen worden waren.

Ein drittes Grab aus der Zeit des Asylien wurde in Barma grande, einer der Grotten bei Mentone, aufgedeckt. Es enthielt drei Skelette. Die absichtliche Bestattung bezeugen einige Schmuckstücke und Flintwerkzeuge; aber auch hier fand sich wie bei den früheren die Bemalung der Knochen mit Ocker, nachdem das Fleisch vom Leichnam entfernt worden war.

Bei diesen Bestattungen bezeugen die an sich wohl unbedeutenden Beigaben und die rote Bemalung der Knochen, daß die Leichname nicht durch einen Zufall in die Erde gekommen sind, daß vielmehr schon im Asylien ein gemeinsamer ritueller Begräbnisbrauch bestanden und sich über einen großen Teil von Europa verbreitet hat. Diese geographisch weite Entfernung der einzelnen Gräber voneinander läßt erkennen, daß der Brauch ein seit sehr langer Zeit und oftmals geübter gewesen muß. Wie viele solcher Gräber mögen aus Unkenntnis zerstört worden sein? Wer hat auch acht auf einige rotgefärbte Knochen? Wer kennt die unscheinbaren Flintstücke, die man in diesen Gräbern erwarten darf? Eben darum aber legen diese wenigen zerstreuten Gräber Zeugnis ab für viele.

Zu den Gräbern der Übergangszeit gehört auch eines in einem der Muschelhaufen von Aamölle in Dänemark.[3]) Die Zugehörigkeit zur Kjökkenmöddingerzeit ist den festgestellten Umständen zufolge nicht zweifelhaft, ebensowenig, daß es sich um eine absichtliche, ordnungsmäßige Bestattung handelt. Beigaben außer einigen Flintspänen

[1]) Makowsky, Der Löß von Brünn und seine Einschlüsse. Verhandlungen d. naturf. Vereines in Brünn, Jahrg. XXVI.

[2]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, S. 217.

[3]) A. P. Madsen, Sophus Müller u. a., Affaldsdynger, S. 100, Fig. 13.

und Flintsplittern fehlen leider; immerhin leitet uns auch dieses Grab aus der paläolithischen Zeit in die neolithische herüber, und in dieser zeigt uns Sophus Müller selbst in seiner nordischen Altertumskunde die schrittweise lückenlose Weiterbildung der Gräberformen bis zu der den Steinzeitmenschen Nordeuropas erreichbaren Höhe, den Riesenstuben, die uns die nordischen Altertumsforscher aus ihrer Heimat durch Wort und Bild kennen gelernt haben.

Nach meinem Dafürhalten sind also Begräbnisbräuche, die wir im mittleren und nördlichen Europa in der neolithischen Zeit antreffen, keineswegs dem Oriente entlehnt, sondern das Ergebnis einer naturgemäßen und stetigen Eigenentwicklung; wer dennoch auf der Entlehnung verharrt, unterschätzt das Alter der letzten paläolithischen Kulturstufe und überschätzt das Alter und die Allmacht der orientalischen Kultur.

Es drängt mich, schließlich noch die Frage zu beantworten, ob die Indogermanen in der Zeit, als sie noch ein Volk mit einer Sprache gewesen, den Glauben an eine im Menschen wohnende Seele und an ihre Fortdauer nach dem Tode gekannt haben; denn wenn sie im westlichen Ostseegebiete wirklich schon am Beginne der neolithischen Zeit gewohnt haben, welcher Meinung man sich jetzt vielerseits zuwendet, und ihnen solche Vorstellungen fremd waren, dann müßte man freilich zugeben, daß diese und die aus ihnen hervorgehenden Begräbnisbräuche von auswärts und dann vielleicht aus dem Oriente den Weg bis zu den Bewohnern des mittleren und nördlichen Europas gefunden haben. Ich muß um so mehr darauf eingehen, als Sophus Müller (Urgeschichte Europas, S. 26) sagt, daß nicht nur der Ausgangspunkt der neuen Vorstellungen vom Leben im Jenseits und der mit ihnen im Zusammenhange stehenden Begräbnisbräuche zweifellos im Oriente zu suchen sei, sondern daß von dort auch der religiöse Glaube seinen Ausgang genommen habe. Sophus Müller hat auch hier wieder eine Behauptung aufgestellt, ohne einen Beweis dafür auch nur zu versuchen, denn es wäre notwendig gewesen, zu zeigen, wie sich der religiöse Glaube, den wir im Norden antreffen, ob es nun derjenige der Indogermanen oder ein anderer ist, aus den religiösen Vorstellungen der Babylonier und Assyrer, denn diese können nur in Frage kommen, entwickelt habe. Wir hätten uns gern begnügt, auch nur die einfachen Grundzüge dieses Beweises dargelegt zu sehen.

Dagegen wissen wir aus dem Schatze der gemein-indogermanischen Wortgleichungen, daß die Indogermanen, als sie, wie bemerkt, noch ein Volk mit einer Sprache bildeten, einen Himmel (Dyâus, Ζεύς, Zîo) als personifizierten Träger des Tageslichtes kannten, der bei Persern, Germanen und Balten, bei Indern und Griechen als Wesen der Verehrung galt. Seine Gattin ist die Erde. Aus ihnen zweigen sich dann verschiedene Personifikationen für die Morgenröte, für Feuer, Wind, Wasser usw. ab und ergeben sich Beziehungen zu den einzelnen Vorgängen in der Natur, zu den Menschen und zu den aus den Seelen hervorgegangenen dämonischen Wesen. Der Glaube an die Seelen der Verstorbenen hat im Traume seinen Ursprung, der in der Vorstellung auf allen primitiven Stufen dem Schlafenden nicht trügerische Gestalten, sondern tatsächliche Vorgänge vorführt. Verstorbene, die im Traume erscheinen, sind daher nur zum Teile gestorben; etwas unfaßbares, unsichtbares, aber doch wirksames von ihnen, die Seele („das Bewegliche"), anima („Hauch"), psyche („Atem") lebt fort. Da die Verstorbenen im Traume ganz wie die Lebenden sich benehmen, so wie sie denken, sprechen und handeln, haben sie auch wie die Lebenden das Bedürfnis von Speise und Trank, von Waffen und Gerät und einer Ruhestätte. Sind die Verstorbenen Blutsverwandte, Ahnen, gewesen, dann hält es die für sie vorhandene Neigung als Pflicht, ihren Bedürfnissen wie der Lebenden zu entsprechen; waren es Mächtige oder Bös-

gesinnte, dann treibt die Furcht vor ihrem Übelwollen dazu. Da sie bald da, bald dort, unerwartet und beunruhigend erscheinen, wurden sie als unruhig schweifende Gespenster gedacht, und sie „an ihre Gräber zu bannen, durch Speis und Trank ihren Haß zu zerstreuen, ihr Wohlwollen zu erlangen, muß der nächste, rein selbstsüchtige Zweck des indogermanischen Totendienstes gewesen sein, der hinter dem aus ihm allmählich emporsprießenden Pietätsgedanken in milderen Zeiten mehr und mehr zurücktrat. Also man ehrte die Toten zunächst, weil man sie fürchtete. Aber auch so ist jener älteste Totendienst für die religiöse Entwicklung der Indogermanen von außerordentlicher Bedeutung geworden. Der Gedanke des Überirdischen, geheimnisvoll die Geschicke des Menschen umschwebenden, mag in dieser primitiven Form zum erstenmale dem Indogermanen zum Bewußtsein gekommen sein, aus Seelen zuerst Geister, zuletzt Götter geschaffen haben und so zu einer Quelle der Religion geworden sein, die im Laufe der Entwicklung, aber noch in indogermanischer Urzeit, mit den Wassern aus einer zweiten Quelle zusammentraf, die ihren Ursprung nicht im Tode, sondern im Leben, im Leben der Natur und ihren tausendfachen Erscheinungen hatte". [1])

Ich habe diesen Worten des hervorragendsten Forschers auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde nur beizufügen, daß der Übergang der ursprünglich wirksamen Furcht vor den Seelen der Toten in ein Pietätsgefühl für die verstorbenen Blutsverwandten sehr früh stattgefunden haben müsse; ich will mich nicht auf die oben angeführten paläolithischen Bestattungen beziehen, denn die Mitgabe von Speise und Gerät kann auch durch bloße Furcht veranlaßt sein; ich darf aber an das schon erwähnte Grab von Aamölle erinnern, in dem allerdings keine nennenswerten Beigaben gefunden worden sind, dessen Anordnung aber eine sehr sorgfältige ist. Den Leichnam eines im Leben gleichgültig betrachteten oder gar gefürchteten Menschen würde man ohne Aufwand von Mühe in die Grube geworfen und diese allenfalls mit dem nötigen Zauber umgeben haben; hier aber ist es deutlich, daß man einem geliebten Wesen eine Ruhestätte bereiten wollte.

Hat Liebe die Toten und die Überlebenden verbunden oder Furcht vor den Abgeschiedenen den Anstoß gegeben, immer führte der Glaube an eine Seele und ihre Fortdauer zunächst dahin, den Leichnam zu verwahren, sei es ihn vor Unbill zu schützen, sei es die Wiederkehr der Seele zu verhindern. Wurden den Toten Speise und Trank und sonstige Ausstattung mitgegeben, dann mußte ja auch diese gesichert werden, was in jeder Beziehung ebenfalls am besten durch das Vergraben in der Erde geschehen konnte. Überblickt man die bisher durch Sprach- und Altertumsforschung „festgestellten Tatsachen, so ergibt sich, besonders im Hinblicke auf die altgriechischen, altrömischen und altgermanischen Zustände, der Schluß, daß die Indogermanen in ältester Zeit ihre Toten begraben haben". [2])

Man hat gegen den endogenen Ursprung der im mittleren und nördlichen Europa während der jüngeren Steinzeit herrschenden Bestattungsbräuche eingewendet, daß die neolithischen Bewohner des Inneren von Europa gemeinsame Bestattungen nicht gekannt haben und lange Zeit beim Einzelgrabe verharrt sind. Doch das ist zunächst nur eine auf ein örtliches Gebiet beschränkte Erscheinung, deren Bedeutung in dieser Beziehung dadurch aufgehoben wird, daß man im nördlichen Deutschland, in Skandi-

[1]) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, unter Ahnenkult. Siehe auch andere diesbezügliche Schlagworte, sowie dessen Sprachvergleichung und Urgeschichte.

[2]) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, S. 80.

navien, in England usw. gemeinsame Gräber sehr wohl kannte. Im Inneren Europas liegt dieser Mangel lediglich an den örtlichen Verhältnissen, weil die Natur in den fruchtbaren, von den Steinzeitmenschen zuerst besiedelten Gegenden das Material zum Bau großer Steingräber versagte, weshalb eben nur erübrigte, die Leichen in Einzelgräbern zu bestatten. Dagegen war das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Sippen und Stämme auch hier ein so mächtiges, daß man die Toten in einem gemeinsamen Friedhofe beerdigte, deren wir nicht wenige von großem Umfange, z. B. im Saalegebiete, im nördlichen Böhmen, zu Lengyel in Ungarn, kennen und deren die Zeit noch mehr aufdecken wird. Die in den nord- und westeuropäischen großen Steingräbern vorgefundenen Reste menschlicher Leiber lassen erkennen, daß deren selbst bis zu hundert in einem einzigen Grabe bestattet worden sind. Es ist deshalb kaum ein Zweifel übrig, daß es sich bei den nordischen Riesenstuben nicht um den Bau einer königlichen Ruhestätte, wie bei den mykenischen Königsgräbern, sondern um gemeinsame Sippengräber gehandelt hat.

Man kann aber auch nachweisen, daß die gemeinsame Bestattung nicht etwa zuerst bei den Griechen, als dem vom Oriente zunächst beeinflußten indogermanischen Stamme, aufkam und dann zu den anderen übertragen wurde, sondern daß sie auch bei Römern, Germanen und Slawen in Übung, also ein allen europäischen Indogermanenstämmen eigentümlicher, aus dem Sippenleben hervorgegangener Brauch gewesen ist. Der nordgermanische Ausdruck *aetthaugar* („Geschlechtshügel") (*aett* = Familie) verweist mit deutlicher Sprache auf das gemeinsame Sippengrab und den gemeinsamen Sippenfriedhof als einen uralten Besitz der Indogermanen.[1])

Dieser Hinweis wird durch das Erbrecht bestätigt. Totenkult und Erbrecht erscheinen bei den gesamten Indogermanen in innigstem Zusammenhange, wonach man berechtigt ist, von dem Personenkreise, in dem sich das Eigentum vererbte, einen Schluß auf den Personenkreis zu ziehen, der durch gemeinsame Totenopfer verbunden war.[2])

Durch diese linguistischen und archäologischen Tatsachen werden wir zugleich auf einen bedeutsamen Unterschied zwischen den mykenischen Kuppelgräbern und den nordischen Riesenstuben aufmerksam gemacht. Die Kuppelgräber sind Königsgräber, man findet in ihnen nur die Reste einer einzigen oder einiger weniger Leichen, wobei sowohl der Bau als die wertvollen, nicht selten aus Gold bestehenden Beigaben das höchste zeigen, was die Zeit leisten konnte. Die nordischen Riesenstuben dagegen sind Sippengräber, in denen eine große Zahl von Menschen unterschiedslos bestattet worden ist; auch die Beigaben sind im Verhältnisse zu dieser Zahl durchaus nicht reichlich und keineswegs immer von hervorragender kunstvoller Arbeit, sondern alltägliche Vorkommnisse, wie sie sich eben im Besitze der Toten befanden. Wären die Riesenstuben Nachbildungen der mykenischen Königsgräber, würde ihre Bestimmung sicher in irgend einer Weise zum Ausdrucke gekommen sein, und es ist demnach höchst unwahrscheinlich, daß die Sippen, wenn auch freier, doch einfacher Menschen, gerade Königsgräber als Muster für die eigenen gewählt haben.

Die in der vorstehenden Ausführung dargelegten Umstände und Tatsachen bringen mich zur Überzeugung, daß der übermächtige und allverbreitete Einfluß der

[1]) O. Schrader, Reallexikon, S. 256. Das Wort ist als *aettarhaugr* im älteren Christenrechte des Eidsivathings bezeugt, wo es heißt, daß niemand begraben werden solle *i annars aettarhaug*, im Familienhügel eines anderen, wenn er nicht durch die Erben des Toten für seine Feindschaft friedlos gemacht werden wolle.

[2]) O. Schrader, Reallexikon, S. 32.

orientalischen Kultur auf die materielle und geistige Entwicklung Europas während des älteren und jüngeren Steinalters, wie er von vielen Forschern behauptet wird, nicht besteht, jedenfalls aber eines strengen Beweises durchaus entbehrt. Nach meiner Ansicht zeigt diese Entwicklung ein selbständiges Gepräge und umfaßt anfänglich den südlichen, mittleren und nordwestlichen Teil Europas. Es ist begreiflich, daß ihr Gang nicht immer der gleiche, ihre Richtung nicht überall die nämliche sein konnte, daß sie vielmehr in den verschiedenen Gebieten je nach den Bedingungen der geographischen Gestaltung des Bodens, der Verschiedenheit des Klimas, der Fruchtbarkeit und dessen, was die Natur sonst noch bietet, zur Ausbildung verschieden gearteter Menschengruppen führen mußte.

Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen.

Von Dr. **M. Murko** (Graz).

(Mit 9 Abbildungen im Texte.)

V.

Die südslawischen Bezeichnungen für Haus, Herdraum und Stube. Allgemeine Bemerkungen über die slawischen Fremdwörter aus dem Germanischen und besondere über die mit dem „Oberdeutschen Hause" einhergehenden.

Die südslawische Terminologie für Haus, Herdraum und Stube verdient auch noch hervorgehoben zu werden. Das gemeinslawische dom, das mit lat. domus, gr. δόμος, δομή usw. urverwandt ist und der Wurzel nach zum nhd. „zimmern" gehörig noch an den „reinen Holzbau"[1]) erinnern dürfte, bedeutet bei den Slowenen mehr „Domizil, Behausung, Heimat,[2]) Heim, Heimstätte",[3]) folgt diesem Bedeutungswandel auch bei den Kroaten, Serben[4]) und Bulgaren und wird bei ihnen immer mehr durch kuća kъšta ersetzt. Das gleichfalls gemeinslawische hram bedeutet bei den Slowenen nicht „Steinhaus", wie Miklosich[5]) meint, sondern Haus, Wohngebäude (allerdings häufig in Verbindung mit dem Attribut hišni), Weingartenhaus in der östlichen Steiermark, während es in den südwestlichen Gebieten des Slowenischen für Gebäude oder Kammer zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände,[6]) im Rosentale in Kärnten für einen Keller, der sich gewöhnlich unter der Kammer und dem Flure befindet,[7]) oder auch allein stehen kann, für die Milchkammer in einer Sennerei (Sanntal), bei den Slowenen des Resiatales (in Italien) sogar für Zimmer gebraucht wird.[8]) Welche Bedeutungsunterschiede im Vergleiche zu demselben č. chrám, r. chram als Bezeichnung für die St. Veits-Kathedrale in Prag und die Heilandskirche in Moskau!

Allgemein ist zu den Slawen das germ. hûs vorgedrungen, nach der gewöhnlichen Annahme schon aus dem Gotischen, vielleicht aber erst aus dem Althoch-

---

[1]) G. Krek, Einleitung in die slaw. Lit. [2], 139, 144. Vgl. jetzt Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, 222, 336.

[2]) Cigale, Deutsch-slowenisches Wörterbuch, s. v. Haus.

[3]) Pleteršnik, Slov. nemški slovar, I, 154.

[4]) Vgl. V. Karadžić, Rječnik, s. v. dom: 1. Haus (meist im moralischen Sinne); 2. vornehme Familie.

[5]) E. Wb., 89.

[6]) In den Sanntaler Alpen hörte ich die Definition: hram soviel als heute špajzvelb (= Speisegewölbe)!

[7]) Mitteilung des Dr. Arnejc.

[8]) Pleteršnik, s. v. hram.

deutschen,[1]) wie die Geschichte und Verbreitung des Wortes zu beweisen scheint. Genau entspricht asl. hyzъ (domus, tugurium[2]) das im nsl. his (gen. hísa), auch hiz[3]) hölzerner kleiner Keller, kleine hölzerne Getreidescheuer bei den Weißkrainern und in hîsek, kleines Häuschen im Weingarten fortlebt; ebenso his im Sinne von „klijet" in Westkroatien;[4]) im kroatischen Küstenlande, in dessen glagolitischen Urkunden his im XV. Jahrhundert belegt ist: is (gen. isa), eine Kammer, die weniger geräumig ist als die daneben befindliche komora.[5]) Auch für das Polnische ist chyz, hyz neben chyž, hyž genügend bezeugt und beide sind neben dem jüngeren chyža[6]) sehr verbreitet. Bereits aksl. Diminutiva werden merkwürdigerweise mit Femininsuffixen gebildet: hyzina, hyzinica, hyzьnica; eine sonderbare Kompromißform ist das masc. hyzicь (domus).[7]) Vielleicht sind sie schon an die mit dem der Motion dienenden Suffix ja[8]) gebildete gemeinslawische Form hiža (aksl. hyža, hyžda, hyžina, hyžica) angelehnt, die aber in den am meisten nach Westen vorgeschobenen slawischen Sprachen[9]) noch an den deutschen s-Laut erinnert: č. chyše (ač. nur chyšě),[10]) nsl. kr. hiša[11]) neben hiža (bei den Slowenen hiža nur im Osten, s. Pleteršnik s. v.), č. chyže; bei den Kroaten und Serben ist sogar hisa seit dem 17. Jahrhundert mehrfach belegt und hiš in unserer Zeit aus Istrien.[12]) Bei den Slowenen ist hiša die regelmäßige Bezeichnung für Haus und Stube (und sogar für den Herdraum im Gebiete des Kaminhauses[13]) und der Rauchstuben),[14]) ebenso hiža, iža in Kroatien bei den Kajkavci, wo aus Trebarjevo ausdrücklich berichtet wird, daß

[1]) Miklosich spricht von einer Entlehnung „in der ersten Periode", die wohl das Gotische zu umfassen hätte, wie das Uhlenbeck (Archiv f. slaw. Philologie, XV, 486, von einem germ. husa ausgehend) und Brückner (Cywilizacja i język, 25) tun. Sprachlich wäre auch eine spätere Entlehnung möglich, doch muß ich gestehen, daß das Wort ebenso zu den sonstigen Entlehnungen aus dem Gotischen paßt (vgl. Brückner, ib. 27—29), wie anderseits zu einer größeren Reihe solcher Wörter, die später von den Westslawen aus dem Deutschen entlehnt und weiter verbreitet wurden. G. Korbut, der den deutschen Fremdwörtern im Polnischen in sprachlicher und kultureller Hinsicht eine Monographie gewidmet hat (Prace filologiczne, IV, 345—560), ist auch anderer Ansicht als Brückner und läßt chyža aus dem Althochdeutschen entlehnt sein. Eine Chronologie der slawischen Entlehnungen aus dem Germanischen wäre sehr erwünscht.

[2]) Miklosich, Lex. palaeoslov., 1102.

[3]) Pleteršnik, o. c. I. 267, 269.

[4]) Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika, III, 608.

[5]) Zbornik za nar. život, V, 181, 185.

[6]) Vgl. jetzt außer Linde, Słownik, s. v. den Warschauer Słownik języka polskiego, I, 314, II, 70, J. Karłowicz, Słownik gwar polskich, I, 217.

[7]) Miklosich, Lex.

[8]) Miklosich, vgl. Gram. II, 77—78. In serbischen Urkunden ist übrigens auch hyza belegt. Daničić, Rječnik iz književnih starina srpskih.

[9]) Neben Miklosichs E. Wb. ist noch zu vergleichen dessen Abhandlung „Die Fremdwörter in den slawischen Sprachen", Denkschriften d. Wiener Akad. phil.-hist. Kl., XV, S. 93.

[10]) S. Gebauer, Slovník staročeský, I, 577. Daß die damit bezeichnete Kammer (in der d. Übersetzung Dalimils kammir), thalamus, tabernaculum, kein besonders respektabler Raum war, beweist die bereits aus dem ač. bezeugte Bedeutung — Abort (in Dalimils Übersetzung: schiezstat).

[11]) č. chýše, nsl. hiša und his, hisek bei den Slowenen, is, hisa, hiša, hiš bei den Kroaten zeigen deutlich, daß das germ. hûs nicht ausschließlich mit tönendem s entlehnt worden ist, wie Uhlenbeck (Archiv f. slaw. Phil., XV, 486) und Hirt (Beiträge zur Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit., Bd. XXIII, 343) annehmen.

[12]) Rječnik hrv. ili srp. jez., III, 608.

[13]) Belege habe ich aus Ajdovščina im Görzer Gebiete (mündlich) und aus San Pietro degli Schiavi in Venezien (hier heißt izba Zimmer; s. M. Majar im Agramer Kolo, VI, 25).

[14]) Hörte ich selbst in Saldenhofen. Die beiden genannten Fälle zeigen, daß hiša in der Tat ursprünglich den Herdraum bezeichnet haben kann, wie Charuzin (Žilišče Slovinca, 91) meint.

für Haus das literarische kuća nur „kakvi gizdavice“ (Gigerl) gebrauchen.[1]) Man beachte auch die westkroatischen Ortsnamen Hižakovac, Hižanovac (akad. Wb.). Während das Wort noch bei den kroatischen Reformatoren und bei älteren dalmatinischen Schriftstellern sogar für Gotteshaus gebraucht und noch in den Wörterbüchern von Vrančić, Mikalja, Voltiggi und Stulli für casa, domicilium, domus, aedes, thalamus verzeichnet wird,[2]) bekam es immer mehr auch bei den Südslawen eine deteriorierende Bedeutung, so daß es heute auf der Insel Veglia nur noch spöttisch von schlechten Häusern[3]) gebraucht und selbst aus der Umgebung von Agram nur noch zadnja hižica (Aufbewahrungskammer neben der Küche) erwähnt[4]) wird; die Decke darüber heißt naiža. Von den Slowenen (oder Kroaten) stammt magy. hiska (Weingartenhaus).[5]) Vuk Karadžić[6]) führt aus manchen Gebieten Serbiens nur hižina, ižina als Schlaf- oder Vorratskammer an; in erster Linie ist dabei wohl an solche ižina zu denken, die als alte Häuser im Hofe zurückgeblieben sind.[7]) In Bulgarien kann iža (auch hiža) die unterirdischen Hütten im Donaugelände[8]) und sogar das Wohnhaus im Berglande bei Pirot und Trn, sowie in den Landschaften Visok und Krajište bezeichnen,[9]) gewöhnlich ist aber hiža Hirtenhütte,[10]) wie bei den Nordslawen, von den Slowaken angefangen; man beachte dabei alle Bedeutungen des poln. chyża, chyż, chyz: armseliges Haus, Hütte, Fruchtgrube (chyzyna), auch Wohnung in der Erde, Dach, Viehstall; bei den Russen bedeutet es auch eine armselige Hütte, im Süden Vorratskammer;[11]) das von Miklosich (E. WB.) als dial. angeführte „chižka, Küche“ könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben: es ist nach Dalj eine „alleinstehende kleine Küche, häufig aus Erde aufgeworfen“, im Dongebiete. Beachtenswert ist oberserb. khěža für Haus und Flur.[12])

Nsl. hiša ist frühzeitig von den Deutschen zurückentlehnt worden, da es noch die Diphthongierung des ī mitgemacht hat: Keische, Keischler wäre richtig zu schreiben für das in Steiermark, Kärnten und Krain im Amtsstile übliche „Keusche, Keuschler“ (Kleinbauer, Häusler), während M. Lexer[13]) und J. A. Schmeller[14]) Gaische, Gaischler anführen. Für den Übergang von *h* in *k* vgl. die Ortsnamen Kötsch (bei Marburg) aus Hočje, Kulm aus holm. Die noch von Miklosich[15]) und von J. Koštial[16]) aufrechterhaltene Zusammenstellung mit nsl. koča (Hütte) ist abzuweisen; von diesem stammt Kátsch'n, eine schlechte Hütte.[17]) Keusche ist zu den Slowenen zurückgewandert: kajža,[18]) mit den Ableitungen kajžar, kajžnik.

[1]) Zbornik za nar. život, III, 106—107, 109—111.
[2]) Rječnik hrv. ili srp. jez., III, 622.
[3]) Zborn. za nar. život, V, 226.
[4]) Ib. I, 120—121.
[5]) Miklosich, Die slaw. Elemente im Magyarischen, 2. Aufl., 78.
[6]) Rječnik, s. v.
[7]) Srp. Etn. Zborn., V, 470.
[8]) Sbornik za nar. umotvorenja, XVIII/2, 5, 9.
[9]) K. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, 158.
[10]) Duvernois, Slovarь, s. v.
[11]) Dalь, Slovarь, s. v.
[12]) A. Černý, Wobydlenje, 3—4, 13, 15.
[13]) Kärntisches Wörterbuch, 157.
[14]) Bayerisches Wörterbuch, II, 77.
[15]) E. Wb., 128; Gram., II, 79.
[16]) Slovenski življi v nemškem besednem zakladu, Izvestje (Programm) des zweiten Staatsgymnasiums in Laibach für das Jahr 1900/01, s. v. Keusche.
[17]) Lexer, Kärnt. Wb., 155. Als Parallele vgl. man das österr. Kalup'n aus čech. chalupa.
[18]) Ist nicht so selten, wie Charuzin (Žilišče Slovinca, 18) meint.

Bei den Kroaten (literarisch ausschließlich, in der Volkssprache überwiegend), Serben und Bulgaren wird heute für Haus die Bezeichnung für den Herdraum kuća, bulg. kъšta[1]) (geschrieben auch kąšta, dial. auch kuk'a,[2]) kuća, einer der bekanntesten Serbismen in Mazedonien) gebraucht, der, je mehr wir nach dem Süden und Osten vordringen, Hauptraum geblieben ist, weshalb sein Name sowie der des Herdes ognjište, odžak (aus dem türk.), dim (Rauch) auch zur Bezeichnung der ethischen und administrativen Einheit verwendet wird, also für Familie oder sogar Hauskommunion, für Stamm oder Geschlecht, für Haus und Wohnstätte mit allen Nebengebäuden.[3]) Es ist bemerkenswert, daß sogar im nördlichen Dalmatien (in Bukovica) der Herd eine große ethische Rolle spielt, wie die Ausdrücke lehren: zaboraviti na odžak, sramotiti cijeli odžak, dogje po jednom svakom tom dimu.[4]) Für die Rolle, welche der Herd und mit ihm der Herdraum ursprünglich in jedem Hause spielte, ist sehr bezeichnend auch der Umstand, daß daselbst die Teilung einer Zadruga (Hauskommunion) vollzogen ist, sobald das Feuer auf verschiedenen Herden (wohlgemerkt innerhalb desselben Hauses, das es zu 6—7 bringen kann) angezündet worden ist.[5]) Kein Wunder, daß bei den zum Aristokratismus hinneigenden Montenegrinern die Ausdrücke kućić oder odžaković fast mit Adeliger (plemić) identisch sind.[6]) Diese Verehrung des Herdes und des Herdraumes[7]) überhaupt darf man immerhin nicht zuviel idealisieren, denn die Rauchsteuer war schon ein alter römisch-byzantinischer Rechtsgebrauch (καπνικόν), der auch nach Serbien (dimnica) überging und von den Türken einfach beibehalten wurde,[8]) weshalb man oft gar zu stark an einem Herde festhielt, um nicht mehr Steuer zahlen zu müssen; Peisker führt sogar die Entstehung der südslawischen Hauskommunion darauf zurück. Die Zählung nach Häusern als administrativen Einheiten ist noch heute auch bei den türkischen Slawen üblich, so daß noch der jüngste bulgarische Ethnograph von Mazedonien[9]) die Bevölkerungszahlen dadurch erschloß, daß er die Häuserzahlen mit gewissen Faktoren multiplizierte.

Während es also aksl. kąšta, das Miklosich mit tentorium, nidus, tugurium übersetzt, bei den Kroaten, Serben und Bulgaren zu einer ehrenvollen Bedeutung für

[1]) Im östlichen Balkan bedeutet es auch ein Zimmer, eine Kammer. Vgl. Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, 158. Beachtenswert ist, daß auch in den unterirdischen Häusern der Herdraum kъšta heißt; außerdem haben solche Häuser einen Eingang (grivica) und besondere Aushöhlungen in den Wänden (staji), wo man im Winter lebt. Marinov, Sbornik za nar. umotvor., XII, III. Abt., 281. (In der Monographie, Bd. XVIII, wird man über kъšta nicht so gut unterrichtet.)

[2]) Duvernois, o. c., I, 1068.

[3]) Vgl. besonders Rovinskij, o. c 191—193; Cvijić, o. c. C—CII, Zbornik za nar. život, II, 115, V, 181, 302, VI, 66, 68; St. Novaković, Selo, 84, 140; Miličević, Život Srba seljaka, 5; S. Trojanović, o. c. 12; Bogišić, Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovena, 7—9. Schon in den altserbischen Quellen sind die Bedeutungen domus, aedes, aerarium, taberna, mercatoria, patria, familia belegt. Daničić, Rječnik iz književnih starina srpskih, I, S. 515. Vgl. noch kućnik maritus, kućnica uxor.

[4]) Zbornik za nar. život, V, 23, 38, 39. Vgl. den ausführlichen Artikel kuća im Rječnik hrv. ili srp. jezika, V. 724—729.

[5]) Zbornik za nar. život, V, 44.

[6]) Rovinskij, o. c. 192. V. Karadžić, Rječnik, s. v. Das Muster hiefür liegt allerdings schon im türkischen odžakle vor. Miklosich, Die türk. Elemente, Denkschriften der Wiener Akad., Bd. XXXV, 136; Bd. XXXVIII, 5.

[7]) Rovinskij, o. c. 438, erinnert mit Recht daran, daß sie den wichtigsten Bestandteil des Hauses bilden wie in Rom.

[8]) St. Novaković, Selo, 215; J. Peisker, Slovo o zadruze, 5—6; Rovinskij, o. c. 199.

[9]) V. Kančov, Makedonija. Sofija, 1900.

Haus gebracht hat, bezeichnet das slowenische kóča (dafür auch bajta, kajža) nur „Bauernhütte, ärmliche Wohnhütte“,[1]) hauptsächlich Häuser für Inwohner und Winzer, ärmliche Weingartenhäuser (dafür auch klet oder kełder, für gemauerte zidanica), oder Senner-, Köhler- und Holzerhütten (dafür auch bajta), auch Hütten für Heu im Gebirge (in Oberkrain).[2]) Zur weiteren Verschlechterung des Begriffes dienen die Ableitungen: kočānjek, kočára, kóčica, kočína, kočúr, kočûra, kočûrič. Daß das Wort auch bei den übrigen Südslawen armselige Hütten bezeichnete und noch bezeichnet, lehren die historischen Berichte[3]) und der Umstand, daß noch heute Bauernhäuser in Serbien, Bosnien, Herzegowina und Montenegro übertragen oder überführt[4]) werden können, was auch für einen slowenischen Bauer wie ein Märchen klingt. Die in Rede stehende Bezeichnung des Hauses ist spezifisch südslawisch. Russ. kušča (Zelt, Laubhütte, Hütte)[5]) ist aus dem Kirchenslawischen (šč für č spricht dafür); kušči und in der nationalisierten Form kučki bezeichnet in den südwestlichen (kleinrussischen) Gebieten das Laubhüttenfest der Juden; poln. kuczki in derselben Bedeutung stammt natürlich aus dem Kleinrussischen sowie kuczka und das seltene kucza[6]) in der Bedeutung Hütte.

Von den versuchten Etymologien,[7]) von asl. kąšta aus * kont + ia möchte ich der Miklosichs zustimmen, der das Wort mit dem gemeinslawischen k̂ątŭ angulus zusammenstellt; daß daraus mit dem Suffix ja (ia) ein Kollektivum gebildet werden konnte, wird man begreiflich finden, wenn man den häufigen Gebrauch des Wortes in den slawischen Sprachen in übertragener Bedeutung, namentlich im Plural, in Betracht zieht. Übrigens werden č. kout[8]) und p. kąt[9]) direkt für „abgelegene Wohnung“ gebraucht. Bei den unterirdischen Häusern Donau-Bulgariens gibt es kątбove (in Pleven kąkб, kąkбove) zu beiden Seiten des Herdes, wo Kinder und Mütterchen sitzen.[10]) Auch für Mazedonien, vielleicht auch für die südwestlichen Gebiete Bulgariens, erfahren wir aus der Volksliedersammlung der Brüder Miladinovci[11]), daß kàt die rechte oder linke Seite vom Herd, der in der „Küche“ meist an einer Wand angebracht ist, heißt. Im Russischen haben die vier Zimmerecken gar besondere Namen und entsprechen nach Daljs[12]) Erklärung dem Vor-,

[1]) V. Pleteršnik, s. v. Unslowenisch ist die von Charuzin öfters zitierte Form „kuća“. Daß „kutja“ in Kroatien und Slawonien das übliche serb.-kroat. kuća in älterer Schreibung ist, sei ebenfalls erwähnt.

[2]) Charuzin, Žilišče, Atlas, Fig. 23. Falsch ist es, wenn Charuzin (Žilišče Slovinca, 89, Krestьjanin 24) koča mit dem Begriffe der Einzelligkeit (odnokamernostь) verbindet.

[3]) Jireček, Das Fürstentum Bulgarien, 157—158. Novaković, Selo, 140. Die heutigen kuće in den serbischen Städten hießen in alter Zeit palate.

[4]) Novaković, l. c., V. Vuletić-Vukasović, Zbornik za nar. život, I, 37, Rovinskij o. c., 465 (bezieht sich allerdings nur auf Hirtenhütten [stan] bei den Vasojevići). Natürlich darf man daraus nicht schließen, daß speziell die Montenegriner noch Nomaden seien, wie es manchmal voreilige Interpreten ähnlicher historischer Berichte zu tun pflegen. Die elendsten Hütten gibt es noch heute dort, wo die Bevölkerung der Türkengefahr ausgesetzt war oder noch ist (Rovinskij, 472).

[5]) S. Dalj, Tolk. slovarь, II, 233.

[6]) Linde, s. v.

[7]) Vgl. Krek, Einleitung ², 139, Anm. 2. Dazu Meringer, Zeitschr. f. d. österr. Gymn., Bd. XIX, V, 10, der an * kantjō, Feuer, Feuerstätte oder κοντός, Stange, also * kontia, Gestänge, Zelt denkt.

[8]) Kott, Česko-německý slovník, I, 769. In Mähren (ib. VI, 693) wird kout sogar für Herd gebraucht.

[9]) Linde, Słownik jęz. polsk., II, 334.

[10]) Sbornik za narodni umotvorenija, XVIII/2, S. 15. Auch am Karst (slov.) zakút (= zakót)-Bank auf dem Herde hinter der Feuerstätte.

[11]) Bąlgarski narodni pêsni, Agram (1861), S. 534.

[12]) Tolkovyj slovarь, II, 231—232; 6, izba.

Gast-, Schlaf- und Küchenzimmer. Im Slowen. heißt die Auszüglerwohnung kót.[1]) Besonders beachtenswert sind die von Herbord (Vita Ottonis) um Stettin bezeugten continae, die er aus lat. continere deuten wollte (vgl. die Stelle bei Krek, l. c.). Hier ist jedoch eine Entlehnung aus it.-span. cantina, frz. cantine, Keller, eigentlich Winkel (Diez, E. Wb. I³, 109), wahrscheinlich (vgl. o. serb.-bulg.-klr. burdelj). Miklosich scheint im E. Wb. von dieser Etymologie abgekommen zu sein, da er kontŭ und konšta trennt, doch nimmt sie Ljapunov[2]) neuerdings gegen seine zweite Zusammenstellung mit asl. sъkątati, skątati (Lex. palaeoslov.) sepelire, constringere, contrahere in Schutz. Diese letztere Etymologie hat sich auch Budmani[3]) angeeignet, während Vl. Lamanskij[4]) auch an der Etymologie kątŭ festhält. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß man kuća auch vom ital. cucina (!) ableitete.[5])

Meringer führt nun mit Recht für den Herdraum auch die Bezeichnung kuhinja (Küche) an, doch in Wirklichkeit dringt das Wort bei allen Südslawen als moderner Kulturbegriff allmählich vor, obwohl es zu den alten Entlehnungen aus dem Deutschen (ahd. chúhhina) gehört. Vuk Karadžić bezeugt für die Serben kuina nur aus der Vojvodina und das aus dem Italienischen stammende kužina[6]) aus Montenegro und dem angrenzenden Primorje. Trojanović[7]) sagt ausdrücklich, daß halb Serbien die Küche kuća nennt und das Wort kuhina nur in Städten gehört wird; aber selbst für diese finden wir eine einschränkende Nachricht bei Novaković,[8]) daß in Niš auch in der Stadt der Herdraum kuća[9]) heißt. Volkstümlich wird das Wort erst dort, wo der Herdraum eine Küche im modernen Sinne ist; so kujna (neben kuvarnica) in Trebarjevo[10]) im westlichen Kroatien, kujńa im kroatischen Küstenlande.[11]) Von der Insel Veglia[12]) wird berichtet, daß das Haus manchmal zwei kuća besitzt, von denen die erste, wo sich „der Ofen und Kamin" befinden, manchmal kuhińa heißt; „in einigen Häusern gibt es aber auch eine echte Küche, und darin ist alles, was zum Kamin und Ofen gehört".

Selbst bei den Slowenen ist kuhnja verhältnismäßig selten; in Krain und in der süd- und nordwestlichen Untersteiermark wird jener Teil der vêža[13]) oder lopa,

---

[1]) Pleteršnik, s. v. Man könnte bei dieser Bedeutung an kótec (asl. kotŭcĭ, cella), Koth, die Kothe oder Köthe (L. Pintar, Letopis Slov. Matice, 1895, 18) denken, doch die Bezeichnung der Vokalqualität bei kọ́t, kọ̑tar (Auszügler), kọ̑tarka (Auszüglerin) bestätigt die begrifflich so nahestehende Erklärung.

[2]) Nêskolʹko zamêčanij o slovênsko-nêmeckomъ slovarê Pleteršnika (Odessa 1903), S. 48.

[3]) Rječnik hrv. ili srp. jez., V, 724. Vgl., was Meringer zur Unterstützung seiner Etymologie „Lat. clam vom Höhlenhaus" vorbringt (Indogerm. Forschungen, XVII, 160): „Aber hat der Mensch, der den Begriff ‚verbergen' hatte, nicht schon ein Haus, wenigstens eine Höhlenwohnung besessen?"

[4]) Charuzin, Žilišče Slovinca, S. 88, Anm.

[5]) „Die österr.-ungar. Monarchie", Bosnien und Herzegowina, 328.

[6]) Kužina ist neben ognjenica (Feuerraum), ognjena kuća (kuća fürs Feuer) auch in Poljica in Dalmatien bekannt. Zbornik za nar. život, VIII, 262.

[7]) O. c. 12.

[8]) Selo, 140.

[9]) Bezeichnend für die Bedeutung des Wortes kuća ist folgendes Gespräch, das V. Karadžić im Rječnik s. v. anführt: A. Gje ti je kuća? B. Kod sobe.

[10]) Zbornik za nar. život, III, 109, 111, 113.

[11]) Ib. V, 181.

[12]) Ib. V, 247.

[13]) Daß das etymologisch noch nicht erklärte Wort „vêža" (s. Miklosich, E. Wb., 389; Krek, Einleitung in die slaw. Literaturg., 140₂) auch im Neuslowenischen einen höheren Begriff bezeichnet, lehrt božja veža = Gotteshaus (Pleteršnik). In anderen slawischen Sprachen bedeutet es Turm, Hütte, Zelt.

wo sich tatsächlich eine Küche befindet, nur dann ausdrücklich so genannt, wenn er ganz durch eine Wand oder zum mindesten durch einen Schwibbogen abgetrennt ist (s. o.). Eine besondere „kuhnja" ist öfter als ein späterer Zubau zu erkennen.[1]) Einen merkwürdigen Namen führt die Küche, die sich in Häusern mit einer „veža" neben der Stube (jspä) in der Breite der Kammer entwickelt hat, im Rosentale in Kärnten: jspîč neben kuhъńa oder kъšъńa. Name und Sache sind offenbar der rückwärtigen Kammer jspíca oder štibļ (Stübel!) nachgebildet, wobei die auffällige Bildung mit dem deminuierenden Maskulin-Suffixe der Differenzierung dient und für eine spätere Entstehung des Wortes und wohl auch der Sache spricht.

Noch weniger als von einer „Küche" kann bei den Kroaten und Serben von einem „Flur" oder „Vorzimmer" die Rede sein. Ansätze dazu im Moravahaus sind unter dem Einflusse von Ungarn und Slawonien allerdings vorhanden (s. o. vajat). In unglaublicher Weise stehen unter dem Einflusse des städtisch-deutschen Begriffes „Vorzimmer" die Verfasser der Monographie über Drobnjak in Montenegro, die sogar aus der kuća ein predsoblje[2]) machen, und der über Rudine in der Herzegowina, der sich im Kaminhause eine „Vorküche" (predkuhinja!)[3]) konstruiert hat.

Das Wort für Stube istъba, izba, ist aus dem ahd. stuba (der oberdeutschen Aussprache gemäß auch stupa geschrieben) in sämtliche slawische Sprachen in der Bedeutung Stube, Zimmer überhaupt, Haus, Hütte und Zelt (aksl.) übergegangen und charakterisiert sich als Fremdwort schon durch die mannigfaltigsten Formen, die in Miklosichs E. Wb. (S. 97) durchaus nicht erschöpft sind (vgl. z. B. die russischen bei Dalj oder die polnischen bei Karłowicz). Schon im aksl. besteht die assimilierte Form izba neben der genau entsprechenden istъba; Beispiele für den *i*-Vorschlag im Slaw. und Lit. gibt Miklosich, vgl. Gram., I², 124.[4]) Bei den Südslawen hat das Wort eine ähnliche Geschichte wie hiša (Haus), ja es ist sogar bei den Slowenen im Rückgange. Allgemein scheint das Wort in Kärnten in Formen, die der oberdeutschen Aussprache am nächsten stehen, verbreitet zu sein: jispa (leider sind Pleteršniks Zitate aus Gutsmann und Jarnik ohne Akzent), jspä (Stube), jspíca (Kammer) im Rosentale. Aus Krain ist îzba, îzbica (Stübchen, Kämmerlein) in die Literatursprache übergegangen, doch ist îspa, jîspa in Oberkrain[5]) (in dem dazu gehörigen Seelande in Kärnten hörte ich izba), noch häufig zu hören und îspa selbst aus Unterkrain belegt. Für Steiermark wurde mir izba aus dem Savegebiete ausdrücklich bezeugt, für Görz jezba aus Tolmin. Miklosichs (E. Wb.) jespa ist mir der Herkunft nach nicht bekannt; ich hörte na jespi in Saldenhofen, bezeugt wurde mir na jesp' aus Windischgraz, na jespo, na jespi für Gutenstein. Bei den Slowenen in Venezien ist izba das Wohnzimmer (hiša Herdraum!). Doch ist das Wort als Bezeichnung der Stube schon stark verdrängt durch hiša, und die Nominative werden eigentlich meist nur erschlossen aus den präpositionalen Wendungen na

[1]) Vgl. in Charuzins Krestьjanin avstrijskoj Krajny, Fig. 15, 17, 18.

[2]) Srp. Etn. Zborn., IV, 416.

[3]) Ib. V, 1130, 1131.

[4]) Vgl. noch die Literatur in Kreks Einleitung ², 142. Vgl. weiter kr. iškriňa (auf der Insel Veglia) aus ahd. scrini (Schrein), Zbornik za nar. život, V, 232, 245. Deshalb an romanische Vermittlung bei der Entlehnung zu denken (vgl. B. M. Ljapunov, Izslêdovanie o jazykê synod. spiska 1-oj Novgorodskoj lêtopisi, 237) ist nicht notwendig und sachlich kaum möglich.

[5]) Da das Wort in der Wochein fast nur in der präpositionalen Wendung „na izbi" (ober der Stube) gebraucht wird, so ist infolge des dortigen Auslautgesetzes eine Entscheidung oft schwer möglich; doch bekam ich auch na ispъ, na îspo und bei deutlicher Aussprache na îspi sowie die ausdrückliche Erklärung einfacher Leute zu hören, die einen sprechen jîzba, die anderen jîspa.

izbi oder na ispi (jespi) = auf der Stube oben, na ispo = auf die Stube hinauf, pl. na ispe. Na izbi ist überhaupt in ganz Krain, im Sanntale und am Bachern und auch im Gebiete von Tolmin in Görz [1]) zu einem festen Begriffe geworden, für den auch die Wendung na vrhu (vgl. kärntnerisch Am auf, Obenauf, steir. „Mauf" aus „im Obenauf" [2]) häufig für alle Dachbodenräume [3]) gebraucht wird, während man gewöhnlich die einzelnen Dachbodenräume genau unterscheidet: also neben na izbi oder na hiši (bedeutet manchmal nad vežo in hišo = über dem „Flur" und der Stube, aus Soča) auch na veži, na kamri, na jspici, na bajti. Für sich haben also die Worte izba, ispa keineswegs die Bedeutung Dachboden, Bodenkammer, Obergeschoß, wie Cigale (Deutsch-Slowen. Wb. s. v. Zimmer) und Pleteršnik angeben. [4]) Zu einem Kompositum wie čech. náizbí und os. najstva oder naiža [5]) nahišje und nahižje [6]) im nordwestlichen Kroatien scheint es das Slowenische nur in den angrenzenden Gebieten der östlichen Steiermark, speziell zwischen Mur und Drau, gebracht zu haben: nahîšje und nahiž (hoditi na nahiž), [7]) nahižje [8]). Eine sachliche Erklärung des Wortes versuchte schon der Verfasser der ersten kritischen Geschichte Krains, Anton Linhart, der in seinen „Betrachtungen über den Zustand der alten Slawen in Krain" schreibt: [9]) „Der hohle Raum zwischen den vier Wänden und dem Dache hieß Isba. So heißt jetzt bei den Krainern die Abteilung des Hauses unter dem Dache. Einst mochten sie diese Abteilung des Hauses wohl nicht gekannt haben, weil die Häuser so niedrig waren, daß sie keiner Treppen bedurften." Daß aber izba auch bei den Slowenen einen geheizten Raum bezeichnete, was Charuzin [10]) zuerst bezweifelt, geht aus der Bedeutung der Stammwörter hervor, und die von Charuzin selbst aus den ältesten russischen Chroniken zitierten Belege, in denen mit den verschiedenen Formen von izba immer die Vorstellung von einem geheizten Raume (sogar Badestube!) verbunden ist, sprechen laut dafür. Izba kann durch hiša verdrängt worden sein, als die Stubendecke Verbreitung fand, denn es ist beachtenswert, daß sich das Wort hauptsächlich in der präpositionalen Wendung na izbi erhalten hat. [11]) Nach den bisherigen Ausführungen über his, hiša und hram wird es uns nicht wundern, wenn wir am Karste jezba für Speisekammer finden, das Miklosich [12]) aus jêstba (vom Zeitworte jêsti = essen) erklären wollte.

[1]) Na ìspi, jèzbi bezeugt K. Štrekelj, Letopis Slov. Matice, 1892, S. 29

[2]) Meringer, Mitteilungen d. Anthrop. Gesellschaft, XXI, 104 f.

[3]) Sehr bezeichnend ist der Umstand, daß mir im Wocheinertale (in Koprivnik) na îspi als älter (bolj po starem) erklärt wurde, so daß die der deutschen entsprechende Bezeichnung na vrhu im Vordringen ist. Sonst geht für Dachboden nebeneinher oder herrscht in anderen Gebieten ausschließlich die aus dem Deutschen stammende Bezeichnung dile (na dilah, na dile).

[4]) In Saldenhofen hörte ich allerdings die Definition, daß alles unter dem Dache jispa sei (vse pod streho jispa).

[5]) Zbornik za nar. život, I, 121.

[6]) Pleteršnik, Slovar s. v.

[7]) Ib. Die Belege aus Cigale und Janežič stammen wohl aus A. Murkos Wörterbuch.

[8]) St. Vraz, Dèla II, Gusle i tambura, S. 81.

[9]) Versuch einer Geschichte von Krain und den übrigen Ländern der südlichen Slawen Österreichs, II. Bd., Laibach 1791, S. 300.

[10]) Žilišče Slovinca, S. 42.

[11]) Auch im Poln. kann nach Karłowicz, Slownik gwar polskich, II, 212, das Dach na izbie (= na strychu) heißen; daneben kommt schon eine Substantivbildung izdebnik vor. Auch in der magyar. Volkssprache kann das aus slaw. istŭba stammende szoba heute auch Dachboden bedeuten Vgl. Szinnyei: Magy. tájszótár.

[12]) Vgl. Gram., II, 217. Im E. Wb. ist er davon wohl abgekommen, vgl. jezba (S. 97), jêstva S. 98).

Bei den Kroaten ist izba (neben is!) für Stube aus dem Küstenlande [1]) bezeugt. Aus Herzegowina, Serbien und Novi-Pazar führt Vuk Karadžić (Rječnik) izba im Sinne von Stube (soba) und Kammer (klijet) an. In der Herzegowina hörte jedoch Meringer (V. H. 29) izba auch für Stall im Erdgeschosse als „eine sehr auffallende Bezeichnung", die aber in Montenegro auch für Keller und Erdgeschoß („eigentlich eine natürliche Erdaushebung" unter den an Felsen angelehnten Häusern „in der Art eines Kellers"), weshalb derartige Häuser dom na izbu (s. o.) heißen. [2]) Ähnlich ist aus Serbien podrum oder izba bezeugt. [3]) Auch für die Herzegowina läßt Budmani, V. Karadžić korrigierend, im Agramer akademischen Wörterbuche [4]) nur diese Bedeutung (podrum = Keller) gelten und führt aus dem dalmatinisch-ragusanischen Wörterbüchern und Schriftstellern älterer und neuerer Zeit nur die Bedeutungen Zimmer unter der Erde, Keller, Schenke, Garküche (natürlich im Erdgeschosse) an (nur ein Beispiel aus Starine, V, 101, scheint für die Bedeutung Haus zu sprechen). Wie man sieht, bewegte sich der Bedeutungswandel an der ganzen adriatischen Küste in der entgegengesetzten Richtung als in Krain. Doch hörte ich auch hier in Kamna Gorica spodnji vrh (das untere Ende, die untere Spitze) für Erdgeschoß im Gegensatze zu gornji vrh (Bodenraum). Der Erklärung von izba als türkisches Wort für jama (= Grube, Gorski Vijenac, 76) oder pećina (= Felsen, Matzenauer, Cizí slova, 77) hätte Miklosich [5]) nicht Raum geben sollen. Den Albanesen (Keller) und Türken (Keller, Grube, Versteck) haben das Wort jedenfalls die Slawen vermittelt. Aus Mazedonien, [6]) um Debar herum, ist izba neben klet in der Bedeutung Untergeschoß für das sonst übliche pondila bezeugt; manchmal befindet sich neben der für das Vieh bestimmten pondila eine izba als Aufbewahrungskammer. In Bulgarien ist izba Keller, Feld- und Hirtenhütte. [7])

In Nordwestbulgarien ist izba nach Marinov [8]) ein Nebengebäude: eine 2 *m* und darüber in die Erde gegrabene, $1^1/_2$ *m* breite und ungefähr 3 *m* lange Hütte, gedeckt nach Art der hiža. Eine einzige Öffnung (okno, óknica) dient als Fenster (entsprechend der Bedeutung) und Tür, zu welcher man auf einer beweglichen Treppe gelangt. In dieser izba weben die Frauen. Diese Häuschen sind jedoch sehr im Rückgange, so daß man nach zehn Jahren kaum noch eines finden wird.

Das übliche Wort für Stube ist bei den Kroaten und Serben soba, das durch den Einfluß der kroatischen Schriftsprache in neuester Zeit in der Bedeutung Zimmer überhaupt auch zu den Slowenen (nicht direkt aus dem Magyar., wie Pleteršnik annimmt) vordringt. Bei den Bulgaren scheint das Wort nicht stark verbreitet [9]) und wohl hauptsächlich auf jene Gegenden beschränkt zu sein, wo eine Stube wirklich vorkommt (s. o.) und das Wort auch Ofen [10]) bedeutet. Unter den gleichen Ver-

[1]) Zbornik za nar. život, V, 181, 187. Auf Veglia: gizba, ib. 241.

[2]) Rovinskij, o. c. 442. Manchmal (in Drobnjak) steht auch die izba ganz frei und entspricht nicht dem ortsüblichen Keller (podrum). Srp. Etn. Zbornik, IV, 412.

[3]) Srp. Etn. Zbornik, IV, 58.

[4]) Rječnik hrv. ili srp. jez., IV, 126.

[5]) Die türkischen Elemente in den südosteuropäischen Sprachen, Denkschriften der Wiener Akademie, XXXV. Bd., s. v. soba.

[6]) Cvijić, o. c. CXXIII.

[7]) Duvernois, Slovarь s. v.

[8]) Sbornik za nar. umotvorenija, XVIII/2, 26. Vgl. o. Anm. 2.

[9]) Miladinov, Deutsch-Bulgarisches Wörterbuch, gibt es unter Stube (staja, odaja) gar nicht an, unter Zimmer aber erst nach den beiden erwähnten Übersetzungen.

[10]) Duvernois, s. v.

hältnissen, wie es scheint, bezeichnet soba auch bei den Vasojevići in Montenegro den Ofen und nur „manchmal" auch das Zimmer, in welchem er steht.[1]) Also auch das Serbische und Bulgarische kennen das Wort in doppelter Bedeutung, wie das Rumänische, Albanesische, Türkische und Magyarische, weshalb es auch auf diesen Gebieten die Sprachforscher viel beschäftigt hat; es entsteht nämlich die Frage, ob es direkt aus dem deutschen oder mittellateinischen stuba, oder aus dem ital. stufa oder durch slawische Vermittlung von den Magyaren oder den Türken entlehnt und weiter verbreitet worden ist. Miklosich äußerte darüber im Laufe der Zeit drei verschiedene Meinungen. In seiner Abhandlung „Die Fremdwörter in den slawischen Sprachen" leitet er das magyarische Wort szoba vom deutschen stuba[2]) ab, in den „Slawischen Elementen im Magyarischen"[3]) läßt er szoba aus asl. istŭba hervorgehen, in „den türkischen Elementen in den südost- und osteuropäischen Sprachen"[4]) schreibt er den Türken die Verbreitung des Wortes zu, obwohl er eine ungarische (Munkácsi's) Etymologie aus dem deutschen stuba erwähnt; im Etym. Wörterbuche leitet er wieder magyar. szoba von stuba direkt ab. Auf diese Weise lieferte Miklosich selbst das Material zur Bekämpfung seiner jeweiligen Anschauungen. Die ungarischen Forscher[5]) lehnen die Entlehnung aus dem Deutschen durch Vermittlung des slawischen istŭba ab, ebenso eine Entlehnung von den Türken, die ja das Wort von den Italienern oder in der Glanzzeit ihrer Herrschaft auch von den Deutschen hätten erhalten können. Bezüglich der Türken haben sie unbedingt Recht. Außer dem sachlichen Zusammenhange mit Oberdeutschland ist beweisend die Tatsache, daß unter den südosteuropäischen Sprachen nur das Magyarische die Neigung kennt, jene Konsonantanhäufung zu beseitigen, welcher wir das in allen gleichlautende soba zu verdanken haben. B. Munkácsi entscheidet sich für direkte Entlehnung aus dem Deutschen,[6]) während G. Szarvas[7]) für eine Entlehnung aus dem mlat. stuba plaidiert, weil dort außer der Bedeutung hypocaustum (Badestube) auch fornacula (Ofen) bezeugt ist,[8]) die im Magyarischen (d. h. in den Denkmälern) zuerst auftritt (seit dem XVI. Jahrh.), während die spätere Bedeutung Stube erst im XVIII. Jahrh. in weitere Kreise vorzudringen beginne. Weitere Erörterungen anderer Forscher[9]) stellen die Bedeutung Ofen außer Zweifel, wenngleich auch die Bedeutung os furni, praefurnium noch feststeht und unctorium in der Bedeutung „Salbzimmer" neben der Badestube nicht abzuweisen sein dürfte. Diese Details sind übrigens für den Kern der Frage ohne Belang. Überdies ist der Streit müßig, ob die Ungarn stuba aus dem Deutschen oder aus dem mittelalterlichen Latein entlehnt haben, weil dabei immer die Deutschen in Betracht kommen, da wir es ja mit keinem abstrakten Begriffe, sondern mit der Entlehnung einer Sache zu tun haben. Die magyar., rum., türk. (auch serb. und bulg.) Bedeutung „Ofen" kann nun gerade als Stütze für

[1]) Rovinskij, o. c. 455.

[2]) Denkschriften der Wiener Akademie, XV, 126.

[3]) Ib. XXI. Bd. Ich benütze die zweite Auflage von Dr. L. Wagner, S. 79.

[4]) Denkschriften, XXXV, s. v. Übrigens in unklarer, weil allzu kurzer Fassung. In „den slawischen, magyarischen und rumänischen Elementen im türkischen Sprachschatze" (Sitzungsberichte, CXVIII, 20) verzeichnet er wieder auch soba.

[5]) Für die Vermittlung dieser Literatur bin ich H. Schuchardt zu besonderem Danke verpflichtet. Eine genauere Erklärung und Datierung einzelner Belege aus den Wörterbüchern verdanke ich Herrn Dr. J. Melich in Budapest.

[6]) Nyelv. Közlemények, XVII, 106—107.

[7]) Magyar Nyelvőr, XV, 385 ff.

[8]) Vgl. Magyar nyelv. szótár, s. v.

[9]) Magyar Nyelvőr, XV, 461, 508; XVI, 31 ff.

Meringers[1]) Ansicht gelten, die Bedeutung „Ofen" für die ältere zu halten, „da es einleuchtender wäre, daß die Stube nach dem Ofen benannt ist, als umgekehrt", und die Stube mit der Badestube durch den gemeinsamen Besitz eines Ofens auf das nächste verwandt ist. Übrigens spricht gerade das Sprichwort: Egy a szoba a kemenczével = „eins ist die Stube mit dem Ofen" in dem Sinne: unum idemque alveare, einer ist so gut wie der andere, sie sind von gleichem Schlage (belegt aus dem Jahre 1669[7?]) dafür, daß auch die Bedeutung Stube schon längst fest eingebürgert und weit verbreitet war. Noch mehr sprechen dafür mehrere Zusammensetzungen, namentlich die für höhere Begriffe: beszéd-szoba Empfangszimmer, ebédlő-szoba Speisezimmer, gyermëk-szoba Kinderstube, háló-szoba Schlafzimmer, itélő-szoba Gerichtssaal, urak-szobája Herrenzimmer, die allerdings erst aus dem XVIII. Jahrh. belegt sind; doch daneben finden wir fürdő-szoba (hypocaustum) Badezimmer schon in der Übersetzung des Comenius' Orbis pictus, deren erste Auflage in Nürnberg 1669 (2., Leutschau 1685) erschienen ist; noch wichtiger sind aber zwei Belege für sütő-szoba (pistrina), Backstube, aus RMNy. (Altungarischer Dichterschatz), II, 27 (richtig 28), aus dem Jahre 1531 und Rad. Csal., II, 60 (Radvánszky, Ungar. Familienleben und Haushaltung) aus dem Jahre 1586. Aus diesen von Dr. J. Melich datierten Belegen geht klar hervor, daß die Bedeutung „Stube" in der ungarischen Literatur ebenso alt ist, wie die „Ofen" (die wichtigeren Belege aus den Jahren 1558, 1598, 1669). Übrigens ist das Grundwort soba = conclave cubiculum schon aus dem Anfange des XVII. Jahrh. (aus einer Übersetzung des Katechismus des Canisius, Wien 1617) bezeugt, dem gegenüber die etwas älteren Belege der Bedeutungen Ofen und Badestube bei den Lexikographen nicht besonders ins Gewicht fallen. Überdies ist aus dem ungarischen Latein[2]) stuba sogar in übertragener Bedeutung „Gerichtsstube" aus dem XVI. Jahrh. belegt; die Bedeutung caldarium, vaporarium ist allerdings nicht aus dem Jahre 1015 bezeugt, da die betreffende Klosterstiftungsurkunde von Pécsvárad (Slawonien) als ein Falsifikat des XIII. Jahrh. nachgewiesen ist, aber immerhin bleibt dadurch dem Belege ein ehrwürdiges Alter gesichert. Für die Bedeutung des Wortes ist ohne Belang der Beleg „stuba—szoba" aus einem Nomenklator (Schlägl.) aus dem Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrh., doch keinen Zweifel läßt der aus dem Jahre 1501 aus dem Erlauer bischöflichen Archiv stammende Beleg: pro purgatione unius candelabri pro stuba viridi (Száz., VIII, 16) aufkommen. Aus Kronstädter Urkunden stammen unzweifelhafte Belege für stuffa in der Bedeutung Stube aus dem Jahre 1542. Nebst den Aufklärungen zu allen voranstehenden Belegen konnte mir Dr. J. Melich aus dem Materiale der ungarischen Akademie für ein Wörterbuch der in lat. Urkunden vorkommenden Wörter aus dem Jahre 1479 noch nachweisen: In quodam stuba, hymes zoba vocata.

Die Stube hat also in Ungarn eine sehr alte Geschichte und mit der Sache wurde früh auch der Name in nationalisierter Form entlehnt, und zwar aus dem Slawischen, wie Miklosich zu jener Zeit meinte, als er über dieses Wort und seine große Gesellschaft im Magyarischen am meisten nachgedacht hatte. Alles, was außer dem angeblich späten Ursprunge des Wortes szoba dagegen vorgebracht wurde, ist nicht stichhaltig. Wenn Munkácsi und mit ihm Szarvas die Identität von szoba und asl. istŭba ablehnen, weil letzteres nur Zelt bedeute, wovon im Magyar. keine Spur

[1]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIII, 168. Vgl. überhaupt den ganzen „Exkurs über die oberdeutsche Stube und den Kachelofen" (ib. 166—176) und zur Etymologie des Wortes Stube, Stell. d. bosn. H., 4—5. Jetzt Indogerm. Forschungen, XVIII, 273—276.

[2]) A. Bartal, Glossarium mediae et infimae latinitatis regni Hungariae (Lipsiae MCMI) s. v.

zu finden sei, so sprechen meine bisherigen Ausführungen über Haus (hyzъ, kąšta sind auch nur in der Bedeutung Zelt im asl. belegt), Herdraum und Stube laut gegen eine derartige Argumentation; auf diese Weise dürfte man z. B. esztena (die Schäferhütte) auch nicht von stêna (Wand, vielleicht auch Felsen) ableiten, obwohl die Identität beider Worte handgreiflich ist. Man könnte allerdings im Magyar. isztoba (kommt im Russ. wirklich vor) oder osztoba oder aber szitoba erwarten, doch der *i*-Vorschlag braucht nicht in Betracht zu kommen, denn die slawische Grundform trug den Akzent unbedingt auf der letzten Silbe, wie nsl. jspä (Kärnten), štokavisch-skr. ìzba, r. izbá, os. jspa, spa, jstva, stva, ns. śpa, sogar poln. dial. źba[1]) beweisen. Speziell auf szikra aus asl. iskra hätte sich Munkácsi nicht berufen sollen, denn Miklosich[2]) führt es ausdrücklich auf śkra zurück, welches im Poln. vorkommt, ebenso im russ. dial. zgra. Man vgl. noch den häufigen Ausfall des unbetonten slaw. *i* im Inlaute und in den Suffixen beim Übergange ins Magyarische.[3]) Auch darf man sich nicht auf das von Miklosich in „den Fremdwörtern im Slawischen" zur Verfügung gestellte (s. v. istъba) szobor aus stobor berufen, um die Entlehnung aus dem deutschen stuba zu beweisen, denn dasselbe spricht zum mindesten ebensogut für die Identität mit istъba.

Bei der „unverkennbaren Vorliebe" der finnischen Sprachen für den trochäischen Tonfall wurde aus *stъbá nach dem bekannten Anlautsgesetze des Magyarischen, wonach einer der beiden Konsonanten ausfallen muß, regelrecht szoba. Dieses paßt auch vollkommen zu der großen Zahl jener aus dem Slawischen entlehnten Wörter, die Miklosich[4]) unter der Rubrik „Gebäude, Wohnung, ihr Bau, ihre Einrichtung" zusammengestellt hat; vgl. besonders die Ausdrücke für Tisch, Hausdach, Kammer, Hütte (kotecz, nicht kútya, welches aus dem skr. kuća stammt), Bank, Bettstatt, Säule, Boden, Palast, Keller, Vorzimmer (pitvar aus pritvorъ), Tragstange am Dache, Schrein (asl. skrinija ist auch eine Entlehnung aus dem Ahd.), Saal (terem), Giebel des Daches. Dazu ist nachzutragen tiny Palissade von tynъ murus, das aus dem Germanischen schon in Osteuropa entlehnt worden ist (Miklosich, E. Wb.). Man kann die Zahl dieser Worte aus den übrigen Gruppen noch vermehren, speziell durch die Ausdrücke aus der Landwirtschaft für Werkzeuge, Geschirr und Behältnisse. Vor allem beachte man dabei die Entlehnungen, welche noch die Existenz der Nasale im Slawischen beweisen: eszterenga Melkstall, gerenda Balken, gerendély Balken am Pfluge, donga Daube, dorong Stange, abroncs Reif, korong Töpferscheibe, szelemen Dachstuhl, toromba Giebel des Daches. Daß die Slawen istъba in der Bedeutung „Badestube" schon im X. Jahrhunderte entlehnt hatten, beweist der Bericht des Arabers Ibrahim-Ibn-Jakob (um 970),[5]) dessen itba nur istъba sein kann. Zu meiner großen Befriedigung kann ich konstatieren, daß auch J. Melich in seiner ausführlichen und gründlichen Abhandlung über die deutschen Lehnwörter im Magyarischen[6]) das Wort szoba nicht aufgenommen

[1]) Karłowicz, Słownik gwar polskich, II, 212, aus Zbiór wiadomości do antropologji krajowej, I, 27.

[2]) Die slawischen Elemente im Magyarischen [2], 79.

[3]) Miklosich, o. c. 45.

[4]) O. c. 57.

[5]) G. Martin, Badenfahrt von Thomas Murner (Straßburg 1887), S. XIII ff. Denjenigen, die das russische Badewesen für ganz autochthon halten möchten, empfehle ich überhaupt die bei Meringer (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIII, S. 166) zitierte Literatur über das Badewesen im Mittelalter.

[6]) Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. Gesammelt von Dr. Viktor Lumtzer und Dr. Johann Melich. Innsbruck, 1900. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs, VI. Bd.)

hat,[1]) obgleich er im Widerspruche mit slawischen Forschern eine Vermittlung der Slawen öfter ablehnt (z. B. Dudleipi, halom, kásta, kastély, szekrény, zseller).

Zur Beseitigung aller Zweifel wäre es allerdings wünschenswert, wenn, abgesehen von dem erwähnten arabischen Berichte, auch auf dem Gebiete der slawischen Sprachen für izba die Bedeutungen Ofen, Badestube nachgewiesen werden könnten. Miklosich (E. Wb., 97) führt in der Tat rum. izbę, Ofen, an und von ihm hat wohl G. Meyer (E. Wb. der alban. Spr., 160) izbă, Ofen, entlehnt. Die Wörterbücher von Cihac und Damé kennen jedoch das Wort nicht. Jedenfalls bezieht es sich bloß auf die istrischen Rumunen, bei denen Miklosich[2]) selbst izbu fornax nachgewiesen hat. Das spricht dafür, daß die Bedeutung Ofen einmal auch bei den Südwest-Slawen vorhanden war. In der Tat ist bei den Kroaten von Istrien izba fornax[3]) bekannt. Auch Badestube ist bei den Slowenen, namentlich im Westen (in Kärnten, Krain und Görz), jedoch in späterer Form nachgewiesen (s. Pleteršnik): pajštuba (kärntn.), pājštiba (aus dem XVII. Jahrh.), pājštva Dörrkammer, Dörrofen, pāštuba, pāštba Dörrkammer; pajštvar heißt in Görz, wer sich aus einer pajštva ein Haus gemacht hat. Im Rosentale in Kärnten bedeutet pajštъba, paštъba ein Haus für Auszügler oder Inwohner (gosti = Gäste!), so daß wir dort folgende Arten des Hauses finden: hiša (Haus des Großbauers), kajža (des Kleinbauers), pajštъba. Daneben gibt es besondere Dörröfen für Flachs (trêvn̥ca = terilnica) und Obst (sъšîvn̥ca = sušilnica).

Die Formen mit j beweisen, daß man auch für das Slowenische von * bad + štuba[4]) auszugehen hat. Das spricht gegen Bünkers[5]) Erklärung Pāschtub'm aus pān = bähen (rösten, dörren). Ob dabei von einem merkwürdigen Rückschritte der Kärntner Bauern bezüglich der Pflege des Körpers in eigens zu diesem Zwecke errichteten Badestuben gesprochen werden muß, ist eine andere Frage. Die Badestube kann nach Kärnten erst dann gekommen sein, als sie bereits nur eine Dörrkammer war.

Die weite Verbreitung des Wortes soba nach dem Süden (bis zu den Griechen) und nach Osten (Rumänien) erweckt eine Reihe kulturhistorischer Fragen. Speziell bezüglich der Südslawen möchte man erfahren, ob das Wort direkt von den Magyaren, was bei den wechselseitigen Beziehungen zwischen ihnen und den Südslawen am wahrscheinlichsten ist, oder erst später von den Türken weiter getragen wurde; auch die Vermittlung beider ist nicht ausgeschlossen (vgl. o. die Geschichte des Moravahauses in Serbien). Man wird daher erforschen müssen, seit welcher Zeit die Stube und seit wann ihr Name soba bekannt ist; denn es wäre nicht ausgeschlossen, daß das magyarische Wort erst später vorgedrungen ist, da die Stube in Kroatien, Slawonien und selbst in Bosnien ein hohes Alter beansprucht und das bosnische Haus mit dem ungarischen nicht zusammenhängt, wohl aber mit dem südwestkroatischen. Daß Fremdwörter für Dinge, die ein Volk schon hat und benennt, aufkommen können, ist eine bekannte Tatsache, für die bei den Südslawen namentlich

[1]) Nachträglich schreibt mir Dr. J. Melich, es sei auch seine Überzeugung, daß szoba „durch ein slawisches * stuba oder * stъba" zu den Ungarn gekommen ist, und beruft sich bezüglich st: sz außer szobor, welches dem nslow. steber, ča-kroat. stabor (aus * stǫbrъ nicht stobor, wie Miklosich meinte) entlehnt sein muß, noch auf ung. szëg = angulus und Gasse vicus, welches einem * stǫgъ (vgl. asl. stǫgna Zogr., Marian.) entnommen ist; auch Szaniszló Stanislav und vielleicht oszlop * stlъpъ sei hieher zu ziehen. stabar ist auch in Ragusa bekannt, V. Karadžić, S. nar. pj. V[4], S. 517.

[2]) Denkschriften der Wiener Akademie, XII, 63.

[3]) Nemanić, Čakavisch-kroatische Studien, Sitzungsberichte der phil.-histor. Klasse (Wien) CV, 524.

[4]) Vgl. Štrekelj, Arch. f. slaw. Phil., XIV, 533.

[5]) Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien, XXXII, 254—255.

bezüglich der Entlehnungen aus dem Türkischen zahlreiche Beispiele vorhanden sind. Häufig lassen sich solche Wörter aus einem neuen Gebrauche, durch Verfeinerung, überhaupt durch Veränderungen einer Sache erklären. So haben die Kroaten und Serben für Fenster die Worte okno (gemeinslawisch, ursprünglich wohl Öffnung, Loch, was ja die Fenster waren und bei den Slawen [1]) noch vielfach sind, daher s. auch Schacht neben Fensterscheibe und Fach im Magazin), prozor und oblok (letztere haben sie sogar den Magyaren geliehen: akna, ablak), übernahmen aber doch das türk. pendžer, als ihnen ihre Herren mit einer höheren, allerdings auch entlehnten Form der Fenster imponierten. So tadelt noch der österreichische Offizier Matija Anton Relković, der die im siebenjährigen Kriege gesammelten Erfahrungen seinen Landsleuten im „Satir" zum besten gab, die Slawonier (vom Türkenjoche befreit im Jahre 1699), daß ihre pendžeri nicht geschlossen seien; wenn nur die Hälfte des umsonst verbrannten Holzes verkauft würde, so könnte man dafür srčali-pendžere (Glasfenster) kaufen; nach 16 Jahren soll auch schon sein Slawonier pendžere aus Glas (od srče) statt aus Papier (sad mi kokoš papira ne dere) gehabt haben. [2]) Natürlich besaßen die Kroaten und Serben auch für Glas, gläsern alte aus dem Gotischen entlehnte Worte (staklo, stklo, cklo, staklen) und kauften sich namentlich im XVIII. Jahrh. die Glasscheiben nicht bei Türken; aber selbst Relković gebrauchte noch dafür die türkischen Worte srča, srčali. Höchst Lehrreiches wird von der Insel Veglia [3]) ebenfalls über die Fenster berichtet. In Vrbnik haben die Häuser heute poneštri (sg. poneštra aus it. finêstra), ebenerdige nur eine oder gar keine poneštrica. Häuser mit Stockwerken haben natürlich mehr solcher Fenster, aber auf der Stirnseite und im Erdgeschosse noch okno: to je poneštrica na kolo. Solche runde Fenster besaßen früher die alten Häuser (stare kuće su imivali okno namesto poneštri). Die neuen, von den Italienern entlehnten Fenster verdrängten auch die Worte für einzelne Bestandteile der alten Fenster: oblok oder krivec und dvornice (jetzt peršijani aus it. persiâna). Ein anderes naheliegendes Beispiel ist demir-odžak für das übliche prijeklad in Montenegro. [4]) Hier deutet demir (Eisen) an, daß die vornehmeren und reicheren Türken mit ihren eisernen und höher entwickelten Feuerböcken imponierten, während sich die Montenegriner wohl häufig mit solchen aus Holz oder Stein begnügen mußten.

Auch die Bezeichnung für den mit der Stube einhergehenden Ofen verdient erwähnt zu werden. Wie bei den übrigen Slawen, finden wir auch im Süden die Entsprechungen für aksl. pešto: nslow. peč, [5]) skr. pêć, pëćka, bulg. pešt, peš, pešta,

---

[1]) Linhart (Versuch einer Geschichte von Krain, II, Laibach 1791, S. 302) berichtet: „Diese Öffnungen sind in Krain von so geringem Umfange, daß kaum ein Mensch mit seinem Kopfe durchfahren kann." Ich sah in Koprivnik ober dem Wocheinertale öfter neue größere Fenster neben alten, die zu Wandläden umgestaltet oder ganz verbaut worden sind. Selbst in Veldes (Grad Nr. 40) fiel mir in der Küche ein neues Fenster auf, was mir die Hausfrau auch gleich erklärte, daß sie früher nur „ein Loch mit einem Gitter" (luknja z gatrom) gehabt habe. Bezüglich des heutigen Montenegro, wo der Herdraum (kuća) sogar größerer Häuser keine Fenster, sondern nur eine oder zwei kleinere Öffnungen kennt, vgl. Rovinskij, o. c. 445, 437.

[2]) „Satir", Kap. XIII.

[3]) Zbornik za nar. život, V, 229—230.

[4]) Rovinskij, o. c. 439.

[5]) Auffällig ist die Bezeichnung peč für die Aschengrube unter dem Herde (zid) in der Rauchstube von Heiligenkreuz bei Marburg, wo peč sonst den großen Backofen bedeutet; die Erklärung ist jedoch sofort gefunden, wenn man erfährt, daß in einer solchen Aschengrube auch geheizt wird, wenn man eine Kleinigkeit kocht.

péšti, peští, die ursprünglich offenbar nur zur Bezeichnung des Backofens[1]) dienten, was noch heute bei den Bulgaren „überwiegend" der Fall ist.[2]) Daneben ist zu den Serben und Kroaten das türkische aus dem mgr. und ngr. φοῦρνος stammende furun[3]) in den Formen fùruna und furùna, vùruna und vurùna für Back-[4]) und Stubenofen, während bulg. furna, furuna, fъrnja nur den Backofen zu bezeichnen scheint.[5]) Der merkwürdigen Bezeichnung soba für Stubenofen in gewissen Gegenden von Montenegro und Bulgarien wurde schon gedacht, ebenso der bulg. Benennung grъnci, die für die Entstehungsgeschichte des Stubenofens so wichtig ist (s. o.). Miklosich[6]) führt noch kjumbe an, Miladinov (Deutsch-bulg. Wb.) koftor, beide offenkundige Fremdwörter. Hervorzuheben ist, daß der Ofen in Bosnien nach Meringers[7]) Schilderung eine eigenartige und verhältnismäßig hochstehende architektonische Entwicklung durchgemacht hat; doch finde ich Parallelen oder Ansätze zu ähnlichem „prismatischen, meist dreiteiligen, nach oben sich verjüngendem Aufbau" noch in Slawonien,[8]) Kroatien[9]) und Montenegro.[10])

So lehrreich auch die Betrachtung einzelner Benennungen ist, kann sie doch nicht alles leisten. Trotz meiner Bemerkung über die Möglichkeit der Verdrängung des Wortes izba durch hiša bei den Slowenen muß ich hervorheben, daß wir solche Fragen mit unseren bisherigen Mitteln nicht lösen können. Wenn z. B. Meringer[11]) meint, got. hūs hänge vielleicht mit κεύθω zusammen und bezeichne ursprünglich wohl ein elendes Haus, daß halb im Boden steckt, wie sie noch jetzt bei den Rumänen und Bulgaren vorkommen, so könnte man einige slawische Wörter (b. hiža, p. chyzyna, r. chyžka) als Beweis dafür anführen; doch die verschiedenartige Bedeutungsentwicklung des Wortes izba, das Stube und Haus (poln., russ.), überhaupt einen wirklich von drei Seiten im Boden steckenden Raum oder aber einen Dachboden (allerdings in präpositioneller Wendung) bezeichnen kann, muß uns stutzig machen. Man darf also auch bei der sachlichen Betrachtung der Wörter nicht in die Fehler des alten Etymologisierens verfallen.

Bezüglich der übrigen, den Hausbau und den Hausrat betreffenden Nomenklatur, soweit sie nicht gelegentlich berührt worden ist, muß ich mir Beschränkung auflegen. Nur eine prinzipielle Bemerkung kann ich nicht unterlassen. Meringer, der das „oberdeutsche" Haus jetzt gar zu weit ausdehnen möchte, fordert auch hier zu einigem Widerspruche heraus, denn ich kann auch für das von mir begrenzte Gebiet nicht seinen Satz[12]) unterschreiben: „Jedes Stück des Hausrates ist ‚oberdeutsch'." Meringer selbst (V. H., 12 [258]) hat einige orientalische Geräte aus Bosnien angeführt; dazu gehören noch die verschiedenen Schüsseln, Teller und Tischplatten, die nicht umsonst türkische Namen tragen; auch für die Brotbackdeckel können wir auf

---

[1]) Vgl. Miklosich, E. Wb. (S. 234—235), die zum asl. Verbum peką pešti, backen, braten gehörige Wörtersippe.

[2]) Duvernois, Slovarь, II, 1635.

[3]) G. Meyer, E. Wb. der alb. Sprache, 114; Miklosich, E. Wb., 59.

[4]) Dieser steht häufig im Freien, namentlich im Gebiete des bosnischen Hauses in Serbien.

[5]) Vgl. die Belege bei Duvernois, Slovarь.

[6]) Kratkij slovarь šesti slavjanskich jazykov, 532, s. v. pečь.

[7]) V. H., 12—14.

[8]) Zbornik za nar. život, II, 122, Fig. 9.

[9]) Ib. III, 249—250.

[10]) Rovinskij, o. c. 456. Vgl. o. XXXV. Bd., S. 318.

[11]) Indogerm. Forschungen, XVI, 141.

[12]) L. c. 192.

oberdeutschem Gebiete nichts ähnliches nachweisen. Umgekehrt treffen wir eine Menge der in Betracht kommenden Gegenstände auch im Kaminhause an, wie Feuerböcke, Dreifüße, Hängekessel u. a. Speziell in dem bosnischen und in dem herzegowinisch-montenegrinischen Hause ist der Hausrat im großen und ganzen identisch.[1]) Meringer wird hier sogar seiner den „Sprachwellen" richtig nachgebildeten Theorie von den „Sachwellen" untreu, der zufolge auch einzelne Sachen ebenso ihre besonderen Verbreitungsgebiete haben, wie jede Erscheinung in der Sprache.

Während meiner Studien schenkte ich besondere Aufmerksamkeit den auf dem Gebiete des Hausbaues und Hausrates der Südslawen entlehnten Wörtern aus dem Germanischen und hätte sie gern im Zusammenhange untersucht, namentlich aber die Frage beantwortet, inwieweit sie dem oberdeutschen Hause folgen. Zuletzt mußte ich mich jedoch überzeugen, daß eine derartige Untersuchung weit über den Rahmen dieser Arbeit und dieser Zeitschrift hinausginge, denn es müßte zuerst eine Reihe von Vorfragen erledigt werden und viele Wörter würden eine sehr eingehende Behandlung erfordern.

Zuerst müßten aus dem Sprachschatze aller slawischen Sprachen mit möglichster Sicherheit diejenigen zahlreichen Wörter ausgeschieden werden, die noch in den gemeinsamen Sitzen der Slawen jenseits der Karpathen bei der ersten Berührung mit den ostgermanischen Stämmen, speziell mit den Goten, übernommen worden sind. A. Brückners inhaltsreiche Schrift „Cywilizacja i język" ist für weitere Kreise geschrieben und gibt uns daher nur eine Vorstellung von dem Probleme vom Standpunkte der polnischen Sprache, ebenso O. Schraders Vortrag[2]) „Die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung" vom Standpunkte des Russischen. G. Korbuts Monographie[3]) „Wyrazy niemieckie w języku polskim pod względem językowym i cywilizacyjnym" ist eine in sprachlicher und noch mehr in sachlicher Hinsicht verdienstvolle Arbeit, die zu wenig bekannt geworden ist, behandelt aber dennoch die ältesten Entlehnungen des Polnischen nicht im erwünschten Maße, speziell nicht mit genügender Berücksichtigung der übrigen slawischen Sprachen. Unseren Bedürfnissen sollten am meisten die Aufsätze zweier Sprachvergleicher über die altslawischen Lehnwörter aus dem Germanischen genügen; leider halten auch sie nicht, was sie versprechen, ja man muß gerade die Kulturforscher, die sprachliche Fragen nicht selbst beurteilen können, bei Benützung derselben zur größten Vorsicht mahnen.

C. C. Uhlenbeck behandelt „die germanischen Wörter im Altslawischen",[4]) d. h. „die alten Lehnwörter, welche in den kirchenslawischen (altbulgarischen) Texten belegt sind, oder nach ihrer Gestalt und Verbreitung schon in altslawischer Zeit aus dem Germanischen eingedrungen sein müssen". Hier ist also kein Unterschied gemacht zwischen den ältesten gemeinslawischen Entlehnungen jenseits der Karpathen und jenen Wörtern, welche in christlicher althochdeutscher Zeit ihren Weg nach dem slawischen Nord- und Südosten genommen haben. Für die Südslawen kommt dabei namentlich die Zeit der fränkischen Herrschaft (Fruška Gora = Frankenberg in

[1]) Für Montenegro vgl. Rovinskij, o. c. 485—486, für die Herzegowina die Arbeiten im V. Bd. des Srp. Etn. Zbornik.

[2]) Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines, Vierte Reihe, Heft 23—24, S. 99 ff.

[3]) Prace filologiczne, IV, 345—560 (Warschau 1893).

[4]) Archiv f. slaw. Phil., XV, 481—492.

Syrmien erinnert soweit im Osten noch daran) und die große Kolonisation der Ostmark samt Pannonien, sowie die Verbreitung des Christentums in Karantanien und Pannonien durch deutsche Glaubensboten in Betracht. Weiter ist Uhlenbecks Material unverläßlich. Miklosichs Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum (Vindobonae 1862—1865) ist namentlich als Arbeit eines Mannes ein großartiges Werk, genügt aber den heutigen Anforderungen nicht mehr. Miklosich bringt seine Belege nicht aus der speziell altslowenischen oder altbulgarischen Periode in Pannonien, Mähren und Bulgarien (etwa bis zum XII. Jahrh.), sondern aus allen möglichen kirchenslawischen Handschriften bis zum XVII. Jahrh., die, wenn sie auch Abschriften älterer Werke sind, verschiedene lokale Eigentümlichkeiten nicht bloß in der Laut- und Formenlehre, sondern auch im Lexikon angenommen haben; viele von diesen Werken sind aber erst in späteren Jahrhunderten entstanden und bieten natürlich um so mehr Merkmale ihrer Heimat im slawischen Süden vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere, in der Moldau und Walachei und im ganzen russischen Nordosten. Zu Miklosichs „altslowenischen" Quellen gehören z. B. auch moldau-walachische Urkunden, russische Chroniken und sogar ein Moskauer Lexikon aus dem Jahre 1704 (Trigl.), oder die entschieden bei den kroatischen Glagoliten am Quarnero übersetzte Erzählung vom Trojanischen Kriege (Bell. Troj.). Man kann sich schon daraus einen Begriff von der Verschiedenartigkeit dieses „altslowenischen" oder gar „altbulgarischen" Materiales machen, mit dem übrigens alle Sprachforscher meist kritiklos operieren. Einige Beispiele mögen genügen. Uhlenbeck erschließt aksl. * blechŭ aus blechŭčij, das Miklosich aus einer Beschreibung der Handschriften der Moskauer Synodalbibliothek belegt; derselben Herkunft ist brunatĭnŭ, aus welchem * brunŭ erschlossen wird; gerade die zur Stütze in beiden Fällen herangezogenen nordslawischen Wörter hätten zeigen sollen, daß wir es hier mit einer auf mitteldeutscher Aussprache (ein wirklich ahd. blech hätte pleh, wie im nsl. ergeben; beachte noch dazu den Vokal in poln. blacha und in den daraus entlehnten r. bljacha) beruhenden, speziell nordslawischen Entlehnung zu tun haben, die bis zu den Russen vorgedrungen ist. Derselben zweifelhaften Herkunft ist strusŭ (Strauß), durch struši aus einem Azbukovnik noch besonders deutlich als späte russische Entlehnung charakterisiert. Und dieses * brunŭ und strusŭ dienen Uhlenbeck und Hirt[1]) als Beweis, daß „germanischem ū" im Slawischen nicht nur y, sondern auch u entspricht! Der zweite Teil dieses Lautgesetzes ist einfach zu streichen. Besonders lehrreich ist aksl. brumĭnŭ (fromm), aus dem ein „aksl. * bruma" aus ahd. fruma Nutzen erschlossen wird. Brumĭnŭ ist bei Miklosich als „glagolitisch" angeführt, was imponieren muß, denn man denkt dabei unwillkürlich an die ältesten Quellen, doch unsere ist offenbar eine kroatisch-glagolithische: brumen ist eine spezifisch slowenische Entlehnung und teilweise noch bei den angrenzenden čakavischen Kroaten[2]) bekannt. Nichts ist bezeichnender, als daß es ein kroatischer Philologe, wie Jagić,[3]) nicht erkannte. Natürlich wird auch dieses slowenisch-kroatische brumen für weitgehende lautgeschichtliche

[1]) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, XXIII. Bd., 340 (auch das übrig bleibende ruta ist für das Germanische nicht beweisend).

[2]) Rječnik hrv. ili srp. jez., I, 685, belegt es für unsere Zeit nur aus Istrien.

[3]) Prilozi k historiji književnosti naroda hrv. ili srb., S. 60—61, will Jagić in einer glagol. Handschrift des Bellum Trojanum statt dobro brumna lesen dobroumna; Menelaus erblickt in Paris einen solchen Ritter: brumen heißt also hier noch nützlich oder schon tüchtig, wie S. 65: vrže s kona mudroga Urikšeša brumno.

Betrachtungen verwendet. Kr.-sl. brumen und oberserb. (in der Lausitz) bruma sind natürlich einzeln direkt aus dem Deutschen entlehnt.

Ebenso bedenklich sind verschiedene als „aksl." aus den lebenden slawischen Sprachen erschlossene Wörter, wie buda (nur č. p. r.,[1]), chuta (nur č. p., nsl. kr. könnte man uta hinzufügen), chvilja (č. p. weißruss.), gomon (č. p. r.) oder gar rada (nicht aus einem and. * râd, sondern altsächs. wirklichen râd) und č. děk, díka, p. dzięk, klr. djaka, die jedermann, der das Lexikon dieser Sprachen ein wenig im Kopfe hat, als typische auf den č. p. klein- und weißrussischen Boden beschränkte Wörter bekannt sind. Die Erschließung eines „aksl. * dękŭ" ist in solchen Fällen eine leere Formel, die eventuell nur für die Einreihung der betreffenden Wörter im Lexikon einen Wert hat. Um ein Wort als gemeinslawisch, nicht als „altkirchenslawisch", denn dieses ist ja kein Mutter-, sondern nur ein südslawischer Dialekt, zu erschließen, gehören Belege aus nord- und südslawischen Sprachen dazu. Doch sind selbst solche bei Entlehnungen aus dem Deutschen nicht immer beweisend; z. B. haben die Nordwestslawen und die Slowenen „Diele" getrennt entlehnt, ebenso ahd. marha (nicht bloß asl. mrha, p. marcha, sondern auch č. mrcha). Ich hebe hervor, daß ich bei dieser Kritik immer nur die ersten besten Beispiele herausgegriffen habe.

Im Vergleiche zu Uhlenbeck bedeutet H. Hirts[2]) Artikel „Zu den germanischen Lehnwörtern im Slawischen und Baltischen" keinen Fortschritt, da er mit denselben Mitteln arbeitet und in der Annahme von Entlehnungen entschieden viel zu weit geht, indem er schon prinzipiell auch solche Wörter heranzieht, die „lautlich genau übereinstimmen" (besser: entsprechen), denn sie passen nicht zu seiner Theorie, der zufolge er „keine besonders nahe Verwandtschaft zwischen germanisch und slawisch anerkennen kann".

Gesamt- oder auch Spezialuntersuchungen über die slawischen Lehnwörter aus dem Germanischen[3]) sind höchst erwünscht, erfordern aber vielmehr als eine Zusammenstellung der betreffenden Wörter aus Miklosichs Etymol. Wörterbuch. Bezüglich der Südslawen muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß Fremdwörter romanischen Ursprunges bei ihnen viel häufiger sind, als man gewöhnlich annimmt. In jüngster Zeit hat ein Historiker, K. Jireček,[4]) den richtigen Weg gewiesen. Von den mich hier beschäftigenden Wörtern muß ich zwar kuhinja (vgl. o., wegen des regelrecht verschobenen ch unbedingt althochdeutsch) und komin in der Bedeutung Rauchfang streichen, kann aber sofort zwei neue anführen: nsl. mîr Mauer, besonders die Mauer ohne Mörtel zur Umfriedung (s. Pleteršnik s. v.), mirišče Ruine, mirje römische Mauern, daher in Laibach die Ortsbezeichnung Na mirju, und krs. mir

[1]) V. Karadžić, Rječ., bezeugt es auch als serbisch aus der Vojvodina, wo es offenbar in unserer Zeit aus dem Deutschen entlehnt wurde. Vgl. Rječnik hrv. ili srp. jez., I, 707.

[2]) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, XXIII. Bd., 330 ff.

[3]) Zuletzt suchte Richard Loewe in seiner Abhandlung „Altgermanische Elemente der Balkansprachen" (Kuhn'sche Zeitschrift für vergl. Sprachforschung, Bd. XXXIX, 1906) auch die von den Slawen am Balkan entlehnten Wörter auszuscheiden (S. 313—334). Mit seinen historischen Erörterungen und und sprachlichen Kriterien hätte er bessere Resultate erzielt, wenn er nicht ganz und gar von dem Materiale Uhlenbecks und Hirts abhängig wäre. Deshalb unterschätzt er auch den Einfluß des Althochdeutschen und möchte auch solche spezifische Entlehnungen aus ahd. Zeit, wie misa oder gar neprijaznь, nach dem Balkan verlegen. Wie soll anderseits chyzъ mit seinen Ableitungen vom Balkan zu allen Slawen vorgedrungen sein? vrъtъ als „Wortkürzung" aus vrъtogradъ verträgt keine Kritik vom Standpunkte der aksl. Quellen und der geographischen Verbreitung des Wortes. (S. Nachtrag.)

[4]) Die Romanen in den Städten Dalmatiens, Denkschriften der Wiener Akademie d. Wissensch., phil.-hist. Kl. Bd. XLVIII, S. 36—37.

(Miklosich, E. Wb., s. v. murŭ, V. Karadžić, Rječnik, belegt nur mírom aus Primorje, aber in den dalmatinischen Städten, wie Spalato und Ragusa, heißen alte Stadtmauern miri), aus lat. murus und krs. klak (Kalk), das nicht aus dem d. Kalk (Miklosich, E. Wb., 117), sondern direkt aus dem Romanischen in Dalmatien, wo c als k gesprochen wurde (außer kelomna und kimak [cimax], vgl. noch lukarna, lukijerna aus lucerna),[1]) was schon P. Budmani[2]) richtig hervorgehoben hat. Das Wort ist nur an der adriatischen Küste bekannt.[3]) Miklosich führt es allerdings auch als asl. an; aber wenn wir seine Belege im Lex. palaeoslav. prüfen, kommen wir zu demselben Resultate: krmč. (Nomocanon) Mih(anovićs) ist zwar schon 1262 geschrieben, aber „auf Befehl des Bischofs vseje zetьskyje oblasti", also in Montenegro; men. mih. ist ein serb. Kodex des XVI. Jahrh., ebenso krmč. Da haben wir ein schlagendes Beispiel auf slawischem Gebiete, wie sehr Thurneysen[4]) Recht hat mit der Forderung: „Jeder Fall will individuell behandelt sein, jedes Wort nach dem Milieu beurteilt werden, in dem es sich bewegt."

Im allgemeinen kann ich über die auf den Hausbau und Hausrat bezüglichen deutschen Fremdwörter bei den Südslawen folgendes sagen: die Zahl derselben ist bei den Slowenen, den geographischen, historischen und sozialen Verhältnissen entsprechend, sehr groß, auch in Kroatien und Slawonien nicht unbedeutend; auch diese lassen sich durch die geographische Lage, durch den deutschen Feudalismus in Istrien, durch die Militärverwaltung auch anderer Gebiete als der bis 1881 bestehenden Militärgrenze und durch die deutschen Kolonisten im östlichen Slawonien und südlichen Ungarn erklären. Jenseits der Save und Donau sind jedoch die deutschen Fremdwörter auffallend gering an Zahl und selbst diese gehören zu den ältesten Entlehnungen aus dem Germanischen. So gehören aus Montenegro außer izba, kuhiña (und mittelbar soba) hieher (ich verweise bei jedem Worte auf den entsprechenden Artikel in Miklosichs Etymol. Wb., die Bedeutung gebe ich nach V. Karadžić, Rječnik, an): bačva (großes Faß, bъčva, fragliches Fremdwort), badań (Röhre, Kufe), badńak[5]) (Julblock, bъdьnь), bradva (Zimmeraxt, bordy), čabar (Zuber, čьbrъ), kabao (Wassereimer, kъblъ), kotac (kleiner Stall, kotъ 1., wenn wirklich fremd), kotao (Kessel, kotьlъ), letva (Latte, latъ aus ahd. latta), mlin (Handmühle,[6]) aus ahd. mulīn, S. 186—187), naćve, navći (Backtrog, nъštvy, ahd. nuosc, die verschiedenartigen Entsprechungen in den slawischen Sprachen sprechen deutlich für die fremde Herkunft), pila (Feile, pila), pipa (Schnabel bei einem Krug,[7]) pipa), skrinja (Kiste, Truhe, skrinija) stap (Butterrolle, vas[8]) ligneum butyro conficiendo, stapъ), stupa (hölzerner Mörser, Stampfe, stompa). Auch pod (Stockwerk, podъ 2.) gehört hieher, wenn es nicht slawisch ist.[9])

[1]) Auch in Montenegro bekannt. Rovinskij, o. c. 480.

[2]) Rječnik hrv. ili srp. jez., V, 27.

[3]) Außer Rječnik, l. c., vgl. Zbornik za nar. živ., VIII, 107, 109 (Konavle bei Ragusa), 266 (Poljica); Srp. Etn. Zbornik, IV, 412, V, 528 (Montenegro).

[4]) Die Etymologie (Rektoratsrede, Freiburg i. B., 1904), S. 28.

[5]) Vgl. Meringer, Indogerm. Forschungen, XVI, 151—158.

[6]) Rovinskij, o. c. 481.

[7]) Ib. 483.

[8]) Die Richtigkeit dieser Übersetzung ist mir zweifelhaft; auszugehen ist jedenfalls von einem langen Stößel, wodurch sich der Bedeutungsübergang erklären läßt. In Makedonien heißt dieselbe Vorrichtung tin oder butin (Cvijić, o. c. CXXXIX), das wohl aus dem gr. πυτίνη, βυτίνη stammt (daraus vulgärlat. * butīna die Quelle von ags. byden, Meringer, Indogerm. Forschungen, XVI, 155).

[9]) Vgl. Meringer, Stell. d. bosn. Hauses, 98. Man könnte weiter versucht sein, auch spica (= ražanj, Rost) hieher zu ziehen, doch K. Štrekelj (Denkschriften, L, S. 14) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß špica, spica in der Bedeutung „Radspeiche, Stückchen längeres Holz" einheimisch (* stьbica) ist.

Aus Serbien kommen, von hiža, ižina abgesehen, noch dazu: daska[1]) (Brett, dъska),[2]) latna, häufige Nebenform von letva (eine neue Entlehnung nicht ausgeschlossen), pànica (irdene Speiseschüssel, pany aus ahd. pfanna); vrt[3]) (Garten, vertъ aus got. aurti-gards) ist jedoch mehr als fraglich.[4]) Dagegen ist kanta[5]), da es bei Kroaten, Serben und Bulgaren und weiter auch bei den Türken bekannt ist (Miklosich, E. Wb., 111) eine ältere Entlehnung (Miklosich, aus dem d. Kante), nicht erst aus neuester Zeit, wie V. Karadžić und Kopitar im Rječnik mit ihrer Übersetzung „Kandel" und der Bemerkung „e Germania adlatum" anzudeuten scheinen. Es ist jedoch auch eine Entlehnung aus dem Romanischen (vgl. mlat. cannata, ngr. κανάτα) nicht ausgeschlossen,[6]) was bei galjata vedrica, kleiner Eimer (aus Mlava mit teilweiser rumänischer Bevölkerung) und nsl. skr. golida sicher der Fall ist, denn Miklosichs Ableitung aus dem ahd. gellita kann nur für č. p. klr. gelten (Štrekelj, Denkschriften L, 20).

In Bosnien steht es nicht anders, obgleich ich hervorheben muß, das mir der einschlägige Wortschatz nicht in solcher Menge zur Verfügung stand wie für Montenegro und Serbien. Ich kann nur kadań anführen, das mit badań[7]) (Mehlgefäß) der Bedeutung nach identisch und diesem aus kad (Miklosich, s. v. kadь) nachgebildet ist; Miklosich erklärt jedoch das Stammwort für lateinisch, nur möchte er dessen Verbreitung unter den Slawen durch ein germanisches Medium voraussetzen.

Alle diese Wörter haben jedoch ihre Verbreitung nicht erst der Wanderung des „oberdeutschen" Hauses nach dem Süden zu verdanken. Zu den entsprechenden neueren Entlehnungen kann ich aus Montenegro nur šinda, in Serbien in der Form šindra[8]) in Bosnien šimla, welche Form V. Karadžić (Rječnik) aus Kroatien belegt, und šimlja.[9]) Man sieht, wie schwer sich * šindla (darauf gehen alle Formen zurück) aus dem d. Schindel in den serbo-kroatischen Wortschatz hineingefügt hat. Der Präponderanz des türkischen Elementes unter den Fremdwörtern entsprechend, wurde sogar von diesem Worte šindralija (mit Schindeln gedecktes Haus) mit einem türkischen Suffix[10]) gebildet, welches Schicksal es allerdings auch mit einheimischen Wörtern teilt.

[1]) Wohl auch in Montenegro bekannt, doch kann ich nur das Diminutivum štica (* dъštica) belegen: Srp. Etn. Zbornik, IV, 416, 417, 466$_1$.

[2]) Meringer (Stell. d. bosn. Hauses, 87, 96) denkt an eine Art „wohlgeglätteter Bretter", um gemeinslawisch dъska aus germ. * diskaz (Tisch) zu erklären. In Oberkrain versteht man noch heute unter deske Bretter, die in der Richtung zum Mark gespalten werden, unter dile gesägte.

[3]) V. Karadžić, Rječnik, belegt das Wort zwar aus den „westlichen Gegenden", doch ist es durch Cvijić, o. c. XIV, (S. 75, nach dem Index finde ich nicht) bezeugt; überdies vrtić (aus Dragačevo) Srp. Etn. Zbornik, IV, 56.

[4]) Es ist beachtenswert, daß in den aksl. Denkmälern vrъtъ älter ist als vrъtogradъ. Jagić, Zur Entstehungsgeschichte der ksl. Sprache, Denkschriften, XLVII, S. 63. Štrekelj (Denkschriften, L, S. 73) denkt direkt an Entlehnung aus dem rom. hortus it. orto, wie bei vrъčь an lat. urceus it. orcio. Das Verbreitungsgebiet der beiden Wörter spricht dafür. Ein neuer Beweis, wie sehr die Frage der slawischen Lehnwörter aus dem Germanischen einer Revision bedarf. Vgl. auch meine Bemerkungen zur Sammlung solcher germanischer Fremdwörter in der Schrift J. Peiskers „Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen", S. 89—95 passim.

[5]) Milićević, Život Srba seljaka, 8.

[6]) Ganz nationalisiert ist das gewiß aus dem Romanischen stammende konata in der südwestlichen Herzegowina. Srp. Etn. Zbornik, V, 1141.

[7]) Zbornik za nar. život, VI, 69.

[8]) šindra ist auch nach Bulgarien gewandert, wo „Brettchen aus Buchenholz" den Rauchfang umfassen und eindecken. Sbornik za nar. umotvorenija, XVIII/2, 12.

[9]) Zbornik za nar. život, VI, 67.

[10]) Miklosich, vgl. Gram., II, 106.

Ebenso ist komin als Rauchfang schon bis Drobnjak vorgedrungen; allerdings sind die dortigen komini, kominovi nur zwei kleine Dachlöcher auf beiden Seiten (sonst türk. badže).

In Serbien ist komin und kamin schon ein ganz moderner d. Kamin. Dazu kommen noch: ciglja[1]) (Ziegel), kamara, konk (Gang), majstor (Meister), olba (Halbe), šanac (Schanze als Einfriedung eines Gehöftes, seitdem das Holz seltener geworden ist), šliper-i[2]) die neben Balken, Brettern und Dauben als Baumaterial angeführt werden, štala (Stall), šupa (Schuppen = einem einheimischen nicht genügend charakterisierten suvotnik), tiganj (Tiegel, vgl. *nj* für *l* in tanjir aus it. tagliere).

Aus Bosnien habe ich ribež (Reibeisen) anzuführen; die Mittelform ribežen hörte ich in Oberkrain; sie wird mir auch für Görz bezeugt.[3])

Ein bis nach Montenegro bekanntes Wort pante (sgl. panta), durch welche dort Dachsparren ungefähr in der Mitte verbunden werden, hat mich sehr enttäuscht. Man denkt unwillkürlich an Band, Bänder, namentlich wenn man panti[4]) auch aus dem Dachgerüste der Slowenen als Querbalken[5]) (Pleteršnik bietet nur pant — Türband) nachweisen kann. Doch was beginnt man mit den bereits in Serbien bekannten pojante[6]) und pajante (sgl. pojanta) und mit pajánti in Bulgarien?[7])

In verschiedener Bedeutung findet man bei den Kroaten und Serben auch banak. Meringer (Stell. d. bosn. H., 97), dem die Bedeutung „Herd" aus der Umgebung von Vinkovce in Slawonien bekannt war, glaubt, daß an der Identität von banak und Bank kein Zweifel sein kann. Auf seiner Seite steht teilweise auch das Agramer akademische Wörterbuch, daß zwischen bänak, gen. bânka in der Bedeutung mensa, scammun aus dem it. banco und bának bánka scammun vom d. Bank unterscheidet. Das Wort hätte jedoch, wenn es mit dem „oberdeutschen" Hause einherginge, sicher den oberdeutschen Anlaut in alter und neuer Zeit bewahrt (vgl. krs. pantljika aus öst. pantel, pehar, pütara aus Butter—faß,[8]) dazu die in den Wörterbüchern nicht belegten pauer [meist in der Bedeutung grober Kerl] und purgar (Bürger), von zahlreichen slowenischen Beispielen, wie pankrt (Bankert), para (Bahre), pelda (Bild), prhtra baba — mhd. bërhta gar nicht zu reden; vgl. auch s. konk aus Gang), denn es wurde aus der gesprochenen Sprache und nicht aus der Schrift wie das moderne banka in der Bedeutung Geldinstitut entlehnt. Ich denke daher an die Entlehnung dieses Wortes in allen Bedeutungen (der Akzent ist dabei von keiner wesentlichen Bedeutung) aus dem it. banco, das seinerseits natürlich aus dem Germanischen stammt, und glaube, daß sich diese Annahme auch

[1]) V. Karadžić bringt auch die Form tigla, in der aber nicht eine unverschobene ahd. Lautform erblickt werden kann; das Wort hat seine Rückbildung offenbar einer Volksetymologie nach tiganj (Tiegel) und dem it. têgola zu verdanken, wenn es nicht direkt aus diesem entlehnt ist; das würde zur Gewißheit erhoben werden, wenn das Wort aus den Küstengebieten des Adriatischen Meeres nachgewiesen wäre.

[2]) Srp. Etn. Zbornik, V, 14. Vgl. bayr. die Schlipp (Einschnitt), doch der Schlipper Zulegemesser ohne Feder, federlahmes Messer (Schmeller, Bayerisches Wb., II, 531) hilft uns wenig. Näher steht mhd. sliepe obex: grindel grendel. Lexer, Mhd. Handwörterbuch, II, 975.

[3]) Pleteršnik, Slovar, belegt diese Form; ich kenne aber aus meiner Heimat (zwischen Mur und Drau) auch nur ribež. Auch in Slawonien ist ríbež bekannt (Zbornik za nar. život, II, 120).

[4]) Im kroat. Küstenlande sind panti Hühnerstangen in der Küche.

[5]) In Češnica, in der Wochein, erklärte mir ein Bauer: poprečni tramovi na glejtih so panti.

[6]) Srp. Etn. Zbornik, V, 130, 466.

[7]) Sbornik za narodni umotvorenija, XVIII/2, S. 16, 17, Fig. 14, 19, 20.

[8]) Štrekelj, Denkschriften der Wiener Akademie, L, 78.

sachlich begründen lasse. Das akademische Wörterbuch führt für bänak allerdings meist die Bedeutungen Arbeitstisch, Verkaufstisch und Sitzbank an, aber aus Stullis (eines Ragusaners) Wörterbuch auch circulus soli fornacis. Im herzegowinisch-montenegrinischen Hause ist banak ein Vorsprung an den durch den Herd und die (gemauerten) Bett- und Sitzbühnen freigebliebenen Mauern,[1]) auf dem der Hausrat untergebracht wird; in Serbien heißt derselbe Vorsprung atula[2]) und dient auch zum Aufbewahren des Brennholzes. Beachtenswert ist, daß ein hölzerner banak, auch wenn er zum Sitzen dient, die Form eines Schreins (ko skrińa) mit zwei Deckeln hat (Konavle bei Ragusa).[3]) In Vrbnik auf Veglia[4]) wird zwischen banek und bankal nur der Unterschied gemacht, daß der erste zum Sitzen dient, aber auch ein Behältnis haben kann, während bankal ganz wie ein Schrein ist, lang und eng. Die geschilderten Mauervorsprünge und ihrer Form nach auch die Schreine machen es begreiflich, wenn ein gemauerter Herd, der an die Stelle der früheren Herdgrube trat, auch banak[5]) genannt wird. Das Bauen mit Stein und Ziegel drang zu den Kroaten und Serben in erster Linie von ihren Stammesgenossen am Adriatischen Meere vor, so daß eine ital. Lautform als ganz begreiflich erscheint. Im Kreise Jasenica in Serbien ist banak eine Erhöhung auf dem Herde mit Gruben für Töpfe.[6]) In den Dörfern der Bačka[7]) heißt banak die Ofenbank in der Stube, aber diese ist der freigebliebene Teil des gemauerten „ognjište“ (Herd), auf dem der Ofen aufgebaut ist, so daß auch dieser banak in der Vojvodina, woher V. Karadžićs Beleg stammt, auf den Herd zurückzuführen ist.

VI.

Der Tisch bei den Südslawen.

Meringer sagt zum Schlusse seiner Arbeit „Stellung des bosnischen Hauses“ (S. 112): „Man kann sich den Hausrat alter Zeiten überhaupt kaum einfach genug vorstellen. Meine Bauernhausforschungen haben es mir nahegelegt, anzunehmen, daß auch in unserer (d. h. der deutschen) Stube einst das ganze häusliche Leben sich auf dem Boden oder nicht hoch über ihm abspielte. Der kaum 20 *cm* hohe Herd in der Küche, den man noch so häufig antrifft, wies den Weg für solche Gedanken. Die Etymologien scheinen diesen Gedankengang wenigstens für Urzeiten zu erweisen. Aber ich finde solche Zustände heute noch und erkläre sie als Überbleibsel aus längst vergangenen Zeiten. Darin kann ich irren.“ Den letzten Satz brauchte heute Meringer nicht mehr niederzuschreiben, denn kein geringerer Sprachvergleicher als K. Brugmann[8]) urteilt über Meringers Etymologien, betreffend verschiedene Hausgeräte, Tisch, Bank, Bett u. dgl. in der erwähnten Arbeit: „Dabei wird teils für bereits aufgestellte Etymologien die sachliche Begründung gegeben, d. h. es wird gezeigt, daß sie mit dem, was die Kulturforschung hinsichtlich der Entwicklung des Gegenstandes erkennen läßt, in Übereinstimmung sind, teils werden auf derselben Grundlage neue Wortdeutungen versucht. Bei den Wörtern für „Tisch“ ist der leitende Gedanke, daß

[1]) Cvijić, o. c. CXV, CXVI, Fig. 1, links.
[2]) Die Erklärung des Wortes im Rječnik hrv. ili srp. jez., s. v. aftulja ist ungenügend.
[3]) Zbornik za nar. život, VIII, 107, 108.
[4]) Ib. V, 245.
[5]) Vgl. auch dessen Abbildung im Zbornik za nar. život, II, 119.
[6]) Trojanović, Starinska jela i pića, 14.
[7]) Ib. 7—8.
[8]) Indogerman. Forschungen, XIV, Anzeiger, 46.

man ursprünglich nur Brettchen und Bretter hatte, von denen man aß (daher die vielen Schwankungen der Sprachen in bezug auf die Bedeutungen „Schüssel“ und „Tisch“), bei den Bezeichnungen des Bettes, daß als Bett ursprünglich eine Streu an der Wand, dann ein Dielenbrett, dann eine Bühne oder Bank gedient hat. Es braucht nicht näher gezeigt zu werden, daß die von Meringer befolgte Methode der etymologischen Forschung, nach der die Sprachbetrachtung immer in engstem Zusammenhange mit der Sachbetrachtung gehalten wird, die einzig richtige ist.“ Auch O. Schraders Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (Straßburg 1901), das in den slawischen Partien allerdings sehr viel zu wünschen übrig läßt, rechtfertigt mit allen einschlägigen Artikeln Meringers Methode. Der Artikel über den „Tisch“ folgt ganz demselben Gedankengange: der Tisch tritt im Norden nach den Nachrichten der Alten nicht zuerst als lange und hohe Tafel auf, an der viele Platz nehmen können, sondern entsprechend dem Sitze der Schmausenden auf dem Erdboden, Polstern und Fellen, in niedriger und kleiner Gestalt. Von Kelten, Germanen, vom Thrakerfürsten Seuthes (Xenoph. Anab.) und von Hunnen (im Waltharilied) wird ähnliches berichtet. Auch bei Homer haben die Helden mit wenig Ausnahmen jeder sein eigenes Tischchen vor sich. In noch früherer Zeit waren diese kleinen Tische vielleicht nichts anderes als tönerne Schüsseln, die vor die einzelnen hingesetzt wurden.

Mit einem Gefühle der Befriedigung kann ich hervorheben, daß bei den Südslawen ein serbischer Archäologe, Sima Trojanović, den Philologen, namentlich den slawischen,[1]) zuvorgekommen ist, indem er in seiner Schrift „Die alten serbischen Speisen und Getränke“, Belgrad 1896,[2]) seinen Nachrichten über den Tisch bei den Serben folgende Bemerkung hinzufügte:[3]) „Anfangs gab es ohne Zweifel keine niederen Stühle (stočić), keinen kleineren (sinija) und keinen größeren (sofra) Tisch, sondern die Menschen saßen um irgend eine große Schüssel herum und aßen daraus. Mir scheint es, daß die Sprache selbst das ein wenig erklärt, denn in Grbalj [in der südlichsten Spitze von Dalmatien zwischen Cattaro und Budua] heißt sinija auch eine seichte Schüssel [eine schlechte Wiedergabe der Erklärung V. Karadžić im Rječnik: veliki drveni plitak pjat = großer hölzerner seichter Teller — alles wichtige Details!]. Wenn wir uns auf Gebräuche stützen und an ihr hohes Alter glauben dürfen, so ist es sehr interessant, daß am Weihnachtstage weder auf einer sofra noch auf einer sinija, sondern auf einem Sack (vreća) gegessen wird.“

Damit der Sack als „Tisch“ nicht allzu auffällig erscheine, erwähne ich gleich, daß man in Montenegro[4]) noch „häufig ohne jeden Tisch speist: man breitet irgend einen Sack oder eine struka [grober Mantel der Montenegriner und Herzegowiner] aus.“

Sehr wichtig ist auch die Nachricht über sinija, die wir dann meist als kleinen niedrigen Tisch oder als Schüssel finden werden. In einem entlegenen Winkel des überwiegend romanischen Kulturkreises, wohin die letzten Strahlen der von den Türken verbreiteten Kultur gedrungen sind, hat sich also sinija in der ursprüng-

[1]) Man konnte z. B. hören: „Wie kann Meringer behaupten, daß die Slawen kein Bett gehabt hätten, da sie dafür doch das Wort postelja besitzen.“ In der Literatur finden wir bei G. Krek, um den bedeutendsten Vertreter der slawischen linguistischen Paläontologie herauszugreifen, eine ähnliche Argumentation, da er (Einleitung in die slawische Literaturgeschichte [2], 143) den alten Slawen den Tisch auf Grund des Wortes stolŭ zuschreibt, das übrigens in den nordslawischen Sprachen, im Süden aber nur bei den Kroaten und Serben, aber auch nur zum Teile, Tisch bedeutet.

[2]) Starinska srpska jela i pića, erschienen als II. Band. des Srpski Etnografski Zbornik.

[3]) O. c. S. 122.

[4]) Rovinskij, o. c. 482.

lichsten Bedeutung erhalten, denn türk. sini[1]) ist „runde Platte statt des Speisetisches". Wir finden aber sogar sehr weit im südlichen Serbien einen italienischen Namen für den einfachsten „Tisch". Im Gebiete von Leskovac[2]) setzen sich die Schmausenden um einen tanur (sednu oko tanura). tanur aus * tańur neben dem üblichen tańir, diese aus taljur, das bei den Kroaten nachgewiesen ist, und taljir auch taljer[3]) aus dem it. tagliere (Miklosich, E. Wb., s. v. talêrŭ). Daß wir es mit einem „Hackbrett" zu tun haben, was it. tagliere bedeutet, zeigt die weitere Nachricht, daß auf diesem „Tische" (sofra) Fleisch gehackt[4]) wird (pa na sofri nožem seku). Ein anderes Zeugnis, daß noch auf dem Boden gegessen wird, kann ich auch aus dem Bukovicagebiete im nördlichen Dalmatien beibringen, wo Katholiken und Orthodoxe eine ganz gleiche Lebensweise führen.[5]) Hier brennt das Feuer noch auf dem Boden (vatra je pri zemlji).[6]) Zum Feuer wird eine bakra[7]) „ein irdenes Gefäß wie ein Kessel"[8]) und dann mit den gekochten Speisen auf den Boden gestellt (metnu na zemlju). Angesichts der alten romanischen Kultur an der Küste haben sich nicht weit im Inneren noch solche Urzustände selbst bei den Katholiken erhalten! Auch bei den istrischen Rumunen mußte A. Ive auf seiner Forschungsreise gemeinsame Mahlzeiten aus einer auf dem Boden liegenden Schüssel, die den kroatischen Namen zdila[9]) führte, nehmen.

Solche Naturzustände, die sich von den bezeugten und vorausgesetzten anderer Völker nur dadurch unterscheiden, daß man aus einer gemeinsamen Schüssel ißt, fanden die Türken auf dem Balkan vor. Mit feinem Verständnisse deutet S. Trojanović[10]) auf ein den Reichen und den armen Lazarus darstellendes Freskogemälde in dem Kloster Manasija, in dem schönsten alten Baudenkmal Serbiens aus dem Jahre 1407.[11]) Der Reiche erwartet die Gäste beim Tische mit dem charakteristischen serbischen kanavac,[12]) einer langen, über die Tischränder sich hinziehenden gemeinsamen Serviette. Daß der Tisch hoch ist wie der heutige und nicht eine niedrige sinija, muß man dem Einflusse des Westens und der byzantinischen Gebräuche auf Stefan Visoki, den Gründer des Klosters, zuschreiben. Der Stuhl des Reichen hat keine Lehne und ist ganz identisch mit den griechischen Stühlen; der Stuhl auf der Münze Alexanders d. Gr., auf dem er mit einem Vogel in der Hand sitzt, unterscheidet sich nicht im geringsten.

[1]) Miklosich, Die türkischen Elemente, Denkschriften der Wiener Akademie, XXXV. Bd., s. v.

[2]) Zbornik za nar. život, V, 115.

[3]) Ib. I, 38.

[4]) Meringer (Stell. d. bosn. Hauses, 85) verweist auf die heute noch in Tirol üblichen „runden flachen Holzteller für das Fleisch". Solche sind auch bei den Slowenen in Steiermark bekannt (talar wohl aus dem d., während talêr, talir direkt it. sind).

[5]) Zbornik za nar. život, IV, 122.

[6]) Ib. V, 15_1.

[7]) Ib. 20. Vuk Karadžić, Rječnik, bezeugt das Wort für Sinj.

[8]) V. Karadžić, Rječnik, s. v. In Imoski heißt dasselbe Gefäß kotluša (vas quoddam fictile, *zu* kotao Kessel), in Primorje lopiža, die aber „wie ein Kessel aufgehängt wird", auch pińata (it. pignatta) im Südwesten.

[9]) Vgl. Miklosich, E. Wb., s. v. skondêlŭ.

[10]) O. c. 123—124.

[11]) Karić, Srbija, 815—817.

[12]) V. Karadžić (Rječnik) bezeugt kanávac der Lumpen, Lappe aus Ragusa. In seiner Umgebung (in Konavle) wird das Brot auf dem Tische (trpeza) in ein kanavac genanntes Leinwandstück eingehüllt. Den Namen führt es von kanava Hanf, einem in der Lexikographie unbekannten, offenbar aus dem gr.-lat. cannabis direkt entlehnten Worte, für welches auch krs. konoplje (s. Miklosich, E. Wb., 127) üblich ist. Dieses Tuch kann heute aus Lein und Hanf, aus Lein und Baumwolle oder aus Lein allein gesponnen sein. Zbornik za nar. život, VIII, 107—108.

Den Einfluß der Türken auf die Südslawen erklären die serbischen Forscher als unbedeutend. Einer der besten Kenner des Balkans, der Geograph J. Cvijić, konstatiert daselbst vier Kulturkreise: den byzantinisch-aromunischen, patriarchalischen, italienischen und mitteleuropäischen. Er gibt zwar die Möglichkeit zu, daß man einen besonderen türkischen werde ausscheiden müssen, er sei aber nur auf die mohammedanische Bevölkerung, namentlich auf die Osmanlis beschränkt. Die bäuerliche christliche Bevölkerung wurde nirgends vom türkischen Leben stärker affiziert; selbst in den armseligen Čitluk-Dörfern von Makedonien und Altserbien, die vollständig in der Gewalt der Türken sind, ist nichts dergleichen zu bemerken. Die Türken haben sich in das innere Leben des serbischen Volkes nicht eingemengt. Im Gegenteile, die abgelegenen Gebirgsgegenden entwickelten sich freier als im mittelalterlichen serbischen Staate; es erfolgte eine Rückkehr zu jenen Sitten und Gewohnheiten, welche die mittelalterliche Gesetzgebung und Staatsgewalt bekämpften. Brautraub wurde häufiger, die Zadruga erstarkte, die Blutrache trat wieder in den Vordergrund, man kehrte zu den primitiven Wirtschaftsformen oder solchen, die ihnen nahe sind, zurück. „Die Türkenzeit ist daher für unser Volk eine Periode ethnographischer Recreation und der Rückkehr zur ursprünglichen ethnographischen Frische.“ [1]) Diese Ausführungen sind in ihrem Kerne richtig, doch der türkische Einfluß war auch auf die patriarchalischesten Gebiete des Stari Vlah, der südöstlichen Herzegowina und der Drobnjaci und Vasojevići in Montenegro in vielen Punkten sehr groß. Wie alle Balkansprachen, ist auch die kroatoserbische von türkischen Elementen namentlich im Lexikon in unglaublicher Weise infiziert, nicht minder als z. B. in den adriatischen Küstengebieten von der italienischen oder die am meisten nach Westen vorgeschobenen slawischen Sprachen von der deutschen, was um so auffälliger erscheint, als im Westen die Bevölkerung vielfach zweisprachig war und ist, während speziell unter den Serben und Kroaten Osmanlis selten waren und durchweg slawisiert wurden, so daß z. B. Bosnien und die Herzegowina im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie als absolut einsprachige Länder (allerdings mit zwei Schriften) geradezu ein Unikum bilden (nur Salzburg, Ober- und Niederösterreich lassen sich vergleichen). Die türkische Kleidung wurde fast alleinherrschend, im Kriegswesen, in der Verwaltung, in den Gewerben (vgl. schon die Wörter zanat und esnaf), in der Verfeinerung der Lebensweise durch orientalische und selbst abendländische Mittel sind starke türkische Einflüsse bemerkbar. Ich erinnere daran, daß an dem ursprünglichen zweizelligen „oberdeutschen“ Hause gerade die Zubauten und viele Nebengebäude türkische Namen tragen, und daß in der Terminologie des Hausrates die türkischen Elemente geradezu dominieren.

Nichtsdestoweniger kann von einem Rückfalle bezüglich des Kulturhorizontes bei den türkischen Südslawen keine Rede sein. Ganz abgesehen davon, daß eine derartige Eventualität widernatürlich wäre, war in dieser Hinsicht an ihnen wenig zu verderben. Dafür will ich nur einen historischen Beweis anführen, aber einen schlagenden. Im Jahre 1384 kam Petrarcas Schüler Johannes von Ravenna nach Ragusa und blieb daselbst drei Jahre als Notar.[2]) Diesem Aufenthalte haben wir eine „Hystoria Ragusii“ zu verdanken, welche Rački in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Humanismus und der Renaissance“ auszugsweise veröffentlicht hat. Der verwöhnte Italiener fühlte sich in der aufstrebenden Handelsstadt nicht besonders wohl, mußte aber doch gestehen, daß sie eine hervorragende (egregia satis) Architektur auf-

[1]) Cvijić, o. c. XLV—XLVII, XXVI, XXXV—XXXVI.

[2]) Fr. Rački, Rad jugoslav. akademije, Bd. LXXIV, S. 161—162, 174.

zuweisen hatte und daß die Ordnung und die Schönheit der Einrichtung im Inneren der Häuser so groß waren, daß sie mitten in Italien nicht größer sein könnten (quanta maior in Latii medio nulla esse posset). Um so beachtenswerter ist daher seine Schilderung des einfachen häuslichen Lebens, in der wir lesen:[1]) Vita quanto inferior, tanto immundior, brutorumque simillima. Perpaucis demptis stramentis cuncti lineis solo passim cubant, pallearum usum vel ignorant vel non habent, pro quibus succides a pecoribus decisas sub filtris aut tapetibus sternunt, desuper dormitant ac vestiti quidem, linteorum usus ignotus.[2]) In der reichen, mit dem Abendlande in den lebhaftesten Beziehungen stehenden Handelsstadt, deren Blüte in die Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert fällt, schlief man also gegen Ende des 14. Jahrhunderts, als die Türken erst ihre Herrschaft im Südosten der Balkanhalbinsel aufzurichten begannen, noch allgemein auf dem Boden, auf dem man sich sehr primitive Lagerstätten bereitete. In einer ähnlichen Lage fand noch nach fast 400 Jahren der italienische Naturforscher Abbate Alberto Fortis[3]) die „Morlacken", d. h. die bäuerliche Bevölkerung in den Küsten- und Höhengebieten des nördlichen und mittleren Dalmatien (bis zur Narenta), und zwar die Anhänger der römischen und griechischen Kirche, denn er schreibt:[4]) „Anstatt der Matratzen bedienen sich die Morlacken grober Decken, die aus der Türkei kommen; höchst selten findet man ein Bett nach unserer Art; es gibt nur wenige, die eine von Brettern auf die unkünstlichste Art zusammengesetzte Bettstelle besitzen, worin sie ohne Matratzen oder Leilach zwischen ihren groben türkischen Decken schlafen. Das Lager des größten Teiles ist der bloße Boden, worüber sie die Decken, in die sie sich ganz und gar einwickeln, ausbreiten und ein wenig Stroh darunter legen." Ohne den Bericht des Johannes von Ravenna könnte man aus dieser Stelle allerdings auf starke türkische Einflüsse schließen, doch ist es klar, daß die „groben türkischen Decken" nur einen gewissen Fortschritt gegenüber dem ursprünglichen Zustande bedeuteten und speziell in den Gebirgsgegenden auch notwendiger waren als in Ragusa.

Sonst kann ich aus dem heutigen Leben über das Schlafen auf dem Boden zwar nicht so viele Zeugnisse anführen wie bezüglich des Essens, weil die Arbeiten aus Cvijićs Schule über die häusliche Einrichtung und das häusliche Leben nicht im erwünschten Maße berichten, doch besitzen wir gerade bezüglich des patriarchalischesten und von den Türken am wenigsten beeinflußten Landes, Montenegros, das Zeugnis, daß die Mehrzahl der Bevölkerung daselbst direkt auf dem Boden schläft;[5]) ein einfaches Brettergerüst ist dort die höchste Errungenschaft. Speziell der wegen seiner ethnographischen Ursprünglichkeit vielgerühmte Stamm Drobnjak sitzt und schläft auf der Erde (na zemlji), da sogar die Stuben selten gedielt sind.[6]) Interessant

[1]) Rački, l. c. 170.

[2]) Ich möchte die Stelle in folgender Weise übersetzen: Von ausnahmsweise vorkommender Streu abgesehen, liegen sie alle auf dem Boden zerstreut in Leinen (-hemden, -kleidern?); Strohmatratzen kennen oder haben sie nicht; an ihrer Stelle breiten sie vom Kleinvieh abgeschorene Schmutzwolle unter die Filzdecken und Teppiche aus, schlafen sogar angekleidet, der Gebrauch von Leinenwäsche ist ihnen unbekannt. lineis widerspricht dem Schlußsatze; es könnte auch heißen der Reihe nach (doch passim!) oder in rhetorischer Wortstellung: von äußerst selten vorkommenden leinenen Unterlagen abgesehen..

[3]) Sein Viaggio in Dalmazia erschien in Venedig 1774. Mir stand weder das Original, noch die erste Ausgabe der deutschen Übersetzung (Bern 1776) zur Verfügung, sondern nur ein Nachdruck „Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen", Bd. XX, Berlin 1780, S. 215 ff.

[4]) O. c. S. 246.

[5]) Rovinskij, o. c. 483.

[6]) Srp. Etn. Zbornik, IV, 416.

sind einige geradezu biblische Züge beim Liegen im Freien während der warmen Zeit in Bukovica im nördlichen Dalmatien. Wer im Hofe schläft, legt sich einen Stein unter den Kopf; wer im Herdraume liegt, legt den Kopf auf die Schwelle.[1])

Auf diese Weise wird es begreiflich, daß die Türken auch mit ihren kleinen, niedrigen, meist runden Tischen und namentlich mit den verschiedenen Metallschüsseln, die auf sie gestellt werden, eine Verfeinerung der ursprünglichen Zustände herbeiführten. Meringer[2]) beschreibt den bosnisch-herzegowinischen Tisch (sinija, sofra) als „eine große runde Scheibe, die durch zwei Leisten oder durch einen Holzkranz etwa 20 *cm* hoch ist. Dieser Tisch lehnt für gewöhnlich in der Küche oder hängt wohl auch außen am Hause, ist aber niemals in der Stube, sondern wird nur beim Essen hereingetragen". Mit geringen Abweichungen in derselben Gestalt und ganz in derselben Rolle finden wir die sofra (auch die Formen sopra und sovra sind üblich) überall südlich der Save. Auch sofra bedeutet nach Miklosich[3]) runde Anrichtsplatte (die Bedeutung Reisevorrat entwickelte sich nach der Analogie vieler ähnlicher daraus), runde Tischplatte, Tisch nach G. Meyer.[4]) Beachtenswert ist, daß man in Bosnien in größeren Familien auch zwei und drei sofre „stellt", eigentlich „wirft" (mètati—mećem, mètnuti—mètnem ist das übliche Verbum für das Aufstellen eines jeden kleinen Tisches bei den Serben und Kroaten, bei diesen auch für das einheimische stolica).[5])

In Montenegro mißt die sofra 50—75 *cm* im Durchmesser; sie ist so niedrig, daß man um sie herum mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzt. In türkischen Häusern ist sie größer und heißt auch sinija, welches Wort sich aber eigentlich auf eine große metallische Schüssel beziehe, die den ganzen Tisch bedeckt.[6]) In der südwestlichen Herzegowina[7]) ist die sinija „meist rund; man stellt zumeist das Essen auf sie. Sinijca, eine kleine sinija, ähnlich einer Getreidewurfschaufel; sie ist sehr selten; man schneidet gekochtes Fleisch auf ihr". Der Berichterstatter hat sich leider zu kurz gefaßt. Die erwähnten Details, vom Namen angefangen, halte ich in diesen äußersten Ausstrahlungen der türkischen Kultur für ursprünglicher.

In Serbien gibt es nach den Nachrichten von S. Trojanović[8]) bereits Bauern, die bei einem modernen Tische speisen, die große Mehrzahl setzt sich aber noch jetzt zur sinija oder sofra. Im Jasenicagebiete von Smederevo unterscheidet sich die sofra von der sinija: sinija ist kleiner und rund und steht auf drei Füßen, in der Höhe von 2—3 *cm*; sofra ist am Kopfende rund und verlängert sich dann in ein Parallelogramm (vgl. sinijca in der Herzegowina); ihre vier Füße sind gewöhnlich $^1/_2$ *m* hoch. Die Speisen werden in hölzernen Schüsseln (kopańe) aufgetragen, aus denen alle zusammen mit Holzlöffeln essen. In den Dörfern um die Avala (bei Belgrad) ist die sofra rund, aber ein wenig ausgehöhlt wie eine tepsija (kupfernes Becken) und hat an einer Stelle einen Einschnitt, damit das Käsewasser abfließen kann, denn sie dient auch zur Käsebereitung. Sinija ist aus einem einfachen Baumstamme mit drei kurzen Füßchen gezimmert. Im Kreise Kragujevac hat die runde sofra den Umfang eines Meters und ist aus zwei oder höchstens drei

[1]) Zbornik za nar. život, V, 15.
[2]) V. H., 14 [260]. Vgl. Fig. 34—36.
[3]) Die türk. Elemente, Denkschriften d. Wiener Akad., XXXV. Bd., 158.
[4]) Etymol. Wb. der alb. Sprache, s. v. sofrë.
[5]) Zbornik za nar. život, V, 181.
[6]) Rovinskij, o. c. 482.
[7]) Srp. Etn. Zbornik, V, 1140—1141.
[8]) Stara srpska jela i pića, 120—123.

Brettern zusammengefügt; ihre vier Füße sind kreuzweise an vier Stellen angenagelt und übersteigen nicht 15 *cm*. Ein zweites kleines Tischchen heißt sinija oder sofrica (dimin. v. sofra), aber der Name sinija schwindet immer mehr; sie ist aus einfachem Holz, im Durchmesser von 50—70 *cm* gezimmert; die kurzen vier Füße messen höchstens 10 *cm*. Weder die sofra noch die sinija wird gedeckt. In den reichen Häusern der Šumadija sind die sinije immer kupfern, d. h. ein Becken wie die tepsija wird auf eine echte hölzerne sinija oder auf etwas anderes niedriges gestellt. Da eine kupferne sinija sehr teuer ist, so speist man darauf nur an großen Feiertagen. „Die metallischen sinije brachten die Türken auf, die sich ihrer noch heute in ganz Kleinasien bedienen." Natürlich ist das nur die allerneueste Errungenschaft des türkischen Einflusses! Sehr wichtig ist die gelegentlich eingestreute und nicht lokalisierte Nachricht, daß es „im Gebirge" (u planini) „sehr enge und lange sofre" gibt (Einfluß der Klöster? vgl. u.).

In Slawonien [1]) ist, wie in so vielen Worten, die Erinnerung an die türkische Herrschaft auch darin bewahrt, daß der moderne Tisch, der aber nicht in der Ecke, sondern in der Mitte der Stube näher der Front steht, velika (große) sinija heißt. Für die Kinder wird aber aus der Küche noch immer eine sinijica hereingetragen. Selbst in Poljica, im mittleren Dalmatien, [2]) kommt noch eine dreifüßige runde sinija neben einem länglichen vierfüßigen stol vor.

Stol, stō als moderner Tisch ist hauptsächlich in den nordwestlichen, dem abendländischen Kulturkreise angehörigen Gebieten bekannt. Weit im Inneren des kroatischen Küstenlandes, in Sušńevo selo und Čakovac auf der Straße Karlstadt—Zengg, erinnert stol schon stark an den Tisch vieler slowenischer Gebiete: er ist meist aus Ahornholz und dient nur im Winter zum Essen, im Sommer legt man aber Kleider oder sonst etwas darauf. [3]) Da er bei einer Bank (klup) steht und neben ihm unter dem Hoffenster eine kleine Bank (klupčica), welche beim Essen zum Sitzen, in der Nacht aber zum Schlafen dient, erwähnt wird, so steht er offenbar schon in einer Zimmerecke. Daneben wird aber in dieser von dauernder Türkennot nicht heimgesuchten Gegend mit „oberdeutschem" Hausbau ein übertragbarer kleiner Eßtisch (metnedu stolicu, s kê se jî) in der Küche erwähnt. [4]) In Vrbnik auf der Insel Veglia [5]) wird uns ein großer Tisch stol, ein kleiner stolić im Herd- und Kulturraume genannt; sie dienen zum Essen und stehen immer im Lichte (na svitli), entweder gegenüber der Tür oder in der Nähe der Fenster. Ob stol und stolić in demselben Hause nebeneinander vorkommen, geht aus der Aufzählung nicht hervor. Bei Agram finden wir schon einen „breiten" stol mit langen Bänken in der Zimmerecke. [6])

Sto aus stol ist heute in der serbokroatischen Literatursprache, in die es hauptsächlich durch die Kroaten eingeführt wurde, allgemein üblich und war wohl auch früher in verschiedenen Gegenden mehr bekannt, als ich nachweisen kann, doch führt noch Vuk Karadžić (Rječnik) als erste Bedeutung Stuhl [7]) an. Dagegen war auch ihm

[1]) Zbornik za nar. život, II, 124.
[2]) Ib. VIII, 264.
[3]) Zbornik za nar. život, V, 184.
[4]) Ibid. 181. In der Lika wird ein runder oder viereckiger Tisch in einer Küchenecke angelehnt. Ib. X, 314.
[5]) Ib. V, 244—245.
[6]) Ib. I, 121.
[7]) Meringer (Stell. d. bosn. Hauses, 93) schreibt infolge bloß mündlicher Informationen: „Im Serbischen soll auch der Stuhl sto genannt werden." Wie öfters, ließ er sich wertvolle Angaben des Vuk'schen Wörterbuches entgehen, das dank der Anleitung Kopitars schon in der ersten Auflage (1818) gerade durch seine sachlichen Erklärungen hervorragte; über die serbischen Sitten und Gebräuche kann man sich noch heute kurz und bündig aus diesem Wörterbuche (2. Aufl. 1852, 3. Aufl. 1898) orientieren.

stòlica aus Kroatien als Tisch bekannt (s. o.), während es gewöhnlich neben anderen Diminutiven stolac und stočić Sessel, Stuhl bedeutet. Es gehen also noch heute bei den Kroaten und Serben die Bedeutungen Tisch und Stuhl durcheinander, aber es besteht kein Zweifel, daß stol, sto (Stuhl) vielmehr verbreitet und ursprünglicher ist. Bei den Slowenen bedeutet das Wort nur Stuhl, freistehende Bank, allerdings mit einer kleinen Ausnahme, da es bei den wenigen Slowenen in Ungarn auch als Tisch[1]) nachgewiesen ist. Für Bulgarien bezeugt Jireček, daß stol (dim. stolčé) „meist einen Stuhl zum Sitzen, selten einen Tisch" bedeutet: es ist wohl kein Zufall, daß Jireček diese Anmerkung nur bei der Schilderung des städtischen Hauses unterbrachte,[2]) in welchem die Bedeutung Tisch durch den starken russischen Einfluß[3]) auf die bulgarische Intelligenz auch lange vor der Befreiung aufgekommen sein kann. Marinov[4]) bezeugt für Nordwestbulgarien stol nur als niedrigen dreifüßigen segment- oder trapezförmigen Stuhl. Duvernois' großes Bulg.-russ. und Miladinovs Deutsch-bulg. Wörterbuch kennen stol als Tisch gar nicht. In bezug auf die Bedeutungen Stuhl und Tisch für stol stehen die südslawischen Sprachen, von der altkirchenslawischen angefangen (s. Miklosich, Lexikon palaeoslov.) im Gegensatze zur russ., poln. und čech. (in der Lausitz ist stol schon wieder Stuhl) und stellen sich auf Seite des gemeingermanischen Stuhl (stōl), für welches Meringer[5]) gegen Miklosich Urverwandtschaft mit dem slaw. stolŭ in erwünschter Weise nachgewiesen hat. Seine Argumentation, daß die Bezeichnung des Stuhles, der ursprünglich ohne Lehne war (das unterliegt keinem Zweifel), beim Aufkommen des hohen vierbeinigen Tisches auf diesen übertragen wurde, habe ich an mir selbst erfahren. Als ich auf meiner Forschungsreise im Jahre 1902 in Oberkrain einen länglichen vierbeinigen Stuhl (stol), der häufig die Rolle der Bänke auf den Außenseiten des Tisches spielt, sah, rief ich aus: Das ist ja der stol (Tisch) der nordslawischen Sprachen.[6]) Nach längerem Nachdenken erinnerte ich mich erst, daß ich diesen stol schon in meiner Jugend sehr gut kannte, doch Gegenstand und Name entschwanden mir im Laufe der Zeit vollständig und ich dachte noch bei der ersten Lektüre der Meringer'schen Schriften nur an stol als Stuhl mit Lehne. Eine interessante Parallele auf slawischem Gebiete hat Meringer selbst aus der ober- und niederserbischen Sprache in der Lausitz beigebracht, wo blido (bljudo, bljuda aus got. biuþs, geht durch alle slawischen Sprachen in der Bedeutung Schüssel, aber auch Gericht, Untertasse,[7]) vgl. Miklosich, E. Wb., 15) Tisch bedeutet, das Dimin. blidko,

---

[1]) Pleteršnik, Slovar, s. v. 4.

[2]) Auch in Cesty po Bulharsku, 30, wo „selten" durch někdy (manchmal, hie und da) noch mehr eingeschränkt wird.

[3]) Vgl. nastolno pivo (Tischbier), I. Miladinov, Deutsch-bulg. Wb., s. v. Tisch.

[4]) O. c. 92, mit Abbildungen.

[5]) Stell. d. bosn. Hauses, 92—95.

[6]) Übrigens hat das schon der krainische Geschichtsschreiber des Aufklärungszeitalters gesehen. A. Linhart, Versuch einer Geschichte Krains, II (Laibach 1791), 301, schreibt, nachdem er klop als festgemachte Bank, stol als bewegliches Geräte charakterisiert hatte: „Der Tisch war weiter nichts, als ein ‚Stol', neben dem sie auf der Erde saßen; daher haben jetzt die Krainer, um einen Tisch zu bezeichnen, mit der fremden Sitte den fremden Namen." Es entging ihm nicht, daß dem slow. miza (Tisch), böhm. mísa (Schüssel) entspricht, was ihn nicht abschreckte. Namentlich die Stelle über das Bett (S. 302) hätten Schrader und Meringer abgeschrieben haben können.

[7]) Die letzteren Bedeutungen im Russischen und die Zählung der Gänge nach bljudo (obêd v dva, tri bljuda) läßt an die ursprüngliche Bedeutung Speisebrett denken. Übrigens belegt Daljs Tolkovyj slovarь direkt die Bedeutung: eine Art großer Teller, rund oder länglich, gewöhnlich mit breitem Rande.

die bewegliche Bank beim Tische (daneben ława die feste Bank an den Wänden, stol Stuhl).[1]) Aus Černýs Darstellung und Abbildung erfahren wir allerdings, daß dieses Verhältnis meist nur im Niederserbischen vorhanden ist. Die Wörterbücher sprechen noch mehr für das Durcheinandergehen der beiden Wörter und Sachen. Nach Pfuhls Lausitz-Wend. (oberserb.) Wörterb. ist blidko Tisch, kleiner Tisch, Zwahrs Niederlaus.-Wend.-Deutsches Wörterbuch kennt aber blido (ohne blidko!) auch als Bank. Welche Mannigfaltigkeit sogar auf so kleinen Sprachgebieten vorkommen kann, beweist weiter der Umstand, daß os. ława, ławeca auch die bewegliche Bank bezeichnet, für stol aber Černý auch die Dimin. stólc, stólčk, stolk beibringt. Blido als Tisch und Bank im äußersten Nordwesten des slawischen Sprachgebietes ist überhaupt sprach- und kulturhistorisch interessant. Das Wort gehört zu den ältesten gemeinslawischen Entlehnungen aus dem Gotischen jenseits der Karpathen, und fällt vor allem durch sein epenthetisches *l*, das in den nordwestslawischen Sprachen so selten ist, in der Wurzel auf. Wegen des *i*-Umlautes könnte man an das Medium des Čechischen in Böhmen denken, doch kennt Gebauer (Historická mluvnice und Staročeský slovník) das Wort gar nicht, anderseits ist *i* aus *u* im Os. und Ns. bezeugt (Miklosich, vgl. Gram., I, 557, 572).

Es ist sehr bezeichnend, daß die Serben in Ungarn àstal (gen. astála) für Tisch aus dem magyar. asztal entlehnten, das seinerseits aus dem slaw. stol stammt.[2]) Man kennt das Wort nicht bloß daselbst (V. Karadžić, Rječnik), sondern es hat sehr starke Verbreitung auch in Serbien gefunden und ist selbst bis Montenegro vorgedrungen, wo es als „serbianisch" gilt;[3]) auch aus Slawonien (Gradište) ist astal und das Dimin. astalić (aus einer Meierei) bezeugt.[4]) Begreiflicher ist das aus dem gr. τράπεζα entlehnte trpeza Tisch, Mahl, das offenbar durch die Klöster eingeführt und verbreitet wurde, denn trpèzar heißt Tafeldecker, trpezàrija Speisaal in den Klöstern (V. Karadžić, Rječnik). Durch sie haben die Serben, immerhin schon früh vierfüßige (τράπεζα wird als „Vierfuß" etymologisch erklärt) längliche Tische (s. o. Trojanović's Nachricht und u. Bulgarien) kennen gelernt; das entsprechende Freskogemälde des Klosters Manasija aus dem Anfange des XV. Jahrh. wurde schon erwähnt. Auffallend ist das Wort im katholischen Westen des serbokroatischen Sprachgebietes. In Konavle bei Ragusa, also neben einem so alten abendländischen Kulturzentrum, wird der Tisch trpeza genannt; sie ist so lang, daß sie im Obergeschosse (pod) drei Viertel der Breitseite einnimmt, aus Nußholz, nicht bemalt, eng; in einer schlüssellosen Lade (škrabica) liegen Gabeln, Löffel, Messer und Teller; auf dem Tische liegt ungesäuertes Weizenbrot (pogača) in den kanavac (s. o.) eingehüllt.[5]) Wir haben hier eine alte Entlehnung aus dem Griechischen an Ort und Stelle in diesem lange von Byzanz beherrschten Küstengebiete vor uns;[6]) wahrscheinlicher wäre eine solche aus der Zeit der serbischen, ebenfalls in frühe Jahrhunderte fallenden Herrschaft, wenn das Wort nicht auch in der „Judita" (1501)

[1]) Außer der von Meringer zitierten Schrift „Dorfkirche und Bauernhaus im Königreiche Sachsen" (S.-A. aus der zweiten Auflage der sächsischen Volkskunde von Robert Wuttke), S. 97, vgl. noch A. Černý, Wobydlenje łužiskich Serbow, S. 22, Fig. 4, 5, 6.

[2]) Miklosich, Die slaw. Elemente im Magyarischen [2], 115.

[3]) Rovinskij, o. c. 482.

[4]) Zbornik za nar. život, V, 302, 304.

[5]) Zbornik za nar. život, VIII, 107.

[6]) Vgl. die Beispiele (manche unhaltbare) bei K. Jireček, die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters, I (Denkschriften d. Wiener Akademie, Bd. XLVIII), S. 37.

des Spalatiners M. Marulić[1]) und bei anderen Dalmatinern[2]) nachgewiesen wäre. Beachtenswert ist auch der Umstand, daß in Montenegro für den europäischen Tisch die Namen trpeza und tavolin[3]) (it. tavolîno) offenbar aus dem nahen Küstenlande entlehnt wurden (selten sind daneben sto und astal). Aus dem it. tavola stammt auch tóla, das wir in den Volksliedern der Mohamedaner im nordwestlichen Bosnien (an der kroatischen Grenze) finden; bezeichnend sind auch hier die Ausdrücke: tole postaviti (= mensas ponere), diž'te tolu[4]) (= tollite mensam). Dagegen ist es auffällig, daß sogar beim Zaratiner Dichter J. Baraković, dessen Vila Slovinka zum erstenmale 1613 in Venedig gedruckt wurde, das türkische sopra (Stari pisci hrvatski, XVII, S. 3, V. 49; S. 97, V. 334, hier ist unbedingt ein europäischer Tisch gemeint: Tad povoj razavi prid svimi Plankita, ditića postavi na sopru razvita) vorkommt.

Über den Tisch im nordwestlichen Bulgarien hat uns Marinov[5]) im Zusammenhange unterrichtet. Auch hier finden wir die uns bereits bekannte sofra, nur kommt dieser Name selten vor, gewöhnlich ist sinija (s. o.) oder das wohl romanische paralija[6]) (Duvernois führt die Formen paralíja, paralljá, prъljá an). Die sinija wird von den bulgarischen Drechslern aus Buchenholz oder von Zimmerleuten aus Brettern (gewöhnlich aus vier) gemacht; in beiden Fällen ist sie rund,[7]) viereckige trifft man sehr selten an. Wenn die von Zimmerleuten angefertigte sinija sehr groß ist, heißt sie jastagač; das Wort ist wohl türkisch, fordert aber durch jast — (jáste, jasté Speise, Duvernois, s. v.) zu einer volksetymologischen Umbildung heraus, die speziell durch jêstač aus Tetovo belegt ist. Daneben ist trapeza ein langer Festtisch, der bei feierlichen Anlässen (an großen Feiertagen, bei Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen, Kirchenfesten usw.) gebraucht wird; er ist ein Erzeugnis von Zimmerleuten oder wird in ärmeren Häusern aus zwei runden sinije, die durch zwei lange Bretter verbunden werden, zusammengestellt. Daraus sieht man schon, daß die bulgarische trapeza den europäischen Kulturhorizont noch nicht erreicht hat. Dieser Tisch wird immer mit einem besonderen aus Wolle gewebten Tischtuch mesal gedeckt. Duvernois erklärt dagegen mêsál[8]) (er bringt auch misal, s. u.): ein Tuch, mit dem man aus dem Ofen genommene Brotlaibe und verschiedene Speisen bedeckt; manchmal wird es zum Essen ausgebreitet. Auf jeden Fall haben wir es mit einem ursprünglichen Tischtuche zu tun, was mensale, mensalis im Latein des Mittelalters (Miklosich, E. Wb., 195, meint: mittelbar auf lat. mensa zurückzuführen) in der Tat bedeutet.[9]) Das Wort hat es jedoch bei den Bulgaren auch zu höheren Bedeutungen gebracht. Ein Zitat (bei Duvernois) aus Rakovskis Pokazalec (Odessa 1859) belehrt uns, daß schwarze mesali „noch vor einigen Jahren" von Bulgaren als Kopfbedeckung getragen wurden und in Rumänien (im Rumänischen ist

[1]) Z. B. Vorrede, Z. 32, V. Buch, V. 77 (na gospodskoj trpezi) nach der Ausg. v. M. Kušar.

[2]) P. Hektorović von der Insel Lesina (Stari pisci hrvatski, VI), 10, V. 273—274: Oni tu staviše nike cke nad riku, na ke napraviše trpezu veliku (katholische Mönche improvisierten auf Brettern einen großen Tisch über dem Flüßchen bei Salona). V. 1173: trpezu kamenu (steinerner Tisch im Garten eines Landhauses).

[3]) Rovinskij, o. c. 482.

[4]) Hrvatske narodne pjesme, izd. Matica Hrvatska, Bd. III, S. 665.

[5]) Sbornik za narodni umotvorenija, XVIII/2, 90—91.

[6]) Nur noch skr. poralija (irdene Schüssel) in den Bocche di Cattaro. Matzenauer, Cizí slova, 280, vergleicht mlat. parolla, parollia lebes minor, afrz. pairol. Weitere rom. Entsprechungen bringt G. Meyer, Etym. Wb. d. alb. Spr., S. 320.

[7]) Vgl. l. c. die Abbildung Nr. 77.

[8]) Slovarь bolgarskago jazyka, s. v.

[9]) Du Cange Glossarium, IV, 359.

mir ein entsprechendes Wort nicht bekannt geworden) und Makedonien (vgl. alban. misal, męsale) noch getragen werden (der Bericht ist fast 50 Jahre alt!). Außer der bulg. Bezeichnung kolíci ist dafür auch šerveta (n. pl., Duvernois bildet dazu den nom. sgl. šervé) üblich, das Rakovski richtig auf frz. serviette zurückführt, ebenso σερεβέτα der Griechen in der Umgebung von Konstantinopel und Adrianopel. Aus Tischtuch wurde aber bei den Bulgaren auch — Tisch.[1]) Von allen Bedeutungsübergängen ist dieser wohl der merkwürdigste. Daß aber nicht bloß aus Eßbrett, Teller, Schüssel, sondern auch aus Tischtuch Tisch werden konnte, werden wir begreifen, wenn wir eine andere Schilderung der Zusammenstellung (slagane, Aufheben digane, se složi ponitur, se digne tollitur)[2]) des bulgarischen Tisches unter dem Namen trapeza bei Duvernois lesen: auf dem Boden in der kъšta wird zuerst eine Matte (rogozska) ausgebreitet; darauf kommt ein schöner, buntgewebter, großer Teppich postilka (auch Bett! von der Wurzel stel[3]) streuen); auf drei Seiten werden Pölster (vъzglavnici) schräg gelegt, der dadurch zwischen je zwei Polstern leer gebliebene Raum durch kleinere Pölster (tumbe) ausgefüllt; über die postilka wird misal (aus mêsal), für welches als Synonymon in der Klammer trapeza (also auch ein sonderbarer Bedeutungsübergang des griech. „Vierfußes"!) steht, ausgebreitet. Wenn man ein $1^1/_2$—2 Spannen hohes Gestell (odъr) hat, so kommen alle genannten „Schmuckwaren" darauf, dann erst weiße Teller aus Gabrovo mit etwas Salz und rotem Pfeffer vor jeden Gast; die Suppe (čorba) wird für je zwei Gäste in einer Schüssel (panica) aufgetragen. Hier kommt man also den ursprünglichen Zuständen bei anderen Völkern am nächsten! Auch die dialektische Form trъpeza wird von Duvernois mit „hölzerner oder einfach auf den Boden gedeckter Tisch" übersetzt. Für das gr. τράπεζα muß daher in manchen Gegenden Bulgariens ein entschiedener Rückschritt konstatiert werden.

Zum Ersatze dafür kann aber das türk. sofra (dimin. sofrička) auch „einen großen langen Tisch für Gäste, zum Unterschiede von paralíja (runder Tisch)" bedeuten. Damit wir aber gleich an die ursprünglichen Zustände bei den Bulgaren und anderen Völkern erinnert werden, erfahren wir, daß sofra „eine bäuerliche Schüssel", sinija aber eine „metallene Schüssel" sein kann. Ebenso kennt Duvernois paralíja, paralljá als „großes metallisches Brett, auf welches alles zum Essen Notwendige gelegt und das dann auf den Tisch gestellt wird", dann erst als „niederen Speisetisch", unter prъlja allerdings nur die letzte Bedeutung. Auch auf serbokroatischem Gebiete ist poralija[4]) (aus den Bocche di Cattaro) in der Bedeutung bljuda irdene Schüssel belegt. Selbst bljudo (s. o.) ist im Bulg. in beiden Bedeutungen: eine irdene Schüssel, Teller und Tisch (synom. prъlja, trъpeza und sofra; nur hier erwähnt Duvernois auch stolъ) bezeugt.

Neben dieser gemeinslawischen Entlehnung (bljudo) aus dem Germanischen finden wir noch zwei aus dem Romanischen. Miklosich[5]) führt auch tabla an, das aus it. tavola abzuleiten ist; auch Jireček[6]) erwähnt tabla (neben sofríca, paralija) als

[1]) Miklosich, Kratkij slovarь šesti slavjanskich jazykov, 812, s. v. stolъ (die bulgarische Partie wurde von Miklosich nach Angaben bulgarischer Studenten ausgearbeitet); ebenso Etymol. Wb., 195, s. v. mêsalŭ.

[2]) Marinov, l. c. 92, 93.

[3]) Miklosich, E. Wb., 320.

[4]) V. Karadžić, Rječnik, s. v.

[5]) Kratkij slovarь, s. v. bljudo.

[6]) Das Fürstentum Bulgarien, 158.

runde Platte; Duvernois (bietet neben tábla auch táblja) kennt nur die Bedeutung Brett, auf dem Brot zum Verkaufe ausgetragen wird. Als Name für den europäischen Tisch scheint sich masa (aus dem rum. másă Tisch, Tafel), masička Tischchen besonders einzubürgern, denn Miladinov (Deusch-bulg. Wörterb.) führt es an erster Stelle an (dann sofra, trapeza und zuletzt tezga, das bei Duvernois fehlt) und aus den Zitaten bei Duvernois ersieht man, daß man es mit einem vornehmen Tische zu tun hat (z. B. arbeitet der Fürst pri masata); auch Jireček[1]) zählt es (neben trapeza, sofra) nur beim städtischen Hause auf.

Das Bulgarische besitzt aber für Tisch doch nicht bloß fremde Wörter, sondern auch ein einheimisches, nicht stol, wohl aber prêstol, das neben „Thron" (wie im aksl. und in den meisten modernen slawischen Sprachen) auch einen Tisch in der Mitte oder in der Ecke des Empfangszimmers bedeutet, wo von allem, womit man die Gäste bewirten will, etwas aufgestellt wird (offenbar nach Art des russischen Tisches für die zakuski).

Dem Tische entsprechend sind auch die Sitze im Herdraume und in der Stube. Bei den Serben und Kroaten entsprechen auch hier die Verhältnisse im allgemeinen den von Meringer geschilderten in Bosnien und der Herzegowina (V. H., 15). Man sitzt auf dem Boden, wobei Matten (pokrovac, guber) schon einen Luxus bilden können, auf Polstern (jastuk) oder auf kleinen meist dreifüßigen Stühlen ohne Lehne. Es ist interessant, was V. Vuletić-Vukasović für Dalmatien, die Herzegowina und Bosnien als außergewöhnlich hervorhebt: einem fremden Gaste bringt man einen pokrovac, damit er „nach türkischer Sitte (adet)" mit gekreuzten Beinen auf dem Boden kauern könne. Die von Meringer (V. H., Fig. 37, 38) abgebildeten (leider fehlen hier die Namen) hölzernen Dreifüße (Schemel) sind wohl die in der Literatur öfters erwähnten stol-ovi (sgl. sto) mit den diminuierenden Ableitungen stolac (pl. stoci) stočić, stolica in Montenegro (sto heißt in Piva ein hölzerner Dreifuß mit Lehne,[2]) stolec, stolčić (mit zwei „Füßen" aus Brettern, mit vier oder mit drei, wenn er halbkreisförmig ist) auf Veglia.[3]) Es müssen aber Differenzierungen vorhanden sein, da gerade im nordwestlichen Bosnien einige stolovi (tronošci) und eine skemlija[4]) im Herdraume (kuća) besonders erwähnt werden.[5]) Dem stolac wird eine Höhe von 20 *cm* zugeschrieben.[6]) Daneben werden auch kladić-i (kleine Klötze, Blöcke), jedenfalls behauene, erwähnt, was von den trupice (sgl. — ica) bei den Bjelopavlići in Montenegro[7]) ausdrücklich bezeugt wird. Wo aber bereits der hohe Tisch bekannt ist, geht der Name stolac verloren; in Slawonien heißt er direkt tronožak[8]) (Dreifuß). Der von Meringer (V. H., Fig. 39) abgebildete hölzerne Dreifuß mit Lehne wird uns aus Montenegro[9]) genauer geschildert: rund oder viereckig findet er sich fast in jedem Hause, die Lehne (naslonjača, naslonjač) erhebt sich bis 25 *cm*, die Höhe des ganzen Stuhles vom Boden ist unbedeutend, 30—35 *cm*. Dieser mit Holzschnitzerei geschmückte Stuhl heimischer Arbeit heißt usložiti stolac (zusammengesetzter Stuhl), stolovač oder stolovak (—ač und —ak sind

[1]) O. c. 162.
[2]) Rovinskij, o. c. 480—481.
[3]) Zbornik za nar. život, V, 244.
[4]) Vgl. Miklosich, E. Wb., 297, unter skamija.
[5]) Zbornik za nar. život, VI, 69.
[6]) Ib. I, 39.
[7]) Trojanović, o. c. 15.
[8]) Zbornik za nar. život, II, 124.
[9]) Rovinskij, o. c. 481.

hier Amplifikationssuffixe); er ist der Ehrensitz des ältesten Familienmitgliedes oder des Gastes. Bei den Bjelopavlići wird dagegen ein stolovač aus behauenem eckigen Stein erwähnt,[1]) auf welchem nur das Familienoberhaupt (domaćin) sitzt. Auch aus Serbien wird dabei eine links vom Herde gemauerte stolica für das Familienoberhaupt bezeugt. Besonders hervorgehoben muß werden, daß in den aus Holz gebauten (also „oberdeutschen") Häusern in Montenegro in der Stube auch Bänke (skemlije lave, lavice[2]) vorkommen. Soll das banklose Bosnien und die Herzegowina[3]) in dieser Hinsicht wirklich einen Rückschritt zu verzeichnen haben? Eine Art gemauerter Bank hinter dem Herde an der Wand in der Höhe von 40 *cm* und Breite von 20 *cm* in den montenegrinischen Häusern aus Stein heißt pižulj.[4]) Für ein * podiolum (vgl. Körting, Lat.-rom. Wb., podium Tritt, Erhöhung, it. poggio Anhöhe), von dem man auszugehen hat, weist mir K. Štrekelj friaul. pujul, pijùl, pijòul, ballatojo, terrazino, verone, (Pirona, Vocabolario friulano) nach; vgl. žmûl, žmûlj, žmüo Becher aus mužulj, friaul. muzùl, istr. mujùl aus modiolus (Štrekelj). In Serbien führt eine zum Herde selbst gehörige Bank den einheimischen Namen gramada (vgl. Miklosich, E. Wb., 74). Auf Veglia heißt der Lehnstuhl katrida,[5]) in Poljica katriga,[6]) also sprachlich und sachlich lat. cathedra (beachte it. venez. carega).

Aus Bulgarien ist wenig nachzutragen. Um die sinija sitzt man auf Pölstern oder durchweg dreifüßigen niedrigen Stühlen (s. o.), im Herdraume nur auf solchen Stühlen.[7]) Jireček[8]) erwähnt als bewegliches Bauernhausmöbel „höchstens einen ganz niedrigen Dreifuß oder Holzklotz zum Sitzen (stolčé)".

Die Slowenen haben für Tisch nur einen Namen miza, das im Kirchenslawischen und in den nordslawischen Sprachen als misa Schüssel bekannt ist. Trotz der Zweifel Miklosichs (E. Wb., 199) glaube ich, daß die ganze Sippe aus dem ahd. mias, mies (got. mes aus mensa) entlehnt ist (Uhlenbeck erwähnt das Wort nicht); *z* im nsl. miza ist für lat. mensa nicht so beweisend, wie Miklosich meint (vgl. o. hyzŭ und hysŭ aus germ. hūs, ebenso hiša und hiža), ganz abgesehen davon, daß der Charakter der deutschen *s*-Laute selbst strittig ist, wohl aber der Vokal in allen slawischen Sprachen. Lat. mensa kommt direkt gar nicht in Betracht, denn *en* hätte im Slawischen überall den Nasal *ę* mit seinen späteren Entsprechungen ergeben. Man könnte allerdings an die it. Nebenform mesa (da wären im nsl. wieder Schwierigkeiten wegen des *s*!) oder an rhätoroman. méza, méiza[9]) denken, aber diese hätten im nsl. *ê* ergeben, ebenso die Entsprechungen *ie è* im Čech., *ia* im Poln., *ê* im Russ. Aus demselben Grunde ist eine besonders in den nordslawischen Sprachen naheliegende direkte Entlehnung aus dem got. mês ausgeschlossen; nur aus dem ahd. mías, mies können lautgesetzlich die Entlehnungen der Slowenen und Nordslawen erklärt werden. Sehr bezeichnend ist der Umstand, daß das Wort bei den Südslawen nur bei den

---

[1]) Trojanović, o. c. 15.

[2]) Das gemeinslawische Wort lava (vgl. Miklosich, E. Wb.) ist sonst aus dem Serbischen nicht bezeugt (auch im Nsl. nicht in einer entsprechenden Bedeutung).

[3]) Meringer, V. H., 15.

[4]) Rovinskij, o. c. 437.

[5]) Zbornik za nar. život, V, 244.

[6]) Ib. VIII, 264. Rječnik hrv. ili srpskog jezika, zitiert nur die Form kàtrîda (Miklosich, E. Wb., hat auch katriga wahrscheinlich aus einem Wörterbuche) aus Norddalmatien und Istrien. Auch nsl. am Karst kondrega.

[7]) Marinov, o. c. 92.

[8]) Das Fürstentum Bulgarien, 158.

[9]) Körting, Lat.-rom. Wb., 579.

Slowenen und nur bei diesen in der Bedeutung Tisch[1]) vorkommt; aksl. misa patina ist ein Pannonismus, der schon in den ältesten Denkmälern durch bljudo ersetzt wurde:[2]) es sprechen also auch sachliche Gründe für eine Entlehnung aus dem Althochdeutschen. Die Bedeutungsunterschiede erklärt Miklosich (E. Wb., 198) in seiner bekannten kurzen Art: „Tisch und Schüssel unterscheidet man nicht." Man könnte wegen solcher Aussprüche an dem Verstande der Philologen verzweifeln, aber die bisherigen Ausführungen haben auch auf südslawischem Gebiete gezeigt, wie sehr Miklosich Recht hatte, nur muß das auch begreiflich gemacht werden.

Daß „der große schwere gemeinsame Eßtisch", der im deutschen Bauernhause „schon seit Jahrhunderten seinen festen Platz in der Fensterecke in der Stube hat", obwohl auch er einer viel späteren Entwicklung angehört,[3]) bei den Slowenen durchaus noch nicht so allgemein ist, wie man glauben könnte, habe ich schon erwähnt. Seine Dienste leistet auch die den Backtrog ersetzende mentrga (Mehltruhe) in Oberkrain und Kärnten, in den steirischen Rauchstuben findet man aber im Herdraume und in der neuen Stube manchmal eine tabla (Bachern), tobl in den Windischen Büheln, die beide aus dem deutschen Tafelbett (in Saldenhofen hörte ich auch direkt tafelbet) stammen. Daß eine derartige doppelte Verwendung eines Hausgerätes jüngeren Ursprunges und nicht bloß durch Ersparungsrücksichten, sondern auch durch den Raummangel bedingt ist, wird ein Sachkundiger begreiflich finden. Ich kann es überdies direkt bestätigen; so erfuhr ich in einem Hause in Kamna Gorica (Oberkrain), daß man auch einen alten Tisch besitze, aber für ihn keinen Platz in der Stube habe, weshalb daselbst nur eine mentrga stehe. In den Rauchstuben am Bachern sah ich meist im Herdraume und im Freien auch runde Tische und erhielt die Aufklärung, daß sie früher viel häufiger waren, viereckige Tische seien aber mehr modern (po novem).

Doch haben wir es hier immerhin mit hohen Tischen zu tun. Den ursprünglichen Zustand finden wir auf den Almen in Oberkrain wieder. Die Sennhütten besitzen regelmäßig feste Bänke an den Wänden, aber gewöhnlich gar keinen Tisch; der „Hirt" sitzt auf der Bank und hält seine Schüssel in der Hand oder stellt sie auf den Herd, zu dem er sich auf einen niedrigen Stuhl setzt. Am Stol fand ich vor der Hütte einen etwas behauenen, ungefähr 40 *cm* hohen Felsblock. Es ist charakteristisch, daß meine touristischen Begleiter nicht glauben wollten, das sei der Tisch, und nicht wenig erstaunt waren, als die Sennerin meine Vermutung bestätigte. Dabei ist ein steinerner runder oder viereckiger Tisch unter einem Baume bei den Slowenen keine Seltenheit.[4]) In der Wochein (an den Abhängen des Triglav) fand ich an der Wand hängende drehbare Tische in Viereckform, die unten etwas abgerundete Ecken und oben runde Ausschnitte zeigen; damit sie aufgestellt werden können, haben sie unten zwei gerade oder gebogene Füße oder auch nur einen nach unten sich erweiternden Fuß. Einen solchen Tisch sah ich auch weiter unten im Tale (Češnica Nr. 84) im Flur, wo im Sommer gegessen wird. Derartige Tische zum „auffireidln" (mit nasaliertem *ei*) erwähnt R. Meringer auch in Bauernhäusern von Alt-Aussee als „Brückltisch"[5])

---

[1]) Man beachte dagegen, daß gerade im It. (wie im Frz.) der übliche Name für Tisch tavola (aus tabula) ist.

[2]) Jagić, Zur Entstehungsgeschichte der kirchenslaw. Sprache, II, 15, 65.

[3]) Meringer, Stell. d. bosn. Hauses, 83.

[4]) Im Volksliede wird unter der Linde erwähnt: miza kamnata na štiri vogle rezana. Bei den Weißkrainern speist man im Sommer unter irgend einem Baume, meist auf einem Steintische.

[5]) Siehe diese „Mitteilungen", Bd. XXI, S. 104, 121.

oder als Tisch zum Aufklappen im Vorhaus.[1]) Auch in Oberitalien sollen sie üblich sein; bezeugt werden sie mir auch für Mering bei Augsburg. Auf jeden Fall sind sie schon ein moderner Behelf, bei dem Raumersparnis möglich ist.

Wichtiger ist für unsere Zwecke der Umstand, daß in den Häusern des Wocheinertales viereckige „große Tische" (velika miza) vorkommen, aber nur an Sonntagen und bei feierlichen Anlässen oder auch schon zu Mittag regelmäßig als Eßtisch benützt werden; sonst sind sie mehr zur Repräsentation oder zum Belegen da. Daneben finden wir als gewöhnlichen Eßtisch einen „kleinen Tisch" mala miza, mízica (gesprochen miz'ca) oder auch mala mizica, der keinen festen Platz hat: er steht in der Stube in der Ecke beim Eingange gegenüber dem Ofen, unter der Bank oder unter dem großen Tische (dieses Detail wurde mir von einer aus Soča im Görzer Gebiete ein-

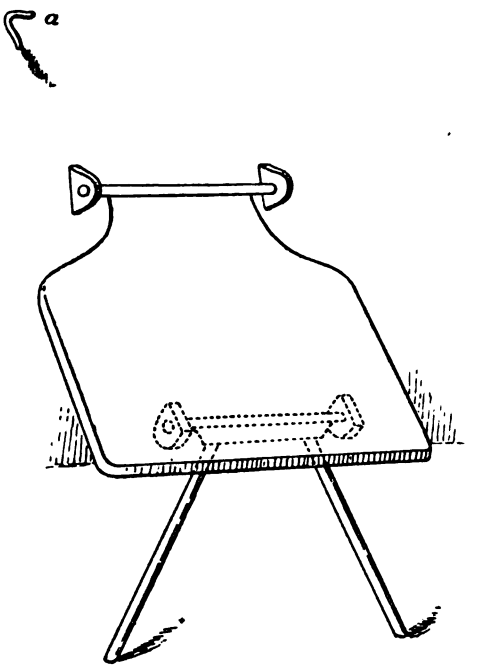


Abbildung 9. Tisch im Jeklerjev stan in Goréljek ober Koprivnik.

gewanderten Familie in Stare Fužine bezeugt), im Flur (veža) oder in einer Kammer, in welcher er sich allerdings meist schon im Ruhestande befindet; man ißt an demselben im Flur, also noch im Herdraume, im Winter aber beim Stubenofen, nicht so sehr der Erwärmung als der Beleuchtung durch die in der leva (s. o.) brennenden Kienspäne wegen. Mit der Einführung der Beleuchtung mit Öl, namentlich mit Petroleum, verschwindet daher dieser Tisch aus der Stube, aber noch immer nicht ganz, denn man will den großen nicht „verschmieren". In Koprivnik in dem altertümlichen Hause Nr. 25, in welchem auf der Stirnseite das ursprüngliche Fensterlein in ein Kästchen umgewandelt und durch zwei große Fenster ersetzt wurde, war der „kleine Tisch" 3·5 *dm* hoch und hatte zwei Leistenfüße; die dazu gehörigen „kleinen Stühle" waren drei- oder vierfüßig und werden hier auch sprachlich als stol-i und stolci (sgl. stolec) unterschieden; doch dieses Haus hat sich schon auch dadurch modernisiert, daß es seinen Tisch in die Kammer (čumnata) beförderte. Im Hause

[1]) Siehe diese „Mitteilungen", Bd. XXI, S. 116.

Nr. 21 beträgt nach Aussage der Einwohner der fast quadratförmige kleine Tisch ein Viertel des großen. In Češnica Nr. 87 (Janez Staré) aus dem Jahre 1783 fiel mir auf, daß das Haus drei Tische, aber noch keinen großen hat: einen Hängetisch (s. o.) im Flur, eine mala miz'ca, bei der im Winter gewöhnlich das Nachtmahl verzehrt wird, und eine als Tisch dienende Mehltruhe (mentrga). In Bohinjska Bistrica (Wocheiner Feistritz), in einem großen und kulturell schon hochentwickelten Dorfe, erfuhr ich, daß man „in anderen Dörfern fast in jedem Hause" noch einen kleinen Tisch und kleine Stühle (stolčki, sgl. stolček) zum Essen benütze. Das Gleiche wurde mir von der Umgebung von Krainburg berichtet, wo fast jedes Haus im Sommer einen Tisch im Flur habe. Daß im Görzer Gebiete in Soča fast in jedem Hause ein kleiner Tisch unter dem großen steht, wurde schon berührt. Um Tolmin hat man lange und enge Tische, bei denen man zu Mittag und Abend ißt, wenn Gäste oder fremde Arbeiter im Hause sind, sonst aber beim „kleinen Tische" in der Stube; es ist bemerkenswert, daß hier daneben die den Backtrog vertretende mentrga auch vorkommt. Von sehr niedrigen Tischen hat auch K. Štrekelj aus seiner Heimat am Karste Meringer[1]) berichtet. Zur Entwicklungsgeschichte von Stuhl und Tisch sei erwähnt, daß ich in Mojstrana (Okr.) eine miz'ca für Kinder sah, die eigentlich ein quadratförmiger, vierfüßiger Stuhl (stol) war.

Aus diesen Beiträgen geht wohl zur Genüge hervor, daß die Mehrzahl der Südslawen auf einem großen und wichtigen Kulturgebiete mit Mitteleuropa zusammenhängt. Das ist kein geringes Resultat, welches wir Meringers Arbeiten über das bosnische Haus zu verdanken haben. Wann das sogenannte oberdeutsche Haus stufenweise sogar bis nach Montenegro und Novi-Pazar vorgedrungen ist, bleibt allerdings eine Frage, der man auf Grund der Reiseberichte und anderer historischer Quellen im Laufe der Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade wohl auch beikommen könnte. Lehrreich ist jedenfalls der Umstand, daß es in Serbien im Volke kaum eine zweihundertjährige Geschichte hinter sich hat. Man sieht aber auch, wie viel dankbares Material für kulturhistorische Forschungen auf verschiedenen Gebieten bei diesen ethnographisch frischen Völkerschaften vorhanden ist. Man kann auch, wie die von mir benützte Literatur beweist, den Südslawen bis auf die Slowenen, die sich allerdings schon seit einem Jahrtausend ganz im romanisch-germanischen Kulturkreise bewegen und sich infolgedessen oft allzuwenig interessant vorkommen, nicht den Vorwurf machen, daß sie dem beschreibenden Studium ihres Volkstums zu wenig Aufmerksamkeit schenken; es wäre nur zu wünschen, daß das reichhaltige Material, welches bei ihnen gedruckt oder in Agram und Belgrad gesammelt vorliegt, auch zu zusammenfassenden wissenschaftlichen Arbeiten mit vergleichender Methode Anlaß gebe.

Die Wichtigkeit volkskundlicher Studien braucht man zwar heute nicht mehr zu betonen, aber ihre große Bedeutung für die Sprachwissenschaft und Philologie wird nicht genügend gewürdigt; ja man kann sich bei Philologen mit solchen Beschäftigungen noch den Vorwurf zuziehen, man treibe „Allotria". Ich muß gestehen, daß mich Meringers Arbeiten über das bosnische Haus als Slawisten nicht bloß wegen ihres überraschenden Resultates, sondern auch wegen ähnlicher Vorwürfe interessierten, so daß ich mir darüber ein selbständiges Urteil bilden wollte. Meringer selbst hat unterdessen durch seine Rezension des Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde von O. Schrader und namentlich durch seine Beiträge „Wörter und Sachen" in den „Indogermanischen Forschungen", die dank der Liberalität K. Brugmanns sogar mit Illustrationen erschienen sind, klar gezeigt, wie in das formalistische

[1]) Zeitschr. f. österr. Gymnasien, 1903, V. Heft, S. 395.

Etymologisieren und in die vergleichende Sprachwissenschaft überhaupt neues Leben hineingebracht werden kann. Ich konnte mich aber im Laufe dieser Arbeit immer mehr überzeugen, daß gerade ein Linguist und Philologe ohne Sachstudien im finsteren herumtappt. Mir eröffneten sich für die Interpretation der Volkslieder, speziell der epischen aus Montenegro, für das Verständnis der serbischen und kroatischen Belletristen, für die Erklärung der Bedeutungsübergänge im Lexikon und für das Etymologisieren überhaupt, sowie über den Gang der Zivilisation bei den Südslawen ganz neue Gesichtspunkte. Geradezu mit einem Gefühle der Beschämung muß ich daran zurückdenken, wie wenig ich mein eigenes kleines Volk gekannt habe. Als Student und junger Doktor weilte ich wochenlang in Gegenden, in denen ich 1903, als die vorliegende Arbeit im großen und ganzen fertig war, die Rauchstubenhäuser zu meiner größten Überraschung entdecken mußte. Ich führe nur dieses Beispiel an, um zu zeigen, wie ein moderner Philologe mit Scheuklappen herumwandern kann. In der klassischen Philologie bilden heute die Realien schon einen wichtigen Wissenszweig, viele moderne Philologen scheinen aber noch auf dem Standpunkte der Grammatiker früherer Jahrhunderte zu stehen, welche meinten, daß man die Muttersprache nicht zu lehren brauche, weil sie jedes Kind kenne. Hoffentlich werden die modernen Philologien von ihrer älteren Schwester bald auch in diesem Punkte lernen und ihre Jünger wenigstens zum Studium des Lebens des Volkes, dessen Sprache und Geistesprodukte sie erklären sollen, anregen.[1]) Das wird geradezu zur Pflicht bei so jungen Völkern, wie es die südslawischen sind, welche so wenig ältere literarische Originaldenkmäler besitzen, während ihr Volkstum noch die ursprünglichsten Züge bewahrt hat; man bedenke z. B. nur, daß die Mehrzahl der Serben, aber auch ein großer Teil der Kroaten und Bulgaren geradezu noch im epischen Zeitalter fortlebt, so daß ihre Volkspoesie einen integrierenden Bestandteil und eines der wichtigsten Kapitel ihrer Literatur bildet. Dazu kommt noch der allgemeine pädagogische Grundsatz, der sich immer mehr auch in der Sprachwissenschaft Bahn bricht, daß man vom Bekannten und in Hülle und Fülle Vorhandenen zum minder Bekannten fortschreiten soll.

Graz, im August 1904.

Nachtrag zu Seite 107—111.

Wie sehr die Frage der germanischen Lehnwörter im Slawischen einer gründlichen Neubearbeitung bedarf, zeigt auch der jüngste Aufsatz von Dr. Jos. Florschütz (im Nastavni Vjesnik, B. XIV, Heft 9 und 10, Agram 1906), der bei einer Besprechung der Schrift J. Peiskers: „Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotartaren und Germanen" gegen diesen ausführt, daß die slawischen Lehnwörter von den Westgermanen, aber nicht von den nördlichen, sondern von den südlichen, die von Anfang an kulturell höher standen, herzuleiten sind. Natürlich muß er da viele hochdeutsche Wörter mit dem Lautstande vor der zweiten Lautverschiebung rekonstruieren, so daß also nicht so sehr phonetische als vielmehr kulturhistorische Gründe für die Bestimmung der näheren Herkunft der einzelnen germanischen Fremdwörter im Slawischen maßgebend werden. Florschütz sind daher Nêmьci (der gemeinslawische Name für die Deutschen) die fränkischen Nemetes, aksl. štuždi (die fremden, aus * tjudjь) die späteren theodisci, diutiskun, diutschen, die Deutschen. Der Grundgedanke ist offenbar richtig. In meiner oben bemerkbaren Bevorzugung des Hochdeutschen bestärkte mich vor allem das Verzeichnis der voralthochdeutschen Entlehnungen aus dem Lateinischen in Kluges Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, denn die meisten dort zusammengestellten Wörter sind durch Vermittlung der Hochdeutschen zu den Slawen vorgedrungen.

[1]) Es wäre im Interesse der allgemeinen Bildung und der Aufgaben der Intelligenz, wenn man auch der Jugend der Mittelschulen mehr Auge und Ohr für ihre Umgebung öffnete, z. B. durch Wahl entsprechender beschreibender Aufsätze anstatt geschichtsphilosophischer und anderer hochtrabender Aufgaben. Priester, Juristen, Ärzte und Techniker könnten vielmehr zum besseren Verständnisse des Volkes, mit dem sie zu tun haben, mitbringen. Ich war oft erstaunt, wie wenig manchmal sehr gebildete Männer das Volk ihres Wirkungskreises kennen. Auf diese Weise kann auch eine Milderung sozialer und nationaler Gegensätze gefördert und eine gesunde Heimats- und Volksliebe gepflegt werden.

Die Guarany-Indianer des Aldeamento do Rio Itariri im Staate von São Paulo in Brasilien.

Von **Richard Krone**, Iguape (São Paolo).

Mit einem Anhange von **C. Toldt**, Wien.

(Mit 3 Tabellen, 6 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte.)

Im November 1903 wurde mir von der Exekutivkommission der vorbereitenden Ausstellung unseres Staates für St. Louis der ehrenvolle Auftrag zuteil, den im Aussterben begriffenen Indianerstamm der Guarany anthropologisch zu studieren.

Noch vor Jahresschluß war ich in der Lage, die betreffende Arbeit zu beenden, und gebe hiemit einen Originalbericht in deutscher Sprache.

Weit von jedweder literarischen Hilfsquelle entfernt, weiß ich nicht, ob Vertreter dieses Volkes bereits so eingehend untersucht und beschrieben wurden, wie es nach dem heutigen Stande der Wissenschaft wünschenswert erscheint. Von Untersuchungen südamerikanischer Völker waren mir nur die Arbeiten von Dr. Paul Ehrenreich über Indianerstämme im Innern von Matto Grosso, Goyaz und Amazonas bekannt und ich adoptierte das von ihm eingeschlagene Meßverfahren und Vergleichssystem, um so mehr, weil ich dieselben als zweckentsprechend erkannte und mir auf diese Weise schon hier Vergleichsreihen zu Gebote standen.

Der sehr ungünstigen Jahreszeit (Regenzeit) ist es in der Hauptsache zuzuschreiben, daß die photographischen Aufnahmen nicht ganz den an sie zu richtenden Anforderungen genügen können, und dann war der Beobachter auch nicht mit neuem, vervollkommnetem Instrumentarium versehen.

In der Nähe der Küste des Staates von São Paulo existieren heute an zwei verschiedenen Plätzen direkte Nachkommen der alten Guarany-Indianer, die zurzeit der Entdeckung Südamerikas das Hauptkontingent zur Küstenbevölkerung von São Paulo stellten. Die eine Gruppe bewohnt die Gegenden der Zuflüsse des Rio da Conceição: Rio Preto und Rio Branco, welche Ländereien sich bis zu den Ausläufern der Serra do Mar oder Paranapiacaba erstrecken; die andere ist an den Flüssen Itariri und Peixe lokalisiert, nördlich der Serra dos Itatins (*Ita-tinga* = weißer Stein oder Fels), und dehnt ihre Jagdzüge auch wohl nur auf das übrige Gebiet des Rio Itariri aus. Beide sind unter sich blutsverwandt und unterhalten gegenseitige Beziehungen.

Die gegenwärtige Studie bezieht sich auf die am Rio Itariri wohnenden Guaranys.

Es dürfte von Interesse sein, einige geschichtliche Nachrichten dieser Niederlassung kennen zu lernen: Im Jahre 1835 wurden am Rio Itariri einheimische Jäger von Indianern angefallen und wurde eine militärische Expedition von 40 Mann abgeschickt mit dem Auftrage, die in jenen Gegenden herumstreifenden Indianer zu „katechisieren", und zwar *„por todos os meios"* (auf irgend welche Art und Weise).

Von dieser Truppe wurde ein Mann getötet und zwei durch Pfeilschüsse verwundet. Darauf zog man sich zu besserer Vorbereitung zurück.

Ein alter Guarany-Indianer von Itapetininga, Capitão-Guassú genannt, sowie zwei brasilianische Waldläufer, die der *„Lingua geral"* mächtig waren, führten dann eine zweite Expedition, und durch List und Gewalt wurden noch in demselben Jahre 33 Indianer zu Gefangenen gemacht.

Im betreffenden Berichte an die Provinzialregierung wird angezeigt, daß die am Itariri hausenden Indianer, „Gott sei Dank, zu freundschaftlichem Verhalten" zurückgeführt wären, indessen man die 33 Gefangenen als Sklaven unter Bewohner des Munizipiums von Iguape verteilte. Die Mehrzahl davon floh aber in die Wälder zurück, andere wurden von ihren Herren weggeschickt, da sie zu störrig waren, und diese Indianer belästigten die brasilianischen Bewohner der Umgegend, bis in den vierziger Jahren die Regierung ihnen ein bestimmtes Terrain als „Aldeamento" anwies, dem der vorerwähnte Capitão-Guassú als Cacique vorstand. Dieses Gebiet umfaßt zirka zwei Quadratmeilen, ist ein fruchtbares, gebirgiges Land mit fischreichen Wasserläufen und gutem Wildstande, doch erreichte man trotzdem nie, daß auch nur einzelne Familien sich völlig festsetzten. Immer wieder wurden die alten Wohnplätze, oft mit angefangenen Pflanzungen, auf längere oder kürzere Zeit verlassen und niemand erfuhr, wo sich die betreffende Familie herumtrieb, bis sie eines Tages wieder am selben Platze erschien und da fortlebte, als ob sie sich nie entfernt hätte.

Von Natur ungemein genügsam und still, lebt jede Familie für sich, oft über Rufweite von einem Nachbar entfernt, und trotzdem hat sich nach und nach das brasilianische Element immer mehr mit diesen Leuten gemischt. Die hieraus resultierenden Mischlinge sind vollständig seßhafte Bewohner des Aldeamentos geworden, und wenn sie auch noch dieselben guten Jäger und Fischer wie ihre Vorfahren sind, pflegen sie doch die Landwirtschaft mit größerer Energie und suchen auch als Schiffsknechte hie und da etwas zu verdienen, besonders um Munition für ein dürftiges Jagdgewehr und Kleidung für sich und die Familie kaufen zu können.

Im steten Verkehre mit den brasilianischen Nachbarn lernten besonders die Kinder bald die Sprache derselben, und so sprechen heute im ganzen Aldeamento do Itariri nur noch 10 Personen die *„Lingua geral"* in ihrem guaranischen Dialekte.

Im Jahre 1870 wurden noch 250, 1875 200 Köpfe als Bewohner der Niederlassung gezählt; heute existieren an 14 Feuerstellen 79 Köpfe, die Anspruch auf das betreffende Land zu erheben berechtigt sind.

Mit der größten Sorgfalt suchte sich der Beobachter den kleinen Rest der Leute heraus, die noch ganz reines Blut haben, und er sah zu seinem Leidwesen, daß nur neun Individuen zu zweckdienlichen Messungen tauglich waren, und zwar 6 Männer und 3 Frauen, in den folgenden Tabellen und Bildern als ♂ I, II, III, IV, VII, XIII und ♀ IX, XI, XII bezeichnet.

Die übrigen Nummern ♂ V, VI und ♀ VIII, X sind Mischlinge und gemessen worden für den Fall, daß es von Interesse wäre, eine Beeinflussung dieses Zustandes an den Körpermaßen zu studieren. In Gegenwart der älteren, auf ihre reine Abstammung besonders stolzen Guaranys habe ich die Genealogie jeder einzelnen Person sicher festgestellt und bin so zu dem Resultate gekommen, daß in der folgenden Generation kein einziges Individuum dieses Aldeamentos mehr als reiner Guarany wird bezeichnet werden können, es sei denn, daß VII und XII, die beide ledig sind, sich zusammenfinden sollten.

Beschreibende Merkmale.

Die Hautfarbe der einzelnen Individuen variiert ganz beträchtlich zwischen hellgelbbraun (♀) und rötlichgelbbraun (♂), doch sind die Kinder im Durchschnitte weit heller als die erwachsenen Leute.

Tätowierung oder Bemalung von Körperteilen ist heute nicht mehr gebräuchlich. Bei festlichen Gelegenheiten und zum Kriege sollen sich jedoch die alten Guaranys mit „Carusú" Gesicht und Körper rot bemalt haben.

Der größte Teil der erwachsenen Individuen leidet an einer Hautkrankheit, die, weil sie offenbar eine erworbene teilweise Depigmentierung darstellt, als Vitiligo zu bezeichnen sein dürfte. Der klinische Eindruck ist der einer oberflächlichen Entzündung trockenen Charakters und es scheint sich um eine Dermatomykosis zu handeln, deren wahre Natur durch mikroskopische Untersuchung festzustellen wäre. Für gewöhnlich an den Extremitäten lokalisiert, geht diese Krankheit selten über Knie und Ellenbogen nach dem Körper über; man findet aber unter den älteren Leuten einige, deren Körperbedeckung schon deutlich die Anfänge dieser häßlichen Krankheit aufweist. Die befallenen Hautstellen verlieren ihre Elastizität und fühlen sich rauh und trocken an, bedecken sich bald mit graublauen Flecken, die sich später im Zentrum dunkler färben, während die Ränder stark depigmentiert erscheinen. Da die erkrankten Hautpartien unbehaart sind, muß man schließen, daß die Haut in ihrer ganzen Tiefe in Mitleidenschaft gezogen wird. Selbst an Kindern von 12—13 Jahren konnten deutliche Anfänge der Krankheit festgestellt werden.

Augen. Über die Stellung und die Form der Lidspalte geben die photographischen Bilder wohl genügende Auskunft; sie sind instruktiver als eine weitläufige Beschreibung jedes einzelnen Falles. Der bedeutende Zwischenaugenraum entspricht der im allgemeinen breiten Form des Gesichtes.

Die Farbe der Iris ist fast durchgängig braun, in verschiedenen Nuancen; eine einzige Frau *(mestiça)*, die jedoch nicht in die Zahl der gemessenen Individuen aufgenommen wurde, hatte hellblaue Iris.

Haar. Das Haupthaar ist in der Regel schwarz, wenngleich es manchmal bei auffallendem Lichte dunkelbraunen Reflex zeigt. Seine Beschaffenheit ist bei den Männern rauh und struppig und ist auch bei den Weibern nur wenig geschmeidiger. Bei einzelnen Individuen kann es nicht als schlicht bezeichnet werden, da es deutliche Anlage zu Ringelbildung zeigt. Der Bartwuchs ist bei allen beobachteten männlichen Individuen sehr spärlich und kurz und zeigen die Barthaare durchgängig eine dunkelbraune Färbung.

Gesichtsbildung und Physiognomie.

In der Gesamterscheinung muß die Gesichtsbildung als breit und voll bezeichnet werden und treten sowohl Jochbogen wie Kieferwinkel kräftig hervor. Die Nase ist kurz, mit tiefliegender, meist flacher Wurzel, etwas breiten und starken Flügeln und häufig nach vorn gerichteten Löchern. Ausgeprägte Prognathie ist nicht vorhanden. Der Mund ist verhältnismäßig etwas groß, die Lippen aber gewöhnlich voll und meist gut geschwungen. Die *Arcus superciliares* sind bei den Männern häufig stark entwickelt und geben dann dem Gesichte einen finsteren Ausdruck.

Körperbau. Im allgemeinen von niederem Wuchse, zeigen die untersuchten Guaranys keine auffallende Disproportion im Körperbau. Die relativ starke Entwicklung des Thorax und der oberen Extremitäten bei Männern und Frauen sind der anstrengenden Arbeit im Canot zuzuschreiben. Die Weiber können allerdings als

etwas kurzbeinig bezeichnet werden. An den Händen, die als kurz und breit zu bezeichnen sind, fällt bei den Männern die kolbige Form der Finger auf. Bei beiden Geschlechtern sind die Daumen ungemein kurz und stehen die kleinen Finger sehr tief.

Körpermaße.

Körperhöhe. Nehmen wir nach Topinard vier Klassen von Körpergrößen an, wobei nur die männlichen Individuen in Betracht kommen, so müssen wir die Guaranys durchaus in die Klasse der kleinsten Körpergröße einreihen; nur eines der gemessenen Individuen, ein Mestize (Nr. V), erreicht das für diese Klasse nötige Maximalmaß von 1·60 m. Es dürfte wohl von Interesse sein und einen schnellen Überblick erleichtern, wenn gleich hier bei Besprechung der Maße Beobachtungen zum Vergleiche herangezogen werden, welche an zwei unseren Guaranys verwandten Stämmen angestellt wurden; es sind dies die gleichfalls zum Tupistamme gehörenden „Auetŏ" und „Kamayura".

Alle auf diese beiden Völker bezüglichen Maße sind Dr. Paul Ehrenreichs „Urbewohner Brasiliens" entlehnt.

Serien	♂	min.	max.	mittel	♀	min.	max.	mittel
Guarany	6	149·5	159·0	153·0	3	140·0	148·0	142·7
Auetŏ	14	155·5	171·6	167·1	2	139·5	156·5	148·0
Kamayura	14	159·0	172·0	164·1	4	152·0	155·7	153·8

Die Differenzen der Mittelgrößen beider Geschlechter können nicht in Betracht gezogen werden, da die weiblichen Serien allzu klein sind.

In den fernerhin folgenden Aufstellungen und Besprechungen werden die Mittelwerte für die auf gleiche Körperhöhe (= 100 cm) reduzierten Einzelmessungen als einzig brauchbares Vergleichsmaterial zur Verwendung gebracht.

Klafterweite:

	♂	♀
Guarany	105·0	105·8
Auetŏ	105·2	104·0
Kamayura	104·4	103·4

Sind als durchaus rationelle Maße zu bezeichnen.

Länge des Oberarmes (aus Schulter und Ellbogenhöhe):

	♂	♀
Guarany	19·5	20·5
Auetŏ	19·8	19·6
Kamayura	19·0	18·7

Daß das weibliche Geschlecht längere Arme als das männliche hat, wurde von Dr. Ehrenreich bei den Kayapoindianern beobachtet; es unterliegt übrigens das Maß des Oberarmes großen individuellen Schwankungen.

Länge des Unterarmes (aus Ellbogen und Handgelenkhöhe):

	♂	♀
Guarany	16·3	13·8
Auetŏ	14·9	15·8
Kamayura	16·0	—

Länge der Hand:

	♂	♀
Guarany	10·8	10·6
11 Serien von Dr. Ehrenreich	10·4	10·3
Botocudos	10·6	10·4

Es ist die Kleinheit der Hand allen amerikanischen Völkern gemein.

Breite der Hand:

	♂	♀
Guarany	5·4	4·9
Auetö	5·4	5·0
Kamayura	4·8	4·5

Die Guaranys können unbedingt als etwas langarmig bezeichnet werden, und wenn dies auch gegen andere amerikanische Völkerstämme noch etwas hervortritt, so finden wir eine nötige Erklärung dafür in der Lebensweise im Canot. Die dabei zu leistende Arbeit beansprucht ja fast ausschließlich die obere Körperhälfte und bildet natürlich auch die beständig als Hebel funktionierenden Arme zu ihrem Vorteile aus.

Länge der unteren Extremität (Trochanterhöhe):

	♂	♀
Guarany	51·3	51·1
Auetö	50·5	50·6
Kamayura	52·0	51·3

Die Guaranys reihen sich vollständig in die Beobachtungen auch anderer amerikanischer Völker ein.

Kniehöhe:

	♂	♀
Guarany	28·1	28·7

Dieses Maß wurde von dem unteren Rande der Patella an genommen.

Verhältnis der oberen Extremität (ohne Hand) zur unteren Extremität (ohne Fuß). Letztere = 100.

	♂	♀
Guarany	74·6	73·1
Auetö	73·9	75·7
Kamayura	73·5	73·2

Dieser Index ist starken individuellen Variationen ausgesetzt.

Fußlänge:

	♂	♀
Guarany	15·0	14·4

Bei einer geringen Handlänge müssen diese Zahlen für den Fuß auffallen, sie stimmen aber gut mit Beobachtungen aus Zentralbrasilien.

Fußbreite:

	♂	♀
Guarany	6·4	6·0
Auetö	6·4	5·9
Kamayura	6·3	5·7

In diesen relativ hohen Maßen begleiten die Guaranys völlig ihre Verwandten, im Gegensatze zu anderen zentralbrasilianischen Stämmen, die schmälere Füße haben.

Schulterbreite (Biacromial-Distanz):

	♂	♀
Guarany	25·5	24·5
Auetö	24·3	23·3
Kamayura	24·4	22·1

Die aus der Arbeit im Canot resultierende starke Thoraxentwicklung beeinflußt natürlich dieses Maß ungemein und tritt auch in folgendem deutlich in Erscheinung.

Brustumfang:

	♂	♀
Guarany	57·1	55·8
Auetö	58·1	55·9
Kamayura	55·0	51·9

Schon nach den Photographien urteilend, wird man die Guaranys als weitbrüstig bezeichnen.

Nabelhöhe:

	♂	♀
Guarany	60·0	59·2
Auetö	60·6	59·2
Kamayura	59·6	60·1

Stimmt selbst mit außeramerikanischen Maßen überein.

Kopfmaße.

Kopfhöhe (Länge vom Scheitel bis Kinn):

	♂	♀
Guarany	15·1	15·4
Auetö	14·3	14·5
Kamayura	13·9	13·9

Am lebenden Individuum schwer sicher zu nehmendes Maß, das besonders durch die Form der Zähne und den Grad des Prognathismus beeinflußt wird.

Kopfdurchmesser und Indices:

Durch die an lebenden Individuen genommenen Kopfmaße, besonders wenn dieselben auf gleiche Körperhöhe bezogen sind, wird man in gleicher Weise wie an denudierten Schädeln Indices berechnen. Der Wert derselben darf aber nicht allzu hoch geschätzt werden, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Gleichheit des Index nicht in demselben Maße auch Gleichheit der Form, Verschiedenheit im Index, nicht Verschiedenheit der Form bedingt.[1])

Für die folgende Tabelle: L = größte Länge,
B = „ Breite,
H = Höhe,
U = Horizontalumfang,
LBI = Längen-Breiten-Index,
LHI = Längen-Höhen-Index.

[1]) Anthropol. Stud., Dr. Ehrenreich, S. 120.

	L	*B*	*H*	*U*	*LBI*	*LHI*
♂ I	12·1	9·8	8·6	34·7	81·0	71·0
II	12·1	9·8	8·1	35·2	81·0	66·9
III	12·1	9·9	8·6	36·0	81·8	71·0
IV	12·6	10·5	8·4	36·3	83·3	66·6
VII	11·9	9·0	9·3	—	75·6	78·1
XIII	12·1	9·8	7·7	—	81·0	63·6
Mittel	12·1	9·8	8·4	35·5	80·6	69·5
IX	12·0	10·0	7·4	—	83·3	61·6
XI	12·8	10·5	8·5	37·0	82·0	66·4
XII	11·8	10·1	8·4	34·7	85·5	71·1
Mittel	12·2	10·2	8·1	35·8	83·9	66·4

Vier der männlichen Maße haben eine große Übereinstimmung im Längen-Breiten-Index und sind mit 81 und Zehnteln sub-brachycephal. Der kürzeste Kopf (VII) ist gleichzeitig der schmalste, so daß er mit 75·6 als stark sub-dolichocephal zu bezeichnen ist. Seine bedeutende Höhe bedingt aber auch in Kompensation den großen Höhenindex von 78·1. Der längste Kopf (IV) hat auch die größte Breite, doch wird auch hier ein Exzeß durch geringe Höhe ausgeglichen.

Die hohen Indexzahlen der ♀ Serie haben ihren Grund in der großen Breite und wir bemerken, wie auch bei anderen südamerikanischen Völkern beobachtet wurde, daß die Weiber einen größeren *LBI* aufweisen als die Männer.

In der folgenden Tabelle sind die Maxima und Minima der Längen-Breiten-Indices verschiedener südamerikanischer Völkerschaften aufgeführt, woraus ersichtlich ist, daß an lebenden Individuen gleichen Stammes bestimmte Maßverhältnisse des Kopfes bedeutenden Schwankungen unterliegen und als Rassenzeichen wohl nie zu verwenden sein werden.

	♂				♀				♂ + ♀	
	Zahl	Maxima	Minima	Differenzen	Zahl	Maxima	Minima	Differenzen	Zahl	Differenzen
Bakairi	10	82·6	73·8	8·8	6	84·3	77·9	7·4	16	10·6
Nahuqua	15	84·8	75·4	9·4	12	85·0	72·8	12·2	27	12·2
Mehinaku	6	81·1	75·3	5·8	6	80·2	74·9	5·3	12	6·2
Bororó	20	85·6	75·0	10·6	6	79·8	76·2	3·6	26	10·6
Auetŏ	14	83·2	76·1	7·1	2	80·3	77·5	2·8	16	7·1
Kamayura	14	81·6	76·0	5·6	4	81·8	74·4	7·4	18	7·4
Guarany	6	83·3	75·6	7·7	3	86·2	82·0	4·0	9	10·6

Stirnbreite:

Dieses Maß ist bei den Guaranys beträchtlich und entspricht dem im allgemeinen breiten Kopfe

♂ 7·8 ♀ 7·9

Gesichtshöhe: *A.* Haarrand bis Kinn:

Das Mittel der Guarany-Serie beträgt

♂ 11·6 ♀ 12·1

Wegen der sehr variablen Haargrenze ist dies ein sehr unsicheres Maß von problematischem Werte.

B. Nasenwurzel bis Kinn:

	♂	♀
Guarany	7·6	7·2
Auetö	7·2	6·7
Kamayura	6·9	6·5

C. Nasenwurzel bis Mund:

	♂	♀
Serienmittel anderer brasilianischer Völkerstämme	4·4	4·1
Guarany	4·6	4·1

Gesichtsbreite.

A. Distanz der Jochbogen:

	♂	♀
Guarany	9·1	9·2
Auetö	8·4	8·2
Kamayura	8·1	8·1

Die bedeutende Jochbogendistanz tritt bei den Guaranys schon deutlich auf den Photographien hervor.

B. Distanz der Kieferwinkel:

	♂	♀
Guarany	7·3	7·5
Auetö	6·4	6·2
Kamayura	6·2	6·1

Ein weiterer Beleg des physiognomisch breiten Gesichtes der Guarany.

Für einen Gesichtsindex der gemessenen Guaranys, wenn dafür das Verhältnis der Maße von Nasenwurzel bis Kinn und der Jochbogendistanzen berücksichtigt wird; ergibt sich

♂ 83·5 ♀ 78·2

Alle übrigen Maße sind leicht aus den Maßtabellen zu ersehen.

* * *

Leider war es mir diesmal nicht möglich, Schädel oder Skelette von Guaranys zu erlangen, ich habe aber Sicherheit, später solche zu erreichen.

In einer Sammlung, welche Prof. Dr. v. Wettstein im Jahre 1901 von hier nach Wien mitnahm, befand sich ein Guaranyschädel, für dessen Echtheit ich einstehe und dessen Beschreibung an diesem Platze sehr erwünscht wäre.

Es wurde jener Schädel einem Grabe an der Barra do Rio Itariri entnommen und stammte von einem männlichen Individuum, dessen dritter Molar hervorbrach. Nach den seinerzeit hier genommenen Maßen fand ich einen Längen-Breiten-Index von 85·2, und jetzt zeigt das Guaranymädchen Anna (Nr. XII), die ein Alter von nur 15 Jahren aufweist, einen Index von 82·2. Bei direktem Vergleiche von Maßen jenes Schädels muß deshalb wohl das geringe Alter in Betracht kommen.

In beständigem Verkehre mit den brasilianischen Landbewohnern haben die Guaranys des Aldeamento do Itariri schon alle alten Stammesbräuche aufgegeben und zum Teile sogar vergessen. Der Capitão Ignacio (Nr. II) und Luiz (Nr. XIII) (Abb. 1) erinnern sich noch verschiedener Gebräuche ihrer Vorfahren, denen sie als Kinder beigewohnt haben, und sie gaben mir die folgenden Mitteilungen darüber:

Wenn der Tag graute, erschien der Cacique des Dorfes mit seinem Federschmucke angetan und einer lauten Klapper, *baracá* genannt, versehen und ver-

Übersicht der anthropo-

	♂	♂	♂	♂	♂	♂
	I (30 Jahre)	II (60)	III (36)	IV (22)	VII (40)	XIII (45)
	Pedro	Ignacio	Salvador	Antonio	José	Luiz
	Guarany rein	Guarany	Guarany	Guarany	Guarany	Guarany
Auge: Iris	braun	braun	braun	braun	braun	braun
Cornea	sehr hellgelb	hellgelb	hellcreme	gelbweiß	gelblich	hellgelblich
Lidspalte	groß	—	mandelförmig	mandelförmig	sehr geschlossen	mandelförmig
Lage	etwas schräg nach innen	tiefliegend, horizontal	tiefliegend, horizontal	leicht schräg, tiefliegend	äußere Winkel sehr herabgezogen	äußere Winkel etwas gesenkt
Haar	schwarz, glatt	grau meliert	schwarz, glatt	schwarz, gelockt	schwarz, schlicht	schwarz meliert
Bart	kurzer Schnurbart	leichter Schnur- und Knebelbart	dürftiger Schnur- und Knebelbart	leichter Flaum als Bartanfang	ganz kurzer Schnurbart	dürftiger Knebelbart
Kopf	rund	—	hoch	rund	hoch	hoch
Gesicht	breit	niedrig	hoch oval	breit, rundlich	hoch, breit	hoch, schmal
Stirn	wenig schräg	flach	flach, hoch	niedrig, schräg, Wülste	wenig schräg, flach, Wülste	schräg, Wülste
Wangenbeine	vortretend	vortretend	—	schwach vortretend	wenig vortretend	vortretend
Nase: Wurzel	breit, gewölbt	vertieft, flach	breit	vertieft, breit	wenig vertieft, breit	hoch und breit
Rücken	leicht gebogen breit	—	fast gerade	leicht gebogen, breit	wenig gewölbt, breit	fast gerade, breit
Septum	kurz	wenig vorragend, fein	wenig vorragend	aufwärts gezogen	aufwärts gezogen	kurz
Flügel	nach vorn gerichtet, dick, breit	breit, dick	breit, dick	breit, dick, Spitze stumpf	breit, dick, Spitze etwas herabgezogen	nach vorn gerichtet, breit, dick
Lippen	schön geschwungen, voll	dünn	voll	voll, besonders die obere vortretend	ziemlich voll, obere breit	schmal
Zähne	stark, breit, hellgelb	fehlt die Hälfte, dünn, hellgelb	stark, niedrig, hellgelb	stark, geschlossen, hellgelb	stark, fehlt $^1/_3$, hellgelb	wenig, schlecht, hellgelb
Ohren: umgel. Rand	$^2/_3$	$^2/_3$	$^3/_4$	fast ganz	$^1/_2$	$^1/_2$
Ohrläppchen	kurz, bis zum Ende verwachsen	kurz	regulär	bis zum Ende verwachsen	klein	groß
Bemerkungen	—	—	wohlgenährt	sehr kräftig	gut genährt	—
Dermatose?	am Unterschenkel	stark an Armen und Beinen	—	anfangend an den Füßen	wenig	an Beinen und Armen

logischen **Aufnahmen.**

♀	♀	♀	♂	♂	♀	♀
IX (50)	XI (20)	XII (15)	V (40)	VI (34)	VIII (45)	X (25)
Felicidade	Adelina	Anna	Reducino	Siviriano	Repuda	Justina
Guarany	Guarany	Guarany	Vat.: Brasilianer Mutt.: Guarany	Vat.: Guarany Mutt.: Brasilianerin	Vat.: Brasilianer Mutt.: Guarany	Vat.: Guarany Mutt.: Brasilianerin
braun	dunkelbraun	dunkelbraun	braun	braun	braun	braun
hellgelblich	klarweiß	gelblichweiß	gelbweiß	bläulich weißgelb	hellgelblich	hellcremefarben
groß	groß	groß	—	halb geschlossen	groß	groß
äußere Winkel wenig gesenkt	etwas nach innen gesenkt	schräg nach innen gesenkt	fast horizontal	Außenwinkel herabgezogen	fast horizontal	etwas schräg nach innen gesenkt
schwarz, grau meliert	schwarz, schlicht	schwarz, schlicht, sehr stark	schwarz, struppig	schwarz, gewellt	schwarz, grau meliert	schwarz, wenig gewellt
			ganz dünner Kinn- und Schnurbart	kurz geschnitten, dünner Bart		
hoch	rund	hoch oval	hoch	hoch	—	hoch
hoch, schmal	rund, voll	oval, voll	breit, hoch	hoch	—	rundlich, voll
flach	gewölbt, breit	gewölbt, breit	flach, hoch, Wülste	schräg, Wülste	hoch	voll, breit
vortretend	—	—	vortretend	vortretend	vortretend	schwach vortretend
vortretend, breit	breit, flach	breit, flach	breit	vertieft, breit	schmal	breit und flach
wenig gebogen	breit	breit	leicht gebogen, breit	fast gerade, voll	wenig gebogen	breit
horizontal, fein	vortretend, dick	fein	nicht vortretend	zurückgezogen	herabgezogen, dünn	herabgezogen, dick
dünn	dick, Spitze flach	dick, Spitze flach	breit, dünn	breit, dünn	fein	nach vorn gerichtet
schmal	gut geschwungen, voll	zart geschwungen, voll	geschwungen, voll	voll, breit	schmal	gut geschwungen, voll
wenig, dünn, hellgelb	stark, geschlossen, weiß durchscheinend	geschlossen, zugespitzt, opak, hellcremefarben	stark, geschlossen, hellgelb	stark, ob. Incis. fehlen, hellgelb	klein, schwach, fehlt $^1/_4$, gelblich	stark, breit, Kronen abgekaut, gelblich
$^4/_5$	$^1/_2$	$^1/_3$	$^2/_3$	ganz	$^1/_2$	$^1/_2$
breit, durchbohrt	groß, verwachsen, durchbohrt	kurz, verwachsen, durchbohrt	regulär	kurz, verwachsen	verwachsen, durchbohrt	kurz, durchbohrt
—	—	gut genährt	von bedeutender Körperkraft	—	—	gut genährt
an den Unterschenkeln	—	anfangend an den Füßen	—	—	an den Füßen	ziemlich stark am Unterschenkel

Kopfmaße in Millimetern.

	Nummer	Größte Länge	Größte Breite	Größte Höhe	Stirnbreite	Gesichtshöhe: Haargrenze bis Kinn	Gesichtshöhe: Nasenwurzel bis Kinn	Gesichtshöhe: Nasenwurzel bis Mund	Gesichtsbreite: Jochbein	Gesichtsbreite: Kieferwinkel	Distanz der inneren Augenwinkel	Distanz der äußeren Augenwinkel	Höhe der Nase	Breite der Nase	Länge des Mundes	Höhe des Ohres	Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel	Horizontalumfang des Kopfes	Zwischentragusbreite	Distanz der Traguswurzel zum Bregma	Dist. bistephanica	Höhe der Lippen	Ohrenbreite	Projektionshöhe Bregma-Kinn	Projektionshöhe Nasenwurzel-Bregma
♂	I	182	147	130	108	175	117	75	140	105	30	92	51	44	50	63	117	520	140	148	104	16	35	245	140
♂	II	186	150	124	121	164	96	64	137	104	32	98	55	42	62	70	112	540	—	—	100	—	—	—	—
♂	III	184	150	130	120	190	125	75	134	105	30	92	50	40	60	60	115	545	—	—	104	—	—	—	—
♂	IV	190	158	127	135	170	110	68	144	120	30	100	44	46	65	60	106	545	—	—	104	—	—	—	—
♂	VII	190	152	148	115	188	126	80	144	135	35	110	53	43	60	65	—	—	—	—	112	—	—	—	—
♂	XIII	190	154	120	120	184	125	70	140	110	30	98	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mittel von 6 ♂		187	151·8	129·8	119·8	178·5	116·5	72	139·8	113·1	31·1	98·3	50·6	43	59·4	63·6	112·5	537·5	140	148	105·8	16	35	245	140
♀	IX	178	148	124	110	160	102	61	130	100	30	110	40	38	55	55	—	—	—	—	105	—	—	—	—
♀	XI	180	148	120	116	178	104	62	137	120	30	105	42	37	55	55	—	518	—	—	115	—	—	—	—
♀	XII	170	145	120	105	180	105	65	130	105	30	105	41	35	60	60	—	496	—	—	--	—	—	—	—
Mittel von 3 ♀		176	147	121·3	110·3	173	103·6	63	132	108	30	107	41	36·3	57	57	—	507	—	—	110	—	—	—	—
Halbblut ♂	V	190	155	134	115	163	110	78	147	128	30	120	50	45	60	62	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Halbblut ♂	VI	185	155	137	127	182	115	67	146	120	30	120	46	40	60	60	—	—	—	—	106	—	—	—	—
Halbblut ♀	VIII	180	150	116	106	157	100	61	134	110	25	100	50	38	60	60	—	498	—	—	100	—	—	—	—
Halbblut ♀	X	170	153	130	108	172	100	58	133	115	35	110	42	41	55	50	—	512	—	—	108	—	—	—	—
In Prozenten der Höhe:																									
Guarany Mitt. von 6 ♂		12·2	9·9	8·5	7·8	11·6	7·6	4·6	9·1	7·3	2·0	6·4	3·3	2·8	3·9	4·1	7·3	35·1	9·1	9·7	6·9	1·0	2·3	16·0	9·1
„ „ „ 3 ♀		12·3	10·3	8·5	7·7	12·1	7·2	4·4	9·2	7·5	2·1	7·5	2·9	2·5	4·0	4·0	—	36·2	—	—	7·7	—	—	—	—
Auetö „ „ 14 ♂		11·7	9·3	7·6	6·8	10·9	7·2	4·5	8·4	6·4	2·2	5·6	3·2	2·4	3·1	3·8	7·1	34·4	—	—	—	—	—	—	—
„ „ „ 2 ♀		12·6	9·9	7·8	7·3	10·8	6·7	4·1	8·2	6·2	2·2	5·8	2·8	2·3	3·1	3·6	7·2	35·1	—	—	—	—	—	—	—
Kamayura „ „ 14 ♂		11·3	8·9	7·3	6·5	10·8	6·9	4·4	8·1	6·2	1·9	5·3	2·9	2·3	2·9	3·8	7·0	33·7	—	—	—	—	—	—	—
„ „ „ 4 ♀		11·7	9·1	7·5	6·7	10·9	6·5	4·2	8·1	6·1	1·9	5·5	2·9	2·2	3·0	3·5	6·6	34·4	—	—	—	—	—	—	—

Guarany: Körpermaße in Zentimetern.

		Nummer	Alter	Körperhöhe	Klafterweite	Kinnhöhe	Schulterhöhe	Ellbogenhöhe	Handgelenkhöhe	Mittelfingerhöhe	Nabelhöhe	Höhe der Crista ilei	Trochanterhöhe	Kniehöhe	Höhe der Maleol. extern	Schulterbreite	Brustumfang	Handlänge	Handbreite	Fußlänge	Fußbreite	Höhe des Sternum (vom Boden)	Länge des Sternum	Cristenbreite	Trochanterbreite	Länge des Vorderarmes	Länge der Mittelfinger, innen	Länge der Mittelfinger, außen
	♂	I	30	149	161	127	126	95	70	52	91	86	80	42	6	37	85	17	8	22	9	122	15	25	26	41	7	10
	♂	II	60	153	163	130	131	97	75	58	93	94	83	44	5	40	90	16	9	24	10	122	15	28	29	41	7	10
	♂	III	36	151	158	130	126	96	73	55	93	90	77	39	6	40	88	16	8	21	10	124	20	29	29	41	6·5	10
	♂	IV	22	150	152	126	125	100	78	60	87	85	73	45	6	36	87	16	8	22	10	131	14	26	27	39	6·5	9
	♂	VII	40	159	166	135	133	102	75	55	96	92	80	47	6·5	40	88	17	8	25	—	130	—	29·5	30	43	7	9
	♂	XIII	45	156	164	130	131	103	73	58	90	88	78	41	6	42	93	17	8	24	10	—	—	28	29·5	41	7	9
Mittel von 6	♂			153	160·7	129·8	128·8	99	74	56·3	91·8	89·1	78·5	43·1	6	39·1	88·5	16·5	8·2	23	9·8	125·8	16	27·6	28·4	41	6·8	9·5
	♀	IX	50	148	152	122	120	89	69	55	88	85	71	42	5·5	35	79	15	7	21	8	—		27	27	38	7	9
	♀	XI	20	140	150	118	115	87	68	51	82	80	71	40	6	36	80	15	7	21	9	—		26	27	36	6·5	8
	♀	XII	15	143	151	122	117	88	68	54	84	85	77	41	5·5	34	80	15·5	7	20	8·5	116	15·5	27	28	38	7	8·5
Mittel von 3	♀			142·7	151	120·6	117·3	88	68·3	53·3	84·5	83·3	73	41	5·6	35	79·6	15·2	7	20·6	8·5	116	15·5	26·6	27·3	37·3	6·8	8·5
Halbblut	♂	V		160	168	135	130	106	75	60	93	90	80	46	6	43	92	16	8	24	10	126	16	29	31	42	7	9
	♂	VI		159	164	137	131	102	77	61	95	90	81	50	7	41	88	16·5	8·5	25	10	129	16	27	31	41	7·5	9
	♀	VIII		150	153	128	125	96	74	57	87	86	78	43	6	35	85	14	7	22	9	121	15	28	29·5	39	7	8
	♀	X		144	143	122	119	90	73	56	79	80	68	45	5·5	34	82	15	7	20	8	117	16	30	30	36·5	7	8

In Prozenten der Höhe:

Guarany mitt.	6	♂	105·0	84·9	84·1	64·6	48·3	36·8	60·0	58·2	51·3	28·1	3·9	25·5	57·1	10·8	5·4	15·0	6·4	82·2	10·4	18·0	18·5	26·8	4·4	6·2
„	3	♀	105·8	84·5	82·2	61·6	47·9	37·3	59·2	58·4	51·1	28·7	4·2	24·5	55·8	10·6	4·9	14·4	6·0	81·2	10·8	17·9	19·1	26·1	4·7	6·0
Auetõ	14	♂	105·2	86·2	83·3	63·1	48·1	37·5	60·6	60·0	50·5	30·2	4·0	24·3	58·1	10·6	5·5	15·6	6·4	—	—	—	—	—	—	—
„	2	♀	104·0	86·2	82·1	62·5	46·8	36·5	59·2	60·0	50·6	29·0	3·9	23·3	55·9	10·2	5·2	14·9	5·9	—	—	—	—	—	—	—
Kamayura	14	♂	104·4	86·1	83·1	63·5	47·9	37·6	59·6	60·4	52·0	30·2	4·0	24·4	55·5	10·3	4·8	15·0	6·3	—	—	—	—	—	—	—
„	4	♀	103·4	86·1	83·1	64·7	47·8	37·9	60·1	60·8	51·3	30·0	3·6	22·1	52·9	10·6	4·3	14·6	5·6	—	—	—	—	—	—	—

richtete mit tanzenden Schritten eine Zeremonie, indem er die aufsteigende Sonne begrüßte, die die Schatten der Nacht, den Teufel, vertrieben hatte. Deshalb heißt auch der für diese Zeremonie geschmückte Chef *añangerú*. Männer und Frauen tanzten zur Begleitung mit und gingen nach Schluß an ihre Arbeit. Der erste Heilige der Guaranys sei die Sonne: *avoõonhandoroúm,* man dürfe aber über die Sonne nicht Gott vergessen, der die Sonne schickt; dieser heißt im Dialekt: *niñandejáry*.

Sollte eine Hochzeit gefeiert werden, so wurde schon eine Woche vorher vergorener Mais für die Festlichkeit in großer Menge zubereitet. Wurde dieses Getränk nur von Mais und Wasser bereitet, so hieß es *guaruá*, und *camindjú*, wenn noch Honig zu seiner Fabrikation verwendet worden war. Häufig machte man davon ein ganzes Canot voll, denn es mußte so viel sein, daß alle eine Nacht durch trinken konnten bis zum Übermaß. Dabei wurde die ganze Nacht durch getanzt.

Abb. 1. XIII. Luiz, 45 Jahre, Guarany.

War jemand im Dorfe gestorben, so führten die Verwandten des Toten, vom Caciquen angeführt, Tänze und Gesänge in Gegenwart der Leiche auf und später, aber immer am Tage, wurde der Körper irgendwo im Walde vergraben.

Ignacio war noch ein kleiner Junge, als der Chef Capitão-Guassú manchmal die reifere Jugend, weit vom Dorfe entfernt, im Gebrauche der Kriegswaffen unterrichtete.

Deutliche Zeichen von Grauen und Furcht zeigt der Alte noch heute, wenn er von „Coroados" und „Avavahys" erzählt. Diese, sagt er, töten Guarany ohne Gnade und essen sie auf. Wer in ihre Hände gerät, ist unrettbar verloren. Von anderen Tribus hat er von „Tupi" oder „Bajá" gehört; diese sollen auch böse sein, essen aber nicht die Guaranys. Von den „Caingangues" weiß er nur, daß sie am unteren Jatahy wohnen, rohes Fleisch essen und ganz nackt gehen.

Sorgfältige Studien der Sprache anzustellen, hielt Verfasser für völlig nutzlos, da die guaranische Grammatik schon durch die Jesuiten gründlich studiert wurde und die vorhandenen Lexica nicht viel zu wünschen lassen.

Anhang von C. Toldt, Wien.

Der von Herrn Krone in der vorstehenden Abhandlung auf S. 137 erwähnte Grabschädel, welchen Prof. R. v. Wettstein von seiner brasilianischen Expedition nach Wien gebracht hat, ist mir von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Untersuchung überwiesen worden; mit Erlaubnis der Akademie bin ich in der Lage, an dieser Stelle eine kurze Beschreibung dieses in mancher Hinsicht bemerkenswerten Schädels zu geben.

Der kleine, leichte Schädel zeigt in allem einen juvenilen Charakter; alle Schädel- und Gesichtsnähte sind offen, teilweise so gelockert, daß sie mit Leim versichert werden mußten. Die *Fissura sphenooccipitalis* ist weit offen. Berücksichtigt man überdies die Bezahnung, so kann der Schädel mit ziemlicher Genauigkeit als 13—14jährig bestimmt werden. Herr Krone bezeichnet ihn ohne Begründung als männlich; eine Reihe von Umständen jedoch, namentlich die relative Kleinheit des Gesichtsschädels, die deutliche Abbiegung der Stirne gegen den Scheitel (Welcker), der kurze, dünne Warzenfortsatz, die sehr geringe Ausbildung aller Muskellinien, sprechen meiner Meinung nach entschieden dafür, daß der Schädel ein weiblicher ist.

Hirnschädel. Hinsichtlich der Beschaffenheit der Nähte wäre noch zu bemerken, daß das obere Drittel der Kranznaht vollständig zackenlos ist; ebenso ist das vordere Viertel der Pfeilnaht nahezu geradlinig, nur mit ganz kleinen Zacken versehen, während die darauf folgende Strecke dieser Naht zwar nicht sehr zahlreiche, jedoch teilweise sehr lange Zacken aufweist. Reichlich und fein gezackt ist hingegen die Lambdanaht; sie enthält links einen kleinen, rechts zwei etwas größere, nebeneinander stehende Nahtknochen. In der rechten *Sutura parietomastoidea* befindet sich ein langgestreckter, vorne und hinten zugespitzter Schaltknochen von 34 *mm* Länge und 12 *mm* größter Breite. Aus der linken *Sutura occipitomastoidea* ist ein kleiner, länglich vierseitiger Schaltknochen ausgefallen.

Der Bau des Hirnschädels ist, abgesehen von einer etwas stärkeren Wölbung der rechten Schläfengegend, vollkommen symmetrisch.

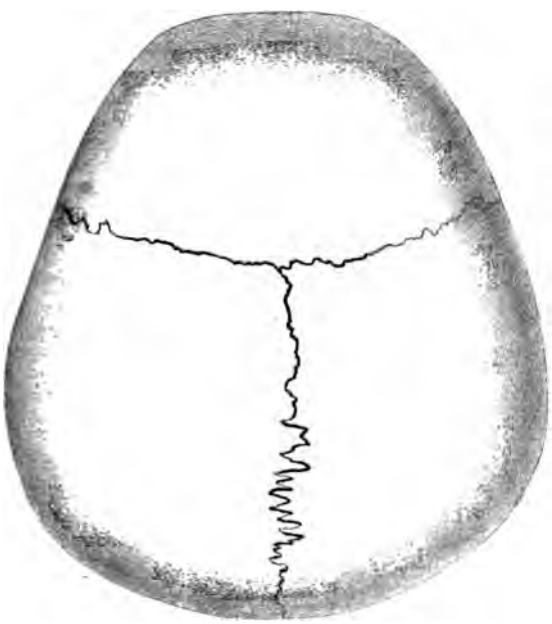


Abb. 2.

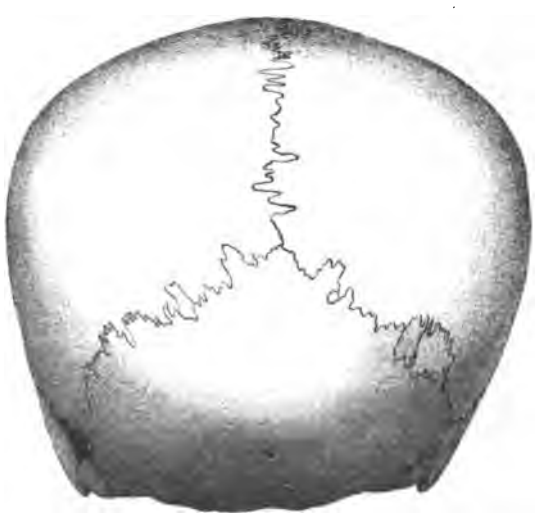


Abb. 3.

In der *Norma verticalis* zeigt er ein Oval, welches sich gegen die Stirne hin sehr stark verschmälert und dessen größte Breite sich, etwas vor und unter den flachen Scheitelhöckern gelegen, verhältnismäßig nahe dem Hinterhaupte befindet. Hinter der Kranznaht besitzt der Scheitel eine ganz leichte, der Quere nach verlaufende Abflachung.

In der *Norma occipitalis* erscheint der Schädel breit und flach, der Scheitel hebt sich von den stark nach unten konvergierenden Seitenflächen in scharfem Buge ab. In dieser Ansicht liegt ein großer Teil der schon in der Mitte ihrer (sagittalen) Länge nach hinten abgebogenen Scheitelbeine vor, während der Oberteil der Hinterhauptschuppe nur ein verhältnismäßig kleines Feld einnimmt. Hingegen besitzt das von dem *Planum occipitale* deutlich abgebogene, flache, schief nach vorne abfallende *Planum nuchale* eine beträchtliche Ausdehnung in seiner Längsrichtung. (Abstand der *Linea nuchae superior* vom *Foramen occipitale magnum* = 54 *mm*, gegenüber 45 *mm* bei einem gleichalterigen und ähnlich geformten Vergleichsschädel.) Dies macht sich besonders in der *Norma lateralis* geltend. Diese zeigt überdies die schon erwähnte, deutlich ausgeprägte Abbiegung der ziemlich niederen Stirne gegen den flachen Scheitel. *Arcus superciliaris* sind kaum angedeutet. Am Augenhöhlendach finden sich *Cribra orbitalia*, rechts in etwas größerer Ausdehnung als links.

Den Maßverhältnissen zufolge (siehe unten) ist der Schädel als hyperbrachycephal und hypsicephal zu bezeichnen. Charakteristisch für seine Form ist die verhältnismäßig schmale Stirne (die kleinste Stirnbreite beträgt nur 61% der größten Schädelbreite), ferner die weiter vorne als gewöhnlich gelegene und sehr starke Abbiegung der Scheitelbeine nach hinten, ein Umstand, welcher mit der Hyperbrachycephalie des Schädels in unmittelbarem Zusammenhange steht, endlich die Kürze des *Planum occipitale* des Hinterhauptbeines im Verhältnisse zum *Planum nuchale*.

Gesichtsschädel. Entsprechend der kleinen Stirnbreite, ist das Obergesicht im allgemeinen verhältnismäßig schmal, die Jochbögen flach. Die Nasenwurzel ist nicht eingesenkt, die Nasenbeine haben eine nahezu senkrechte Richtung; die Interorbitalbreite ist eine mäßige; die Augenhöhleneingänge zeigen auf beiden Seiten gleichmäßig eine elliptische Gestalt, ihre längsten Durchmesser sind so eingestellt, daß sie sich 20 *mm* ober der *Sutura nasofrontalis* überschneiden würden. Die *Fossae caninae* sind beträchtlich tief. Die Bezahnung ist, abgesehen von den Weisheitszähnen, eine vollständige (der linke erste sowie der rechte erste und zweite Backenzahn sind postmortal verloren gegangen). Auf der rechten Seite ist der zweite obere Mahlzahn zwar durchgebrochen, aber noch nicht ganz in die Ebene der Kauflächen der übrigen Zähne herabgerückt. Von den oberen Weisheitszähnen ist erst ein Teil der Krone gebildet, welche noch hoch oben in der erst in Ausbildung begriffenen Alveole liegt; von den unteren Weisheitszähnen ist nichts zu sehen, weil ihre Alveolen nahezu vollständig von Knochensubstanz gedeckt sind. Die Schneide- und Eckzähne besitzen auffallend lange und breite Kronen; die besonders massiven Eckzähne ragen, namentlich im Oberkiefer, um ein sehr beträchtliches über die freien Kanten der Schneidezähne vor. Nicht so auffallend groß sind die vorhandenen Backen- und Mahlzähne, jedoch müssen sie immerhin als recht kräftig bezeichnet werden. Der erste Mahlzahn ist oben wie unten größer als der zweite. Alle vorhandenen Zähne sind vollkommen gesund; eine geringe Abschleifung ist nur an den freien Kanten der medialen Schneidezähne bemerkbar.

Der besonderen Stärke der vorderen Zähne entspricht ein flacher Zahnfächerbogen und eine verhältnismäßig beträchtliche Breite des Oberkiefers im Bereiche des

Zahnfächerfortsatzes. (Die größte Breite des Oberkiefers am Zahnfächerteile beträgt 54% der Jochbreite und 71% der Virchow'schen Gesichtsbreite; an dem erwähnten Vergleichsschädel 47 bzw. 66%.)

Sehr auffallende Formverhältnisse zeigt der Naseneingang *(Apertura piriformis)*. Der obere Umriß desselben ist nicht festzustellen, weil beide Nasenbeine in ihrem unteren Drittel abgebrochen sind. Der Seitenrand des Naseneinganges *(Incisura nasalis* des Oberkieferbeines) ist in seiner oberen Hälfte ganz scharf und dünn; nach unten stumpft er sich jedoch ab und läuft gerade abwärts ganz flach in die vordere Fläche des Oberkieferbeines aus, und zwar in der Gegend und in der Richtung des Wurzelfaches für den lateralen Schneidezahn. Unten besitzt die *Apertura piriformis* keine scharfe Begrenzung, sondern es geht der Nasenboden ohne deutlichen Abschluß in flacher Wölbung in die vordere Fläche des Oberkiefers über. Infolgedessen erscheint diese Gegend sehr ähnlich wie bei anthropoiden Affen, und zwar um so mehr, als an unserem Schädel der vordere Nasenstachel vollständig fehlt und eine sehr beträchtliche alveolare Prognathie des Oberkiefers besteht. Diese letztere kommt in dem Profilwinkel, welcher 82° beträgt, und das Gesicht an die Grenze zwischen Prognathie und Mesognathie setzen würde, gar nicht zum Ausdruck, und zwar deshalb, weil der obere Bestimmungspunkt der Profillinie wegen der Flachheit der Nasenwurzel verhältnismäßig weit vorne liegt. Die Neigung des Zahnfächerteiles gegen die Ebene des Zahnfächerrandes beträgt vorne in der Mittellinie tatsächlich ungefähr 54°. Hingegen zeigt der schlanke, schmale Unterkiefer eine nahezu orthognate Stellung des Zahnfächerteiles und der vorderen Zähne, bei mäßigem Vortreten des stumpf zugespitzten Kinnes. Damit hängt zusammen, daß der Körper des Unterkiefers verhältnismäßig lang ist und der schmale Ast sich von demselben in stumpfem Winkel (125°) abbiegt.

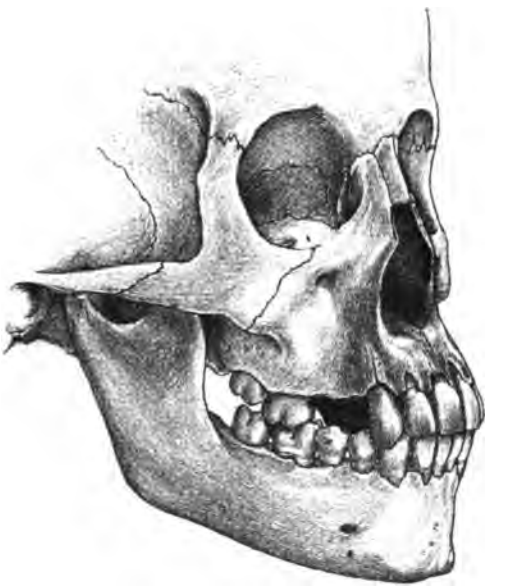


Abb. 4.

Was daher diesem Schädel ein besonderes Gepräge gibt, ist das breite, kräftige, stark prognathe Zahngerüst des Oberkiefers in dem an sich schmalen Gesichtsschädel und der unvermittelte Übergang des Nasenbodens in die vordere Fläche des Zahnfächerteiles bei gänzlichem Mangel eines vorderen Nasenstachels.

Die erwähnten Formverhältnisse am Naseneingange sind jedenfalls ein sehr seltenes Vorkommnis; ich habe ähnliches nur an dem Schädel eines etwa sieben Jahre alten Negerknaben und an dem eines ungefähr 20 Jahre alten Japaners gesehen. Ob solche Formen den Guarany-Indianern eigentümlich sein oder bei ihnen verhältnismäßig häufig vorkommen dürften, kann ich nicht entscheiden; immerhin scheint es, daß die außergewöhnlich kurzen, flachen Nasen mit den nach vorne geneigten Nasenlöchern, wie sie namentlich die von Krone beigebrachten Photographien I, III, IV, X, XI und XII zeigen, auf eine unserem Schädel ähnliche Beschaffenheit des Knochengerüstes zurückgeführt werden können.

Lineare Maße am Hirnschädel:	
Gerade Länge	164
Größte Länge	165
Größte Breite	142
Aurikularbreite	102
Kleinste Stirnbreite	87
Ganze Höhe	130
Ohrhöhe	116
Länge der Schädelbasis	90
Länge des *Foram. occipit. magnum*	30·5
Breite „ „ „ „	28·5
Horizontalumfang	485
Sagittalumfang (129 + 120 + 105)	354
Vertikaler Querumfang	313

Lineare Maße am Gesichtsschädel:		
Gesichtsbreite (Virchow)		83
Jochbreite		110
Interorbitalbreite		20
Gesichtshöhe		103
Obergesichtshöhe		60
Nasenhöhe		46·5
Nasenbreite		21
Größte Breite d. Augenhöhlen-	l.	39·5
einganges	r.	38
Größte Horizontalbreite des	l.	35
Augenhöhleneinganges	r.	35
Größte Höhe d. Augenhöhlen-	l.	32·3
einganges	r.	33
Senkrechte Höhe des Augen-	l.	34
höhleneinganges	r.	34
Gaumenlänge		45
Gaumenmittelbreite		34
Äußerer Abstand der Unterkieferköpfchen		98
Äußerer Abstand der Unterkieferwinkel		76
Profillänge (Kollmann)		87

Kapazität des Schädels: 1355

Profilwinkel: 82°

Längenbreiten-Index		86·06
Längenhöhen-Index		79·27
Gesichts-Index (Virchow)		122·89
Obergesichts-Index		72·29
Jochbeingesichts-Index		93·64
Jochbreitenobergesichts-Index		54·55
Augenhöhlen-Index	l.	81·77
	r.	86·84
Nasen-Index		45·16
Gaumen-Index		75·56

NEKROLOGE.

Dr. Knut Hjalmar Stolpe.[1])

Mit Dr. Stolpe ist wieder einer aus der von Jahr zu Jahr geringer werdenden Zahl von Männern dahingegangen, welche an der Wiege der noch jugendlichen ethnographischen und ethnologischen Wissenschaft gestanden sind. Alle diese Männer, welche die Völkerkunde in die Bahnen wissenschaftlicher Forschung gelenkt haben, waren ja ursprünglich Autodidakten auf diesem Gebiete, da es in ihrer Jugendzeit Lehrstühle an den Universitäten für diese Disziplin noch nicht gab. Der Vorwurf der „Unwissenschaftlichkeit", der diesen Bahnbrechern und Pfadfindern auf ethnographisch-ethnologischem Gebiete vielfach gemacht wurde und noch immer von den Vertretern der schon gut fundierten Wissenschaftszweige gemacht wird, ist vollkommen ungerechtfertigt. Jeder Zweig wissenschaftlicher Forschung hat einmal „angefangen", und diese Anfänge entsprachen auch nicht immer den strengen Anforderungen der schon durch langjährige methodische Arbeit immer mehr ausgebauten Disziplinen. Heute gilt die Völkerkunde in manchen „Kulturstaaten" noch nicht einer akademischen Würdigung wert und sogar einige „Akademien der Wissenschaften" haben ihr noch nicht die Pforten geöffnet. Ging es doch der Geologie seinerzeit auch nicht anders und wurde sie anfangs von den Schwesterwissenschaften mit wenig liebevollen Blicken angesehen. Sie stand damals freilich mehr auf dem Standpunkte einer Naturphilosophie, bis sie durch die vergleichende Beobachtung allmählich in die ihr unter den anderen Naturwissenschaften gebührende Stellung einrückte.

Die Völkerkunde ist freilich heute schon über dieses Anfangsstadium ziemlich weit hinaus und erfreut sich auch in den meisten Kulturstaaten — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — einer ziemlich regelrechten Pflege. Das ist aber erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit; denn die älteren Vertreter dieser Disziplin waren reine Autodidakten. Nicht wenige von ihnen sind ursprünglich Naturforscher gewesen und durch das Studium der sogenannten Naturvölker — die man besser als geschichtslose Völker bezeichnet, nicht als ob sie keine Geschichte besessen hätten, sich aber noch nicht zu einer Aufzeichnung derselben aufgeschwungen haben — auf die Völkerkunde gebracht worden. Es brauchen hier nur die Namen Bastian, v. Hochstetter, v. Schrenck, Andree, Ratzel, Hamy, von den Steinen, Boas, Haddon, Schmeltz, u. a. m. angeführt zu werden, Namen, die zu den besten gehören, welche die noch jugendliche Wissenschaft aufzuweisen hat.

In dieser illustren Reihe darf man den Namen Stolpes durchaus nicht an die letzte Stelle setzen. Auch er hat ursprünglich als Naturforscher begonnen und ist dann auf dem Umwege über die Archäologie zur Völkerkunde gelangt.

Diese Neigung der Naturforscher der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes, sich dieser bis dahin verwaisten Wissenschaft anzunehmen, ging aus der Vorliebe dieser Periode für das Studium der von unseren Historikern gewissenhaft gemiedenen Naturvölker hervor. Bei diesen versagten eben die bis dahin üblichen Methoden der historischen Forschung; ihnen war — mit Ausnahme ihrer Sprache — wissenschaftlich nicht anders beizukommen, als daß man auf ihre Lebensäußerungen die auf direkter Beobachtung gestützte und durch Vergleichung geläuterte Methode der Naturwissenschaften anwendete. Von Seite der reinen Historiker wären die geschichtslosen Völker nie als einer wissenschaftlichen Untersuchung würdig angesehen worden; das haben Naturforscher zustande gebracht. Heute freilich, nachdem diese müh-

[1]) Dieser Nachruf hat sich aus verschiedenen Gründen verspätet. Auf mein Ersuchen an die Frau des Verstorbenen um eine Biographie desselben sandte mir in deren Auftrage im März v. J. Herr Dr. phil. J. Leffler in Stockholm eine kurze Lebensskizze ein, welche eine Übersetzung eines Artikels aus dem schwedischen Konversationslexikon „Nordisk Familjeboll", Bd. 15, 1891, bildet. Seither ist die ausführliche Biographie über Stolpe in der schwedischen geographischen und anthropologischen Zeitschrift „Ymer" erschienen. Ein an Dr. Leffler gerichtetes Ansuchen um eine Übersetzung dieses Artikels blieb leider unbeantwortet, so daß ich mich im folgenden wesentlich auf die oben mitgeteilten Daten beschränken muß, welche aber die wichtigsten Züge aus dem Lebenslaufe des Verstorbenen wiedergeben.
F. H.

samen Erstlingsarbeiten hinter uns liegen, fängt auch die moderne Geschichtsforschung an, sich auf eine breitere Basis zu stellen. Man lese nur das Vorwort in dem jüngst erschienenen ersten Bande der Geschichte Japans von O. Nachod in dem großartig angelegten, von Kurt Lamprecht herausgegebenen Sammelwerke: „Allgemeine Staatengeschichte", und man wird finden, wie viel die Völkerkunde zur Vertiefung unseres historischen Wissens und zu einer universellen Auffassung der geschichtlichen Vorgänge beigetragen hat. Es müssen hier ebenso die erprobten Methoden des Historikers wie jene der Naturforschung herangezogen werden, um ein vollständiges Bild der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung des Menschengeschlechtes zu geben.

Knut Hjalmar Stolpe wurde am 23. April 1841 zu Gefle in Schweden geboren. Im Jahre 1860 begann er die höheren Studien in Upsala, wurde 1870 Kandidat der Philosophie und als solcher 1872 zum Doktor promoviert. 1870 studierte er mit Unterstützung der kgl. schwed. Akademie der Wissenschaften die Sumpf- und Acarid-Fauna von Gothland. Im folgenden Jahre begann er mit den archäologischen Untersuchungen auf der Insel Björkö im Mälarsee, welche ununterbrochen bis 1879 dauerten und 1881 weiter fortgeführt wurden, deren wichtige Resultate aus einer verhältnismäßig jungen Periode der frühgeschichtlichen Zeit stammen, aber für diese das wichtigste Material geliefert haben. Stolpe hat auf Björkö über 1100 Gräber in mustergültiger Weise untersucht.

Im Jahre 1872 betrieb Stolpe archäologische und ethnographische Forschungen in Lund und in Kopenhagen. Dies hatte im folgenden Jahre seine Berufung zum Dozenten der nordischen Archäologie an der Universität in Lund zur Folge. Schon im Jahre 1874 wurde er zum außerordentlichen Amanuensis an der Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademien zu Stockholm ernannt, wo er 1880 zum zweiten Amanuensis vorrückte. In dieser Eigenschaft leitete er auch die Ausgrabungen des Gräberfeldes bei der Vendels-Kirche in Upland (1881—1882) und nahm 1888—1889 das Gräberfeld von Björkö kartographisch auf.

Der erste Plan zu der im Jahre 1873 in Stockholm gegründeten Anthropologischen Gesellschaft wurde von G. Retzius und Stolpe ausgearbeitet. In dieser fungierte er auch von 1877—1879 als Sekretär und ein Jahr auch als Vorsitzender. Durch die von dieser Gesellschaft 1878—1879 veranstaltete allgemeine ethnographische Ausstellung in Stockholm, welche eigentlich durch Stolpe veranlaßt wurde, geriet er auf das ethnographische Gebiet, dem er von nun an treu blieb und auf dem er auch sein Bestes leisten sollte.

Eine Folge dieser Ausstellung war seine in den Jahren 1880 und 1881 als Letterstedt'scher Stipendist ausgeführte Studienreise auf dem Kontinent und in Großbritannien, auf der er als einer der Ersten alle damals dort befindlichen ethnographischen Museen und Privatsammlungen eingehend studierte und dadurch den Grundstock zu seiner umfassenden Kenntnis des ethnographischen Materiales legte.

Schon damals hatte Stolpe sein Hauptaugenmerk der Ornamentik zugewendet. Mit der von ihm zum erstenmale geübten ingeniösen Technik des Abreibens der eingeschnitzten und vertieften Ornamente auf japanischem Papier mit schwarzem Wachs gelang es ihm, ein geradezu unvergleichliches Ornamentenmaterial zusammenzubringen, das er auf seinen weiteren ausgedehnten Reisen immer zu vermehren trachtete.

Im Jahre 1883 nahm er an dem Amerikanisten-Kongresse in Kopenhagen und darauf an dem Orientalisten-Kongresse in Leiden teil.

Bald sollte jedoch eine große Aufgabe an ihn herantreten. Auf der in den Jahren 1883—1885 erfolgten Weltreise der schwedischen Fregatte „Vanadis" wurde er als Ethnograph beigegeben mit der Aufgabe, Sammlungen für ein künftiges ethnographisches Museum in Stockholm zu machen. Diese Reise um die Erde führte ihn zuerst nach Brasilien, Chile und Peru, wo er Ausgrabungen auf dem berühmten Gräberfelde von Ancon ausführte. Dann ging es weiter nach den Marquesas-Inseln, nach Tahiti, der einsamen Oster-Insel und den Sandwich-Inseln. Auf Tahiti und Oahu führte er wieder Ausgrabungen auf Gräberfeldern aus. Nach erfolgter Durchquerung des Großen Ozeans landete er in Japan, wo er während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes den südlichen Teil von Nipon bereiste. Über Manila, Bangkok und Singapore erreichte er am 1. Dezember 1884 Kalkutta. In Japan gelang es ihm, eine große Sammlung zusammenzubringen, unter welcher namentlich die auf den shintoistischen und buddhistischen Gottesdienst bezugnehmenden Gegenstände sowie jene, welche sich auf die Teezeremonie beziehen, besonders hervorragen. Auf Luzon besuchte er die Negritos in den Mariveles-Bergen.

In Kalkutta verließ er die Expedition und bereiste in den folgenden drei Monaten Bengalen, die Nordwest-Provinzen, den Pandschab und Kaschmir, bis er über Radschputana Bombay erreichte. Über Ägypten kehrte er darauf nach Europa zurück.

Das Resultat dieser Reise war eine umfangreiche, 7500 Nummern zählende ethnographische Sammlung aus den berührten Gebieten. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß eine solche

Sammlung, von seiner Meisterhand zusammengebracht, zu den besten gehörte, was jemals in dieser Richtung gesammelt wurde. Im Jahre 1886 wurde auch in Stockholm die „Vanadis-Ausstellung" eröffnet, welche die von Stolpe gemachten und geordneten Sammlungen zur Darstellung brachte, der 1887 in Gothenburg eine ähnliche Ausstellung folgte, wo er auch während des Frühjahres ethnographische Vorlesungen hielt.

Sein Plan, eine eigene ethnographische Sammlung in Stockholm erstehen zu sehen, sollte aber damals noch nicht in Erfüllung gehen. Nach Schluß der Vanadis-Ausstellungen wurden diese Sammlungen dem zoologischen Reichsmuseum einverleibt, wo sie zusammen mit dem anderen in Stockholm vorhandenen ethnographischen Materiale einen Annex der Vertebratenabteilung bildeten. Hier hat nun Stolpe zuerst den asiatischen Teil der Sammlungen geordnet und, so gut es die beschränkten Raumverhältnisse gestatteten, aufgestellt. Diese Ausstellung wurde 1889 eröffnet.

Im Herbste 1888 bekleidete Stolpe die Professur für Kulturgeschichte an der Universität in Stockholm und war 1889 stellvertretender Lehrer für Ethnographie.

Mit Vorliebe zog er nach Großbritannien, wo er in zahlreichen Privat- wie öffentlichen Sammlungen das versteckteste Material aufzufinden wußte. So sehen wir ihn in den Jahren 1893 und dann wieder 1896 dort, fortwährend studierend, vergleichend und seine geliebten Abreibungen machend.

Im Jahre 1890 erschien im „Ymer" seine epochemachende Arbeit: „Utvecklingsföreteelser i naturfolkens ornamentik", welche bald darauf ins Englische und später von Fräulein Professor J. Mestorf ins Deutsche übersetzt wurde und unter dem Titel: „Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker" 1892 in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft erschien. In dieser klassischen Arbeit hat er in exakter Weise und mustergültiger Form die Entwicklung gewisser Ornamente aus menschlichen Figuren nachgewiesen und damit den Weg gezeigt, wie solche Fragen in streng wissenschaftlicher Weise behandelt werden müssen. Sein Hauptwerk erschien aber 1896 unter dem Titel: „Studier i amerikansk ornamentik. Ett bidrag till ornamentens biologie." In dieser groß angelegten Arbeit hat er an der Hand eines nahezu erschöpfenden Materiales namentlich über die Ornamentik der sogenannten Guyana-Keulen gehandelt. Diese Untersuchung wird für alle Zeiten für die Behandlung des primitiven Ornamentes mustergültig bleiben.

Noch einmal zog es Stolpe über das „große Wasser". Im Jahre 1902 nahm er an dem in New-York abgehaltenen Amerikanisten-Kongresse teil und besuchte darauf die wichtigsten Museen der Oststaaten.

Schon krank, besuchte er noch 1904 den Amerikanisten-Kongreß in Stuttgart und kehrte von dort über die Schweiz, Süd- und Norddeutschland in die Heimat zurück, die er nicht mehr verlassen sollte. Er starb am 27. Jänner 1905.

Die Bedeutung Stolpes für die Völkerkunde ist bisher viel zu wenig gewürdigt worden; spätere Tage werden das aber gewiß nachholen. Dazu kam auch, daß er nur schwer zum Schreiben zu bringen war, so daß eine Menge kostbaren Materiales nicht verarbeitet wurde. Seine wertvollste Hinterlassenschaft sind seine zahlreichen Abreibungen, die gewiß noch einmal entsprechende Verwertung finden werden. Nicht weniger als 114 europäische und 27 außereuropäische Museen und Sammlungen hat er studiert, und zwar mit einer Gründlichkeit, wie sie wohl selten vorkommt. Tage- und wochenlang saß er in den Sammlungen, fortwährend studierend und die Ornamente abreibend. Kein Lebender besaß vor ihm eine so umfassende und gediegene Kenntnis des ethnographischen Materiales der ganzen Erde. Heute, wo das Spezialisieren auch schon in die Völkerkunde eingedrungen ist, wird es ihm auch nicht so leicht ein anderer nachtun können.

Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Stolpe erst sein Lebensziel erreicht. Er wurde im Jahre 1899 zum Vorstande und 1902 zum selbständigen Direktor des von den zoologischen Sammlungen losgelösten ethnographischen Museums (als ethnographische Abteilung des naturhistorischen Reichsmuseums) in Stockholm ernannt. Damals erfolgte auch seine Ernennung zum Professor. Es war aber schon zu spät zu größeren Taten; in dem Körper des riesenhaft gebauten Mannes lag schon der Todeskeim. Spätere Zeiten werden erst vollauf seine unter schwierigen Verhältnissen ausgeübte Tätigkeit zu würdigen wissen. Die ihn aber gekannt und seine stupenden Kenntnisse bewundert haben, werden seiner nie vergessen.

F. Heger.

Verzeichnis der Publikationen Dr. K. H. Stolpes.

(Aus dem „Ymer", 25. Jahrg. 1905, 4. Heft, p. 445–46.)

1. Naturhistoriska och arkeologiska undersökningar på Björkö i Mälaren. Öfversikt af Kungl. Vetenskapsakademiens Förhandlingar 1872, No. 1, och 1873, No. 5.

2. Björköfyndet. Bekrifning öfver fornsaker från Nordens yngre jernålder funna på Björkö i Mälaren. Äfven med fransk titel: Les trouvailles de Björkö. Description des antiquités de la dernière période de l'âge du fer dans les pays du Nord, trouvées dans l'île de Björkö (Mälar). I; I. Stockholm 1874.

3. Sur les découvertes faites dans l'île de Björkö. Compte rendu de la 7me session, Stockholm 1874, du Congrès internat. d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Tome 2 (18), p. 619.

4. Sur l'origine et le commerce de l'ambre jaune dans l'antiquité. Ibid. p. 777.

5. Grafundersökningar på Björkö. Tidskrift för Antropologi och Kulturhistoria 1876. Band I, No. 10.

6. Den Allmänna Etnografiska Utställningen i Stockholm.
I. Etnografisk öfversikt. Stockholm 1878—1879.
II. Specialförteckning. Stockholm 1878.
(Omtryckta i Tidskr. f. Antrop. och Kulturhist. III häft.)

7. Meddelanden från Björkö. I. En kristen begrafningsplats. Vitt. Hist. och Antikv. Akad. Månadsbl. 1878, sid. 871.

8. Meddelanden från Björkö. II. Ibid. 1880.

9. Exposition ethnographique de Stockholm 1878—1879. Photographies par C. F. Lindberg. Texte par le Dr. Hjalmar Stolpe. Stockholm 1881. P. 1—36, Pl. 1—278.

10. Grafundersökningar på Björkö i Mälaren 1881. Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. V, No. 13, sid. 53.

11. Svenska myror. Entomologisk Tidskr. årg. 3, häft 3, sid. 127. 1882.

12. Några ord om de etnografiska muscerna i Europa. Stockholm 1882.
(Stockholms Dagblads Boktryckeri.)

13. Påskön i Stilla Oceanen. „Ymer", 1883, sid. 150.

14. Vendelfyndet. En förberedande öfversikt. Antikvar. Tidskr. 8. Stockholm 1884.

15. Vägvisare genom Vandis-Utställningen i Arffurstens Palats.
Stockholm 1886—1887. Fem uppl.

16. Vägledning genom Vanadis-Utställningen i Valand. Göteborg 1887.

17. Björkö i Mälaren. En vägledning för besökande Stockholm 1888.

18. Sur les collections ethnographiques faites pendant le voyage autour de la terre de la frégate suédoise la Vanadis dans les années 1883—1885. Rapport au VIIIme Congrès internat. des Orientalistes. Stockholm 1889.

19. Om Kristiania Universitets etnografiska samling. „Ymer" 1890, sid. 53.

20. Über altmexikanische und südamerikanische Wurfbretter. Int. Archiv für Ethnographie, Bd. III, H. 6. Leiden 1890.

21. Utvecklingsföreteelser i naturfolkens ornamentik. „Ymer" 1890, sid. 193.
Öfversatt till engelskan af mrs H. C. Colley March: Evolution in the Ornamental art of savage Peoples by Dr. Hjalmar Stolpe of Stockholm; Transactions of the Rochdale Literary and Scientific Society. Rochdale. — Öfversatt till tyskan af Fräulein Prof. Johanna Mestorf: Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker; Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Bd. XXII, S. 19. 1892.

22. Utvecklingsföreteelser i naturfolkens ornamentik II. „Ymer", 1891, sid. 197.

23. Det tyska Antropologiska sällskapets 24:e årsmöte in Göttingen och Hannover d. 5—9 Aug. 1893. „Ymer", 1894, sid. 121.

24. Om Vendelfyndet. Upplands Fornminnesförenings Tidskrift 1894.

25. Om vårt Etnografiska museum, särskildt om dess afdelning II. „Ymer", 1895, häft. 1 och 2.

26. Tuna-fyndet (Alsike s:n, Uppland). „Ymer", 1895, sid. 219.

27. Ett etnografiskt bidrag till fåglarnas flyttningshistoria. Bivråken (Pernis apivorus). Svenska Jägarförbundets nya tidskrift, årg. XXX, häft. 1. Stockholm 1895.

28. Anders Retzius. Tal vid minnefesten i Sv. Sällskapet för Antropologi och Geografi den 23 okt. 1896. „Ymer", 1896, sid. 213.

29. Studier i amerikansk ornamentik, ett bidrag till ornamentens biologi. Stockholm 1896. Fol.

30. On American Ornamental Art. Repr. from Compte rendu du Xme Congrès des Américanistes à Stockholm 1894.

31. Statens Historiska Museum. Kort beskrifning till vägledning för de besökande. Utarbetad af Oscar Montelius. Stockholm 1897. Sid. 71- 76 m. m. äro meddelade af Prof. Hj. Stolpe.

32. Kristian Bahnson. (Nekrolog.) „Ymer", 1897, sid. 77.

33. Gustaf Nordenskiöld. (Nekrolog.) Compte rendu du Xme Congrès des Américanistes à Stockholm 1894, sid. 245.

34. Über die Tätowierung der Oster-Insulaner. Abhandlungen und Berichte des Königlichen Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Festschrift 1899, No. 6. Berlin 1899.

35. José Rizal. En filippinsk författares och politikers lefnadhistoria. Nordisk Tidskrift 1899.

36. Utställning af Arkeologiska och Etnografiska samlingar från Central-Amerika i K. Akademien för de fria konsterna. Stockholm 1900.

37. Über die Forschungsergebnisse der schwedischen Grönland-Expedition vom Jahre 1899. Verhandlungen des XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongresses in Stuttgart, 18. bis 23. August 1904 (utkommer 1906).

Joh. Nep. Woldřich.

Am 3. Februar 1906 starb auf den Kgl. Weinbergen bei Prag der Hofrat, k. k. Universitätsprofessor Dr. Joh. Nep. Woldřich, durch dessen Hinscheiden nicht nur der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ein langjähriges, stets treu ergebenes Mitglied, sondern der Wissenschaft überhaupt ein eifriger Jünger entrissen worden ist, ein Jünger im wahren Sinne des Wortes, der bis in sein Alter ein warmes Interesse und eine feurige Begeisterung für die Fortschritte der Wissenschaft, sowie eine ungeschwächte Arbeitslust sich erhalten hat und, selbst am Ende seiner akademischen Laufbahn angelangt, seiner Tätigkeit keine Schranken setzte.

Joh. Nep. Woldřich war am 15. Juni 1834 in Zdikau (Bez. Winterberg in Böhmen) geboren, absolvierte — als armer Student mit materiellen Schwierigkeiten kämpfend — das Piaristengymnasium in Budweis und die Universitätsstudien in Wien, wohin er im Jahre 1861 — nach kurzer Tätigkeit am Lande und in Salzburg — als Professor des Akademischen Gymnasiums zurückkehrte. Schon seit Absolvierung der Universität wissenschaftlich sich ununterbrochen betätigend, wurde er im Jahre 1893 als ordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie an die philosophische Fakultät der böhmischen Universität in Prag berufen, an welcher er im Jahre 1899 auch die Dekanswürde bekleidete. Von zahlreichen gelehrten Gesellschaften wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft anerkannt und vom Staate für seine Lehrtätigkeit mit dem Titel eines Hofrates ausgezeichnet, trat er im Jahre 1905 in den Ruhestand. Überdies war Joh. Nep. Woldřich in den Jahren 1889—1891 als Reichsratsabgeordneter politisch tätig.

Abgesehen von seinen mannigfachen Arbeiten aus dem Gebiete der Geologie und Paläontologie, beginnend mit der Abhandlung über „Die Lagerungsverhältnisse des Wiener Sandsteines auf der Strecke von Nußdorf bis Greifenstein“ (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt in Wien, 1859) bis zu der kurz vor seinem Tode beendigten „Allgemeinen Geologie“ (böhm., Prag 1905) sind besonders seine zahlreichen archäologischen und anthropologischen Studien von bleibendem Werte. Von einer Aufzählung derselben absehend, heben wir nur die Verdienste hervor, die sich Joh. Nep. Woldřich um die Erforschung des böhmischen Diluviums (Stationen zu Zudzlawitz, Generalka bei Prag u. a.), der südböhmischen Hügelgräber und verschlackten Burgwälle, sowie der Somatologie der vorgeschichtlichen Bewohner Böhmens erworben hat. Seiner patriotischen Begeisterung und seinem jugendlichen Feuer entsprach der Standpunkt, den er in der Frage bezüglich des Autochthonismus der Slawen in Mitteleuropa vertrat.

Indem die Tätigkeit Joh. Nep. Woldřichs sozusagen drei Generationen zugleich galt — an den Mittelschulen durch sein Lehrbuch der Zoologie und Somatologie, an der Hochschule durch seine Handbücher und seine Vorlesungen, in den gelehrten Gesellschaften durch zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen —, erwarb derselbe in den weitesten Kreisen der Intelligenz eine große Popularität. Wegen seiner persönlichen Eigenschaften war er allgemein beliebt und geachtet.

Ehre seinem Andenken!

Prof. Dr. H. Matiegka.

LITERATURBERICHTE.

11.

Naue, A. W.: *Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß.* (Gekrönte Preisschrift.) LXXXVI + 529 S. mit Abbildungen im Texte, 2 Karten und 32 Tafeln. Straßburg 1905.

Eine wertvolle Bereicherung der prähistorischen Literatur hat uns Dr. A. W. Naue mit seinem stattlichen großen Werke über die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit im Elsaß geliefert. Mit wahrem Bienenfleiße hat er die mühevolle jahrelange Arbeit nicht gescheut, nicht nur die ganze einschlägige Literatur und die mehr oder weniger ausführlichen Berichte gründlich zu studieren, sondern auch die zahlreichen zerstreuten Funde einer genauen Prüfung resp. Kritik zu unterziehen. Das in dem Werke massenhaft angehäufte Material ist sehr übersichtlich nach den verschiedenen Kreisen und Kantonen von Unter- und Oberelsaß eingeteilt, so daß wir einen vollständigen Überblick über die vorgeschichtliche Metallzeit des Landes mit seinen zahlreichen Hügel- und Flachgräbern und die in den Museen und Privatsammlungen aufbewahrten Funde erhalten. Besonders rühmend hervorzuheben ist noch der in der Einleitung enthaltene Beitrag zu der prähistorischen Terminologie, worin der lobenswerte Versuch gemacht wird, endlich auch für die verschiedenen vorgeschichtlichen Objekte fixe deutsche Namen einzuführen. Die dem Werke beigegebenen Tafeln sind von Prof. Julius Naues Meisterhand gezeichnet und veranschaulichen uns die mannigfaltigen Formen der Töpfe und ihre Verzierungen, sowie die hauptsächlichsten Arten der Ringe. *Dr. Marchesetti.*

12.

Hoops: *Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertume.* Straßburg, Trübner, 1905.

„Es scheint mir empfehlenswert, solche Spezialstudien von vornherein auf eine möglichst breite Basis zu stellen, den Forschungen nach allen Seiten hin weite Perspektiven zu geben und nicht bloß gelegentliche Blicke in die Gebiete der Nachbardisziplinen zu werfen, sondern sich eindringender und gründlicher darin umzutun. Denn nur wenn man jeden Augenblick imstande ist, das Licht aller in Betracht kommenden Wissenschaften auf jeden Punkt der Untersuchung zu konzentrieren, wird man zu allseitig befriedigenden Ergebnissen gelangen." Mit diesen treffenden Worten leitet der Verfasser seine kulturgeschichtliche Studie ein, die selbst als ein mustergültiges Beispiel der von ihm geforderten Forschungsmethode zu betrachten ist, da er die zu behandelnden Probleme in gleich eingehender und gründlicher Weise vom botanischen, archäologischen und sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet und dadurch zu Resultaten gelangt, die auf einem wohlgefügten Unterbau von Tatsachen ruhen.

Das Ziel der Darstellung ist die Schilderung der den Germanen in vor- und frühhistorischen Zeiten bekannten Waldbäume und Kulturpflanzen, doch greift Hoops in seiner Arbeit weit in die Fernen europäischer Vorgeschichte zurück und gelangt dabei zu Resultaten, die eigentlich von weit höherem und allgemeinerem Interesse sind als jene, die dem Buche den Namen gegeben haben. Mit diesem prähistorischen Teile des Buches wollen wir uns hier hauptsächlich beschäftigen.

Den Beginn macht ein rein botanisches Kapitel über die Wandlungen der Baumflora Nord- und Mitteleuropas seit dem Ende der Eiszeit. Des Verfassers Ansicht unterscheidet sich von der der nordischen Forscher dadurch, daß er auf die arktische Dryasperiode keine eigentliche Birkenperiode folgen läßt, sondern diese mit der Kiefernperiode zusammenfaßt, die er wieder in eine Birken-Kiefernzeit und eine eigentliche Kiefernzeit zerlegt, gegen deren Ende allmählich in immer größerer Zahl Laubbäume auftreten. Darauf folgt dann die Eichen- und die Buchenperiode. Die Dryas- und Kiefernzeit fällt ganz in jene Periode der Landhebung, die man als Ancyluszeit bezeichnet, während welcher Skandinavien durch eine Festlandsbrücke mit Dänemark verbunden war. In der Eichenzeit beginnt jedoch eine Senkung

des Landes, während welcher sich der süße Ancylussee (Ostsee) in das salzige Litorinameer verwandelt und der Strand durchaus höher liegt als gegenwärtig. Für Norddeutschland lassen sich noch annähernd dieselben Perioden feststellen wie für Dänemark und das südliche Skandinavien, doch sind die Verhältnisse schon vielfach unklar, vollends für das südliche Mitteleuropa läßt sich eine überall gleichmäßige Aufeinanderfolge bestimmter Baumvegetationen nicht nachweisen.

Die weitere Frage ist nun, in welchem Verhältnisse der prähistorische Mensch zu den im Norden nachgewiesenen Vegetationsperioden steht. Hoops ist der Meinung, daß der Mensch zuerst in der Eichenperiode in Dänemark erschienen sei, da die Kjökkenmöddinger diesem Zeitraume angehören, doch hält er es nicht für unmöglich, daß durch spätere Untersuchungen das Vorhandensein des Menschen in einem späteren Abschnitte der Kiefernzeit werde erwiesen werden. Es ist merkwürdig, daß dem so gründlich vorgehenden Forscher die Publikation Sarauws über die Funde von Maglemose auf Seeland entgangen ist[1]), die die Anwesenheit des Menschen in Dänemark für die jüngere Kiefernzeit sicherstellen. Die Buche war jedoch zur Zeit der älteren Muschelhaufen sicher noch nicht nach Nordeuropa vorgedrungen und auch in den neolithischen Abfallhaufen ist sie nur durch den nicht ganz sicheren Fund eines halbverkohlten Zweiges zu Örum Aa vertreten. Nach Hoops ist das Vorkommen der Buche für das Neolithikum Südskandinaviens überhaupt nicht festgestellt, wenn auch die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden kann. An der Kieler Föhrde erscheint sie wahrscheinlich nach der Zeit der größten Ausbildung des Litorinameeres. Jedenfalls fällt die jüngere Steinzeit dieser Gegenden noch in eine Zeit, in der die Eiche der vorherrschende Waldbaum war.

Auf Grund zoologischer und anderer Tatsachen erhellt, daß die Kjökkenmöddinger in die Litorinazeit fallen. Hoops' Vermutung, daß auch schon zur Ancyluszeit Menschen in dem fraglichen Gebiete gelebt haben, wird ebenfalls durch die eben zitierte Arbeit Sarauws bestätigt.

Hoops untersucht nun mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft, welche Baumnamen den noch vereinigten Indogermanen bekannt waren. Auf Grund des Nachweises, daß die Eiche dem indogermanischen Urvolke bekannt war, glaubt er Asien als Heimat ausschließen zu dürfen, da die hauptsächlich waldbildenden Eichenarten in ihrer Verbreitung auf die Länder westlich des Ural und des Kaspischen Meeres beschränkt sind. Außer der Eiche betrachtet Hoops noch die Namen der Birke, der Weide, der Espe, der Esche und der Buche als urindogermanisch und schließt daraus, was schon früher Penka getan hat, daß die Heimat der Indogermanen innerhalb der Buchenzone gesucht werden müsse, d. h. westlich einer Linie, die vom Alvesund in Norwegen über Kolmar und Königsberg bis zur Donaumündung verläuft. Da Südeuropa nicht in Betracht kommt, Skandinavien infolge des späten Auftretens der Buche aber auch ausscheidet, so bleibt nur Mitteleuropa westlich der Linie Königsberg—Odessa als mögliches Heimatsgebiet übrig. Später fügt Hoops hinzu, daß man auch Dänemark nicht mit Sicherheit ausschließen könne, da das Auftreten der Buche daselbst vielleicht doch noch in die neolithische Zeit zurückreiche.

Höchst beachtenswert ist die Tatsache, daß bei Germanen und Balten ein ursprünglich Eiche bedeutendes Wort die Bedeutung Föhre angenommen hat. Hoops schließt daraus, daß beide Völker aus einem Eichenlande in ein Föhrenland gewandert seien, in ihren späteren Sitzen also nicht ureingesessen sind, sondern etwa von der jütischen Halbinsel, den dänischen Inseln oder Nordwestdeutschland dahin einwanderten, während in ihrer ursprünglichen Heimat schon die Eiche, weiter nördlich und östlich aber noch die Föhre herrschte.

In ähnlicher Weise wie die Waldbäume, sucht Hoops auch die Kulturpflanzen für die Frage nach der Heimat der Indogermanen nutzbar zu machen. Die Ausgrabungen Piettes und anderer haben festgestellt, daß im südwestlichen Frankreich schon der paläolithische Mensch der älteren glyptischen Periode des Renntierzeitalters Zerealien kannte, was durch aus Renntiergeweihen geschnitzte Getreideähren erwiesen wird. Unter den jüngeren Funden von Mas d'Azil fanden sich bereits Getreidekörner. Es ist also kaum zweifelhaft, daß in Südfrankreich mindestens seit der Übergangsphase vom Quartär zur gegenwärtigen Erdperiode Getreide gebaut worden ist. Auch in Campigny in Nordfrankreich fanden sich Mahlsteine und der Abdruck eines Gerstenkornes.

In neolithischer Zeit sind die meisten Getreidearten schon sehr frühzeitig über Mittel- und Nordeuropa verbreitet. Bezüglich der übrigen Kulturpflanzen hebt sich jedoch eine vom Verfasser als zirkumalpine bezeichnete Kulturzone ab, die die nördlichen Vorländer der Alpen, Oberitalien, Bosnien und Ungarn umfaßt und einen weit größeren Reichtum an Kulturpflanzen aufweist als der Norden. Auf diese Zone sind neben *Triticum compactum* die Linse, die Erbse, der Pastinak, der Mohn, der Flachs und der veredelte Apfel beschränkt.

[1]) Aarbøger for nord. Oldkydighed, 1903, p. 148.

Bezüglich des Ursprunges der neolithischen Bodenkultur Europas kommt Hoops zu demselben Ergebnisse wie Much, daß dieser nämlich nicht in Asien, sondern im Süden, etwa in Nordafrika, zu suchen sei. Der Weg, auf dem die Getreidekultur nach Nordeuropa kam, ist nicht sicher festzustellen, doch kann man entweder an eine Verbreitung von Süden oder von Westen (Nordfrankreich) denken. Die letztere Eventualität scheint mir die richtige zu sein, wie ich vor kurzem in der Polit.-anthrop. Revue (IV, S. 197) ausführte.

Wie in dem Abschnitte über die Waldbäume, folgt wieder der archäologischen Untersuchung die sprachwissenschaftliche. Hoops stellt fest, daß den Indogermanen nach dem jetzigen Stande der Forschung außer den älteren Getreidearten keine weiteren Kulturpflanzen bekannt waren, daß sie vor allem die Hülsenfrüchte und den Flachs nicht bauten. Aus dieser Tatsache geht hervor, daß wir das zirkumalpine Kulturgebiet nicht als Heimat der Indogermanen betrachten können, während die archäologischen Forschungen für den größten Teil Deutschlands und den Norden denselben Stand der Landwirtschaft während der jüngeren Steinzeit ergeben haben, der sich durch Sprachvergleichung für das indogermanische Urvolk feststellen ließ. Diese Gebiete kommen also für die Heimatfrage in Betracht. Aus dem Umstande, daß das Hauptgetreide der Indogermanen die Gerste war, schließt Hoops weiter, daß die Urheimat in einem Lande mit kurzen Sommern zu suchen sei, was für Nordeuropa und Norddeutschland zutrifft. Da nun die skandinavische Halbinsel wegen des späten Auftretens der Buche ausgeschlossen erscheint, hält Hoops das nördliche Deutschland, vielleicht mit Einschluß Dänemarks, für die Urheimat der Indogermanen.

Diese Ansicht deckt sich fast vollkommen mit der Muchs, der die westbaltischen Länder dafür in Anspruch nimmt, kommt auch Penkas Theorie sehr nahe, der die Heimat des indogermanischen Urvolkes in den sogenannten altdänischen Ländern sucht, steht aber in entschiedenem Widerspruche zu Wilsers Annahme einer Indogermanenheimat auf der skandinavischen Halbinsel, von der höchstens der äußerste Süden dafür mit in Betracht kommen könnte. Die archäologische Tatsache der in den Kjökkenmöddingern erhaltenen Übergangsphase von der paläolithischen zur neolithischen Kultur spricht trotz des Zweifels an dem frühen Auftreten der Buche in Dänemark für die Verlegung der engeren eigentlichen Heimat in dieses Land.

Bemerkt sei ferner, daß der Schluß, die Pfahlbauern der Alpenseen seien während des größten Teiles der neolithischen Epoche keine Indogermanen gewesen (S. 378), durchaus nicht zwingend ist, da ja die dortigen Funde einer späteren Periode angehören können, in der sich die Indogermanen schon über große Teile Europas ausgebreitet und neue Kulturgüter empfangen hatten, die dem Urvolke fremd gewesen sind. Überhaupt ist der Beweis, daß die Bandkeramik nicht indogermanischen Ursprunges sei noch nicht erbracht, selbst wenn ihre Entstehung in Südeuropa feststehen sollte.

Aus dem reichhaltigen Buche sei nun noch das Kapitel über die Stellung des Ackerbaues bei den Germanen zur Römerzeit herausgegriffen. Mit Recht bemerkt Hoops, es sei verwunderlich, daß die Ansicht von dem Nomadentume der Germanen trotz der eingehenden Untersuchung Rudolf Muchs noch immer von namhaften Historikern und Nationalökonomen geteilt werde. Hoffentlich bereiten Hoops' eigene Ausführungen dieser unrichtigen Anschauung endlich das wohlverdiente Ende. Es kann nach seinen Forschungen kein Zweifel sein, daß die Germanen seit urdenklichen Zeiten mit dem Landbau bekannt waren. Es kann auch nicht mehr die Rede davon sein, daß die Germanen zur Zeit ihrer Berührung mit den Römern noch den primitiven Hackbau betrieben; finden wir doch schon auf dem bronzezeitlichen Felsenbilde von Bohuslän einen von Rindern gezogenen Hakenpflug abgebildet! Der Räderpflug dürfte wahrscheinlich sogar eine Erfindung der Westgermanen sein. Dem hohen Stande des Ackerbaues bei den Germanen entspricht es vollkommen, wenn Hoops weiter zu der Überzeugung gelangt, daß bei diesen nicht erst zur Zeit des Tacitus, sondern schon seit dem Bronzealter ruhige, seßhafte Lebensweise die Regel war und der von Cäsar berichtete jährliche Wechsel der Feldmarken und Wohnsitze innerhalb der Sippen eines Gaues nicht das angestammte normale Agrarsystem, sondern nur ein kriegerischer Ausnahmezustand gewesen sei. Der große Unterschied zwischen den Agrarverhältnissen zur Zeit Cäsars und zu Tacitus Zeit bedeutet also nicht einen Übergang vom Nomadentume zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit, sondern die Rückkehr in normale, friedliche Verhältnisse.

Ich glaube nun, die wichtigsten Ergebnisse des vorliegenden Buches besprochen zu haben. Es sei jedoch bemerkt, daß in demselben eine solche Fülle wertvollster Einzelheiten steckt, daß ihm auch eine eingehende Besprechung nicht gerecht werden kann. Es ist für jeden, der sich für Europas Paläoethnologie interessiert, eine reiche Fundgrube tatsächlichen Materiales und eine Quelle mannigfaltigster Anregung. Besonders ist es auch als eine neue Stütze für die Lehre von der nordeuropäischen Abstammung der Indogermanen zu begrüßen.

Dr. Kraitschek.

13.

Anthropos. *Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde.* Herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Missionare von P. W. Schmidt S. V. D. Band I, Heft 1, Salzburg (1906).

Das Inslebentreten neuer Zeitschriften, die sich die Pflege eines bestimmten Wissensgebietes zur Aufgabe machen, wird jeder Vertreter eben dieser Wissenschaften mit doppeltem Gefühle aufnehmen: einmal mit dem Gefühle der Genugtuung über die Ausbreitung der betreffenden Disziplin über einen neuen Leserkreis und vielleicht die Gewinnung neuer Mitarbeiterschaft, dann aber wird das Bedenken rege, wohin mit der Zeit diese weitgehende Zersplitterung der Literatur und die dadurch stets wachsende Unübersichtlichkeit neuer Veröffentlichungen führen soll. Über dieses letztere Argument kann uns aber das wirkliche Bedürfnis nach einer neuen Zeitschrift hinwegsehen lassen, denn es ist natürlich unendlich wichtiger, im Verschwinden Begriffenes noch im letzten Augenblicke schnell zusammenzuraffen, als auf die Bequemlichkeit späterer Verarbeiter des gesammelten Materiales zu denken. Und ein solches Bedürfnis lag wirklich vor, als unser rühriges, hochgeschätztes Mitglied Prof. P. W. Schmidt die Begründung eines Organes in die Hand nahm, das bestimmt sein soll, die vorhandenen völker- und sprachenkundlichen Zeitschriften durch systematische Heranziehung der Missionare zur Forschung auf dem Gebiete der Ethnographie und Linguistik zu ergänzen. Der „Anthropos" verfolgt also den doppelten Zweck: die Missionare für diese Wissenschaften zu interessieren, sie in ihnen auszubilden und zur selbständigen, verläßlichen Forschung anzuleiten und anderseits ihnen sofort Gelegenheit zu geben, ihre Beobachtungen der Mit- und Nachwelt zu vermitteln und zu erhalten. Denn es ist sicher, daß keine Klasse der europäischen Kolonisten auf einsamem Posten im unerforschten Lande berufener zur Arbeit auf unserem Gebiete ist als eben der Missionar; und es ist zu bedauern, daß in dieser Beziehung schon so viel verloren gegangen ist; die Missionare empfingen keine Anregung zur Mitarbeit und das vielleicht wirklich Geleistete ist in unzähligen Fällen, ohne in die Öffentlichkeit zu dringen, als ungeschriebener Geistesbesitz mit dem Missionar selbst ins Grab gesunken oder als verstaubtes Manuskript in Verstoß geraten. Nun liegt das erste Heft der neuen Zeitschrift vor und es scheint, daß sie in der Form geeignet ist, ihrem Zwecke zu dienen. Von den zur Instruktion der Missionare bestimmten Arbeiten heben wir da den ersten Teil einer in deutsch-französischem Paralleltexte erscheinenden Abhandlung des Herausgebers über die moderne Ethnologie hervor, die auch für den Fachmann sehr wertvoll ist. Von gesammeltem Materiale ist zu nennen: eine Darstellung religiöser Anschauungen und Gebräuche der Iban (Sarawak); Mythen und Volkssagen aus Brasilien; Zauberei in Äquatorialafrika; Lieder und Gesänge der Evhe-Neger; Fabeln und Sprichwörter der Annamiten; dann eine längere Abhandlung von Abbé Guesdon über die Khmer-Literatur und den Buddhismus.

Die Arbeiten erscheinen dem internationalen Charakter entsprechend in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache. Allgemeine Instruktionen in deutscher und französischer Sprache, oder auch lateinisch allein.

Nach dem im ersten Hefte Gebotenen können wir hoffen, im „Anthropos" ein neues wertvolles Organ im Dienste der Ethnographie und Sprachforschung erhalten zu haben, und im eigenen Interesse wünschen wir ihm allen Erfolg.

14.

Dr. Ludwig Wilser. *Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde.* Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig (ohne Jahr). IV und 447 S.

Im I. „naturwissenschaftlichen Teile" handelt W. vom Anfange des Lebens, S. 7, von der Urheimat des Menschengeschlechtes, S. 12, von den Menschenrassen, S. 24; in II., dem „vorgeschichtlichen Teile", vom indogermanischen Sprachstamme, S. 80, von der Stammesgliederung der Germanen, S. 90. Der „geschichtliche Teil" spricht von Kimbern und Teutonen, S. 181, von den Franken, Schwaben, Goten, Burgunden, Vandalen, Sachsen. Der IV., „kulturgeschichtliche Teil" handelt von Kupfer und Erz, vom Runenrätsel, vom germanischen Stil und der deutschen Kunst.

Bücher, wie das vorliegende, bringen jeden Rezensenten in gelinde Verzweiflung; es ist fast immer dasselbe Bild: ein begabter Mann, der einiges gelernt hat, aber über alles redet, mit dem Tone der übernatürlichen Erleuchtung. Gerade die letzten Fragen sind es, die Männer, wie W., zunächst interessieren, obwohl die Fußstapfen bedeutenderer Vorgänger einigermaßen schrecken könnten. Hätte sich W. auf die Gebiete beschränkt, wo seine (naturhistorische) Vorbildung langt, dann hätte er uns mehr genützt.

Es ist wirklich ein Jammer. Gerade in der Völkerkunde gäbe es soviel zu machen für gescheidte und tapfere Männer wie W.! Detailforschungen brauchen wir, die auf dem Boden der Tatsachen stehen,

nicht Mondscheinsonaten! Betrachtungen darüber anzustellen, ob in etwa 50—100 Jahren einzelne Ansichten von W. diskutabel sein werden, dazu hat der Unterzeichnete keine Zeit.

Graz. *Rudolf Meringer.*

15.

Rudolf Much, Professor an der Universität Wien: *Deutsche Stammeskunde.* Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1905 (Sammlung Göschen Nr. 126). 140 S. Klein 8°. — 96 Heller.

Das Büchlein soll hier nicht kritisiert werden, denn das Urteil darüber steht vollkommen fest. Nur auf das Erscheinen der zweiten Auflage dieses kleinen Meisterwerkes soll aufmerksam gemacht werden.

Für diejenigen, welche das Buch noch nicht kennen, seien einige der wichtigsten Kapitel hervorgehoben: Die Urheimat der Indogermanen, S. 11; Lebensweise der Indogermanen, S. 17; Spaltung der Ursprache und des Urvolkes, S. 18; Älteste Sitze und Kulturverhältnisse der Germanen, S. 23; Vordringen der Germanen im Osten, Süden und Westen, S. 33, 41. Der Hauptteil handelt von den germanischen Stämmen, S. 70 ff.: Die germanische Ethnogonie, S. 70; Die westlichen Germanenstämme, S. 77; Die suebische Gruppe, S. 106; Die ostdeutschen Germanenstämme, S. 119; Die Nordgermanen, S. 131. Das Schlußkapitel belehrt über die Entstehung des deutschen Volkes, S. 135 ff.

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Nur ein Meister kann, wie Much, in so engem Rahmen ein Bild schaffen, von dem auch der Kundige lernen kann, und das anderseits so klar und deutlich gezeichnet ist, daß auch der Leser ohne eigentliche Fachbildung davon bleibenden Nutzen zu gewinnen imstande ist. Muchs Büchlein ist ein Werk, auf das die deutsche Wissenschaft stolz sein kann.

Graz. *Rudolf Meringer.*

16.

Sirelius, U. T.: *Über die Sperrfischerei bei den finnisch-ugrischen Völkern.* Eine vergleichende ethnographische Untersuchung. Mit 607 Figuren. Helsingfors, Druckerei der finnischen Literatur-Gesellschaft. 1906. 4°, II, 486 S.

Auf die vergleichende Fischereikunde — nicht etwa auf die Fischerei selbst — darf man das etwas außer Mode gekommene Wort anwenden: „Ex oriente fit lux", wofern man unter „Osten" den Europas versteht. Angeregt durch eine große Menge von ethnographischen Fischereiberichten, die im Archive der finnischen Literatur-Gesellschaft vorlagen, und angesteckt von dem Feuereifer J. Jankós, der nach Helsingfors gekommen war und den Stoff zu seinem 1900 erschienenen und hier XXX, 158—167, von mir besprochenen Buche „Über den Ursprung der magyarischen Fischerei" zu sammeln begann, beschloß der Verf. im Jahre 1897, die finnische Fischerei zum Gegenstande eines vergleichenden Studiums zu machen. Über die Dinge unterrichtete er sich aufs eingehendste in der Natur (bei den Ostjaken und Wogulen brachte er 14 Monate zu), in den Museen und in den Büchern und wandte seine besondere Aufmerksamkeit der Sperrfischerei zu, die bei den Finnen und den verwandten Völkern eine so wichtige und merkwürdige Rolle spielt. Die Frucht dieser mehrjährigen Forschungen ist das vorliegende Buch. Der beschreibende Teil — doch enthält er auch kürzere und längere Abschnitte begrenzter Entwicklungsgeschichte — füllt weit über zwei Drittel des Buches und besteht aus sieben Monographien, welche die Sperrfischerei der Ostjaken und Wogulen, die der Madjaren, die der Syrjänen, die der Lappen, die der Finnen, die der Esten und die in den Gebieten mit ehemals finnischer Bevölkerung behandeln; von ihnen sind die erste und die fünfte sehr ausgedehnt (jene zählt über 100, diese über 150 Seiten). Die mordwinische, die tscheremissische und die wotjakische Sperrfischerei, die übrigens von keiner großen Bedeutung sind, finden sich wegen des noch mangelnden Stoffes hier nicht vertreten. Wie schon der Umfang der Beschreibung erwarten läßt, ist sie von einer ganz außerordentlichen Gründlichkeit durchdrungen, welche vor allem dann unser Staunen erregt, wenn sie sich Dingen widmet, die eigentlich in andere technische Gebiete fallen, wie z. B. der Herstellung eines Wehres (vgl. besonders S. 206 ff.). Aber diese Gründlichkeit beschränkt sich nicht auf das Anschauliche, was dann im weitesten Ausmaße auch zu unmittelbarer Anschauung gebracht wird, sie erstreckt sich auf das Geographische, das Sprachliche (das Verzeichnis der Fachausdrücke am Schlusse hat deren mehr als anderthalb Tausend, und dabei fehlen noch viele, z. B. sogar važan = ważan), das Geschichtliche (s. vor allem: „Aus der Geschichte der finnländischen Sperrfischerei", S. 288—320).

Wenn somit die Beschreibung selbst über alles Lob erhaben ist, so vermissen wir doch etwas neben ihr oder vielmehr vor ihr. Der Verf. führt uns gleich mitten in die Dinge hinein, geradezu in das

Allerbesonderste. Aber von einem wissenschaftlichen Werke verlangen wir im Grunde dasselbe wie von einem Reisehandbuche; es soll uns zuerst über das Land, das wir bereisen wollen, flüchtig orientieren und sagen, welche Ausrüstung erforderlich ist, und uns auch sprachlich etwas vorbereiten. Alles das nun verlangen wir besonders von einem Werke über Fischerei und besonders das letzte. Denn die Terminologie ist hier in allen Sprachen und nicht am wenigsten im Deutschen eine recht verworrene infolge der Menge von gleichbedeutenden Ausdrücken, die von überallher zusammenströmen, und wiederum der Vieldeutigkeit der einzelnen. Es wäre sehr ersprießlich, wenn wir, nach Art der Linné'schen, eine zwei- oder mehrteilige Nomenklatur besäßen; sie setzte freilich eine systematische Einteilung voraus, deren Notwendigkeit, aber zugleich auch Schwierigkeit ich S.-B. der Wiener Ak. d. W., ph.-hist. Kl. CXLI, III, 98 ff., berührt habe. Vorderhand werden wir wenigstens da, wo ein Ausdruck geeignet ist, eine irrige Vorstellung zu erwecken, ihn durch einen anderen ersetzen, sollten wir den auch erst prägen müssen. Das tut auch der Verf. zu wiederholtenmalen, aber ohne dann eine Erklärung hinzuzufügen; wie weit dabei das Finnische im Spiele ist, vermag ich nicht zu erkennen (das Buch ist ja, und zwar in durchaus befriedigender Weise, erst aus dem Finnischen übersetzt worden). So wird der Ethnograph, der nicht schon in Fischereisachen etwas zu Hause ist, mit mancher Schwierigkeit des Verständnisses zu kämpfen haben. Nehme ich nur das Titelwort „Sperrfischerei", so kann ich sagen: „Hier stock' ich schon." Das Wort ist im Deutschen nicht gewöhnlich; ich kenne es nur als Übersetzung eines von O. Herman gebrauchten madjarischen. Solche Bezeichnungen, wie Sperr- und Treibfischerei, sind nun ganz anders gemeint als solche wie Zug- und Hebefischerei. Hier handelt es sich um das Fangen selbst, dort um die Vorbereitung dazu, und zwar kann diese, das Sperren und das Treiben (oder Pulsen, mittels der Trampe) mit sehr verschiedenen Arten des Fangens verbunden werden, das letztere sogar mit den meisten. Bei der Fischerei, welche der Verf. S. 95 f. unter dem Titel „Die Zugnetzwehre" schildert (s. auch S. 51), wird der Fisch oberhalb der Sperrvorrichtung mit dem Zugnetze gefangen, ebenso wie an der norwegischen Küste eine Bucht durch ein Sperrnetz abgeschlossen und dann mit dem Zugnetze darin gefischt wird. Müßte das nicht eher Zug- als Sperrfischerei heißen? Und ist es nicht ebenso Treib- wie Sperrfischerei, wenn der Fisch durch Pulsen in einen abgesperrten Raum gedrängt und dann mit dem Schlaghaken oder dem Kescher (der Verf. sagt „Hamen", aber das ist ein genereller Ausdruck) herausgeholt wird (S. 18 unter „Die Trampverzäunungen")? Diese, welche sonst als „akzessorische Werkzeuge" gelten, würden dann die eigentlichen Fanggeräte sein, und in der Tat kann ja, unter besonderen Umständen, mit ihnen unmittelbar gefischt werden. Das Absperren ist an sich wirkungslos; es bedarf einer Ergänzung, um zum Einsperren, zum Fangen zu werden. Meistens wird die Sperrvorrichtung mit sack- oder schlauchartigen Geräten verbunden, die wiederum selbständiger Verwendung fähig sind und solche auch in ausgedehntem Maße finden. Sie, besonders die Reusen, dürfte man demnach als die Vertreter einer eigentümlichen Fischerei ansehen, die darin bestünde, daß der Fisch sich festrennt, sich selbst gefangen setzt, ebenso wie das bei der Stellfischerei der Fall ist. Allein der sonstige Unterschied von dieser ist zu deutlich. Anderseits läßt sich die Reuse von den übrigen Formen der Sperrfischerei gar nicht loslösen; sie alle hängen durch allmähliche Übergänge miteinander zusammen: die Sperrvorrichtung, welche das Wasser der ganzen Breite nach durchkreuzt, verkürzt sich auf mannigfache Weise bis zu völligem Schwund. Im Wehr mit dem eingesetzten Fanggeräte haben wir zwei trennbare Teile; im Fischzaune sind die beiden Teile als Leitwände und Gehäuse zu einem Ganzen verschmolzen; die Reuse ist das gedeckte Fischzaungehäuse, ihre Flügel entsprechen den Leitwänden, sie schrumpfen zusammen, zeigen sich rudimentär in dem Vorstoße der über die Mantelmündung hinausgehenden Kehle, und sind, wenn man will, noch in der normalen Kehle selbst dynamisch vorhanden. Die Kehle ist das Kennzeichen der Reuse, wie ja auch der Verf. S. 404 annimmt; daraus folgt, daß ein Gerät ohne Kehle nicht Reuse genannt werden darf, jedes Gerät mit Kehle Reuse genannt werden muß. Somit ist „Trompetenreuse" ein ganz unpassender Ausdruck, dem ich auch sonst nicht begegnet bin; das betreffende Gerät bildet das Gegenstück zum Garnschlauche (man vergleiche S. 385, Fig. 564, mit v. d. Borne, S. 644, Fig. 539) und sollte Korb- oder Holzschlauch heißen, wie ja die Korb- oder Holzreuse der Garnreuse gegenübergestellt wird. Entsprechendes gilt von der madj. „Babuschenreuse", die sich zwar von der „Trompetenreuse" durch die aufwärts gekrümmte Spitze (der aus Jankós Buch herübergenommene Druckfehler „Korb" für „Kopf" S. 114 ist sehr sinnstörend) beträchtlich unterscheidet, darum aber noch um kein Haarbreit sich einer Reuse nähert. Diese und andere Geräte (der Trampsack-, das Potkunetz, das Ważan) sind in unserem Buche unter dem Namen „Anschläger" zusammengefaßt, dem man ganz ratlos gegenübersteht, bis man S. 400 „Anschläger" als niederrheinischen Ausdruck für „Garnschlauch" angegeben sieht. Die Quelle dafür ist offenbar v. d. Borne, S. 644; doch scheint hier „Anschläger" nicht den Garnschlauch selbst oder allein zu bezeichnen, sondern die ganze Vorrichtung, vermittels deren er zwischen Brückenpfeilern angebracht ist. Der Verf. hat jedenfalls das Wort in einem viel weiteren Sinne als dem ursprünglichen verwendet, nämlich als Bezeichnung einer ganzen Gruppe von Geräten. Eine Erklärung

davon finde ich aber nirgends, auch S. 383 nicht, wo sie am ehesten zu erwarten war. Das Gemeinsame der „Anschläger" scheint darin zu bestehen, daß sie keine Kehle haben (der Trampsack mit Kehle, S. 14, Fig. 23, würde also auszuschalten sein) und im allgemeinen mit den Hamen überstimmen), und was die Funktion anlangt, daß sie gegen den Strom gestellt sind und die herabkommenden Fische in ihnen eingekeilt werden. Es fällt auf, daß unter den madjarischen Anschlägern (S. 114) auch die beiden Schweifnetze, das Buschnetz, das Anstandnetz (besser „Lauernetz" = leshálló) und (S. 348) der Buschsack besprochen werden. Da S. 390 von ihnen als „ungarischen Trampsäcken" geredet wird, so muß das, was sie mit dem Trampsacke der Wehre verbindet, das dabei geübte Pulsen sein. S. 117 heißt es betreffs ihrer im allgemeinen: „In Zusammenhang mit den obigen Verzäunungen sei auch die Fischerei mit solchen kehllosen Fanggeräten beschrieben, die in den eigentlichen Wehren keine Verwendung finden." Kurz, mit Sperrfischerei haben diese Netze gar nichts zu tun; es handelt sich einfach um einen Streifzug in das Gebiet der Treibfischerei. Auf der anderen Seite hat nun der Verf. die Wenter ganz von den Reusen abgetrennt. Es sind das Flügelreusen, die bei der Einsetzung in das Wehr die Flügel verlieren (falls diese nicht, wie Fig. 202, S. 133, zeigt, in die Linie des Wehres eingefügt werden), bei denen also die andere Eigentümlichkeit in den Vordergrund tritt, daß sie nicht wie die einfachen Reusen durch Längsspreizen, sondern durch Befestigung an Pfählen gespannt werden. — Wir begegnen schließlich für alle möglichen Einzelheiten Ausdrücken, über deren Bedeutung wir zunächst unsicher sind und es vielleicht auch späterhin bleiben. Im Anfange (S. 3) ist von Lattenschirmen und Lattenhürden die Rede; daß hier die Latten wagrecht, dort senkrecht gelagert sind, ist nur eine Vermutung von mir (S. 429 sagt der Verf.: „die von uns so genannten Hürden"). Sodann (S. 5) zeigt uns ein Bild, wie die „Kehlzunge" aussieht; das begleitende Wort gibt keine nähere Auskunft. Darauf folgt ein Absatz, „Das Läitem" betitelt; was das ist, erfahren wir dann später, gelegentlich und indirekt. Noch auf derselben Seite wird der „Bügel" unter den Teilen der Reuse genannt. Darunter versteht man sonst das, was der Verf. deren „Mantelreifen" nennt; hier aber werden wir wenigstens nicht lange im unklaren gelassen, nach S. 6 ist es ein gerader Stock, der die Mündung der Reuse senkrecht durchschneidet. Dieser Gebrauch, der auch fernerhin befolgt wird, widerspricht durchaus der Grundbedeutung von „Bügel". Usw. Endlich sollte uns auch die Übersicht über den fast unermeßlichen Reichtum, der vor uns ausgebreitet wird, durch ein weniger summarisches Inhaltsverzeichnis erleichtert werden, in dem die Titel auch der untersten Abteilungen Platz fänden und das durch abgestuftes Einrücken geordnet wäre. Das Versäumte könnte großenteils nachgeholt und damit ein wesentlicher Nutzen gestiftet werden, wenn der Verf. in einer ethnographischen Zeitschrift einen orientierenden Aufsatz über sein Werk veröffentlichen wollte.

Dem Hauptteile entspricht an Gehalt der kleinere, der komparative. Der Verf. zeigt in seinen Zusammenstellungen und Folgerungen Umsicht und Vorsicht; Jankó ging etwas rascher und kühner vor. Aber es galt eben das „vestigia terrent", um so mehr, als der Verf. seinen Vorgänger scharf kritisiert hatte (Anz. der Finnisch-Ugr. Forsch., I, 1—26; Jankós Erwiderung darauf steht Beiblatt zur Ethnographia, III, 37—47). Die am Schlusse S. 463—465 zusammengefaßten Hauptergebnisse dürften keinen wesentlichen Einwendungen begegnen. S. 392 erklärt es der Verf. für das wahrscheinlichste, daß die Madjaren den Fang mit dem Buschnetze, welches am Dnjestr und an der Donau turbuk heiße, von Osten her bekommen haben. Aus der Übereinstimmung des Namens mit dem eines madjarischen andersgearteten Trampnetzes kann das aber nicht geschlossen werden. Ich hätte meine ausführliche Untersuchung über dieses turbuk und alles, was damit irgendwie zusammenhängt (ich trage das turbok nach, welches Jankó, Beibl. z. Ethn., II, 12 f., aus einer Urkunde von 1537 als Namen eines nicht weiter bekannten siebenbürgischen Netzes beibringt), vom Verf., der ja ihre Existenz aus Jankós Buch kannte, gern berücksichtigt gesehen, nicht damit er mir beipflichtete, sondern damit er sie, die nicht abgeschlossen war, weiterführte. Inbesondere wäre er imstande gewesen, zu bestimmen, ob und inwieweit die finnische und die estnische Bezeichnung der Trampe hier heranzuziehen sind (ich sehe nicht einmal die Sache bei diesen Völkern erwähnt). Daß die deutschen und französischen Analoga des Buschnetzes keine gebogenen, sondern gerade Arme haben, ist nicht von Bedeutung, ja es handelt sich gar nicht um einen durchgreifenden Unterschied zwischen beiden Gebieten (vgl. meine Besprechung von Jankós Buch, S. 159 f.). Freilich besteht wie für Jankó, so auch für den Verf. im Süden und Südwesten eine große Lücke, die eben manche Frage offen lassen muß. Sie wird nun binnen kurzem, soweit sie sich auf die rumänische Fischerei bezieht, durch ein Werk G. Antipas ausgefüllt werden (einstweilen hätte Wowoks Aufsatz über die ukrainische Fischerei in der Dobrudscha im I. Bd. der Mat. do ukr.-rusjkoï etnoljogiï zu Rate gezogen werden können, wo S. 41 ff. über die Fischzäune gehandelt ist). Über die südslawische, die friaulische, die oberitalienische Binnenfischerei sind wir ziemlich eingehend unterrichtet, aber es fehlt immer noch an der Hauptsache, den Abbildungen. Wenn der Verf. (S. 363) sagt, daß der Fischzaun in Italien wenigstens in der Lagune von Commaggio (so schreibt er, statt „Comacchio", dem biederen Oberfischmeister Dallmer nach) zur An-

wendung komme (S. 368), in Westeuropa aber, außer an der französischen Südküste, fehle, so ist dazu zu bemerken, daß diese Vorrichtung auf allen drei großen Halbinseln Südeuropas mehrfach vertreten ist, und daß daher der Verf. um so mehr Recht hat, die Küsten der großen Meere des Südens als ihre Heimat zu betrachten. Nur hätte er sich nicht auch darauf berufen sollen, daß „von Süden nach Norden und von Osten nach Westen die Wanderungen der Völker ihren Weg genommen haben" (S. 368); wenigstens wird er damit bei manchen Vertretern der Vor- und Urgeschichte lebhaften Widerspruch erwecken. Ich bemerke noch, daß, wenn die „Trompetenreuse" sich ebenso auf der Insel Sumatra, wie bei den Ostjaken und Wogulen findet, hierin kein Anlaß liegt, nach etwaigen Berührungen zwischen diesen finnischen und den arischen Völkern zu fragen (S. 388); Sumatras Bevölkerung ist ja keine arische und wenn sie irgendetwas jener Art in älterer Zeit aus Europa erhalten oder dahin abgegeben haben sollte, so würde das wohl durch die Vermittlung der Araber geschehen sein.

Auch im komparativen Teile fehlt es an ganz allgemeinen Betrachtungen. Freilich sind sie hier weniger notwendig; inwiefern sie überhaupt erwünscht und nützlich sind, habe ich anderswo auseinandergesetzt, nicht nur in der Anzeige von Jankós Buch, sondern auch in einem Berichte über die Wiener Fischerei-Ausstellung (Allg. Zeit. 8. u. 9. Jan. 1903). Ich verweise darauf nicht wie ein belehrender Fachmann, sondern als jemand, der gerade auf dem entfernteren Standpunkte das methodologische Bedürfnis stärker fühlt. Bei einem Fischereigeräte spielt sozusagen die Rasse im Vergleiche zum Milieu eine untergeordnete Rolle. Wir müssen lernen die Übereinstimmungen von Einzelheiten richtig zu bewerten. Wenn der Verf., S. 392, das madj. Lauernetz mit dem Mündungsrahmen dem franz. Haveneau genau entsprechend findet, so übersieht er, daß dieses (Daubrée ist mir augenblicklich nicht zur Hand; aber die Beschreibung bei Duhamel, I, II, 40, und die Abbildung dazu, Taf. XII, 7, lassen nicht den geringsten Zweifel; s. auch de la Blanchère u. d. W.) nicht wie jenes ein festes Querholz, sondern eine herausnehmbare Spreize hat. Eine solche vermute ich auch in dem Querholze der von mir (An Mussafia, S. 34, Fig. 65) abgebildeten ligursa von Piacenza. Auch viele andere Unterschiede der Geräte werden nicht ins Gewicht fallen, weil sie aus der Anpassung an wechselnde äußere Umstände hervorgegangen sind. An dem eben angeführten Orte habe ich eine Reihe von Hamenformen besprochen, die entschieden miteinander verwandt sind, ebenso wie ihre Benennungen (negozza usw.): unter dem Einflusse der Dinge hat sich das Netz verändert, unter dem anderer Wörter sein Name. Aber wie die Wörter sich miteinander mischen (Kontamination), so können es auch die Netze tun, das heißt, es wird eine Eigentümlichkeit, hauptsächlich eine nützliche von einem Geräte auf ein anderes, sei es ein ähnliches, sei es ein ganz verschiedenes, übertragen, falls dieses nur sich dazu bequemt. Ich will das durch zwei Beispiele erläutern, von denen jedes zu Überlegungen besonderer Art führt.

Die syrjänische Reuse (Fig. 193) und die tatarische (Fig. 565) sind Mischformen von Reuse und Korbschlauch; mit jener haben sie die Kehle, und das ist das Wesentliche, gemein, mit diesem die langgestreckte Gestalt. Wenn der Verf. in ihnen umgewandelte Korbschläuche erblickt, so läßt sich dagegen nichts sagen; nur könnte man sie ebensogut als umgewandelte Reusen ansprechen. $C = A + B$ darf ich als $C = A\ (+ B)$ oder als $C = B\ (+ A)$ darstellen; an der Sache wird dadurch nichts geändert. Wohl aber, wenn man jene beiden Geräte nicht als Misch-, sondern als Mittelform auffaßt, wenn man C zwischen A und B stellt. Die Annahme aber, daß die Syrjänen und die Tataren die Reuse vor jener besonderen Art Reuse überhaupt nicht gekannt haben, liegt doch gewiß dem Verf. fern. Dann durfte er indessen auch nicht, S. 404, sagen: „Daß die Reuse wirklich in der bezeichneten Weise aus der Trompetenreuse [Korbschlauch] hervorgegangen ist, dafür haben wir oben in (Fig. 193 und 565) ein paar Beispiele aus späterer Zeit gehabt." Wiederum bleibt im unklaren, wie die ursprüngliche Entstehung des einen Gerätes aus dem anderen gemeint ist, als Monogenese oder als Polygenese. Nur mittelbar erkennen wir, daß dem Verf. die letztere vorschwebt. Er betrachtet nämlich nicht bloß den Korbschlauch, sondern auch den Fischzaun als Grundlage der Reuse; er meint sogar, S. 406, daß manche Reusen als Vogelfallen entstanden seien. Demnach würden sich an verschiedenen Punkten gleichsam verschiedene Reusenkeime gebildet haben. Diese Auffassung ist nicht zu verwerfen, aber auch nicht sicher zu begründen; um solche urgeschichtliche Probleme mit Erfolg zu behandeln, sind wir noch nicht hinlänglich vorbereitet.

Das madj. Lauernetz zeichnet sich von den übrigen Hamen durch die Fühlleinen aus. Es finden sich aber Fühlleinen auch an Netzen anderer Klassen, und so erscheint es angezeigt, ihren Ursprung nicht mit dem eines bestimmten Netzes in der Untersuchung zu verknüpfen. Der Verf. erörtert ausführlich die Befestigungsstellen der Fühlleinen beim Ważan, und kommt dazu, die am Sterz für die ursprünglichste zu halten (S. 398). Allein noch ursprünglicher wird das Verfahren sein, eine Masche des Netzes über den Finger zu nehmen, wie die Fischer am Niederrhein beim Treibhamen tun (v. d. Borne, S. 603). Da der Verf. meint (S. 392), die Fühlleinen seien in Deutschland unbekannt, so führe ich aus v. d. Borne, S. 630, an: „Der Treibflack der Unterhavel ist an der Oberleine mit zwei Haarleinen, Fühlleinen

genannt, versehen, welche der Fischer in der Hand hat" usw. Auch die eben erwähnte ligursa ist mit Fühlleinen versehen, die entweder von der Unterleine oder vom Sterz ausgehen. Das Vorkommen solcher hatte ich schon Mitt., XXX, 162, an einem slawonischen Netze nachgewiesen. Wie solche akzessorische Teile eines Gerätes für sich, ihrer ganzen Verbreitung nach, untersucht werden sollten, ebenso jeder wesentliche Teil, dessen verschiedene Ausgestaltung oder Anbringung für den Charakter des Gerätes gleichgültig ist, wie z. B. das Fischloch der Reuse. Dieses braucht sich nicht im Sterze zu befinden, und ist das nicht der Fall, so wird der Sterz spitz zulaufen und keinen Deckel haben — ein Punkt, auf den der Verf. großes Gewicht zu legen scheint. Es würde sich vielleicht sogar empfehlen, diesen Weg bis zu Ende zu gehen, und nachdem man jedes Geräte im Zusammenhange seiner Einzelheiten beschrieben hat, rekapitulierend jede Einzelheit durch alle Geräte zu verfolgen. Gelangten wir so auch nicht zu mathematischen Formeln, so würden wir doch die typologischen Verwandtschaften deutlicher abzustufen vermögen, aus denen dann, mit Hinzunahme anderer Faktoren, die genetischen abzuleiten wären. Ich schließe hiebei auch das Material eines Gerätes nicht aus; selbst da, wo auf ihm eine so scharfe Trennung beruht wie zwischen Korbreuse und Garnreuse, kann es doch gelegentlich zu einem sekundären Kennzeichen herabsinken. Ja, wie der Verf. S. 423 mit Recht vermutet, ist jene die Vorläuferin dieser; nur wäre auch etwas über die Flügel zu sagen gewesen, wenn nicht hier, so beim Wenter (es gibt z. B. in Holland Korbreusen mit einer Art von Flügeln). Die Ersetzung des einen Materiales durch das andere kann immer wieder von neuem eintreten; so werden in den finnischen Korbreusen die Kehlen jetzt oft aus Garn hergestellt (S. 166, 174). Die madj. Garnreuse Fig. 484 führt der Verf. S. 421 auf die madj. Korbreusen Fig. 477 und 478 zurück, „die sich auch sonst in einigem Grade der in Rede stehenden Garnreuse nähern". Mir kommt das zu schüchtern gesagt vor; ich erblicke hier geradezu ein auffälliges Beispiel der Übertragung aus einer Stofftechnik in die andere und ein um so sichreres, als die beiden Korbreusen dem gleichen Komitate, die eine sogar demselben Orte, angehören wie die Garnreuse; denn je größer die Entfernung zwischen zwei vergleichbaren Stücken, desto schwächer ist, in genetischer Hinsicht, die Beweiskraft ihrer Ähnlichkeit. Ich weiß übrigens nicht, warum der Verf. nicht eine dritte Korbreuse derselben Gegend (Fig. 476) herangezogen hat, deren bauchige Wölbung sich bei jener Garnreuse wiederfindet. Ob es sich nun um eine Verschiedenheit des Materiales handelt oder um irgend eine andere, immer und immer wieder erhebt sich die Frage, worauf gründet sie sich, also im ganzen genommen, der Wunsch, das Milieu in seinem Einflusse auf die Entwicklung der Geräte auseinandergelegt zu sehen. Die Erklärung der Differenzierung ist das Korrelat zur Feststellung der Verwandtschaft.

Auch ohne Leitwände kann ein Fischereigerät recht fängisch sein; ich denke, die Ethnographen werden sich leicht zu dem prächtigen Werke hinfinden und gern in dasselbe hineinfinden.

H. Schuchardt.

17.

Hellwig, Dr. Albert: *Beiträge zum Asylrecht von Ozeanien.* (Sonderabdruck aus „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft", XIX. Bd.) Stuttgart, F. Enke, 1906. 64 S. 8^0.

Die vorliegende, Prof. Kohler gewidmete Arbeit enthält Nachträge zu der in den „Berliner juristischen Beiträgen" (1. Heft) erschienenen Hauptarbeit des Verfassers über das Asylrecht und bringt eine Reihe weiterer wichtiger Belege über das Vorkommen dieses Institutes auf den einzelnen Inselgruppen der Südsee. Besonders das Verbrecher- und Fremdenasylrecht, von Hellwig eingeführte Begriffe, erfahren ausführliche Behandlung. Wir können es nur mit Freude begrüßen, daß der Verfasser das Spezialgebiet, auf dem er sich anerkanntermaßen mit Erfolg einmal betätigt hat, weiterpflegt, und wir hoffen von ihm noch abschließende Arbeiten über dieses in seiner Bedeutung für die Kulturentwicklung — nicht bloß die Rechtsgeschichte — vielleicht bisher unterschätzte Institut zu Gesicht zu bekommen.

Dr. L. B.

18.

Brigham, William T.: *Mat and Basket Weaving of the Ancient Hawaiians described and compared with the basketry of the other Pacific Islanders.* With an account of Hawaiian nets and nettings by John F. G. Stokes. (Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum vol. II, no. 1.) Honolulu 1906. IV, 162 S. 4^0, 16 Tafeln.

Der verdienstvolle Direktor des Museums in Honolulu, dem wir unter anderem schon die in den Memoirs erschienenen Arbeiten über hawaiisches Federwerk und über Steinwerkzeuge von Hawaii ver-

danken, gibt uns hier auf Grund des reichen im Museum vorhandenen Materiales an hawaiischem Flechtwerke eine umfassende Darstellung der Erzeugnisse dieser Industrie, dabei stets technisch übereinstimmende Belegstücke, als Körbe, Taschen, Fächer, Schilde u. a., aus dem übrigen Ozeanien heranziehend. Der Kusaie'sche Kettebock ist aber durchaus kein „Webstuhl, as our German friends might call it" — doch haben ihn auch andere schon dafür gehalten; und wozu der Apparat dient, hat Finsch in seinen Ethnologischen Erfahrungen und Belegstücken aus der Südsee S. [475] (Annalen des k. k. naturhistor. Hofmuseums in Wien, VIII, 1893, 219) dargelegt.

Sehr verdienstvoll ist auch die auf detailliertem Studium der Technik beruhende Monographie Stokes über die Netztechnik von Hawaii, von ausgezeichnet instruktiven Abbildungen unterstützt.

19.

Un nouveau système graphique pour la craniologie. Par P. H. Eijkman. Travail traduit, résumé ... par Dr. Lucien Mayet. Lyon 1905. 36 S., 8°.

Bereits anläßlich des Besuches der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Holland hat Herr Eijkman in einem Vortrage zu Scheveningen am 13. August 1902 sein neues graphisches System für die Kraniometrie entwickelt. (Das Resumé dieses Vortrages ist auch im Druck erschienen und wurde an die Teilnehmer verteilt.) Das System basiert darauf, daß bei Anwendung der Relativmaße für größte Länge, Höhe und Breite des Schädels nach Schmidt (also berechnet für die Summe dieser drei Maße = 300) jeder Schädel durch einen Punkt innerhalb eines Dreiecknetzes, dessen Linien den Einheiten der Maßzahlen entsprechen, genau bestimmt ist. In dieses Netz lassen sich dann noch die Indexlinien für die L.-B.-, L.-H.-, B.-H.-Indices eintragen, so daß sich die relativen Maße und Indices jedes Schädels direkt am Netz ablesen lassen. Mit Hilfe derartiger Diagramme läßt sich auch die völlige Nichtübereinstimmung der bisherigen Nomenklaturen nach verschiedenen Autoren für konkrete Fälle überzeugend demonstrieren.

Überdies erörtert die vorliegende Arbeit noch verschiedene andere kraniometrische Fragen und proponiert ein neues vereinfachtes Klassifikationsschema mit deutschen Bezeichnungen bzw. Abkürzungen, kombiniert nach der relativen Länge, Breite und Höhe; beispielsweise mL, B, sN = mäßig lang, breit, sehr niedrig, d. h. $rL = 113—117$, $rB = 97—101$, $rH = 82—86$ (wobei $rL = L \times \frac{300}{L+B+H}$, $rB = B \times$ $\times \frac{300}{L+B+H}$ usw. ist).

L. B.

20.

Schlaginhaufen, Dr. Otto: *Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma.* Morphol. Jahrb., Bd. XXXIII, H. 4 u. Bd. XXXIV, H. 1, 1905.

Über die wesentlichsten Punkte der ausgedehnten Untersuchungen wurde vom Verfasser bereits auf der gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg berichtet. Deshalb sei zunächst auf den in den Sitzungsberichten (Sitz.-Ber. d. Anthrop. Ges. Wien, 1905/1906, S. 59—62) wiedergegebenen Vortrag verwiesen. Nach einer eingehenden Literaturübersicht wird in einem allgemeinen Teile zunächst auf die makroskopische Betrachtung der Hautleisten eingegangen. Die Hautleisten verlaufen in einigen großen Hauptsystemen. Die Stellen, an denen sich drei Hauptsysteme berühren, werden als Triradii (Wilder), die von den Ecken derselben ausgehenden Linien als Radii oder Lineae terminales bezeichnet. Durch diese Trennungslinien werden die Agmina principalia, die Hauptsysteme, abgegrenzt, während die Fläche, die ein Agmen einnimmt, als Area bezeichnet wird. Innerhalb einer Area können sich Triradii secundarii befinden, so daß das Agmen principale in Agmina secundaria zerfällt. Kompliziertere, in den Agmina principalia eingeschlossene Leistenfiguren, die in den meisten Fällen auf umschriebenen Erhebungen der Palma und Planta oder auf Stellen sich befinden, die den Tastballen der Säugetiere entsprechen und zu schleifen-, wirbel-, kreisförmigen usf. Zeichnungen zusammentreten, stellen die Figurae tactiles dar. Die einfachste Form einer derartigen Tastfigur ist die einfache Schleife = Sinus primarius. Von dieser primitiven Form aus lassen sich die komplizierteren Figuren ableiten. Die Minutiae (Galton) sind feine Eigentümlichkeiten der einzelnen Leisten und Formbeziehungen benachbarter Leisten zueinander.

Weiterhin wird der mikroskopische Bau, die Entwicklung der Hautleisten und die Morphologie der ballenartigen Erhabenheiten an Vola und Planta beschrieben. Die Ballen springen bei Halbaffen und niederen Affen als hohe Erhabenheiten vor und verflachen sich bei Hylobatiden, Anthropomorphen und beim Menschen. In der Ontogenese des Menschen wird das phylogenetische Stadium der guten

Ballenentwicklung wiederholt, indem bekanntlich menschliche Embryonen verhältnismäßig stark vorspringende Ballen besitzen. Funktionell werden die Ballen als Organe des Tastens aufgefaßt. Es sind Tastballen, die als Hilfsorgane beim Gehen und anderen langsam ausgeführten Extremitätenfunktionen dienen.

Im speziellen Teile wird an der Hand zahlreicher Abbildungen die Anordnung der Hautleisten an der Planta der Halbaffen (9 verschiedene Arten), der Affen (43 verschiedene Arten) und des Menschen (365 Plantae verschiedener Rassen) geschildert. In einer vergleichend morphologischen Zusammenfassung wird auf Grund der Anordnung der Hautleisten eine schematische Darstellung der verwandtschaftlichen Beziehungen der untersuchten Gattungen der Halbaffen und Affen gegeben. Der Mensch steht mit seiner Leistenanordnung der Familie der Anthropomorphae am nächsten, allerdings kann bei dem noch spärlichen Material nicht entschieden werden, welchem Vertreter dieser Familie. Im Hautleistensysteme der menschlichen Planta prägen sich Rassendifferenzen aus. So weisen z. B. die Maya-Indianer von Yukatan weit primitivere Merkmale auf, als die westafrikanischen Neger. Die Weißen entfernen sich ziemlich beträchtlich vom ursprünglichen Typus, am meisten aber die Papua von Nord-Neu-Guinea. Jedenfalls liegt im Hautleistensystem für die Morphologie der Menschenrassen noch ein weites, der systematischen Bearbeitung wertes Feld. *S. v. Schumacher,* Wien.

I. Pedro, 30 Jahre, Guarany.

II. Ignacio (Capitao), 60 Jahre, Guarany.

V. Reducino, 40 Jahre, Halbblut-Guarany.

VI. Siviriano, 34 Jahre, Halbblut-Guarany.

Ein Rengeweih aus Ober-Laibach in Krain.

Von **V. Hilber** in Graz.

(Mit 1 Abbildung im Texte.)

Herr Gabriel Viktor Jelovšek, Großgrundbesitzer und Bürgermeister von Ober-Laibach, hatte die Güte, mir eine von mir bei einem Besuche im Laibacher Museum als dem Rentier angehörig erklärte (linke) Geweihhälfte zu übersenden. Der Fund war in der Lehmgrube der Ziegelei Petrič in Ober-Laibach im Oktober 1905 gemacht worden. Nach der freundlichen Mitteilung des erstgenannten Herrn lag das Geweih 2 *m* tief unmittelbar unter blauem Ziegellehm in einer zirka 30 *cm* dicken Flugsandschichte ohne Begleitung eines anderen Knochens. Vor Jahren sollen in den dortigen Ziegeleien wiederholt Knochen gefunden worden sein. Außerhalb dieser Ziegeleien sind in Ober-Laibach auch Steinhämmer vorgekommen.

Die Schichtenfolge in der Ziegelei ist nach gefälliger Mitteilung des Herrn Jelovšek, der mir auf meine Bitte auch Proben sandte, folgende:

Humus 24 *cm*, bräunlicher Lehm mit etwas feinem Sande 34 *cm*, stark lehmiger, grober Sand 6 *cm*, grauer Lehm mit etwas feinem Sande 50 *cm*, sehr feiner Sand zirka 1—2 *cm*, feiner Wellsand 25 *cm*, fester Lehm 68 *cm*, mit sehr feinem Sande und Pflanzen [1]), feiner Wellsand mit dem Rentiergeweih zirka 110 *cm*, Lehm.

Das Geweih hat eine aschgraue, stellenweise bräunliche Farbe; an der Stange, der Augensprosse und der ersten Mittelsprosse befinden sich alte Einschnitte und Kerben, welche alle an der Außenseite des Geweihes liegen. Die Augensprosse, die vordere Zacke der ersten Mittelsprosse und das Stangenende sind abgebrochen. Von der teilweise abgeriebenen Rose sind Spuren in Form eines gekörnelten Wulstes vorhanden.

Das Geweih mißt von der Rose bis zur Bruchstelle der Stange 73 *cm*, in der Luftlinie 65 *cm*, der Umfang beträgt in dem kurzen Stücke zwischen der Augensprosse und der ersten Mittelsprosse 11·5 *cm*, an der Rose 12 *cm*, die Durchmesser unter der Rose betragen 3 und 4 *cm* [2]). Die Augensprosse hat an der Basis ovalen Querschnitt (mit der Spitze des Eies nach oben), welches Oval sich nach außen streckt, wobei die Spitze (Kante der Sprosse) rasch nach unten wechselt. Die erste Mittelsprosse mißt an ihrem Grunde 11 *cm* Umfang mit Durchmessern von 1·9 und 4·5 *cm*; sie verbreitert sich gegen ihr geteiltes Ende hin. In der Entfernung von 43·5 *cm* von der Unterfläche der Rose (an der Stange gemessen) geht eine zweite kurze Mittelsprosse, und zwar nach hinten, ab. Die Stange ist in ihrem unteren Teile flach, hinten gerundet, vorn gekielt. Der Kiel setzt sich ober der ersten Mittelsprosse fort, verliert sich aber wenige Zentimeter ober der Gabelungsstelle, um dann in 8 *cm* von hier entfernt auf der Unterseite zu beginnen.

[1]) Gehen nicht in die höhere Schichte hinein. Sie bestehen aus einem bräunlichen Faserfilz, an dem mir zugeschickten Stück mit einem kreissegmentförmigen Querschnitte von 4 *cm* Sehnenlänge. Herr Prof. Fritsch fand eine äußerliche Ähnlichkeit mit dem Rhizom einer rasenbildenden Carexart.

[2]) Bei dem von Karrer beschriebenen Geweihe ist der „Wurzelstock vollständig rund (soll heißen: kreisrund), mit einem Durchmesser von 2·1 *cm*". Karrer, „Über ein fossiles Geweih vom Rentier vom Löß des Wiener Beckens". Verhandl. der k. k. geol. Reichsanstalt, 1879, 149.

Wie Cuvier[1]) betont, variieren die Geweihe nach Alter, Geschlecht und Individuen außerordentlich. „Kein Individuum hat sie absolut gleich denen des gleichen Geschlechtes und Alters.“ Der Gesamtcharakter ist nach ihm schwer zu nennen, außer daß das Geweih zusammengedrückt und glatt in allen Teilen außer seinem kurzen unteren ist. Die Geweihkurve ist nach ihm eine Schlangenlinie, deren untere kurze Konkavität nach hinten, deren obere größere nach vorn gerichtet ist. Wie an dem mir

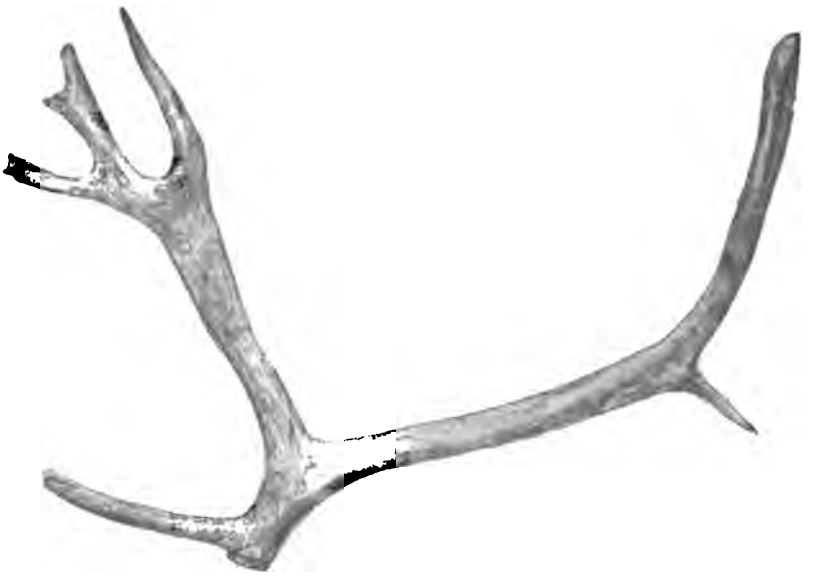


Abb. 1.

vorliegenden und an den von Cuvier abgebildeten Geweihen zu sehen ist, liegt die Stange mit den Sprossen und Verästelungen fast genau in der gleichen vertikalen Ebene, die mit der Längsachse des Tieres parallel ist.

Die Bedeutung des in Rede stehenden Fundes liegt hauptsächlich in der geographischen Lage des Fundortes; hier ist der erste Fund eines Rentieres südlich der Alpen gemacht worden.

Dawkins[2]) und neuere Verfasser[3]) folgen ihm, führt an, daß das Rentier südlich der Alpen und Pyrenäen fehlt. Struckmann[4]) stellt den Fund aus dem Pfahlbau der Roseninsel im Würmsee in Bayern dem Umstande gegenüber, daß das Rentier in Südfrankreich und der Schweiz älter ist als die Pfahlbauten, in welchen noch keine Rentierreste gefunden wurden. Auch in Diluvialschichten Deutschlands sind einige Funde gemacht worden. Die mehrfach zitierte Stelle bei Cäsar, nach welcher das Rentier im großen hercynischen Walde, der Deutschland bedeckte, gelebt habe, wird auch abweichend gedeutet.

In Österreich sind Rentierreste häufig in den diluvialen Schichten Böhmens (Löß von Prag)[5]) und Mährens gefunden worden. Desgleichen wird das Rentier aus dem ungarischen Löß (Theißgegenden) angeführt. In Niederösterreich ist das Renntier

[1]) Cuvier, Recherches sur les ossements fossiles. 4. éd. tome VI. Paris 1835.

[2]) Dawkins, Die Höhlen und die Ureinwohner Europas. Übersetzung von Spengel, 1876.

[3]) Mortillet, Le préhistorique, III. éd. Paris 1900. 403.

[4]) Struckmann, Über die Verbreitung des Rentieres in der Gegenwart und der alten Zeit nach Maßgabe seiner fossilen Reste, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Fundorte. Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft, 1880, 728.

[5]) Hier ist also das Rentier in der Solutré-Zeit, im Gegensatze zu anderen Gegenden, häufig.

in der Madeleine-Zeit häufiger gewesen (Gudenushöhle im Kremstale), im Solutréen, wie es scheint, noch selten, da die Lößstation Zeiselberg nur wenig Reste, Hundssteig bei Krems gar keine geliefert haben; auch der von Karrer beschriebene Lößfund ist ein Unikum aus der Gegend von Wien. Holler[1]) gibt ein dem Geweihe des Rentieres ähnliches Geweih von Hanftal an, und aus Steiermark berichtet Hofmann[2]) über ein möglicherweise diesem Tiere angehöriges Schulterblatt und eine Phalange.

Wenn auch das Rentier in Bayern noch in der jüngeren Steinzeit, in Norddeutschland vielleicht noch in geschichtlicher Zeit gelebt hat, so ist doch das Fehlen dieses hervorragenden Jagdtieres in den so vollständigen Küchenüberresten der alpinen Pfahlbauten (auch im Laibacher Moore ist das Rentier nicht vorgekommen) eine Gewähr dafür, daß das Tier mit dem Diluvium aus den Alpen verschwunden war.

Der Rest ist also als diluvial zu betrachten; welcher Stufe dieser Periode er aber angehört, läßt sich ohne weitere Daten nicht bestimmen.

Das Rentier erscheint im Diluvium mit dem Moustérien. Hier sind einige Worte zur Rechtfertigung notwendig, daß ich das Moustérien als eigene Stufe anführe.

Das Zusammenziehen der drei Stufen: Chelléen, Acheuléen, Moustérien in Chelléo-Moustérien[3]) beruht zunächst darauf, daß die einseitig bearbeiteten und retouchierten Feuersteinwerkzeuge, welche Mortillet als bezeichnend für das Moustérien angesehen hat, in allen paläolithischen Kulturstufen, ja selbst im Neolithikum vorkommen. „Es sind primäre Formen der Feuersteinbearbeitung, die halb automatisch entstehen und deshalb, fast notwendig, neben allen anderen vorkommen," sagt M. Hoernes selbst (S. 27). Daneben führt aber das Moustérien (auch zu Le Moustier) zahlreiche, fein retouchierte Werkzeuge auch von bezeichnender Gestalt, die eine weit vollkommenere Industrie anzeigen als die des Chelléen und Acheuléen.[4]) Dem gegenüber will das Mitvorkommen von Acheuléenbeilen in Le Moustier, welche Bourlon für eingeschwemmt hält, und zwar nur in einer der Fundschichten, nichts sagen, denn Schichte 8 deutet schon auf Acheuléen und die Beile können auch vom Moustier-Menschen aus einer älteren Schichte aufgenommen worden sein.

Auch die Fauna spricht für die Trennung der Stufen. Die drei bezeichnenden späten Elephanten, meridionalis, antiquus und primigenius, lösen sich in der Weise ab, daß zuerst meridionalis allein (Pliocän), dann mit antiquus zusammen (Pliocän oder Diluvium), darauf antiquus allein (Chelléen: Chelles[5]), Taubach[6]) auftreten, während in Krapina kein Elephant, aber der Begleiter des antiquus, Rhinoceros Merkii (ohne tichorhinus) vorkommt, darauf antiquus mit primigenius (Acheuléen), endlich primigenius allein (vom Moustérien an) gefunden werden. Das Auftreten des Rentieres erst im Moustérien spricht in gleichem Sinne.

[1]) Holler, geolog.-paläont. Skizze der Tertiärbildungen von Laa a. d. Thaya. Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt, 1870, 124.

[2]) Hofmann, Säugetierreste aus der Stuhleckhöhle. Mitteilungen des Naturwiss. Vereines für Steiermark, 1884, 3.

[3]) M. Hoernes, Der diluviale Mensch, 1903, 13–26.

[4]) Bourlon, Une fouille au Moustier. L'homme préhistorique, 1905, 193.

[5]) Nach Lapparent, Traité de géologie, 1900, 1605: Grober Schotter mit Elephas primigenius eingeschachtelt in agglomeriertem Kleinschotter mit Elephas antiquus. Derselbe Autor verweist ferner auf die konstant verschiedene Tiefe, in welcher primigenius und antiquus in den Sandgruben von Grenelle vorkommen.

[6]) Wüst, Untersuchungen über das Pliocän. Abhandlungen der Naturwiss. Gesellschaft zu Halle, 1900, 247, führt allerdings zwei von einem Händler erworbene Zähne von primigenius, darunter einen nicht typischen, an.

Das Zusammenvorkommen von Elephas meridionalis, antiquus und primigenius in einem und demselben Horizonte der Kiesgrube von Tilloux in der Charente und im Waldbette von Cromer bestätigt sich nicht.

Elephas meridionalis von Tilloux wird von Boule[1]) selbst als nicht ganz typisch, aber ähnlich den Zähnen derselben Art aus dem Waldbette von Cromer erklärt. Das Vorkommen von primigenius zu Tilloux hält indes Wüst nach der Abbildung nicht für sicher. Im Waldbette von Cromer, von welchem das Zusammenvorkommen der drei Elephanten ebenfalls behauptet wird, fehlt nach Pohlig primigenius. Dem gegenüber würde die Lyell'sche Annahme einer wenn auch geringen Altersverschiedenheit innerhalb des Waldbettes nicht mehr in Betracht kommen.

Übrigens hat Boule selbst später[2]), ohne sich ausdrücklich auf Tilloux zu beziehen, das Zusammenvorkommen „warmer" und „kalter" Arten, also z. B. des E. antiquus und des E. primigenius, durch Umlagerung (remaniement) erklärt und ebenfalls betont, daß die unteren Schichten von Chelles seines Wissens niemals eine „kalte Art" geliefert haben. Auf Tilloux ist Boule schon etwas früher, in der Debatte über Parat: Les grottes de la cure et de l'Yonne[3]) zurückgekommen. Er erklärt seine Bestimmung als meridionalis wegen der Emaildicke und der Ähnlichkeit der Molaren mit solchen der Abbildungen seitens klassischer Autoren vorgenommen zu haben, aber jetzt die Spezies eher für antiquus zu halten wegen der größeren Geradlinigkeit der Stoßzähne. „Remaniement" wird für Tilloux auch hier ausdrücklich ausgeschlossen. Das demnach nach Boule selbst verbleibende Zusammenvorkommen von E. antiquus und primigenius stimmt also mit seiner Ansicht von 1902 nicht überein.

Demnach ist das aufeinanderfolgende Auftreten der drei Arten mit zeitweiligem Zusammenleben je zweier zeitlich benachbarter anzunehmen, ja, nach Boule 1902 für E. antiquus und primigenius auch das Zusammenleben an einer Stelle nicht. Bei den Rhinoceronten wiederholt sich diese Erscheinung.

Häufig ist das Rentier im Solutréen und am häufigsten in der letzten Kulturperiode des Diluviums, dem Magdalénien, der Rentierzeit Lartets, aus welcher wir zahlreiche Küchenabfälle, Darstellungen des Tieres in Zeichnungen und Schnitzwerken und Geräte aus Rentierknochen besitzen.

Nur weitere Funde in der betreffenden Ziegelei könnten die Frage lösen, welcher der drei in Betracht kommenden Perioden der Fund angehört.

Piette und Woldřich haben die Meinung vertreten, daß die Rentiere des jüngsten Diluviums gezähmt gewesen seien. Dem gegenüber wurde geltend gemacht[4]), daß die Knochenreste auf den Lagerplätzen auf Auswahl mitgenommener Stücke des Tieres hinweisen.

---

[1]) Boule, La ballastière de Tilloux. L'anthropologie, 1895, 503.
[2]) Boule, La caverne à ossements de Montmaurin. L'anthropologie, 1902, 318.
[3]) L'anthropologie, 1901, 134.
[4]) Vgl. M. Hoernes, Der diluviale Mensch, 132.

Bemerkungen über die Eingebornen Australiens.

Von **R. H. Mathews** L. S., Parramatta (Neu-Südwales).

Vorbemerkung.

Im Jahre 1903 veröffentlichte ich in diesen „Mitteilungen" eine kurze Grammatik und ein Vokabular des an der Nordostküste von Neu-Südwales gesprochenen Kumbainggeri. Im folgenden Jahre behandelte ich die Grundzüge der Tyeddyuwurru-Sprache, die in den zentralen Teilen von Viktoria gesprochen wird, und beschrieb die bedeutsame Initiationszeremonie, die unter dem Namen Multyerra vom Kurnu-Stamme in Neu-Südwales geübt wird.

Im vorliegenden Artikel will ich nun die soziale Organisation einer Anzahl von Stämmen beschreiben, die an den beiden Ufern des Darling-River in Neu-Südwales wohnen. Dann folgt eine Mitteilung über die Soziologie einiger Stämme Queenslands. Eine Betrachtung dieser Organisationen wird zeigen, wie völlig verfehlt der Glaube an den Bestand von Exogamie ist, an dem alle australischen Schriftsteller der alten Schule so hartnäckig festgehalten haben.

Ich kann als der erste und einzige berichten, daß bei k e i n e m der Stämme, deren Soziologie ich untersucht habe, weder in Neu-Südwales, noch in Viktoria, in Queensland, im Nordterritorium oder in Westaustralien, Exogamie besteht. Die Reihe meiner Nachforschungen umfaßt ausgedehnte Gebiete in all den erwähnten Staaten, und ich bin überzeugt, daß die Veröffentlichung meiner Arbeit alle die veralteten Berichte früherer Beobachter völlig widerlegen wird.

Den Schluß des Artikels bildet dann eine kurze Beschreibung des *gurē*, der Art der Vollstreckung der Todesstrafe bei den Eingebornen in gewissen Teilen von Viktoria.

Soziologie der Stämme Ngunnhalgu, Mailpurlgu und Maraura.

Im Südwesten anschließend an die Kurnū[1]) wohnen die Ngunnhalgu, am Darling-River von Winbar abwärts bis zu einem etwas unterhalb Wilcannia gelegenen Punkte. Von dieser Lokalität weiter abwärts am Darling, über Menindie bis Cuthero, schließt sich der Mailpurlgu-Stamm an. Von hier bis zum Zusammenflusse des Darling mit dem Murray-River bei Wentworth war das Gebiet des Maraura-Stammes.

Die soziale Organisation dieser drei großen Stämme — der Ngunnhalgu, Mailpurlgu und Maraura — kann kurz in folgender Weise charakterisiert werden. Die Gemeinschaft zerfällt in zwei Phratrien, deren männliche Angehörige *Mukkungurra* und *Kilpungurra* heißen, während die weibliche Form für jeden dieser beiden Namen durch Anfügung von *ga* an das Maskulinum gebildet wird. In Tabellenform sind die Gesetze über die Heiraten zwischen den Phratrien und die Zugehörigkeit des der Verbindung entstammenden Nachkommen leicht zu verstehen.

[1]) Eine Grammatik und ein Vokabular der Kurnū-Sprache habe ich im Journal of the Royal Society of New South Wales, XXXVI, 154—179, veröffentlicht.

Tabelle I.

Phratrie	Mann	Frau	Sohn	Tochter
A	*Mukkungurra*	*Kilpungurraga*	*Kilpungurra*	*Kilpungurraga*
B	*Kilpungurra*	*Mukkungurraga*	*Mukkungurra*	*Mukkungurraga*

Abgesehen von der obigen Teilung, trägt jeder Mann, jede Frau und jedes Kind den Namen eines Tieres, einer Pflanze oder eines sonstigen Naturobjektes als Totem, das in allen Fällen von der Mutter vererbt wird. Wenn also die Mutter beispielsweise eine Elster ist, sind auch ihre Söhne und Töchter Elstern. Die ganze belebte oder unbelebte Schöpfung ist zwischen *Mukkungurra* und *Kilpungurra* verteilt, und beiden gehört ein gewisser besonderer Komplex von Totems zu. Mitglieder aller Phratrien und der verschiedenen Totems sind unter allen örtlichen Gruppen des Stammes verteilt.

Außer der Teilung der Gemeinschaft in Phratrien und Totemgruppen gibt es eine weitere Unterscheidung in *Muggulu* und *Ngipuru,* d. h. langsames und schnelles Blut, die wir einfachheitshalber mit „Blutteilung" bezeichnen wollen. Diese Blutteilung fällt mit den anderen Unterscheidungen nicht notwendig zusammen. So kann ein *Muggulu*-Mann oder eine *Muggulu*-Frau zu einer jeden Phratrie gehören, ebenso ein *Ngipuru*; die Blutgruppen sind eben unterschiedslos unter die Phratrien verteilt.

Noch eine andere Unterscheidung gibt es, die man als „Schattenteilung" bezeichnen kann, eigentlich eine Ausdehnung der „Blutteilung" zum Zwecke der Regelung der Art und Weise, wie sich die Leute beim Lagern unter die Bäume in der Nachbarschaft eines Wassers oder sonstwo zu verteilen haben. So haben beispielsweise die zur *Muggulu*-Abteilung Gehörigen sich in dem Schatten niederzulassen, den der untere Teil des Baumes wirft, während die *Ngipuru*-Leute im Schatten der höheren Äste Platz einnehmen.

Die „Blut"- und „Schatten"-Zugehörigkeit ist von Einfluß bei Abschluß von Ehen. Ein Mann von *Muggulu*-Blut und von „unterem Schatten" heiratet ein *Ngipuru*-Weib von „Astschatten". Und was die Nachkommen anbelangt, sind die Kinder einer *Muggulu*-Frau wieder *Muggulu* und gehören zum „unteren Schatten" wie ihre Mutter. Ein *Ngipuru*-Weib hat *Ngipuru*-Kinder, die ihrer Mutter auch in den „Astschatten" folgen.

Einige weitere Illustrationen des Heiratsrechtes werden von Interesse sein. Ein *Mukkungurra* nimmt sich gewöhnlich eine *Kilpungurraga* zur Frau, wie in Tabelle I, und in dem Falle heiratet der Sohnessohn eines Mannes eine Sohnestochter seiner Schwester. Wenn aber ein *Mukkungurra* eine *Mukkungurraga* zu seiner Lebensgefährtin erwählt, so ist das eine Heirat des Sohnessohnes eines Mannes mit einer Tochtertochter seiner Schwester. Nach diesem Gesetze ist es einleuchtend, daß jeder Mann seine Frau aus seiner eigenen oder aus der anderen Phratrie nehmen kann. Daher ist es auch klar, daß von einer Exogamie bei den Stämmen, von denen hier gesprochen ist, keine Rede sein kann. Wir haben gesehen, daß die Phratrie und der Totem in allen Fällen durch die Frau sich fortsetzt, aber das involviert noch nicht Exogamie, da ja der Mann in beide Phratrien und folglich in jeden der Totemkomplexe einheiraten kann.

Nur Heiraten zwischen Angehörigen desselben Totem sind verboten. Wenn ein *Mukkungurra* eine *Kilpungurraga* heiratet, so ist keine Gefahr, die Totemgesetze zu verletzen. Aber wenn ein *Mukkungurra* eine *Mukkungurraga* zur Frau nimmt, so kann es möglich sein, daß beide zum selben Totem gehören. Infolge der bereits besprochenen „Blutteilung" kann eine *Mukkungurraga* der eigenen Linie nicht derselben Blutgruppe

angehören wie der Mann. Über diesen Gegenstand habe ich übrigens ausführlich gehandelt in meinem Artikel über „Sociology of the Wongaibon Tribe". [1])

Die Unterscheidungen nach „Blut" und „Schatten" sind allen, die bisher über die Stammeseinteilung der Australier geschrieben haben, entgangen, und sie wurden zuerst von mir im Jahre 1904 erwähnt, wo ich sie bei den Ngeumba und Kamilaroi entdeckte. [2]) Ich konnte also auch als der erste auf das Nichtvorkommen der Exogamie bei den Ngeumba, Kamilaroi, Wirraidyuri, Wailwan, Wongaibon und verwandten Stämmen von Neu-Südwales hinweisen.

Soziologie einiger Queensland-Stämme.

Der Teil der Cap York-Halbinsel vom Cap York bis etwa zum 15. Grad südlicher Breite im Staate Queensland ist von einer beträchtlichen Zahl von Eingebornenstämmen verschiedenen Namens besetzt. Am besten von allen diesen Stämmen bin ich mit den Chūnkūnji am Batavia-River vertraut. Der Gamete-Stamm bewohnt das Gebiet nördlich von den Chūnkūnji, während der Tanegute-Stamm im Süden ist. Die Ngerikudi-Sprache wird um Mapoon am Batavia-River und südlich bis Duyphen Point geredet. Dialekte dieser Sprache sind in Gebrauch an der ganzen Strecke vom Jardine-River bis zum Archer-River oder vielleicht noch südlicher. In allen diesen Dialekten gibt es zwei Formen des Pronomen: 1. person. dualis und pluralis, je nachdem die angeredete Person eingeschlossen oder ausgeschlossen ist.

Die Gemeinschaft zerfällt in zwei primäre Phratrien, Hälften oder Gruppen, von welchen Bezeichnungen man jede beliebige anwenden kann. Diese zwei Abteilungen heißen *Chamakunda* und *Kamanutta*; die erstere besteht wieder aus zwei Unterabteilungen namens *Lankenami* und *Nameguri,* und die letztere ebenfalls aus zweien, namens *Pakwikki* und *Pamarung*. Bei diesen Namen besteht kein Unterschied zwischen der Bezeichnung des männlichen oder weiblichen Geschlechtes.

Tabelle II.

Phratrie	Mann	Frau	Kind
Chamakunda	*Lankenami*	*Pakwikki*	*Pamarung*
	Nameguri	*Pamarung*	*Pakwikki*
Kamanutta	*Pakwikki*	*Lankenami*	*Nameguri*
	Pamarung	*Nameguri*	*Lankenami*

Außer der Teilung der Gemeinschaft in Phratrien und Unterabteilungen besteht noch eine Unterscheidung der Stammesmitglieder in kleinere Gruppen, welche den Namen verschiedener Tiere, Pflanzen oder lebloser Dinge tragen, denen man in der Wissenschaft die Bezeichnung „Totem" gegeben hat.

Das Heiratsrecht ist, wie folgt, geregelt: Ein Mann der *Chamakunda*-Phratrie und *Lankenami*-Unterabteilung heiratet ein *Kamanutta*-Weib der *Pakwikki*-Unterabteilung. Das ist eine Normalheirat und in der Tabelle II dargestellt. In einem solchen Falle heiratet ein Sohnessohn eines Mannes die Sohnestochter seiner Schwester. Aber es steht einem *Lankenami*-Manne ganz frei, eine *Lankenami* zur Frau zu nehmen; dies ist dann eine Heirat des Sohnessohnes eines Mannes mit der Tochtertochter seiner Schwester.

---

[1]) Journal of the Royal Society of N. S. Wales, XXXIX, 117.

[2]) Journal of the Royal Society of N. S. Wales, XXXVIII, 207—216.

Eine andere Variation in der Ehe zwischen den Unterabteilungen gestattet dem *Lankenami*-Manne, eine *Pamarung-* oder *Nameguri*-Frau zu heiraten. Mit anderen Worten, der Mann einer gegebenen Unterabteilung kann in jede der drei übrigen Unterabteilungen, oder aber auch in die eigene heiraten, oder jeder Mann hat die fakultative Eheberechtigung bezüglich aller vier Unterabteilungen der Frauen. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß diese Tatsachen die Existenz von Exogamie unter den Stämmen, von denen die Rede ist, ausschließen.

Ein Blick auf Tabelle II zeigt uns, daß die Kinder der Phratrie ihrer Mutter folgen, aber sie erhalten nicht den Namen ihrer Unterabteilung. Sie sind *Pamarung*, d. h. sie gehören der anderen Unterabteilung der Phratrie ihrer Mutter an. Das heißt, der Unterabteilungsname der Nachkommen ist ausnahmslos durch die Mutter bestimmt. Die Totems bleiben fortwährend in derselben Phratrie wie die Frauen und werden daher von der Mutter auf die Kinder übertragen. Obwohl aber die Totems ebenso wie die Unterabteilungen und Phratrien durch die Frauen fortgesetzt werden, folgt daraus noch nicht Exogamie. Wir haben bereits gezeigt, daß ein *Lankenami*-Mann beispielsweise in jede Phratrie und folglich in einen Totem jeder Phratrie heiraten kann.

Die Totems, von den Eingebornen *idite* genannt, sind zwischen beiden Phratrien verteilt, die Totems jeder Phratrie sind den beiden Unterabteilungen, aus denen sie besteht, gemeinsam; also die zu den *Chamakunda* gehörigen Totems sind den Unterabteilungen *Lankenami* und *Nameguri* gemeinsam, ebenso die *Kamanutta*-Totems den Unterabteilungen *Pakwikki* und *Pamarung*.

Wenn die Knaben etwa 12 Jahre alt sind, werden sie von den ersten Männern aus der Obhut ihrer Mutter genommen und müssen nun eine Reihe von Initiationsformalitäten durchmachen, die in den Hauptzügen denen analog sind, welche von den Kamilaroi und Kumbainggeri geübt werden, und welche ich an anderer Stelle beschrieben habe. Narben werden ihnen auf den Körper gemacht, die Nasenscheidewand wird durchbohrt, und jedem wird ein Vorderzahn ausgeschlagen. Die Novizen haben auf nicht weniger als drei Stammesversammlungen zu diesem Zwecke die Einweihungsprobe durchzumachen, und bei jeder Gelegenheit werden frische Narben zu den vorher gemachten auf den Körper jedes Novizen hinzugefügt.

In meinen „Ethnological Notes on the Aboriginal Tribes of Queensland", welche von der königl. austral-asiatischen geographischen Gesellschaft in Brisbane veröffentlicht worden sind,[1]) habe ich die Soziologie einer großen Zahl wichtiger Stämme in Queensland, im Nordterritorium und in Westaustralien genau erörtert. Die dort beigebrachte Fülle von Belegen wird ausreichen, um darzutun, daß Exogamie bei irgend einem der in dem Artikel behandelten Stämme ganz unmöglich ist.

Gurē- oder Rachezugexpedition.

Wenn bei den Eingebornenstämmen desjenigen Teiles des Staates Viktoria, der vom oberen Murray, Mitta-Mitta, Ovens, oberen Goulburn und Yarra-River durchflossen wird, einer der Stammesangehörigen von irgendeiner Person eines benachbarten Stammes erschlagen worden ist, war die Art, wie dieses Unrecht gesühnt wurde, als *gurē* bekannt. Man glaubte, daß die Seele eines Mannes, dessen Tod nicht gerächt würde, umherirren und die Verwandten behelligen würde. Infolge dieses Aberglaubens wurde die Bestrafung des Beleidigers bei der ersten besten sich bietenden günstigen Gelegenheit ausgeführt.

[1]) Queensland Geographical Journal, XX, 49—75.

Das Folgende ist eine kurzgefaßte Beschreibung einer *gurē*-Expedition, wie sie mir mündlich von einem Eingebornen vom Mitta-Mitta-River in Nordost-Viktoria gegeben wurde.

Die Brüder und Freunde der ermordeten Person versammeln sich, begleitet von den älteren oder angesehenen Männern, auf dem *Ngulubul* oder geheimen Versammlungsplatze der Männer und besprechen sich darüber, welcher Weg am besten einzuschlagen sei, um an der schuldigen Partei Vergeltung zu üben. Etwas Haar, eventuell etwas Haut, die man vorher sich vom Leichnam des Ermordeten verschafft hat, wird in dieser Versammlung vorgezeigt, um dadurch in den Seelen der Anwesenden das Verlangen nach schneller Sühnung zu erwecken.

Die Bevölkerung einer bestimmten Lokalität bestand oft aus einer Anzahl von Familien, welche so weit unabhängig waren, daß sie als Unterstämme bezeichnet werden konnten. Nicht selten traf es sich nun, daß Fehden zwischen diesen Familiengruppen entstanden, und gelegentlich gab es auch Morde. Und wenn ein solches Unrecht einem schwachen Unterstamme zugefügt worden, der nicht imstande war, Vergeltung zu üben, schickte man einen Boten mit der Nachricht von dem Vorfalle an die anderen Familiengruppen, mit denen Verwandtschaftsbeziehungen bestanden, um ihren Beistand zu erbitten.

Der Bote hatte einen flachen, etwa 18 Zoll bis 2 Fuß (zirka $^1/_2$ *m*) langen und etwa $1^1/_2$ Zoll (= 38 *mm)* breiten Stock bei sich, der mit Linien und Zeichen mittels eines Beuteltierzahnes ornamentiert und mit rotem Ocker bemalt war. Statt eines hölzernen Botenstabes wurde mitunter auch der Laufknochen eines Emu oder ein Schenkelknochen eines Känguruh verwendet, mittels eines Feuersteines in derselben Weise wie der hölzerne ornamentiert.

Die auf diese Weise aufgerufenen Nachbarn antworteten gewöhnlich, da sie eines Tages wohl ähnliche Hilfe für sich selbst verlangen mochten. Wenn der vom Boten bezeichnete gemeinsame Versammlungsgrund erreicht war, wurde eine Partie von Kriegern ausgewählt, die in das Gebiet des Beleidigers vorzudringen hatte. Dann wurden eifrig die Speere geschmiert, geradegerichtet und geschärft; Bumerangs, Keulen, Schilde und andere Waffen wurden sorgfältig geprüft, und alle nötigen Vorbereitungen zu dem geplanten Einfalle wurden getroffen.

Einige der geschicktesten Zauberer waren in ihrem Zauberschmucke und mit ihren todeskräftigen Instrumenten zur Verfügung. Jeder Mann steckte sich seinen Bart in den Mund und biß unter wilden Grimassen darauf. Wenn alle diese vorbereitenden Dinge erledigt waren, brach die auserwählte Truppe, eigens beschmiert und bemalt, zu ihrer Sendung auf. Die kleineren Details der Expedition sind so ähnlich denen des „Pirrimbir", das ich anderenorts[1]) beschrieben habe, daß die wichtigsten Abschnitte hier bloß angedeutet zu werden brauchen.

Die Gesellschaft reiste weiter bis abends und schlug ein Nachtlager auf, wobei die Feuer so gedeckt wurden, daß sie auf die Entfernung nicht zu bemerken waren. Früh am nächsten Morgen wurde ein Baum mit Zickzack- oder unregelmäßigen Linien und Ovalen von dem gewöhnlichen Eingebornenmuster bezeichnet, und zwar nahe vom Boden angefangen so hoch am Stamme hinauf, als die Männer, einer auf des anderen Schultern sitzend, reichen konnten. Die Zeichen wurden in die Rinde mit scharfen Stöcken oder Steinsplittern oder Beilen eingeschnitten. Ein Gummibaum oder gray-box-Baum wurde, wenn er zur Verfügung stand, wegen der glatten Rinde vorgezogen.

[1]) Journal of the Royal Society of New South Wales, XXXVIII, 239—252.

Jeder Mann des Kontingents nahm an der Zeichnung des Baumes teil, um soviel magischen Einfluß als möglich auf ihn zu übertragen, bis er sozusagen mit Unheil überladen war. Ein anderer Grund für die allgemeine Beteiligung an der Markierung des Baumes war der, das Band der Einheit zwischen ihnen zu festigen, so daß keiner von ihnen irgendwelche Gewissensbisse fühlen oder so rechtzeitige Warnung dem Verurteilten zukommen lassen kann, daß er zu entkommen imstande wäre. Während das Werk fortschreitet, reiben einige der ersten Zauberer die Zeichen mit Schwirrhölzern, Quarzkristallen und Menschenfett ein, um die Wirksamkeit der Prozedur zu verstärken.

Wenn das Zeichnen des Baumes fertig ist, tanzen oder springen die Männer um ihn herum, wobei sie einigemale hintereinander *„wure bunnungandha dumballadha"* singen. Der Zweck der ganzen Zeremonie ist, das gesuchte Opfer so zu bezaubern, daß es den Lagerplatz, an dem es gerade weilt, nicht verläßt, sondern, durch den Zauber festgehalten, dort bleibt, bis seine Verfolger es erreichen. An jedem Lagerplatze auf der Weiterreise wird genau dieselbe Prozedur wieder durchgemacht; auch ein frischer Baum wird jeden Morgen gezeichnet.

Wenn sie ihr Ziel erreicht und den Aufenthaltsort des gesuchten Stammes entdeckt haben, gehen sie so nahe, als es die Sicherheit gestatten mag, heran und schlagen an einer etwas abgelegenen Stelle ein Lager auf, wo es nicht wahrscheinlich ist, daß sie beobachtet werden. Zwei gewandte Männer werden nun als Späher vorangeschickt, die genaue und sorgfältige Beobachtungen des feindlichen Lagerplatzes anzustellen haben, um herauszubekommen, in welchem Teile desselben der Mann, den sie suchen, sein Quartier hat, und um die numerische Stärke des Stammes zu erfahren, sowie einige Vorteile zu erkennen u. dgl.

Während diese Spione auf Rekognoszierung weg sind, haben die Zurückgebliebenen einen Baum bezeichnet und den Boden herum reingemacht, wie sonst. Sie haben sich Gesicht und Brust weiß bemalt und Flecken von derselben Farbe auf ihre Oberarme gemacht. Ferner haben sie rund um und über das kleine Feuer einen Schirm aus Ästen errichtet, damit es bei Eintritt der Dunkelheit von der Ferne aus nicht bemerkt wird. Diese Bedeckung wird auf die folgende Weise hergestellt: Einige kleine Bäumchen werden abgeschnitten und mit dem abgeschnittenen Ende rund um das Feuer — dieses in der Mitte — in den Boden gesteckt, während die oberen belaubten Enden über dem Feuer sich aneinanderlehnen, so daß sie eine Pyramide oder einen Kegel bilden. Ein anderer belaubter Ast wird dann mit dem Stammende nach oben auf die Spitze gesetzt.

Sowie die Spione den ersten Blick auf das allgemeine Lager der Gegner bekommen haben, schmiegen sie sich in eine Vertiefung in der Erdoberfläche oder verbergen sich zwischen Büschen. Dann beginnen sie in leisen Tönen ein *guggarga* genanntes Lied zu singen, das die magische Kraft besitzen soll, vom Lagerfeuer des Verbrechers Rauch aufsteigen zu machen und so seinen Verbleib aufzudecken. Während die Männer diesen weitwirkenden Sang fortsetzen, warten sie gespannt, bis sie einen Rauch aus irgendeinem Teile des Lagers hervorkommen sehen. Dann schleichen sie sich näher zum Lagerplatze hin auf der durch den Rauch bezeichneten Seite, bis sie den Mann erkennen können, den sie suchen, und die Position seines Lagerfeuers fixieren können. Sollte der wirkliche Mörder nicht im Lager anwesend sein, dann identifizieren die Spione den von einem seiner älteren Brüder oder von seinem Vater eingenommenen Platz; der Betreffende hat dann an seiner Stelle die Strafe zu erleiden.

Wenn die Boten nun den Ort des Verurteilten eruiert haben, so kehren sie zu ihren Gefährten zurück und berichten unter den üblichen Formalitäten über den Stand der Sache. Nachdem einige Erfrischungen verteilt worden sind, werden einige kleine Holzstücke an das Feuer gelegt, um hinreichendes Licht zu geben, damit die Leute sehen, was sie tun. Alle tanzen um das Feuer herum, an dem die Hauptzauberer sitzen, mit ganz leiser Stimme singend und irgendeinen Zauber auf den Feind ausführend, um seine Aussicht auf Entkommen zu vernichten. Nach einiger Zeit gehen die meisten schlafen, aber einige von den alten Mitgliedern halten fortwährend Wache.

Ein paar Stunden vor Tagesanbruch wird alles aufgeweckt und lautlos bis in die Nähe des Feindeslagers gezogen; kleine Äste halten die Männer vor sich hin, um nicht bemerkt zu werden. Die Stimme des ersten den neuen Tag begrüßenden Vogels ist das Zeichen zur Attacke. Die Angreifer teilen sich, die eine Hälfte marschiert auf einer Seite des Lagerplatzes herum, die andere schlägt die entgegengesetzte Richtung ein, bis sie sich auf der gegenüberliegenden Seite des Lagers alle vereinigen, in nächster Nähe des gesuchten Opfers.

Die Details des Angriffes sind ähnlich den bei der „*Pirrimbir*-Expedition" geschilderten, auf die ich den Leser verweise. Wenn das Opfer fällt, bringen die Strafvollstrecker Stücke von seiner Haut, von Fleisch und Fett in Sicherheit, die Hände werden bisweilen abgeschnitten und mitgenommen. Wenn einer von den Freunden des Mannes sich zu seinem Schutze einmengen sollte, ist er der gleichen Bestrafung unterworfen.

Dann ziehen sich die Angreifer nach ihrem Lagerplatze von der vergangenen Nacht zurück, wo sie um den gezeichneten Baum herumtanzen und spucken, um die magische Kraft, die er durch ihre früheren Zaubereien in sich aufgenommen hatte, wieder herauszutreiben. Danach nehmen sie alles, was sie an Nahrung und Gepäck hier zurückgelassen, mit sich und treten die Heimreise an. Wenn sie zu ihrem Stamme zurückgekehrt sind, wird ein ausführlicher Bericht über das Ergebnis der Expedition erstattet.

Unter den Stämmen, auf die sich das Geschilderte bezieht, hält man die beiden „Magellans-Wolken" (ein Sternbild) für zwei „Native Companions" [1]), und zwar stellt die größere Wolke das Männchen und die kleinere das Weibchen vor. Wenn diese Gestirne ihre untere Kulmination haben und daher in dichtbewaldeter Gegend nicht leicht zu sehen sind, so haben die Eingebornen den Aberglauben, es bestehe die Gefahr, daß benachbarte Stämme eine *gurē*-Expedition organisieren, um irgendeine wirkliche oder imaginäre Blutschuld zu sühnen. Zu solchen Zeiten befleißen sich die jungen Männer daher außergewöhnlicher Wachsamkeit in der Beobachtung der Bewegungen ihrer Feinde.

[1]) Grus australasianus, australischer Kranich. (D. Übers.)

NEKROLOG.

Adolf Bastian.

I.

Mehr als ein Jahr ist vergangen, seitdem Adolf Bastian am 4. Februar 1905 in Trinidad bestattet wurde. In warmen Worten hat Exzellenz v. Inama-Sternegg, der Vorsitzende unserer Jahresversammlung vom 22. März 1905, des Verblichenan gedacht. Auf der vorjährigen Anthropologenversammlung in Salzburg wurde der Wunsch geäußert nach einer eingehenderen Würdigung unseres Ehrenmitgliedes in unseren Mitteilungen. Wenn auch seine persönlichen Beziehungen zu unserer Gesellschaft nur auf einzelne Mitglieder beschränkt blieben, da er allgemeine Versammlungen nicht zu besuchen pflegte, erschien es wünschenswert, seinen entscheidenden Anteil an den ersten Entwicklungsphasen unserer jungen Wissenschaft in dankbarer Erinnerung festzuhalten. Die reichste Quelle für die Würdigung seiner eigenartigen Persönlichkeit bleiben immerhin die Kundgebungen seiner Berliner Kollegen gelegentlich der von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie am 11. März 1905 veranstalteten Gedächtnisfeier, unter welchen der meisterhafte Nachruf des Herrn v. d. Steinen der Beachtung unserer Freunde wärmstens empfohlen sei.

Bastian wurde am 26. Juni 1826 in Bremen geboren. Sein ganzer Bildungsgang war auf Vielseitigkeit angelegt. Er studierte in Heidelberg Jurisprudenz, dann Naturwissenschaften und Medizin in Berlin, Jena, Würzburg (bei Virchow) und Prag. Seine Promotion zum Doktor der Medizin erfolgte 1850. Diese Studien führten ihn zwar nicht zur praktischen Naturforschung, sie bestimmten jedoch bleibend die Richtung seines wissenschaftlichen Denkens. Zunächst bahnte ihm der Doktorhut den Weg zu den Weltreisen, auf welche sein ganzes Trachten gerichtet war.

Bastians erste Reise bildet die Einleitung zu dem in den sechziger Jahren erfolgten Umschwunge in der Betrachtung des sozialen Menschen. Für die physische Anthropologie hatten Buffon, Blumenbach, Retzius u. a. längst einen festen naturwissenschaftlichen Grund gelegt. Eine solche Unterlage fehlte der Beurteilung des Geisteslebens der Völker, ihrer Sitten und Einrichtungen. Das alte und neuere von Missionären und Reisenden gesammelte ethnographische Material wurde von der exakten Forschung kaum beachtet. Es diente noch bis tief ins XIX. Jahrhundert hinein nur als Folie für theologische, natur- oder geschichtsphilosophische Spekulationen. Zu den letzteren müssen wir auch die zeitweise sehr populären Aufstellungen von „aktiven und passiven", von niederen und höheren Rassen zählen, deren Höhepunkt die „Völkerchemie" des Grafen Gobineau erreicht.

In die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts fallen die Aufschließung der alten Kulturen des Orientes, das Aufblühen der orientalischen Sprachforschung, die Vertiefung der Sprachwissenschaft. Die Sprachenvergleichung eröffnete eine neue Bahn zur Behandlung wichtiger ethnographischer Fragen, vor allem zur ethnographischen Klassifikation der Völker. Nicht minder wichtige Gesichtspunkte brachte der Ethnologie das von Grimm angeregte Studium aller Volksäußerungen, der „niederen" Mythologie (W. Schwarz), der Märchen, Sagen und Volkslieder.

Leider wurden die befruchtenden Wirkungen dieser unvergänglichen Errungenschaften durch eine einseitige Überschätzung der Hilfsmittel der Sprachwissenschaft vielfach gehemmt. Mythologie, Urgeschichte, Völkerpsychologie wurden von tonangebenden Gelehrtengruppen der sprachlichen Domäne zugewiesen. Damals regierte das Lexikon. Man suchte, mit Kretschmer (Einl. i. d. Gesch. d. griech. Spr. 68) zu sprechen, aus bloßen Wortgleichungen die ganze Kulturgeschichte, die Urheimat der Indogermanen herauszudestillieren.

Die Beobachtung kam dabei entschieden zu kurz. Im allgemeinen war von den Realien kaum die Rede. Die Erwerbung von ethnographischem Material bildete größtenteils eine Nebenbeschäftigung der naturwissenschaftlichen Forschungsreisenden, allenfalls auch der Missionäre. Sie blieb somit, einige rühmenswerte Ausnahmen abgerechnet, dem Zufalle preisgegeben.

An diesem Punkte setzte Bastian ein. In jugendlichem Enthusiasmus warf er seine ganze Kraft auf die Beschaffung von Bausteinen für ein wirkliches Haus, da er sich „mit einem gemalten nicht abspeisen lassen wollte". (Vorgeschichte d. Ethnol. 1881, 28.)

Für diesen Zweck schuf er sich eine neue originelle Methode, die ethnologische Übersichtsaufnahme. Er brachte, nach Herrn v. d. Steinen, volle 25 Jahre auf Reisen in allen Weltteilen zu. Er studierte die Eingeborenen von Australien, Neuseeland, Westafrika, die Völker des Kaukasus, kampierte mit den Kalmücken, sammelte die Traditionen der burätischen Schamanen in Irkutsk, der Inselwelt des Großen Ozeans. Die alten Kulturzentren von Mexiko und von Peru kannte er aus eigener Anschauung. Wiederholt besuchte er Vorder- und Hinterindien, den Malayischen Archipel. Eingehende Studien widmete er dem Buddhismus. Derselbe erschien ihm „als ein ausnehmend lehrreiches Paradigma für ethisch-psychische Studien, dem gegenüber unsere philosophischen Systeme zu Eintagsfliegen zusammenschrumpfen". Schon seine erste Reise hatte ihn nach Mesopotamien, Syrien, Ägypten, nach dem Yemen geführt. Bedenkt man, daß Bastian außerdem Nordamerika und die europäischen Länder wiederholt in allen Richtungen bereist hat, so darf man es getrost aussprechen, daß kein Gelehrter jemals die Gesamtheit der Variationen des ζωον πολιτικον besser überblickt hat.

Das auf seinen Reisen eroberte ethnologische Material ergänzte Bastian während der Ruhepausen in Deutschland durch intensivste Durchmusterung der Weltliteraturen auf völkerpsychologische Tatsachen. Seine juridische Bildung bahnte ihm den Weg zu einem bis dahin wohl kaum in solcher Richtung verwerteten Gebiete.[1]) Die alte und neuere Philosophie zog er dafür heran. Auch die Schriften der „Väter" wie der „Doktoren" der Kirche, die Heiligenlegenden, die Reliquienverehrung zog Bastian mit einer gewissen Vorliebe in den Kreis seiner psychologischen Erörterungen; außerdem die Systeme des Brahmanismus und des Buddhismus. Seine Hauptstärke lag in der Beherrschung der Reiseliteraturen aller Zeiten, der Missionsberichte, aller Quellen über die niederen Völker, sowie des europäischen Folklore.

Bei seiner Rückkehr nach achtjähriger Abwesenheit (1858) fand Bastian eine seinen Bestrebungen bedeutend günstigere Sachlage vor. Die Naturphilosophie war durch Vogt u. a. aus der Anthropologie hinausgedrängt worden. Noch tiefer mußten Bastian die seiner Auffassung nahestehenden Strömungen berühren, welche an die Stelle der populären Geschichtsphilosophie eine psychologische Betrachtung der Erscheinungen des geistigen Zusammenlebens (Wundt) auf Grundlage ethnologischer Tatsachen zu setzen wünschten.

Fast gleichzeitig erschienen „Die Anthropologie der Naturvölker" von Th. Waitz, Bd. 1 (1859), „Der Mensch in der Geschichte" von Bastian (1860), die von Lazarus und Steinthal herausgegebene „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" (1860). Am nächsten verwandt, der empirischen Unterlage nach, sind die beiden erstgenannten Werke. Sie wirkten beide bahnbrechend, obwohl sie der Anlage und Durchführung nach gänzlich voneinander verschieden sind. Waitz lieferte eine methodisch bisher unübertroffene Beschreibung der Afrikaner, Amerikaner, Malaien, unter Verarbeitung der gesamten damals vorhandenen Quellen. Bastian entwirft mit kühner Hand ein System psychologischer Weltanschauung unter Beibringung einer überwältigenden Fülle von beobachteten Tatsachen.

Nach vollendetem Druck seines Werkes trat Bastian sofort eine zweite fünfjährige Reise nach Birma, Siam, Kambodja, Japan an. Die Rückkehr erfolgte durch die Mongolei, Sibirien, den Kaukasus.

Nach Deutschland zurückgekehrt (1865), habilitierte sich Bastian 1867 an der Berliner Universität. 1868 übernahm er die Verwaltung der ethnographischen Abteilung des königl. Museums. In demselben Jahre bahnte er die Gründung einer anthropologischen Gesellschaft an, welche bekanntlich erst 1869 ins Leben trat. Auch die Zeitschrift für Ethnologie hat Bastian gegründet (Lissauer).

Weittragende Folgen brachte die von Bastian ausgedachte und nach unendlichen Mühen am 19. April 1873 durchgeführte Gründung der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika". In demselben Jahre verließ die erste Expedition derselben unter Güßfelds Führung in Begleitung Bastians die Heimat. Er hat dieselbe in zwei Bänden 1874 beschrieben. Viele andere sind derselben unter glücklicheren, durch die Unterstützung des Reiches geschaffenen Verhältnisse gefolgt.

Die wohl über Herrn v. Olfers Vorschlag erfolgte Ernennung Bastians zum Direktorial-Assistenten war eine überaus glückliche Maßregel. Die ihm übertragene Abteilung umfaßte allerdings nur zwei Säle (v. d. Steinen). Er gesteht in humoristischer Weise, er und manche seiner ethnologischen Kollegen hätten sich wohl tüchtig in den Septem Artes Liberales abgemüht, aber sich mit solchen Spielsammlungen zu befassen, würden sie sich bis vor kurzem im Stolze auf scholastische Schulung zu vornehm gefühlt haben! Doch habe das Bewußtsein, daß die Zeit statt Raritäten methodisch angelegte Sammlungen des Durchschnittsmenschen verlange, keine Muße für Erinnerung oder Rückschau gelassen.[2]) In rührender Bescheidenheit fügt er hinzu, die „in gereifter Geschichtsordnung hervorquellende Zeitströmung" habe hier Wunder gewirkt, nicht die einzelnen, die mithalfen.

[1]) Vgl. dessen Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Berlin 1872.

[2]) Bastian, Vorgeschichte der Ethnologie (1881), 50.

Wenn in relativ kurzer Zeit durch das Zusammenwirken der Reisenden, der Marine, der Konsulate, der Missionäre, der Kaufleute und sonstiger Funktionäre im Auslande die ethnographische Abteilung sich zu einer ungeahnten Höhe aufgeschwungen hat, so ist dies in erster Linie Bastians Verdienst. Er war die Seele der ganzen Bewegung, unermüdet in der Abfassung von Instruktionen und Rundschreiben aller Art. Von dem bescheidenen unansehnlichen Manne, der sein ganzes Hab und Gut der von ihm vertretenen Sache opferte, gingen die stärksten Suggestivwirkungen auf alle aus, welche in seinen Bereich kamen, vor allem auf seine Oberbehörde. Sie wußte ihn zu würdigen und hat ihn kräftigst unterstützt. Er brachte auch ein Hilfskomitee zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner königl. Museum zustande (wohl Ende der siebziger Jahre) unter dem Vorsitze vom Bankier Herrn Richter. Dasselbe hat unter anderem die beiden Expeditionen des Kapitäns J. A. Jacobsen nach Britisch-Kolumbien und Alaska, sowie in die Amurländer entsendet (1881—1884). In dem unvermeidlichen Wettkampfe beim Erwerbe wichtiger Sammlungen war er meistens weit voraus vor seinen Konkurrenten, weil er stets am besten orientiert war und er stets auf begeisterte Anhänger zählen konnte, wenn es sich darum handelte, Gelegenheiten auszunützen.

Dazu kamen nun seine im direkten Interesse des Museums unternommenen Reisen nach Nord-, Mittel- und Südamerika (1875—1879), nach Indien, Assam, Neuseeland, Hawaii, Kalifornien, Oregon (1878—1880). Die letztere Reise brachte ihm kostbare Materialien über die Sozialgeschichte und die Schöpfungssage der Maori, ferner die berühmten Kosmogonien der Hawaiier.

Er kam gerade noch zur Schlußsitzung der XI. Versammlung der deutschen Anthropologen in Berlin (11. August 1880) zurecht und konnte daselbst seine polynesischen Fragmente mitteilen „aus einem einheitlichen Gedankenbau, welcher etwa 120 Längen- und 70 Breitengrade überwölbt". Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Aufgabe der Ethnologie früher, als die Völkermassen der fremden Erdteile mehr aus der Entfernung betrachtet wurden, ziemlich einfach erschien. Beim Nähertreten hätten sich die Detailarbeiten bergehoch aufgetürmt und wenn der erste Rücken etwa erklommen war, hätte man jenseits, höher und höher ansteigend, neue Reihen von Hochgebirgen erblickt. Jedenfalls wird von den Mitlebenden keiner einen Gipfel betreten, von dem aus ein Fernblick auf das verheißene Land einer vergleichenden Psychologie als Krönung des Kosmos geworfen werden könnte. Desto gebieterischer tritt die Pflicht heran, der Nachwelt vor allem die Rohmaterialien zu bewahren, ohne welche das Ganze sich wieder in einen Luftbau philosophischer Induktionen auflösen würde. Der vorläufige Verzicht auf eine einheitliche psychologische Weltanschauung zugunsten einer geduldigen Detailforschung fällt gerade 20 Jahre nach dem Erscheinen seiner berühmten Vorrede zum „Menschen in der Geschichte". Ganz ähnlich lauten Virchows Ausführungen über die Deszendenzfrage auf dem Wiener Anthropologentage 1889, welche 1869 weit leichter lösbar erschien, als 20 Jahre später.

Eine steigende Teilnahme des deutschen Bürgertums an der Völkerkunde ist durch das allmähliche Aufblühen der ethnographischen Museen in Hamburg, Bremen, Leipzig schon gegen Ende der siebziger Jahre gekennzeichnet. Diese und andere in Deutschland vorhandene Ansatzpunkte wurden durch den Bau des Berliner Museums für Völkerkunde 1880—1886 weit überflügelt. Nach der Eröffnung desselben ergab sich erst der richtige Überblick über Bastians Ausbeute während seiner 18jährigen Amtstätigkeit. Die Universalität des hier angehäuften Materiales ist ein treues Spiegelbild seiner Individualität.

Im klaren Bewußtsein der unabweisbaren aus dem Besitze dieser Schätze sich ergebenden wissenschaftlichen Pflichten wählte Bastian seine Mitarbeiter. Es gibt kein zweites Institut, in welchem die Sprach- und die Kulturforschung so einträchtig, in so großem Umfange zusammenwirken, wie im Berliner Museum. Diese Methodik, gepaart mit frischem jugendlichen Unternehmungsgeiste, brachte ungeahnte, noch durchaus unerschöpfte Einblicke in die asiatischen Kulturen, in den mexikanischen Vorstellungskreis. Für die Ethnographie von Afrika, Südamerika, Ozeanien haben die betreffenden Abteilungsvorstände einen bei weiteren Forschungen nicht zu umgehenden Mittelpunkt geschaffen, in welchem neben den Produkten der materiellen Kulturen auch die Völkerpsychologie und die physische Anthropologie zu Worte kommen. Gleichzeitig hat sich in den 20 Jahren der Existenz des Museums das Material derart vermehrt, daß der Bau eines zweiten Gebäudes in den maßgebenden Kreisen bereits ernsthaft erwogen wird. Der geistige Urheber dieser fruchtbaren Tätigkeit ist Bastian. Er wußte die tüchtigsten Kräfte zu finden und ihnen volle Bewegungsfreiheit zu sichern. Die Bastian'sche Tradition frischer Tatkraft und rastloser Anpassung an die vielseitigen Bedürfnisse der rasch anwachsenden Wissenschaft wird sicherlich in dem Völkermuseum weiterleben.

II.

Bastians Reiselust hielt eine ungewöhnliche literarische Arbeitskraft die Wage. Er stellte dieselbe vor allem in den Dienst einer rastlosen Agitation für die Ethnologie. Unermüdet ergriff er jede Gelegenheit zur Verkündung der ethnologischen Gesichtspunkte. Mit flammenden Worten forderte er

zum Studium der einem sicheren Untergange geweihten niederen Völker auf, zur Bergung ihres Kulturbesitzes. Er selbst ging dabei mit gutem Beispiele voran durch rastloses Sammeln der Geistesprodukte der Natur- und Kulturvölker und durch eifrigste Handhabung der ethnologischen Vergleichung. Beide Tätigkeiten gingen bei Bastian stets Hand in Hand.

Auf seine erste beschreibende Arbeit „Ein Besuch in San Salvador 1859" folgte schon 1860 ein dreibändiges enggedrucktes Werk „Der Mensch in der Geschichte". Die schwunghafte Vorrede bleibt ein schönes Denkmal der Bastian'schen Eigenart: Sie begründet eine Völkerpsychologie auf der „Breitenlage der großen Massen". Er selbst bezeichnet sein Werk als eine ärmliche Vorarbeit für diesen großen Zweck, fügt jedoch in der ihn charakterisierenden Entschlossenheit hinzu: „indessen ist in allen Dingen ein erster Anfang zu machen". Der von Bastian damit erschlossene Einblick in einige Teilgebiete der Völkerpsychologie ward aber eine Hauptquelle für die grundlegenden „Untersuchungen über die Anfänge der Kultur" von E. B. Taylor, welche zuerst die Theorie des Animismus formuliert haben. Taylor hat dies in der Vorrede seines Werkes ausdrücklich bezeugt. Der Lohn ist somit der kühnen Tat auf dem Fuße gefolgt.

Bastians sechsbändiges Werk „Die Völker des östlichen Asiens" (1866—1871) hat die entschiedene Anerkennung selbst seiner Gegner gefunden. Es enthält eine Fülle von bis dahin unbekannten Tatsachen über die geschichtlichen und religiösen Verhältnisse von Birma, Siam, Kambodja. Die rasch erworbene Kenntnis der Landessprachen hatte ihm die Benützung der einheimischen Quellen ermöglicht. Sein Werk bildet eine kostbare Quelle für die Beurteilung des hinterindischen Buddhismus, der ethnologisch interessanten Berührungen zwischen Brahmanismus und Buddhismus in der Kunst und im hinterindischen Volksglauben. Durch freundschaftlichen Verkehr mit birmanischen und siamesischen Priestern erschlossen sich ihm die Tiefen der buddhistischen Spekulation. Es schuf ihm die Grundlage seines Werkes „Der Buddhismus in seiner Psychologie 1882".

Eine folgenreiche Anregung gab Bastian durch sein Werk „Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde 1872". Die darin niedergelegten Gedanken wirkten zündend auf die juristische Welt, zunächst auf den verdienten Dr. A. H. Post. Seine Bemühungen, in der Rechtswissenschaft die komparative Methode zur Geltung zu bringen, haben die Grundlage zu einer Urgeschichte des Rechtes und der ethnisch-morphologischen Organisation des Menschen gelegt. Weiteren Ausbau dieser Gesichtspunkte nach exakten Methoden verfolgen die seit 1878 erscheinende Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft und die 1894 gegründete Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre in Berlin.

Besondere Sorgfalt hat Bastian der Erforschung des afrikanischen Geisteslebens gewidmet; er galt als der beste Kenner desselben (Frobenius). Schon seine „Beschreibung der deutschen Expedition an der Loangoküste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder 1874" enthält wichtige Ergebnisse und Anhaltspunkte für weitere Forschung. Spätere Schriften sind „Der Fetisch an der Küste Neuguineas (1884)", „Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea (1894)".

Als Früchte seiner amerikanischen Reise (1875—1876) verzeichnen wir seine „Kulturländer des alten Amerika (1878—1889)".

Seine fünfte Reise (1878—1880) ging über Persien, Indien, Assam, den indischen Archipel in die Südsee. Er veröffentlichte 1883 seine Ergebnisse über „Die Völkerstämme am Brahmaputra".

Die letztere Reise erschloß ihm auch die Geisteswelt der Ozeanier, deren Kenntnis er wesentlich gefördert hat. Seine Hauptschriften hierüber sind: „Die heilige Sage der Polynesier 1881", „Inselgruppen in Ozeanien (Tahiti, Tonga, Samoa, Fiji, Australien, Neu-Seeland, Hawaii) 1883", „Zur Kenntnis Hawaiis 1883", „Der Papua (Melanesien, Australien) 1884", „Zur Mythologie und Psychologie der Nigritier in Guinea 1894". Später (1900—1901) erschienen seine „Mikronesischen Kolonien".

Dieselbe Reise hatte Bastian wiederum auf indonesisches Gebiet geführt. Ein erster Besuch des Archipels fand 1864 statt. 1879 studierte er die Molukken, Timor, Rotti, Key usw. Seine Ausbeute ist in dem Buche „Indonesien 1884—1891" veröffentlicht. Die Ergänzung dieser Erhebungen erfolgte 1896—1898 durch die während des Aufenthaltes in Java, Bali, Lombok, Ambon nach Europa verschickten „Losen Blätter aus Indien" (6 Hefte, wovon V, VI in Berlin erschienen).

Anzuschließen an diese stattliche Schar von Schriften, welche der Sammlung und Vergleichung von Material und dem Geistesleben der Völker gewidmet sind, bleibt eine fast ebenso lange Reihe von Kundgebungen über die verschiedensten Kulturfragen vom ethnologischen Gesichtsfelde aus. Auf eine nähere Besprechung derselben muß verzichtet werden, da die einzelnen Werke weder dem Inhalte noch der Methode nach wesentlich voneinander verschieden sind und die Lässigkeit der Form mit den Jahren zugenommen hat. Die Tiefe der Bastian'schen Gedankenwelt hat, wo sie sich ganz frei betätigte, zu Breccien heterogenen Materiales geführt, welches durch das Bindemittel der Spekulation nur lose verbunden ist. Trotzdem dürfen wir diese Seite seiner rastlosen Tätigkeit nicht niedrig einschätzen.

Seine philosophische Betrachtungsweise hat den Empirikern die Grundprobleme der jungen Wissenschaft unablässig vorgehalten. Sie hat aber auch durch ihre Beharrlichkeit auf die Fernerstehenden und Rückständigen, welche leider die Mehrzahl der kontinentalen Bevölkerungen bilden, sehr entschieden zugunsten der Ethnologie gewirkt.

Es mögen noch einige Titel von späteren Publikationen allgemeiner Richtung folgen: „Vorgeschichte der Ethnologie 1881", „Der Völkergedanke 1881", „In Sachen des Spiritismus 1886", „Die Seele indischer und hellenischer Philosophie in den Gespenstern moderner Geisterseherei 1886", „Wie das Volk denkt 1892", „Vorgeschichtliche Schöpfungslieder 1893", „Zur Lehre vom Menschen in ethischer Anthropologie 1895", „Die Denkschöpfung umgebender Welt 1896", „Völkerkunde und Völkerverkehr 1900", „Probleme humanistischer Fragestellungen und deren Beantwortung unter dem Zeichen der Zeit 1901", „Die humanistischen Studien 1901", „Das logische Rechnen und seine Aufgaben 1903".

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß diese Aufzählung durchaus nicht vollständig ist.

Den schwierigen Prozeß begrifflicher Abstraktion hat Bastian wesentlich durch seinen vielfach diskutierten „Völkergedanken" beeinflußt.

Völkergedanke ist nach seiner Auffassung der „Gesellschaftsgedanke, in welchem sich die ganze Welt geistiger Schöpfung an den ethnischen Horizont projiziert". Mythologie, Kosmologie, Religion und Kultus, Recht und Sozialformen, Sprache und Sitte sind ihm somit Kundgebungen des Völkergedankens. Die Völkerpsychologie ist die Lehre von den Völkergedanken (Völkergedanke 13).

Unverkennbar sind die Berührungen zwischen Bastian und der modernen von W. Wundt vertretenen Völkerpsychologie. Doch ist Bastians völkerpsychologische Domäne dadurch wesentlich erweitert, daß er aus ethnologischen Gründen die aus der Grimm'schen Schule herrührende Scheidung zwischen individuellen und kollektiven Geistesprodukten prinzipiell ablehnt, wodurch der Zusammenhang der höheren Kulturwelt mit den niederen Völkern gewahrt bleibt.

Gleichzeitig (Völkergedanke V) erklärt Bastian die induktive Ethnologie habe „vor allem und zunächst die gleichartigen Wachstumsgesetze der menschlichen Völkergedanken festzustellen". Seine Weltreisen hatten ihm so eindringlich die allgemein menschliche Grundanlage vorgeführt, daß ihm die Verschiedenheiten der Menschengruppen als „gewissermaßen oberflächliche Lokalfärbungen erschienen, welche ihre spätere Erklärung geographisch oder historisch zu finden haben". Daß mit dem spekulativen Leitmotive gleichartiger Wachstumsgesetze der induktive Charakter der Ethnologie angetastet wurde, war sich Bastian nicht bewußt. Die Gleichförmigkeit menschlicher Geistesentwicklung erschien ihm durch das rasch anschwellende Material vollkommen gesichert. „Wer durch das, was daraus redet, nicht überzeugt wird, ist eben blind." Mit der Festigkeit dieser Anschauung steht deren positive Begründung in offenbarem Mißverhältnisse. Man vergleiche z. B. die Ausführungen über polynesischen und nordamerikanischen Völkergedanken (Völkergedanken [1891], 49) oder gar über afrikanischen. (Kontroversen I, 1893, 58.)

Wesentlich vertieft wurde Bastians Lehre vom Völkergedanken durch die anfangs der neunziger Jahre von ihm vorgenommene Ausscheidung der primären animistischen Denkformen, die Elementargedanken, aus den Völkergedanken. Die Elementargedanken sind ihm „die biologischen Elementarorgane des psychischen Wachstums, den Zellen des vegetabilischen entsprechend (Kontroversen II, 83). Unermüdlich weist er auf die „in eiserner Unveränderlichkeit und monotoner Einförmigkeit aus allen fünf Kontinenten bestätigten Elementargedanken. Zu den letzteren rechnete er in der Folge auch die „gleichartigen Veranlagungen sozialer Existenz, welchen der Wilde instinktiv folgt". Aus ihnen ergibt sich die „Allgemeingültigkeit der Moralprinzipien!!" (Humanistische Fragestellungen 70, 90.)

Dieser Einförmigkeit gegenüber steht die bunte Welt der Völkergedanken. Sie entwickeln sich aus den Elementargedanken unter den Bedingnissen der geographischen Provinz.

Die Anregung zu der Lehre von den geographischen Provinzen (1886) hat Bastian aus der Pflanzen- und Tiergeographie geschöpft. Er beruft sich mit Vorliebe auf die „phänologischen Erscheinungen in Wechselbeziehung organischer Reaktion mit den meteorologisch dynamischen Agentien geographischer Umgebung". Zur Charakteristik der Anschauung Bastians über die Einwirkungen der geographischen Provinz diene die nachfolgende Stelle aus den Kontroversen in der Ethnologie I, 48: „Je nach umschriebenen Lokalitäten im Zusammenspiel meteorologischer Agentien, neben dem die Temperatur (und unter direkter oder anderweitiger Beeinflussung dadurch), mit topischen Änderungsrichtungen aus Hydrographie und Orographie (auf geologischer Unterlage): erscheint ein typisch gestempelter Effekt in entsprechender Variationsfärbung des Organismus als Index der geographischen Provinz."

Daß ihm der Schwerpunkt des Einflusses der Naturumgebung im Klima lag, beweist eine andere Stelle der Kontroversen I, 33ff., in welcher behufs Verwertung der Lehre von den geographischen Provinzen im Interesse einer naturwissenschaftlichen Psychologie in erster Linie die Fortspannung eines internationalen Netzes meteorologischer Stationen über die Erdoberfläche verlangt wird. Dieselben

werden der botanischen, geologischen und anthropologischen Provinz durch Hinüberführung der für den physischen Habitus geltenden Folgerungen auf das psychische Gebiet gute Dienste leisten.

Später (Problema humanistischer Fragestellungen 1901, 192) hat Bastian neben „dem Baue der klimato-geographischen Provinzen" sogar noch einen „Inflexus siderischer Konstellationen" auf die Völkergedanken angenommen!

Ganz zuletzt kommen als bestimmend für den Völkergedanken die „Geschichtsbahnen" in Betracht, welche „im Verlaufe der vom Beginnen des Erdballes angewiesenen Richtungen" die verschiedenen geographischen Provinzen verbinden und denselben fremdartige Reize zuführen. Hiefür wird „unverbrüchlich streng" in jedem Einzelnfalle eine scharfe Beweisführung verlangt (Kontroversen I, 53). Bei den Kulturvölkern überwiegen derartig die historischen Faktoren, daß die geographischen Unterbreitungen bis zur Unkenntlichkeit leicht entschwinden (Kontroversen IV, 311).

Bastians Lehre gibt eine moderne Formulierung der alten physikalischen Ethnographie des Hippokrates und der griechischen Historiker. Sie wurde durch die astrologische Ethnographie für nahezu $1^1/_2$ Jahrtausende zurückgedrängt, jedoch nicht vernichtet. Montesquieu, Herder, Buckle haben sie wieder aufleben lassen. Mit größtem Aufwand von Gelehrsamkeit, der Beobachtung weit vorauseilend, hat Bastian der griechischen Idee einer kausalen Verknüpfung von Land, Klima und Volkstum neue Nahrung zugeführt.

Die Rassenmerkmale betrachtet er als den Reflex geographischer Umgebung. Mit den physischen Variationen verknüpft er aber auch die psychischen, die verschiedenen Sprachen, die primäre Kunstsphäre der Handfertigkeiten, die primitiven Ordnungen sozialen Zusammenlebens. (Allg. Grundzüge d. Ethnol. XXIXf.) Der Bogen erscheint ihm als wichtiges Beobachtungsobjekt für den Völkergedanken, weil er in allen Teilen der Erde angetroffen wird unter denjenigen Modifikationen, wie sie aus den Bedingnissen der geographischen Provinz ihre Erklärung erhalten! (Kontroversen I, 59.)[1]) Auch die Schleuder, das Wurfbrett wiederholen sich gleichartig unter den genannten Wandlungen. (Allg. Grundzüge d. Ethnol. XXX, 20 und 29.)

Er gibt allerdings zu, daß meistens der idealistische der jeweiligen geographischen Provinz entsprechende Menschentypus von vornherein auszuschalten ist, weil die Elemente anderer Provinzen gewöhnlich mit einfallen. Diese verschiedenen Faktoren müssen dann nach ihren Verhältniswerten in Rechnung gebracht werden. Es wäre z. B. hoffnungslos, die für die Molukken typische Menschenform, wie es im Pflanzenreich die Gewürzbäume sind, zu suchen. Da wären nun die chinesischen, malaiischen, indischen, melanesischen, mikronesischen Rassenqualitäten perzentualisch abzuschätzen, und in den gegenwärtig beobachteten endemischen Typus hineinzunehmen. (Allg. Grundzüge d. Ethnol. 1884, 5.)

Schwankend sind Bastians Ansichten über den Grad der Abhängigkeit der Kulturvölker von der geographischen Provinz. Im großen und ganzen prägt die letztere nach seinem Urteile auch der Kulturwelt ihren Charakter auf.

Als Fazit der Bastian'schen Lehre können wir wohl die Erklärung betrachten, daß das natürliche System der Ethnologie sich auf die geographischen Provinzen zu gründen habe. Dies ist aber nur als letzte Frucht eines bereits fertigen Wissensgebäudes denkbar. Vorläufig müssen künstliche Systeme aushelfen. (Allg. Grundzüge d. Ethnol. 13.)

Die Frage der Rassenbildung des Menschen hat R. Virchow noch vor 10 Jahren als eine offene erklärt (Rassenbildung und Erblichkeit, Bastian-Festschrift 41). Er ist nicht abgeneigt, dem Milieu eine von anderen Einflüssen beschränkte Rolle dabei zuzugestehen (ib. 43), lehnt es dagegen ab, die Rassen als klimatische Landeserzeugnisse zu betrachten (ib. 16).

Noch weniger wird man dem Klima im engeren oder weiteren Sinne die Hauptverantwortung für das „Geschiller" der Völkergedanken zuschieben können. Jeder Versuch, dieses Axiom der von Wundt so treffend definierten Vulgärpsychologie näher zu begründen, führt zu unlösbaren Widersprüchen. Er ist auch niemals in größerem Maßstabe unternommen worden.

Das Schutzbedürfnis des Menschen gegenüber den Angriffen seinesgleichen löst den Gesellschaftsgedanken aus. Bei schwacher Konkurrenz sind dieselben auf ein Minimum beschränkt. Unter dem Drucke der feindlichen Nachbarn unterliegt das „an Händen und Füßen gebundene Individuum" (Spencer-Gillen) intensiven Anpassungen an einen schärfer ausgeprägten Gesellschaftswillen. Die Mannigfaltigkeit der Gesellschafts- oder Völkergedanken beruht vor allem auf den unendlichen Variationen des menschlichen Daseinskampfes und auf den dadurch bedingten Anpassungen (Differenzierungen oder Konvergenzen) und Entlehnungen. Ein Einfluß der Plastik der Erdoberfläche auf die feindlichen und kriegerischen Phasen des Wettbewerbes ist wohl unverkennbar. Auch die kosmischen Verhältnisse

[1]) Bastian beruft sich dabei auf Ratzel, welcher jedoch seine geographische Anordnung durchaus nicht im Sinne Bastians verwertet, sondern vom sozialpolitischen Standpunkte aus.

mögen zur Differenzierung der Gesellschaftsgedanken in untergeordneter Weise beitragen, doch lassen sich die Naturwirkungen nicht einseitig schematisieren, da sie ihrerseits von dem jeweiligen Sozialzustande der Bevölkerungen abhängen. Entscheidend für die Erhaltung, Entfaltung und Rückbildung der ethnischen Verbände bleiben immer die zu deren Verteidigung in den Gesellschaftsgedanken aufgespeicherten Kräfte. Auffallenderweise hat gerade der Geograph Strabo die Verschiedenheit der Völker aus psychologischer Anpassung, aus Gewohnheit und Erziehung ableiten wollen, während die griechischen Historiker, besonders Polybius, das Hauptgewicht auf das Klima legen. Die erstere Ansicht verhilft auch dem überaus wichtigen Zeitfaktor (vgl. Ratzel, Anthropogeographie I, 69) zu seinem Rechte.

Die Erklärung der zahlreichen Übereinstimmungen in Mythus, Sage, Recht, Sitte und Brauch, Kulturbesitz der Völker steht dermalen noch größtenteils unter dem Banne der Alternative „Endemismus oder Diffusion". Als Vorbedingung zu einer erfolgreichen Behandlung dieser schwierigen Frage hat Dr. Ehrenreich in Worms (1903) die Ausscheidung von zahlreichen falschen Analogien und Generalisationen, ferner die Berücksichtigung der verschiedenartige Kulturen verbindenden Konvergenzen gefordert. Die Typenforschung weist einen neuen Weg zur schärferen Bestimmung der Ähnlichkeiten des Kulturmateriales und ihrer genetischen Bedeutung. Das Gleiche müssen wir von einer verstärkten Pflege der Völkerpsychologie, besonders von der systematischen Durchforschung der Elementargedanken erwarten, welche die Abscheidung des allgemein menschlichen vom geschichtlich erworbenen Geistesgute ermöglicht. Es bedarf jedenfalls einer gewaltigen Detailarbeit, um von Fall zu Fall den Anteil der beiden Grundfaktoren ethnischer Entwicklung an dem Tatbestande der Gegenwart festzustellen.

Der von Bastian ausgestreuten Saat ist frisches kräftiges Leben entsprossen. Die Vertiefung der Beobachtung und Beschreibung hat allerdings seine Leitmaximen etwas in den Hintergrund gedrängt, doch wird niemand bestreiten, daß dieselben seinerzeit die Forschung mächtig angeregt und vertieft haben. Im „Völkergedanken" steckt unzweifelhaft ein gesunder Kern, welcher ja neuerdings auch in die Geschichtswissenschaft eingedrungen ist. Seine Ausschälung aus der Umstrickung falscher naturgeschichtlicher Analogien werden Bastians Schüler sicherlich besorgen. Bastian selbst lag jede Propaganda für seine allgemeinen Intuitionen fern. Polemik erschien ihm als Zeitverschwendung. Unbekümmert um Beifall oder Tadel folgte er seinem Genius.

Durch völliges Aufgehen in dem selbstgesteckten idealen Ziele und eine seltene geistige Tatkraft ist dieser edle selbstlose Denker zu einem Markstein der modernen Ethnologie und der von ihr getragenen Weltanschauung geworden. *F. v. Andrian.*

LITERATURBERICHTE.

21.

Jochelson-Brodsky, Dina: *Zur Topographie des weiblichen Körpers nordostsibirischer Völker.* Dissertation. Zürich 1906.

Die der Arbeit zugrundeliegenden Messungen wurden auf der „Jesup North Pacific Expedition" im Nordosten Sibiriens zum größten Teile von der Verfasserin selbst ausgeführt. Die untersuchten Jakutinnen unterscheiden sich nicht von anderen türkisch-mongolischen Völkern. Die gemessenen Nord-Tungusen (Männer und Frauen) unterscheiden sich durch ihren mesokephalen Längenbreiten-Index des Kopfes und ihre kleinere Körpergröße von den meisten anderen tungusischen Stämmen. Unter den Völkern der sogenannten paläasiatischen Gruppe, den Jukagiren, Kamtschadalen, Korjaken und Tschuktschen, zeichnen sich die Jukagiren durch die kleinste Körpergröße, die Kamtschadalen durch den kleinsten Längenbreiten-Index des Kopfes und die Tschuktschen, die geographisch den Indianern am nächsten stehen, durch die größte Statur und die breitesten Köpfe aus. Die asiatischen Eskimo haben eine kleinere Körpergröße als diejenigen von Alaska. Ihr Längenbreiten-Index des Kopfes ist aber demjenigen der Alaska-Eskimo fast gleich. Ihre Jochbogenbreite im Verhältnisse zur größten Kopfbreite ist viel kleiner als diejenige der östlichen Eskimo, aber doch etwas größer als die ihrer tschuktschischen Nachbarn.

Alle absoluten Werte sind bei den Frauen kleiner als bei den Männern, und ebenso sind auch die relativen Werte bei den meisten Völkern für die Frauen etwas kleiner als für die Männer, sowohl der Längenbreiten-Index des Kopfes als auch der anatomische Gesichtsindex und die relative Armlänge und Spannweite. Nur der relative Längenhöhen-Index wurde bei Frauen meistens höher als bei Männern gefunden.

Die speziellen Frauenmessungen ergaben, daß die relative Brustwarzenhöhe gleich derjenigen europäischer Frauen ist, daß der Rumpf bei kleinen Völkern relativ länger ist als bei großen und daß die Beckendistanzen sich zur Körpergröße fast konstant verhalten. *S. v. Schumacher.*

22.

Wolff, Therese: *Beiträge zur Anthropologie der Orbita.* Dissertation. Zürich 1906.

Um genauer feststellen zu können, welches die wesentlichsten Momente sind, durch die die so mannigfaltigen Variationen der Augenhöhlen hervorgerufen werden, nahm Verfasserin an 303 Schädeln verschiedener Rassen nicht nur die äußeren Maße der Orbita, sondern zog auch die inneren Dimensionen der Augenhöhlen in Betracht.

Als Ausgangspunkt für die Bestimmung des Breitenmaßes der Augenhöhle wird am zweckdienlichsten der Maxillo-Frontalpunkt (= jener Punkt, an welchem der als Fortsetzung des unteren Randes zu betrachtende Innenrand der Orbita mit der Sut. fronto-maxillaris zusammentrifft) gewählt. Hiebei muß der Orbitalindex folgende Einteilung erhalten: $x - 75{\cdot}9 =$ chamaekonch, $76 - 84{\cdot}9 =$ mesokonch, $85 - x =$ hypsikonch. Der aus der genannten Breite berechnete und in dieser Weise eingeteilte Orbitalindex zeigt eine durchgehendere Korrelation der Orbita mit dem Obergesichte, als wenn der Index, wie bisher, aus der Lakrimalbreite berechnet wird. Die Innenwände der Orbita sind im allgemeinen derart gestaltet, daß ihre gegenseitigen Abstände, in der Mitte und in der Tiefe gemessen, bedeutend größer sind, als ihre Entfernung am Orbitaleingange voneinander. Die Berechnung der Differenz zwischen der mittleren oberen und der mittleren unteren Interorbitalbreite läßt scharfe Rassenunterschiede erkennen. Bei den ostasiatischen Rassen (vorzüglich Chinesen) ist diese Differenz eine viel größere als bei den Europäern und den Ozeaniern. Die lineare Länge der vier Orbitalwände wurde an prähistorischen europäischen Schädeln größer gefunden als an modernen. Die obere Wand der Orbita ist stets die längste, die mediale gewöhnlich die kürzeste. Der frontale Neigungswinkel der Ebene des Augenhöhleneinganges ist bei Europäern gewöhnlich größer als bei Ostasiaten. Die Europäer haben meist ein mehr am Rande der Orbita gelegenes, hohes und schmales Tränenbein, ähnlich auch die Ägypter;

bei den Ostasiaten entfernt es sich mehr vom Augenhöhlenrande, ist kürzer und oft etwas breiter. Papua, Maori und Timoresen sind durch ein sehr kleines Os lacrimale ausgezeichnet. Im Zusammenhange damit ist auch die Lamina papyracea bei den letztgenannten drei Gruppen außerordentlich niedrig. Bei den Europäern ist das Stirnbein mehr an der Bildung des lateralen als des medialen Augenhöhlenrandes beteiligt. Gerade das umgekehrte Verhältnis findet man bei den Ostasiaten, Papua und Maori. Am wenigsten beteiligt sich das Stirnbein bei den Ägyptern an der Bildung des Augenhöhlenrandes.

S. v. Schumacher.

23.

Hrdlička Aleš.: *Brains and brain preservatives.* (Proceed. of the U. S. National Museum, Vol. XXX, 1906.)

Verfasser tritt der wichtigen Frage der besten Konservierung menschlicher und tierischer Gehirne nahe. Systematische Untersuchungen wurden sowohl an menschlichen Gehirnen wie an Schafsgehirnen mit verschiedenen formalinhaltigen Flüssigkeiten angestellt. Alle Formalinlösungen ohne anderen Zusatz bewirken eine anfängliche Gewichtszunahme des Gehirnes, die in weniger als einer Woche ihr Maximum erreicht und der eine langsame, kontinuierliche Gewichtsabnahme folgt. Die Größe der anfänglichen Gewichtszunahme steht, wie aus den Versuchen mit den Schafshirnen hervorgeht, in umgekehrtem Verhältnisse zur Konzentration des Formalins. Die nachträgliche Gewichtsabnahme ist unabhängig vom Konzentrationsgrade des Formalins. Formalinlösungen mit Kochsalz wirken ähnlich wie konzentriertere Lösungen von Formalin ohne Zusatz. Formalinlösung mit Alaun bewirkt einen starken Gewichtsverlust nach der ersten Woche. Mischungen von Alkohol und Formalin ergeben die besten Resultate. Es tritt hiebei allerdings ein anfänglicher geringer Gewichtsverlust ein, später bleibt aber das Gewicht ziemlich konstant. Verfasser empfiehlt als am zweckdienlichsten zur Konservierung folgende Flüssigkeiten:

	Aqua dest.	Alkohol 95%	Formalin
Gehirne unter 50 *g* Gewicht	45 Teile	52 Teile	3 Teile
„ von 51—150 *g* Gewicht . .	40 „	57 „	3 „
„ „ 151—300 *g* „ . .	35 „	62 „	3 „
„ „ 301—900 *g* „ . .	30 „	67 „	3 „
„ über 900 *g* Gewicht	25 „	75 „	3 „

Von diesen Flüssigkeiten sind für Gehirne von mehr als 30 *g* Gewicht 4 *cm³*, für solche von 15—29 *g* 6 *cm³* und für Gehirne von weniger als 15 *g* 75 *cm³* für 1 Gramm zu verwenden.

S. v. Schumacher.

24.

Möbius, Dr. P. J.: *Die Geschlechter der Tiere.* III. Teil: Der Schädel. Halle a. d. S., C. Marhold, 1906. 68 S., 35 Fig.

Im ersten Abschnitte bespricht Verfasser die Verschiedenheiten in den „Außenwerken" des Schädels bei den verschiedenen Geschlechtern der Tiere und des Menschen. Unterschiede in Größe und Form treten bei den Geschlechtern weniger am Gehirnraume als an den Außenteilen hervor. Beim Menschen und beim Affen besteht der Geschlechtsunterschied in Hinsicht auf die Schädel-Außenwerke darin, daß die Entwicklung beim männlichen Geschlechte weiter fortschreitet als beim weiblichen. Stark ausgebildete Stirnhöhlen und Augenbrauenwülste, knöcherne Auftreibungen, die sich am oberen Schnabelende mancher Vögel finden usw., haben keine praktische Bedeutung und sind wahrscheinlich als Schmuck aufzufassen.

Im zweiten Abschnitte kommt Verfasser auf die Geschlechtsunterschiede der Hirnkapsel zu sprechen. Zur Erklärung dieser Unterschiede wird die Gall'sche Lehre herangezogen. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die geschlechtlichen Unterschiede der Gehirnschädelform auf Unterschiede der Triebe hinweisen. In gewissem Grade soll aus der Form des Schädels die Entwicklung der Triebe zu erkennen sein.

S. v. Schumacher.

25.

Schultze, Dr. Oskar: *Das Weib in anthropologischer Betrachtung.* Mit 11 Abb. Würzburg, A. Stubers Verlag, 1906. 64 S. 8°.

In drei Vorträgen sucht der Verfasser, Professor der Anatomie in Würzburg, die anthropologische Stellung des Weibes auf entwicklungsgeschichtlichem Wege zu präzisieren und führt zu diesem Zwecke eine Vergleichung des männlichen und weiblichen Körpers nach allen sekundären Geschlechtsunterschieden durch, die ihn zum Schlusse bringt, daß das Weib in den Baumitteln, den Verhältnissen der Gestalt, im Schädelbau, durch das höhere relative Hirngewicht, durch das kleinere Gesicht, im Bau des Kehlkopfes, in der Stimme, in bezug auf die inneren Organe, kurz in allem dem Kinde näher steht, als der Mann. Der weibliche Körper besitzt auch gegenüber dem männlichen eine geringere Variationsbreite. Zum Schlusse erörtert der Verfasser die Periodizität der Funktionen des weiblichen Organismus, entgegnet der Behauptung, daß das Weib eine degenerierte Form darstelle, und bespricht schließlich den Beruf des Weibes in Familie und Kultur.

26.

Hermilio Alcalde del Rio. *Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas de la provincia de Santander.* (Altamira-Covalanas-Hornos de la Peña-Castillo.) Santander 1906. (90 S. mit 10 Tafeln.)

Die nordspanische Provinz Santander ist in den letzten Jahren in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses getreten, seitdem die lange verkannten Entdeckungen Marcelinos Santuolá's durch Emile Cartailhac und Henri Breuil so glänzend zur Anerkennung gelangten. Es ist erfreulich, daß nunmehr Lokalforscher selbst sich neuerdings der Erforschung der Höhlen jener Provinz zuwenden; welcher Erfolg ihre Mühen in diesem jungfräulichen Arbeitsgebiete überreich lohnt, zeigt bereits die vorliegende Publikation. Alcalde del Rio unternahm zunächst in der Grotte von Altamira (Santillana) Grabungen, die von höchstem Werte für die Altersbestimmung der ebenda befindlichen quartären Wand- und Plafondmalereien sind. Der Boden war im Durchschnitte von einer 80—120 *cm* mächtigen Erdschichte bedeckt, die an ihrer Basis viel Knochentrümmer und Hirschgeweihreste, ferner zahlreiche Feuersteingeräte, unter ihnen typische Kerbspitzen, barg. Die Knochen- und Hornwerkzeuge waren besonders in der mittleren Schichte zahlreich; sie tragen vielfach geometrische Verzierungen. Am beachtenswertesten sind drei flache Knochenstücke mit gravierten Darstellungen von Hirschkühen, die sich in ihrer ganzen Ausführung als völlig identisch mit denen an den Höhlenwänden erweisen. Ihre Gleichzeitigkeit unterliegt demnach kaum einem Zweifel. Damit reihen sich die muralen Darstellungen Altamiras augenscheinlich in das oberste Solutréen und das älteste Magdalénien ein. Genauere Angaben über die Fauna und ihre Häufigkeitsverteilung in den einzelnen Niveaus wären sehr erwünscht gewesen, ebenso eine ungleich bessere Wiedergabe der Zeichnungen und Malereien. Einzig Tafel II entspricht so ziemlich exakteren Ansprüchen. Über sie näheres auszuführen, halte ich für überflüssig, da Cartailhacs und Breuils Prachtwerk über Altamira im Erscheinen begriffen ist und dort alle Ungenauigkeiten in Wiedergabe und Interpretation der Figuren detaillierte Behandlung finden werden.

Im April 1903 entdeckte Alcalde del Rio gemeinschaftlich mit Pater Sierra in der Grotte von Reocin bei Barcenaciones eine weitere paläolithische Station, im Herbste desselben Jahres eine weitere Höhle in Covalanas (Ramales). Aus zwei 60 bzw. 80 *m* tiefen Spaltgängen bestehend, enthält sie zahlreiche schwarze Malspuren und in Rot die Darstellungen von Rindern, Hirschkühen und Pferden. Der Höhlenboden erwies sich als an paläolithischen Einschlüssen nahezu steril, doch findet sich in unmittelbarer Nähe ein mächtiger Schutzfelsen, dessen Sohle große Mengen von zerschlagenen Knochen und Feuersteingeräten birgt.

Von nicht geringerer Bedeutung verspricht die Höhle Hornos de la Peña, unweit San Felice de Buelna, zu sein. Sie setzt sich aus einer Reihe von Spalten und Kammern zusammen, deren tiefste mit Gravierungen und Malereien übersät ist. Alcalde del Rio hat bislang die Darstellungen von Ziegen, Pferden, eines Bisons und eines Menschen bzw. Affen entziffert, an sie reihen sich zahlreiche „Grafitis" (stilisierte Figuren von Händen, Hütten, Pflanzen usw.).

Am bedeutendsten nächst Altamira scheint die Höhle von Castillo zu sein. In der Nähe von Puente-Viesgo gelegen, wird sie durch verschiedene Säle und Galerien gebildet, deren tiefste sich 230 *m* tief in das Innere des Berges erstreckt. Alle die tieferen Teile sind mit Gravierungen und farbigen Darstellungen bedeckt, so mit Pferden, Bisonten, Hirschkühen, Capriden, menschlichen Händen und degenerierten Zeichen vom Azylienstil. Die Darstellung der Silhouette menschlicher Hände erinnert frappant

an moderne australische Zeichnungen, und zwar sowohl der Form wie der Ausführung nach. Diese Entdeckung derartiger „Vertragszeichen" seitens Cartailhacs und Breuils in Altamira (wo es deren über 80 gibt), seitens Alcalde del Rios in Castillo und — eine Konstatierung der letzten Tage — seitens F. Regnaults in der Höhle von Gargas (Hautes-Pyrénées) wirft ein neues Licht auf die Elementargedanken alter und neuer Primitivvölker. Alcalde del Rio unternahm in der Höhle von Castillo einstweilen erst im Vorraume Schürfungen. Derselbe barg unter 30 *cm* ziemlich rezenter Schicht eine erste archäologische Strate, die einen mit Steinen umsetzten Herd, zahlreiche Knochenpfriemen und zylindrische Hornspitzen und vor allem drei einreihige Harpunen enthielt, die an der Basis durchöhrt sind. Das Silexinventar setzt sich zusammen aus Klingen, Kratzern, Sticheln und ähnlichem und erweist sich als typisches Magdalénien, wobei allerdings auffällt, daß mehrere neolithische Pfeilspitzen und keramische Reste beilagen. Die Fortsetzung der Grabungen wird wohl erweisen, daß hier eine lokale Schichtstörung statthatte. Das mittlere archäologische Niveau war reicher an Feuersteinwerkzeugen, das unterste endlich, das über 1·25 *m* tief zu gehen scheint, enthielt viel Asche, zahlreiche Pferde- und Wiederkäuerknochen und vor allem Knochenmeißel, die nach ihrer Form und Verzierung dem Jungsolutréen angehören.

Der Verfasser glaubt demnach, vier Besiedlungsepochen der Höhlen bei Santander aufstellen zu können: 1. Solutréen (Basis von Altamira); 2. Magdalénien (obere paläolithische Schichten von Altamira, Basis von Castillo); 3. Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum (obere Schichten von Castillo); 4. Neolithik. Für die murale Dekoration stellt derselbe drei Phasen auf: 1. Tierfiguren, vorab Bisonten; 2. Decadence der tierischen Figur, Blüte der geometrischen Zeichnungen; 3. Erlöschen der Tier-Darstellungen, symbolisch-graphische Zeichen. Ist diese Folge auch im wesentlichen richtig, so hätte Alcalde del Rio doch mehr die gegenseitige Übereinanderlagerung der Darstellungen berücksichtigen und Breuils exakte Darlegungen über Altamira und die französischen Höhlengemälde zugrunde legen sollen. Ich füge deshalb hier mit Genugtuung bei, daß der verdiente spanische Forscher seitdem tatsächlich mit dem genannten französischen Spezialisten in engste Fühlung getreten ist. Ihre gemeinsamen Arbeiten haben in diesem Sommer auch bereits zur Entdeckung von zwei weiteren „paläolithischen Louvres" geführt. *Dr. Hugo Obermaier.*

27.

Sébillot, Paul: *Le folklore de France;* T. I, Paris 1904, Gr. in 8°, 486 S.; T. II, Paris 1905, 478 S., Guilmoto ed.

Schon seit einigen Jahren arbeitete der unermüdliche französische Folklorist Paul Sébillot an einem großen Werke, welches die Quintessenz der volkskundlichen Materialien Frankreichs, insofern sich dieselben auf den Aberglauben und die Legenden beziehen, enthalten sollte. Seine gründliche Kenntnis der gedruckten Quellen und sein langjähriges fruchtvolles Wirken auf dem Gebiete der gesamten Folkloristik bürgten genügend für den Wert des unternommenen Werkes.

Die zwei ersten der vier geplanten Bände liegen nunmehr fertig vor. Der erste handelt vom Himmel und dem festen Boden, der zweite von der See und den Gewässern.

Der erste Band zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Die Gestirne (Sonne, Mond, Sterne). 2. Die Wettererscheinungen. 3. Die Nacht. 4. Wilde Jäger und Geräusche in der Luft. 5. Der feste Boden im allgemeinen. 6. Die Berge. 7. Die Wälder. 8. Die Felsen und die Steine. 9. Die wunderbaren Fußspuren. 10. Die unterirdischen Gebiete. 11. Die Grotten.

Alle diese Abschnitte, welche insgesamt vier Bücher (Himmel, Nacht, Erdboden, unterirdische Welt) ausmachen, zerfallen in eine Reihe methodisch geordneter und recht klarer Paragraphen.

Der zweite Band besteht aus zwei Büchern (die See, das Süßwasser), welche insgesamt 13 Kapitel ergeben (die Seeoberflächen und der Seegrund, Seeüberschwemmungen, Inseln und Felsen, Seeufer, Seegrotten, legendäre Schiffe, Kultüberreste, Quellen, Quellenkult, Brunnen, Flüsse, stehende Gewässer).

Und nun der Wert derselben:

In mehreren Hinsichten steht das Sébillot'sche Werk einzig da. Es bildet eine Synthese der französischen Volksanschauungen über alles im Weltall Befindliche. Solcher Arbeiten besitzt die Folkloristik wenig, nur Grimms „Deutsche Mythologie" und Afanasjevs „Poetische Naturanschauungen der Slaven" können zum Vergleiche herangezogen werden. Doch muß schon hier der Unterschied betont werden. Denn während in den zwei obengenannten Werken der mythologische Standpunkt behauptet wird, so daß die Verfasser immer nach Gottheiten suchen und sie sogar da zu finden trachten, wo sie völlig mangeln, ist im Sébillot'schen Werke die reine Folkloristik vertreten. Wenn der französische Landmann dieses oder jenes von einer Naturerscheinung meint, wenn er auf dieser oder jener Stelle

eine Legende aufkommen läßt, so verzeichnet sie Paul Sébillot ohne jeden Hintergedanken. Mythologische Deutungen sind ihm völlig fremd.

Natürlich handelt es sich von Zeit zu Zeit um Überreste mythologischer Anschauungen. Dieselben müssen auch als solche genommen werden und die dabei nötige Nüchternheit wird vom Verfasser bewahrt.

Die imposante Materialienfülle des Werkes ist ebenfalls zu betonen. Der Verfasser hat mehrere Tausende gedruckter Quellen benützt; außerdem regte er auf den verschiedensten Punkten Frankreichs zahlreiche Mitarbeiter zum Spüren nach einschlägigen Beiträgen an. So konnte er gleichfalls über beträchtliche handschriftliche Materialien verfügen.

In der Suche nach gedruckten Quellen kann sich ein gewissenhafter Folklorist auf das XIX. Jahrhundert nicht beschränken. Auch in der Literatur der vorhergehenden Jahrhunderte ist manches zu finden. Paul Sébillot hat diesen Grundsatz vor Augen behalten. Demzufolge begann er seine Nachforschungen bei den lateinischen und griechischen Schriftstellern (Plinius, Pomponius, Mela, Strabo, Procopus u. a.), setzte sie bei den mittelalterlichen fort (wobei insbesondere Gervasius v. Tilbury und die Evangiles des Quenouilles eine reiche Ernte ergaben) und kam sodann durch die Neuzeit hindurch zu den ersten Jahren des vorhergehenden Jahrhunderts. Im XVIII. Jahrhunderte bewährte sich Cambry (Voyage dans le Finistère, Brest 1794) als ausgezeichneter Gewährsmann.

Obwohl der Verfasser nur von französischen Volksüberlieferungen und Volksanschauungen handelt, so zieht er dann und wann auch Auswärtiges zum Vergleiche heran. Die Nützlichkeit dieses Verfahrens leuchtet ein. Möge hier ein diesbezügliches Beispiel folgen:

Eine nordfranzösische Legende führt die Entstehung des Meeres auf folgendes Ereignis zurück:

Vor Zeiten waren die Quellen so selten, daß diejenigen, die sie besaßen, sogar ihren Nachbarn verwehrten, daraus zu schöpfen. Es geschah nun einmal, daß unser lieber Herrgott mit den Heiligen Petrus und Johannes auf die Erde herunterstieg. Wie sie so umherwanderten, wollte ihnen in einem Dorfe niemand Wasser verabreichen. Schließlich fand sich eine gute Frau, welche Mitleid mit ihnen hatte und ihnen nicht nur Wasser gab, sondern sogar das Geld, welches man ihr dafür opferte, ausschlug.

Zum Lohne dafür schenkte ihr Gott ein kleines Fäßchen, welches St. Petrus unter dem Arme hielt. Würde sie einen Wunsch einmal hegen, so hätte sie nur den Krahn zu drehen.

Mehrere Tage nachher kam eine fürchterliche Dürre. Die Frau erinnerte sich damals des Fäßchens und drehte den Krahn mit dem Wunsche, Wasser möge daraus sprudeln. Der Wunsch kam in Erfüllung. Da sie aber vergessen hatte, zu sagen, wann das Wasser sollte zu fließen aufhören, so floß es in einem fort, so daß schließlich das ganze Land überschwemmt wurde. Die ungastlichen Leute wurden in Fische verwandelt, nur die gutherzige Frau entging dem Tode, indem sie sich auf einen Felsen flüchtete.

Das Fäßchen rinnt aber noch immer. Seinem Wasser verdanken den Ursprung das Meer und die Flüsse, und so lange dieses Wasser fließt, wird ihr Spiegel immer derselbe bleiben.

Dieser Legende stellt nun Sébillot zwei amerikanische zur Seite. Laut einer, die von den Eingeborenen der Vancouver-Insel erzählt wird, entstand das Meer durch das Wasser, welches in einer Kalebasse enthalten war, die einem Riesen gehörte. Dieselbe wurde von einem Sklaven gestohlen und zufällig geöffnet.[1])

Nach einer brasilianischen Sage (schade, daß der Verfasser den Stamm nicht nennt) entstand der Ozean auf ähnliche Weise: eine indianische Kürbisflasche zerbrach in Stücke und das Wasser, welches darinnen enthalten war, ergoß sich und bildete die See.

Diese Parallelen zeigen aufs schlagendste, daß das menschliche Gehirn trotz der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse die ähnlichen Begebenheiten auf dieselbe Art zu erklären sucht.

Die benützten Texte wurden vom Verfasser kritisch gesichtet, was ebenfalls rühmlichst hervorzuheben ist.

Ein Desideratum wäre indes auszudrücken:

Der Verfasser versteht unter dem Namen des französischen Folklore nicht nur das Folklore der französisch sprechenden Bevölkerung Frankreichs, sondern auch dasjenige der Bretonen, Basken und Korsen. Er vertritt den unserer Ansicht nach ganz gerechtfertigten Standpunkt, daß, da diese Nationen jahrhundertelang vom französischen Elemente beeinflußt waren und zwischen ihnen und den französisch Redenden ein recht lebhafter Gedankenaustausch stattgefunden hat, eine Arbeit, welche das Folklore des gesamten Frankreich zum Vorwurfe hat, alle diese Nationen zu berücksichtigen habe.

Anderseits zog Sébillot in seinen Forschungskreis auch die französisch sprechenden Bewohner Belgiens und der Schweiz herein. Hier wäre ebenfalls der Gemeinschaftlichkeit der Sprache halber nichts einzuwenden.

---

[1]) Journal of the Anthropological Institute, VIII, 207.

Doch haben in der ersten Gruppe die Sprachunterschiede, in der zweiten die Staatsangehörigkeit selbstverständlich einen eigenartigen Stempel dem Volkscharakter und den Volksansichten aufgedrückt. Es wäre sehr interessant, diesen charakteristischen Merkmalen nachzugehen.

Wir hoffen, daß in den folgenden Bänden P. Sébillot, welcher wie niemand dazu berufen ist, dieser Frage mehr Aufmerksamkeit zuwenden wird.

Sieht man übrigens von dieser Einzelheit ab, so hat man im Sébillot'schen Buch einen herrlichen Ausblick auf die Art und Weise, wie sich die Naturereignisse im französischen Volksgeiste abspiegeln. Manche Kapitel sind hier so lebhaft, so mannigfaltig und so abgerundet (insbesondere „der Wald" und „die See"), daß man vor sich das Panorama eines Märchenlandes zu sehen wähnt. Und so verleiht uns das Werk nicht nur wissenschaftliches, sondern auch künstlerisches Vergnügen.

Paris. *Dr. W. Bugiel.*

28.

Contes Arméniens *traduits de l'Arménien moderne par Frédéric Macler.* Paris, E. Leroux, 1905.

Die vorliegenden Erzählungen entstammen der Sammlung des Hochw. Herrn Karekin Servantstians, eines um die armenische Volkskunde viel verdienten Vikars (Wardapet). Er starb nach langjähriger Tätigkeit in Wan, Diarbekir, Egin, Musch, als Professor der Theologie an der armenischen Hauptschule in Galata. Von seinen zahlreichen Publikationen in armenischer Sprache ist die hier benützte Sammlung Hamov Hodov (würzige und wohlriechende Sachen) die bedeutendste. Neben ihr scheint nur noch jene von Herrn Prof. Grikor Galatianz zu existieren, aus welcher einige Stücke in der „Armenischen Bibliothek IV" von Joannissiany enthalten sind. Einige Märchen aus dem Hamov Hodov sind in der Revue des traditions populaires 1904 und in der Revue Chrétienne 1904 veröffentlicht. Der Rest scheint in der vorliegenden Ausgabe enthalten zu sein, was um so erfreulicher ist, als die bei den türkischen Buchhändlern befindlichen Exemplare des 1884 in Konstantinopel erschienenen Originales auf Befehl des Sultans vernichtet worden sind.

Das beigebrachte Material stammt aus Ostarmenien, besonders aus Wan und Musch. Wir begegnen den bekannten Elementargedanken, Hexen, Schlangendämonen, dem Eisenmanne, Heldenjungfrauen, Meerfräulein, Zaubergegenständen, wohltätigen Tieren, Verwandlungen von Menschen in Tiere und umgekehrt, Life-token usw. Originell sind XX Invisible et sans pareille und XXI Enfant-serpent, Enfant-soleil. Angesichts der Jugend der volkskundlichen Bestrebungen in Armenien und der Hindernisse politischer Art, welchen dieselben noch kürzlich begegnet sind, kann man wohl nicht daran zweifeln, daß das armenische Folklore noch bedeutend mehr liefern wird, als die 38 bisher ins Deutsche und Französische übertragenen Märchen. Weiteres Sammeln wird wohl ermöglichen, die Eigentümlichkeiten desselben besser zu beurteilen, welche infolge der Weltstellung dieses Volkes zu erwarten sind. Ein vielversprechender Anfang liegt bereits in der Dissertation des Herrn Manuk Abeghian (1899) über den armenischen Volksglauben vor. Diese schöne, auch auf historische Quellen gestützte Arbeit eröffnet uns Einblicke in die armenische Volksseele, welche durch die heute vorliegende mündliche Überlieferung nicht zu gewinnen sind.

Ein Moment tritt allerdings in der letzteren in voller Klarheit hervor — der Einfluß des arabischen und türkischen Muhammedanismus. Der Übersetzer hat denselben vollauf gewürdigt. Die Märchen wimmeln von türkischen Worten und Redensarten. Auch arabische Worte sind nicht selten. Dämonen treten in Gestalt von Arabern auf. Hervorzuheben wäre noch das persische Märchen Salman et Rostom.

Dazu treten noch die mystischen Zahlen 7 und 40. Die Araber haben allerdings auf allen ihren Wanderungen die 7 ausgestreut. Es wäre jedoch immerhin möglich, daß die Armenier dieselbe aus älteren eranischen Quellen geschöpft haben. Auch die Turko-Tataren haben die 7 geschätzt. Unaufgeklärt ist noch der Ursprung der 40. Diese Zahl spielt ihre Rolle bei der eigentlichen Leichenfeier der Tschuwaschen, Mordwiner, einiger Kaukasusvölker. Die Seele des Toten soll 40 Tage nach dessen Ableben auf Erden weilen. Doch bezeugt Mainof, daß in einigen mordwinischen Distrikten statt der 40tägigen Frist für den Wegzug der Seele eine 49tägige angenommen wird, so daß die 40 als Abrundung der 49 oder auch häufigen 47 (beim Kalym) gelten könnte (Mainof, Mythologie Mordvine 56). Die 40 ist jedenfalls in Zentralasien einheimisch. Wir finden sie z. B. auf jeder Seite der sartischen Märchen (N. P. Oßtroumoff, die Sarten, Taschkent 1895). Auch in den Erzählungen der „Tausend und eine Nacht" (E. I. Galland) kommt sie, wenn auch nicht so häufig wie die 7, vor. Von Zentralasien aus dürfte sie auch in einige russische Märchen gedrungen sein.

Herrn Frederic Macler und der um die Volksliteratur hochverdienten Verlagsbuchhandlung gebührt warmer Dank für diese Gabe. *v. Andrian.*

Das Bauernhaus der Gegend von Stams im Oberinntale (Tirol).

Von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

(Mit 51 Abbildungen im Texte und 1 Kartenbeilage.)

Es ist bekannt, daß die Bauernhäuser in Tirol und Vorarlberg, wie die verwandten Hausformen in Salzburg und Oberbayern in Hinsicht auf ihre architektonische Ausgestaltung und die dekorativen Elemente, die sie oft in reichstem Maße aufweisen, zu den schönsten Bauernhäusern Mitteleuropas gehören. An Schönheit werden sie nur von den Schweizer Bauernhäusern, insbesondere jenen des Berner Oberlandes, übertroffen.

Wie letzteres durch E. G. Gladbach und andere, so ist ersteres durch ein monumentales Werk vom Direktor der k. k. Kunstgewerbeschule in Innsbruck, Herrn Regierungsrat Deininger, in mustergültiger Weise gewürdigt und bekanntgemacht worden.[1])

Deininger hat das Haus Tirols und Vorarlbergs in seinem Werke vornehmlich als volkstümliche architektonische Schöpfung ins Auge gefaßt und danach behandelt. Der gründlichen Darstellung aller wichtigen konstruktiven und dekorativen Elemente wurde volle Sorgfalt zugewendet. Die technisch-künstlerische Beschaffenheit des Aufbaues der verschiedenen Haustypen wurde in entsprechender Weise gewürdigt, und dadurch, daß die Bemalung architektonischer Einzelheiten und ganzer Fassaden getreu wiedergegeben wurde, ist auch die Farbenwirkung der aufgenommenen Objekte veranschaulicht worden.[2]) Es ist selbstredend, daß bei einer solchen Behandlung des Bauernhauses das ethnographische Element zurücktreten mußte und nur gelegentlich berührt wurde. Wie es aber bei allem Vollkommenen einen besonderen Reiz bildet, auf den Ausgestaltungsweg und womöglich auf den Ursprung des Entwicklungsganges zurückzuschauen und ihn, wenn er verschleiert, aufzudecken und klarzulegen, so reizt es auch bei so vollkommenen Hausformen, wie man sie in Tirol findet, besonders der Entwicklung des Hauses nachzugehen, dieses in Hinsicht auf seinen Werdeweg zu durchforschen. Dieser Aufgabe, der Durchforschung des Tiroler Bauernhauses vom rein ethnographischen Standpunkte aus habe ich mich während der Sommerferien des vergangenen Jahres (1903) unterzogen und erfreute mich hiebei wieder, wie schon so oft, der werktätigen Unterstützung seitens des Ausschusses der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, dem für sein Entgegenkommen auch hier mein bester Dank abgestattet sei.

Die Erfahrungen, die ich mir auf dem Gebiete der Erforschung des Bauernhauses gesammelt habe, bestimmen mich auch diesmal wieder dazu, nur ein beschränktes Gebiet in den Bereich des Studiums zu ziehen. Der Leitsatz, „wenig, aber das Wenige

[1]) Joh. W. Deininger, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Herausgegeben im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht. Verlag von S. Czeiger, Wien.

[2]) Vgl. das „Vorwort" zu dem Werke Deiningers.

gründlich", hat mich noch immer zu guten Erfolgen geführt. Ist einmal eine zuverlässige Grundlage geschaffen, dann läßt sich leicht und mit Sicherheit in ausgedehnteren Gebieten weiterarbeiten.

Se. Exzellenz Herr Geheimrat Dr. Karl Theodor v. Inama-Sternegg, der gewiegte Kenner der ethnographischen Verhältnisse Tirols, riet mir, zu meinen Forschungen die Gegend von Stams im Oberinntale zu wählen. Ich fühle mich Sr. Exzellenz hiefür zu wärmstem Danke verpflichtet. Ich fand dort nicht nur eine reiche Ausbeute der verschiedensten Entwicklungsstufen des Bauernhauses in nächster Nähe, sondern auch in Hinsicht auf die Dorffluren, von denen einzelne aufzunehmen ich mir vorgenommen hatte, hätte ich es in einer anderen Gegend wohl nicht besser treffen können. Das Gebiet, auf dem ich mich bewegte, war der Steuerbezirk Silz, vornehmlich das auf dem rechten Ufer des Inn gelegene Gelände, auf dem sich die Gemeinden Stams und Rietz mit ihren Weilern Windfang, Haslach, Holzleiten, Thannrein und Staudach ausbreiten, und das Mieminger Plateau, welches etwa 200 *m* über dem linksseitigen Innufer liegt.

Die Frucht meiner Arbeit findet sich in nachstehendem niedergelegt.

A. Das Haus.

1. Haus Nr. 33 in Windfang.

Das Haus, mit dessen Besprechung ich beginne, liegt unter der Nummer 33 im Weiler Windfang. Es ist Eigentum des Johann Cristl, „beim Andre". Das Haus wurde im Jahre 1654 erbaut. Abb. 1 zeigt die nach Norden gekehrte Giebelseite als Hauptfront. Das Haus ist zweigeschossig. Das Erdgeschoß besteht aus steinernem Mauerwerk, das sorgfältig verputzt und geweißt ist. An den Kanten des Hauses und um die Fensteröffnungen haben sich Reste von einfacher Bemalung erhalten, die dort die Imitation von Quadern bildet, hier steinerne Umrahmung nachahmt. Die Stärke der Außenmauern beträgt 63 *cm*, die der Innenmauern 60 *cm*. Das Haus ist nicht unterkellert, doch so hoch angelegt, daß an seiner Vorderseite vier Stufen zur Haustüre, die 1·02 *m* breit ist, emporführen. Die Räume des Erdgeschosses leiden infolgedessen nicht an Grundfeuchtigkeit. Das Obergeschoß besteht aus Zimmerwerk. Es ist im

Abb. 1. Nordseite des Hauses Nr. 33 in Windfang.

Ständerbau ausgeführt. Aus der Ansicht läßt sich ersehen, daß die stehenden Holzsäulen („Ständer") durch schrägstehende, in der Form eines X angebrachte Streben („Kreuzstreben") versteift sind. Sie bilden mit den horizontalen „Spannriegeln", in die sie verzapft sind, ähnlich wie beim Fachwerkbau, das Gerippe des Obergeschosses. Zwischen den Ständern sind wagrecht liegende, 10 *cm* starke, glatt und vierseitig behauene Balken eingeordnet, die die Wände des Obergeschosses bilden. Von außen sind diese Holzwände noch durch senkrecht stehende Bretter verkleidet. Hiebei wurden die Fugen zwischen je zwei Brettern durch Leisten gedeckt.[1]) Die Herstellung des Zimmerwerkes ist eine sehr sorgfältige gewesen. Es ist nur schade, daß die Fenster, die noch vor einem Jahre mit Butzenscheiben verglast waren, zum größten Teile bereits vergrößert wurden. Das Haus hat dabei in seinem Äußeren viel an Ursprünglichkeit verloren. Die niederen Giebelfelder sind ebenfalls im Ständerbau ausgeführt. Innerhalb der Streben befinden sich Wände aus stehenden Brettern, die den Dachbodenraum nach außen abschließen. Vor der Mitte des vorderen Giebeldreieckes ist

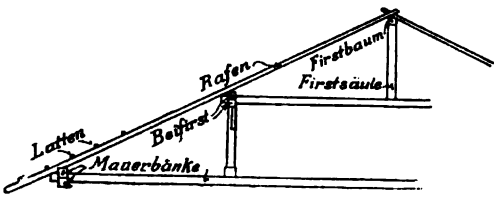


Abb. 2. Dachstuhl.

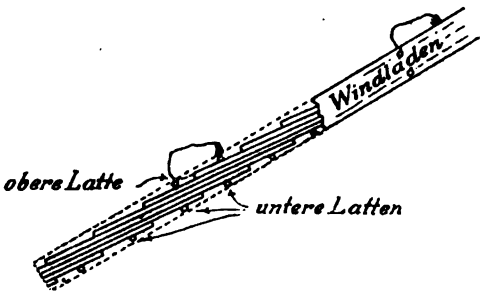


Abb. 3. Konstruktion des Rottschindeldaches.

ein aus schräg nach auswärts und aufwärts gegen das Dach gerichteten Streben gebildetes Traggerüst angebracht. Querliegend sind daran Stangen befestigt, die bestimmt sind, zur Herbstzeit eine nicht unbedeutende Last von Maiskolben zu tragen.

Das Flachdach überragt nach allen vier Seiten die Hauswände stark. Das Gefüge des Gebälkes, welches das Dach zu tragen hat, erklärt die Abb. 2. Das Dach ist ein sogenanntes „Rottschindeldach". Die Rottschindel hat die Länge eines Meters. Sie wird gewöhnlich aus Fichtenholz gekloben. Die Schindeln werden, wie es die Abb. 3 zu erklären versucht, beim Rottschindeldach so gelegt, daß von jeder Schindel nur der vierte Teil sichtbar wird. Die unterste Schindelreihe wird in ihrem zweiten Viertel bereits von der zweiten Schindelreihe, im dritten Viertel auch noch von der dritten und im vierten Viertel ihrer Länge schließlich noch von der vierten Schindelreihe überdeckt. Die Rottschindeln werden demnach vierfach „aufgezogen". In Abständen von $1^1/_2$—2 *m* werden über die Schindellagen Latten (die „oberen Latten") gelegt, welche mit korrespondierenden „unteren Dachlatten" die zwischen ihnen liegenden Schindelpartien einzuklemmen und festzuhalten haben. Die korrespondierenden Latten finden Halt im „Windladen", einem Brett, das am Dachsaume angebracht ist (Abb. 1 bis 3) und das die Latten mit ihren Enden durchbohren. Durch die aus dem Windladen hervorragenden Lattenenden sind zur Befestigung, und damit die Enden nicht durch das Loch zurückweichen können, senkrecht hölzerne Nägel geschlagen. Die oberen Latten sind zudem stellenweise mit Steinen beschwert, die dem Tiroler Flach-

[1]) Der Ständerbau, wie er geschildert — leider trifft man ihn nur mehr sehr selten an — ist an Holzbauten für das obere Inntal charakteristisch. Im unteren Inntale herrscht Blockbau vor. Vgl. Deiningers Werk.

dache sein charakteristisches Aussehen verleihen. Ein Rottschindeldach aus Fichtenholz hält ungefähr 30 Jahre aus. Es muß jedoch während dieser Zeit jedes siebente oder achte Jahr umgedeckt werden. Die Umdeckung des Daches geschieht in der Weise, daß bei der ersten Umdeckung die Schindeln einfach gewendet werden, so daß jene Schindelfläche, welche bisher nach oben lag, jetzt nach unten zu liegen kommt. Gelegentlich der zweiten Umdeckung werden die Schindeln so gelegt, daß das unversehrte Ende, welches bisher überdeckt war, nach außen kommt und den Witterungseinflüssen ausgesetzt wird, während das bereits vermorschte Ende jetzt überdeckt wird. Wenn die dritte und letzte Umdeckung vorgenommen wird, werden die Schindeln wie gelegentlich der ersten Umdeckung nur gewendet. So wird während der Dauer des Daches jede Schindel an ihren beiden Enden an beiden Seiten abgenützt. Ist dies geschehen, so muß das Dach vollkommen erneuert werden. Ein Rott-

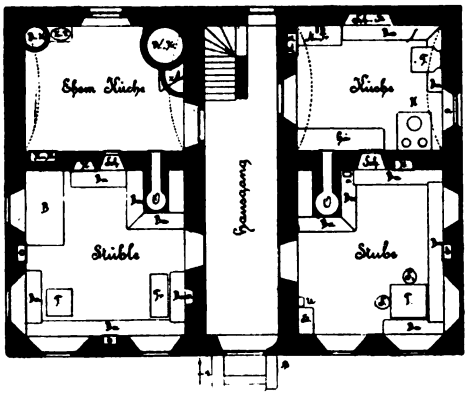


Abb. 4. Grundriß des Hauses Nr. 33 in Windfang (5 *mm* = 1 *m*).

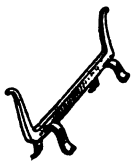


Abb. 6. Ein Feuerhund.

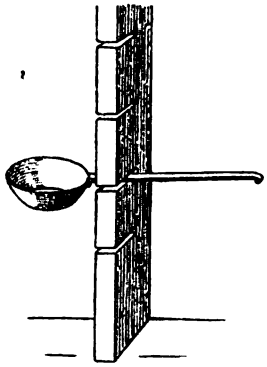


Abb. 7. Pfannroma'.

schindeldach aus Lärchenholz soll, wenn zu den Schindeln nur das „rote" Holz, nämlich das Kernholz des Stammes, verwendet wird, bei ebenfalls dreimaliger Umdeckung 80 Jahre aushalten.

Abb. 4 bringt den Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 33 in Windfang. Wie aus demselben ersehen werden kann, betritt man das Haus durch eine Tür, die in der Mitte der vorderen Giebelseite angebracht ist. Man gelangt durch dieselbe in den 1·95 *m* breiten „Hausgang". Er durchläuft das ganze Haus von seiner Vorder- bis zu seiner Rückseite. Sein Fußboden ist ein Bretterboden und die Decke besteht aus einer einfachen Bretterlage. Die Wände sind geweißt. In der rückseitigen linken Ecke führt eine Stiege zum Obergeschosse empor. Sie läßt einer Tür in der Rückwand des Hauses Raum, durch die man ins Freie gelangt. Das Haus ist demnach durchgängig. Der Hausgang teilt das Haus in zwei Teile von ursprünglich gleicher Bestimmung und von fast gleicher Größe. Tritt man durch die erste Türe rechts ein, so befindet man sich in der „Stube" des Hauses. Es ist dies ein beinahe quadratischer Raum von 2·56 *m* Höhe. Er bekommt Licht durch vier Fenster, von denen jedes 72 *cm* breit und 88 *cm* hoch ist. Der Fußboden ist gedielt. Die Wände sind von unten bis oben in einfacher, aber sorgfältiger Weise getäfelt. Auch die Decke besteht aus Holztäfelung. Die Stube erhielt ihr jetziges Aussehen, wie aus einer Inschrift über der Türe hervorgeht, im Jahre 1775 durch Simon Cristl und Maria Kleibnschödl. Die reingehaltene, doch durch den Einfluß der Zeit gebräunte Täfelung gibt der Stube einen äußerst wohnlichen Charakter.

In oberdeutscher Art steht der Tisch *T* (94:88 *cm*) in der hellsten Ecke der Stube. Er wird von zwei Seiten durch unbewegliche Bänke *Ba* umgeben, von denen die eine sich bis zum Ofen fortsetzt, der in der gegenüberliegenden Stubenecke steht. Auch der Ofen *O* ist von Bänken umschlossen. Sein Bild zeigt die Abb. 5. Die Bänke, die ihn umgeben, sind 38 *cm* breit. Sie werden von gemauerten Füßen unterstützt. Über den Bänken erhebt sich auf gemauertem Sockel die prismatische Heizröhre, die mit dem Ofenloche in die Küche mündet, von wo aus der Ofen geheizt wird. Über dem vordersten Teile des Heizschlauches erhebt sich ein zylindrischer oder, besser gesagt, tonnen- oder faßförmiger Aufbau aus kleinen, flachen Steinen von etwa 10 *cm*

Abb. 5. Ofen in der Stube des Hauses Nr. 33 in Windfang.

Abb. 8. Blick in das „Stüble" des Hauses Nr. 33 in Windfang.

Wandstärke. Den Aufbau stellt der Maurer her. Den Deckel bildet eine Steinplatte. In die Wandung des Ofens sind, wie dies die Abb. 5 deutlich erkennen läßt, ziemlich weit voneinander abstehende Kacheln eingesetzt, die sich am besten mit Kaffeeschalen vergleichen lassen. Sie werden vom Hafner verfertigt, haben am Rande einen größten Durchmesser von 11 *cm* und besitzen eine Tiefe von 8 *cm*. Die Kacheln sind braun glasiert, der faßförmige Teil des Ofens ist mit Erdfarbe gelb gefärbt, der Unterbau aber weiß getüncht. Von dem abgebildeten Ofen kann gesagt werden, daß er für die Gegend typisch ist. Man findet diesen Ofen in jedem Bauernhause in ganz gleicher Form wieder, nur die Farbe wechselt. Oft findet man statt Erdfarbe Ölfarbe zum Anstriche angewendet. In der Abb. 5 erblickt man auf dem rückseitigen Ende der rechtsseitigen Ofenbank eine auch im Risse (Abb. 4) unter *a* eingezeichnete schemelartige Vorrichtung, die mit einem weißen Tuche belegt ist und deren Seitenteile die Form eines Trapezes aufweisen. Dieses einfache Ding dient als Unterlage oder Polster

für den Kopf, wenn sich jemand zur Ruhe auf die Ofenbank hinstrecken will. Dieses „Polsterbrett" fehlt fast auf keiner Ofenbank. Der jenseits des Ofens sich befindende Zwischenraum zwischen Ofen und Stubenwand wird wie auch anderwärts *Of'nhel'n* genannt.

Von den Einzeichnungen der Abb. 4 habe ich noch folgende zu erklären: *S* und S_2 zeigen zwei Stühle mit runden Sitzbrettern an, wie zwei solche vollkommen gleiche in der Abb. 8 zu sehen sind. *St* deutet eine Stellage an, die mit blauen Vorhängen verhängt ist. Unter *U* steht eine Kastenuhr. Bei *b* ist ein Wandkästchen angebracht. Unter *K* ist eine Kienleuchte, hier *Kemig* genannt, eingezeichnet. Darin fand ich ein kleines Feuerroß, im Oberinntale *Foija'hintle* (Feuerhündchen) geheißen, das in seiner Länge 20 *cm*, in der Höhe nur 9 *cm* mißt und sich in Abb. 6 wiedergegeben findet. Die Kienleuchte dieser Form habe ich in meinen bereits veröffentlichten Arbeiten konstatiert aus der Gegend von Kirchschlag in Niederösterreich, aus der Gegend von Vorau und aus der Umgebung von Köflach in Steiermark, aus der Gegend des Millstätter Sees und aus dem Gailtale in Kärnten, aus der Gottschee in Krain und auch aus Siebenbürgen. Die Kienleuchte dieser Art hat somit eine ungemein weite Verbreitung auf oberdeutschem Gebiete. Es werden in der Mauernische, die sie bildet, bekanntlich harzreiche Holzstückchen verbrannt, deren Feuer die Stube erleuchtet. Die Kienleuchte ist demnach eine Beleuchtungsvorrichtung. Neben der Kienleuchte sieht man in Abb. 4 die Mauer zwischen der Stube und der anstoßenden Küche durchbrochen. Die Öffnung, welche, wie aus der Abb. 5 zu erkennen, gegen die Stube zu offen ist, kann durch einen Schuber in der Küche abgesperrt werden. Durch diese Öffnung werden von der Küche aus die Speisen in die Stube gereicht. Man nennt diese Vorrichtung *Ess'nschuba'* oder kurzweg auch nur *Schuba'*. Auch diese Vorrichtung hat weite Verbreitung. Ich fand sie in Kärnten, Steiermark und auch in Ungarn, hier besonders häufig in Gasthäusern.

In der rechten Hälfte des Hauses stößt an die besprochene Stube eine Küche an. Sie ist gedielt und gewölbt. Wir finden darin unter *T* einen aufklappbaren Tisch und unter *Ba* stabile Bänke. Bei *K-K* steht ein in die Mauer eingefügter Speisekasten *(Kuch'lkaschtle)*, daneben steht bei *M-Tr* eine Mehltruhe und über dieser bei *b* eine *Pfånnroma'*[1]) angebracht, die sich in Abb. 7 wiedergegeben findet. Bei *Sch-St* dürfte ehedem ein Fenster gewesen sein. In der Nische daselbst ist die *Schüss'l-stëll'n* untergebracht. Unter *Hü* steht eine Hühnersteige. Bei *a* ist unterhalb der Fensternische noch eine zweite Nische in der Wand ausgespart, in der im Winter die jungen Hühner, die Eier legen, eingesperrt werden. Bei *H* steht ein Sparherd. An seiner Stelle war noch vor wenigen Jahren ein offener Herd. Auf demselben stand ein großer Feuerhund. Trotz eifrigen Suchens danach konnte er mir nicht mehr vorgewiesen werden. Über dem offenen Herde hingen seinerzeit Ketten von der Decke herab, die man *Raida'* nannte. An den Ketten waren Haken angebracht, an denen man Töpfe höher oder tiefer über das Feuer hängen konnte. Die Ketten fand ich im Hause noch vor.

[1]) Das Gerät ist identisch mit dem von Meringer in Bd. XXIII dieser „Mitteilungen", S. 143, Fig. 72, abgebildeten Holzknechtgåck. Ein Unterschied besteht jedoch zwischen beiden Geräten: der Gåck hat die Bestimmung, die Pfanne über dem Feuer festzuhalten, die *Pfånnroma'* nicht. Dr. Otto Lauffer publiziert in den „Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums", 1900, S. 41 und 42, unter Fig. 26 und 27 einen steinernen und einen eisernen Pfannhalter. Der Name *Roma'* ist wohl eine ältere Form von *Rem*. Über die Etymologie dieses Wortes vgl. Meringer, Bd. XXI dieser „Mitteilungen", S. 106, Anm. 1.

Die linke Seite des Hauses umschließt zwei Räume, welche in früherer Zeit genau dieselbe Bestimmung hatten, wie die beiden entsprechenden Räume der rechten Haushälfte. Nach vorn liegt eine Stube (*'s Štible),* die ihren Charakter auch bis auf den heutigen Tag beibehalten hat; nach rückwärts hin lag eine Küche, die jedoch heute nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke dient.

Das „Stüble" zeigt fast genau dieselbe Ausstattung und Einrichtung wie die ihr gegenüberliegende Stube, nur ist hier das Getäfel der Wände und der Decke noch zierlicher gearbeitet als dort. Die Abb. 8 bietet einen Blick auf den Tischwinkel dieses Raumes. Das Gesimse, welches die Decke trägt, ist in einfacher, aber stilvoller Weise beschnitzt. Gleiche oder ähnliche Schnitzereien zeigen die Umrahmung der Türe und die Umrahmungen der beiden im Stübel angebrachten Wandkästchen bei *b* und *c* in Abb. 4. Die Täfelung errichteten nach einer Inschrift über der Türe Hans Cristl und Catarina Grassmaierin im Jahre 1691.

Abb. 9. Ein Handtuchhälter.

Aus der Abb. 8 kann auch die ortsübliche Form des Tisches ersehen werden. Darauf seht ein eisernes *Pfännholz* mit verschiebbaren Pfannenstielträger. Genau dieselbe Form fand ich im deutschen Teile Oberkärntens vor (vgl. Bd. XXXII dieser „Mitteilungen", Abb. 68, S. 97; siehe auch Meringer, „Studien zur germanischen Volkskunde" in diesen „Mitteilungen", Bd. XXI, Fig. 111, 112 und 115). Außer diesem eisernen Pfannholze fand ich auch noch ein hölzernes in diesem Hause vor. Es hatte dieselbe Form, die Meringer a. a. O. unter Fig. 114 abbildet. Der Ofen des Stübels ist dem in der Stube vollkommen gleich und auch hier fehlt daneben der Essenschuber *Sch* und die Kienleuchte *K* nicht. Bei *a* ist in der Wand in Bankhöhe eine sich nach innen verengende Nische angebracht. Ich vermute, daß sie ehemals zur Aufnahme eines Waschbeckens diente. Diese Einrichtung findet man an gleicher Stelle in Wohnstuben alter Schlösser nicht selten. Dort herrscht über ihre Bestimmung kein Zweifel, da man oft auch das Waschbecken noch in der Nische vorfindet. In der Nähe der Nische, nämlich an der Innenseite der Stubentüre, fand ich einen Handtuchhälter, der sich in Abb. 9 abgebildet findet. Unter *Tr* steht vor der Nische eine Truhe, die Nische selbst ist unbenützt. Bei *B* steht das Ehebett. Es wird jedoch nur im Winter benützt.

An das Stübel schließt sich nach rückwärts ein Raum an, der, wie schon gesagt, vor Zeiten eine zweite Küche einschloß. Ich war anfangs stark im Zweifel darüber, ob dies, wie mir angegeben wurde, wirklich eine Küche gewesen ist. Doch sprechen Dinge dafür, daß dem wirklich so war. Den besten Beweis für eine ursprüngliche Küche bildet der Essenschuber, der aus diesem Raume in die davorliegende Stube mündet. Heute wird die ehemalige Küche hauptsächlich als Waschküche, als Kammer und zu Zeiten als Branntweinbrennraum benützt. Der Fußboden besteht aus festgestampfter Erde, die Decke wird durch ein Tonnengewölbe gebildet. Bei *W-K* steht

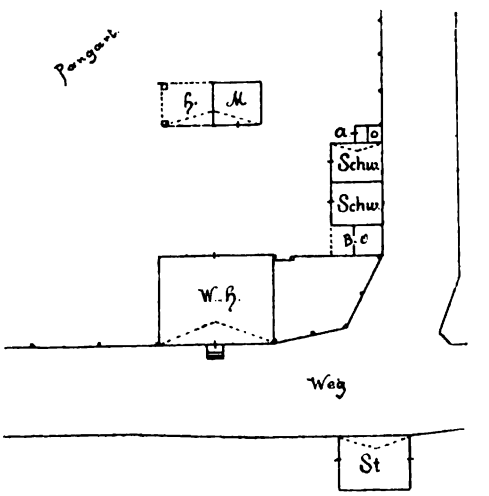


Abb. 10. Planskizze der Hofstätte des Hauses Nr. 33 in Windfang.

der große Waschkessel eingemauert, in einem Hohlraume davor, bei *A*, wird die Asche gesammelt, aus der die Lauge zum Waschen der Wäsche bereitet wird, und bei *B-K* ist der Brennkessel zum Brennen des Branntweines eingemauert. Vor demselben steht bei *K-F* auf einem gemauerten Sockel das *Kialfaßle* (Kühlfaß). Bei *K-K* findet sich noch das Küchenkästchen eingemauert vor. Sonst ist der Raum mit leeren Fässern, Bottichen und anderem Geräte angeräumt.

Das Erdgeschoß dieses Hauses umschloß demnach ursprünglich außer dem Hausgange zwei Stuben und zwei Küchen. Die beiden Küchen deuten auf einen doppelten Haushalt, auf zwei Familien, die das Haus gemeinsam bewohnten. Es dürften die Familien zweier Brüder gewesen sein, die das Haus gemeinsam erbauten und sich dasselbe schon von Anfang an mit zwei Küchen einrichteten. Dieser Fall steht, wie sich zeigen wird, in der Gegend durchaus nicht vereinzelt da.

Abb. 11. Stadel beim Haus Nr. 33 in Windfang.

Das hölzerne Obergeschoß dieses Hauses weist wie das Erdgeschoß fünf Räume auf. In der Mitte liegt wieder der trennende Gang, oben „Saal" genannt. Rechts und links davon sind die vier weiteren Räume in gleicher Größe wie die entsprechenden Räume im Erdgeschoß angeordnet. Über der Stube schlafen im Sommer Bauer und Bäuerin, über dem Stübel die drei Töchter und über der Küche die drei Söhne des Bauern. Alle drei Räume sind unheizbar. Man nennt sie Schlafkammern. Über der Waschküche liegt die vierte Kammer. Dort stehen die großen Korntruhen und alte Möbel und sonstiges Geräte. Es ist die „Korn- oder Lumperkammer".[1])

Es wurde eingangs der Beschreibung des in Rede stehenden Hauses schon hervorgehoben, daß der sonst im Bauernhause selten mangelnde kühle Vorratsraum, der Keller, fehlt. Auch ein Backofen ist nicht vorhanden. So auch fehlt eine sonst wenigstens in größeren Häusern häufig vorhandene Werkstätte. All dieses und die eigentlichen Wirtschaftsräume sind bei diesem Hause außerhalb desselben in besonderen Bauten untergebracht. Die Planskizze Abb. 10 veranschaulicht das Zusammenliegen der einzelnen Gebäude. Die bei jedem derselben eingezeichneten punktierten Linien deuten die Giebelstellung an. Unter *W-H* liegt das bereits besprochene Wohnhaus. Direkt südlich davon liegt ein kleines Gebäude, das dreierlei Zwecken dient. *M* ist ein gezimmerter, an den Kanten saubere Verzinkung aufweisender Raum, der mir *Mach'l-Kåšt'n* (*mach'n* = machen, arbeiten) genannt wurde. Es ist die Werkstatt, in der die *Håanz'lpånk* steht und die mit allerlei Werkzeug reich ausgestattet ist. Unter ihr liegt als zweiter Raum der gemauerte Keller, in dem im Sommer die Milch, im Winter Knollen- und Hackfrüchte und das Krautfaß untergebracht werden. Die linke Hälfte dieses Gebäudes ist ein offener Schupfen *H*, der als Holzlage dient. Westlich von diesem Gebäude und dem Wohnhause sind unter einem Dache der

[1]) „Lumper" oder „G'lumper" = altes Gerümpel.

gezimmerte Schweinstall *Schw* und der gemauerte Backofen *B-O* untergebracht. Die Backöfen sind in der Gegend in den seltensten Fällen in den Häusern, sondern fast immer außerhalb derselben errichtet. Sie sind ihrer Form nach stets gleich. Der eigentliche Ofen ist gewölbt und es liegt ihm immer ein Vorraum vor, in dem die Bäuerin auch bei schlechtem Wetter hantieren kann.

Nordwestlich vom Wohnhause liegt das zweite Hauptgebäude der Hofstätte, der „Stadel". Abb. 11 bringt sein Bild. Der Stadel besteht aus zwei Geschossen. Das Erdgeschoß ist gemauert und schließt die Ställe ein. Das Obergeschoß ist ein roher Blockbau aus unbehauenen Baumstämmen und umfaßt die Tenne und die Futterräume. Abb. 12 zeigt den Grundriß des Erdgeschosses, Abb. 13 den des Obergeschosses. Die Stallräume werden von der östlichen Traufenseite des Gebäudes betreten. Durch die Mitte führt ein Gang bis zu einer Türe, die jenseits der Eingangstüre ins Freie führt. Der Stallraum ist also durchgängig. In die Tenne kann man über eine niedere Rampe und durch das große Tor an der Giebelseite des Stadels einfahren An den Stadel lehnen sich an verschiedenen Seiten Schupfen an. Ihre Bestim-

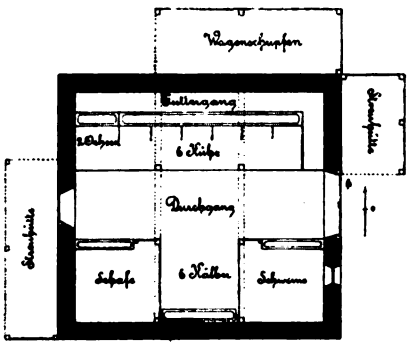


Abb. 12. Grundriß des Erdgeschosses des Stadels beim Haus Nr. 33 in Windfang (1 *cm* = 3 *m*).

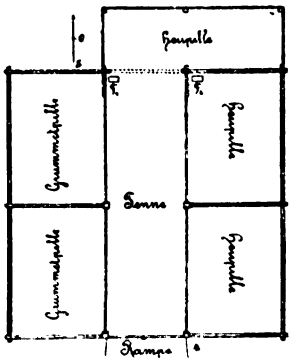


Abb. 13. Grundriß des Obergeschosses des Stadels beim Haus Nr. 33 in Windfang (1 *cm* = 3 *m*).

mung und auch die Bestimmung der einzelnen Teile im Inneren des Stadels sind durch die Einzeichnungen in beiden Grundrissen erklärt. F und F_2 sind Futterlöcher, durch die das Futter in den darunter liegenden Futtergang geworfen werden kann.

In vorstehendem findet sich sonach ein Bauerngehöft beschrieben, bei dem das Wohnhaus vom Wirtschaftshause vollkommen abgesondert steht. Neben diesen beiden Hauptgebäuden erheben sich auf der Hofstätte, ebenfalls voneinander abgesondert, noch einige kleine Bauten, die speziellen Zwecken dienen. Solche Gehöfte stehen in der Gegend des Oberinntales, die ich durchforscht, wohl in der Minderzahl, doch kommen sie immerhin noch vor. Ich sage, noch vor, da ich der Meinung bin, es dürfte die Gehöftanlage mit getrennt stehenden Wohn- und Wirtschaftsgebäuden die ältere Form der Gehöfte in der Gegend sein. Ich habe nämlich gefunden, daß dort die beiden Hauptelemente eines Gehöftes, das Wohnhaus und der Stadel, je jünger das Gehöfte ist, desto näher aneinander gerückt oder desto enger miteinander verbaut sind. In der Verbauung der beiden Hauptelemente lassen sich zwei Stufen unterscheiden, und zwar wie ich als sicher glaube annehmen zu dürfen, eine ältere und eine jüngere. Die ältere Stufe zeigt eine nur lose Verbindung des Stadels mit dem Wohnhause, so daß beide Trakte wohl eng aneinander gebaut, doch nicht unter ein Dach gebracht sind. Die jüngere Stufe dagegen bringt Wohnhaus und

Stadel in vollkommene Verbindung. Beide Elemente sind unter ein Dach gebracht, so daß man in diesem Falle von einem Einheitshause sprechen kann.

In nachfolgendem bespreche ich unter 2. bis 6. solche Häuser, bei denen die Verbindung des Wohnhauses mit dem Stadel eine nur lose ist, und unter 7. bis 14. solche Bauten, die als Einheitshäuser angesprochen werden können.

Jetzt schon will ich darauf aufmerksam machen, daß beim Bauernhause des Oberinntales, soweit ich es kennen gelernt habe, in der Verbindung des Wohntraktes mit dem Wirtschaftstrakte eine so weitgehende Mannigfaltigkeit herrscht, wie ich sie anderwärts noch nirgends beobachtet habe.

2. Haus Nr. 17 und 18 in Barwies.

Das Haus, dessen Ansicht die Abb. 14 bietet, ist wohl das älteste von allen Häusern, die ich in Tirol aufgenommen habe. Es soll noch bis vor einigen Jahren eine Jahreszahl zu sehen gewesen sein, wonach 1317 als Jahr der Erbauung anzunehmen wäre. Nach der Tradition soll das Haus stets zwei Besitzer gehabt haben, dem einen soll das Erdgeschoß, dem anderen das Obergeschoß gehört haben. Das Erdgeschoß, welches die Nummer 17 trägt, befindet sich im Besitze des Josef Platter vulgo Klimmer. Das Obergeschoß, das die Nummer 18 trägt, besitzt gegenwärtig Benedikt Thaler vulgo Zirchbichel. Bei beiden Geschossen befinden sich die Eingänge in der im Bilde sichtbaren östlichen Traufseite. Die der Straße zugewendete Giebelseite schaut nach Süden. Die in der Giebelseite sichtbare Türe wurde erst später, wahrscheinlich im Jahre 1715, angebracht. Sie führt in ein Verkaufsgewölbe. Unter diesem wurde im selben Jahre, wie dies eine in Stein gemeißelte Jahreszahl erweist, ein Keller angelegt. Das Erdgeschoß zeigt besonders im Hinblicke auf das Verkaufsgewölbe nicht mehr die ursprüngliche Ausgestaltung. Obwohl nach dem, was mir gesagt wurde und was ich gesehen habe, angenommen werden kann, daß es dem Obergeschosse annähernd gleich gewesen sein dürfte, sehe ich doch von der Besprechung des Erdgeschosses ab und gehe nur auf die Besprechung des Obergeschosses, dessen Grundriß die Abb. 15 bietet, genauer ein. An der östlichen Traufseite des Hauses führt zum Obergeschosse eine Treppe empor. Dieselbe endet in einen balkonartigen Gang, dessen Brüstung aus zierlich ausgesägten Brettern besteht. Innerhalb der Brüstung sind Bänke angebracht. Durch die Eingangstüre betritt man den „oberen Hausgang", der das ganze Haus in seiner Mitte durchläuft. Zur rechten Seite des Hausganges liegen zwei große, annähernd quadratische Gemächer, die durch einen Gang, der zum Abort führt, voneinander getrennt sind. Zur rechten Seite liegen vier Räume, die aber auf nur zwei ursprüngliche Räume zurückzuführen sind. Die beiden Küchen $Kü_1$ und $Kü_2$ bildeten einstens eine einzige Küche, die durch eine Mittelmauer in zwei Teile geschieden worden

Abb. 14. Haus Nr. 17 und 18 in Barwies.

ist. H_1 ist der ursprüngliche offene Herd. Er zeichnet sich durch seine seltene Größe (1·83 : 1·46 *m*) und seine bedeutende Höhe, 72 *cm*, aus. Die auffallende Höhe ist darauf zurückzuführen, daß der Herd, was ein seltenes Vorkommnis in der Gegend bedeutet, einen Backofen in sich schließt. In der Küche $Kü_1$ stehen ferner bei *W-B* eine Wasserbank, bei *K-K* ein Küchenkasten, bei *K* ein eingemauerter Kessel. Der Rauch vom Kesselfeuer entweicht hinter dem Kessel durch ein Loch in der Küchenecke, das sich in Abb. 15 angedeutet findet, frei in die Küche, eine Einrichtung, die sich allenthalben in den Bauernhäusern der Gegend vorfindet. Aus der Küche entweicht der Rauch durch einen gemauerten Rauchschlot, der über R_1 auf der flachen und stukkaturten Küchendecke aufsitzt und sich mit einem zweiten Schlot, R_2, der den Rauch aus

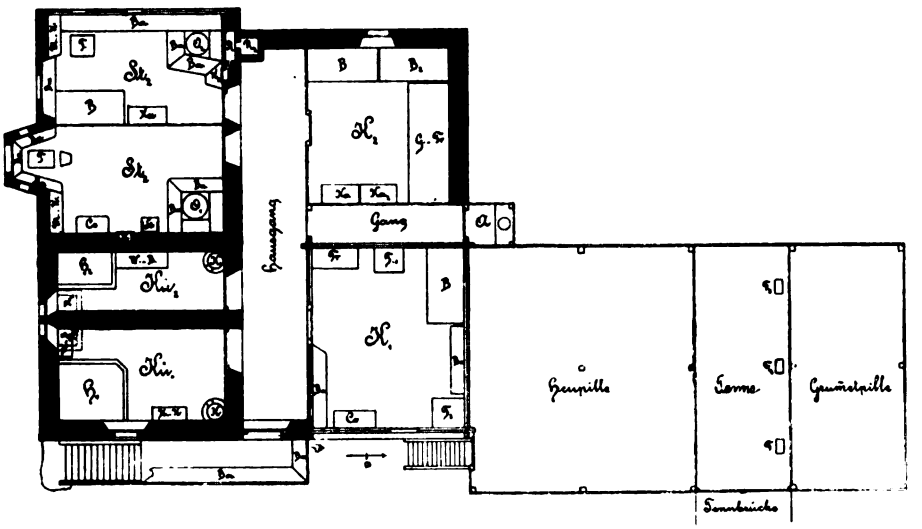


Abb. 15. Grundriß des Obergeschosses des Hauses Nr. 17 und 18 in Barwies (5 *mm* = 1 *m*).

der zweiten Küche ableitet, vereinigt. Beide Küchen haben Fußböden aus einer Mörtellage. In $Kü_2 : H_2$ = offener Herd, *K* = Kessel, *W-B* Wasserbank. Über letzterer hängt eine „Schüsselstelle".

Die beiden Stuben St_1 und St_2 entstanden durch die Einschiebung einer Bretterwand erst vor kurzer Zeit aus einer einzigen großen ursprünglichen Stube. Es fällt auf, daß die westliche Stubenwand aus Holzzimmerung besteht. Man ist versucht, anzunehmen, daß ursprünglich die ganze Stube aus Holz war. An der Südwand der Stube ist ein Erker angebracht, ein seltenes Vorkommnis am Bauernhause der Gegend. Die beiden Öfen in den Stuben sind denen im Hause Nr. 33 in Windfang gleich. Ich habe sie hier nicht mehr im Durchschnitte, sondern der Einfachheit wegen in der Aufsicht eingezeichnet. Der unter O_1 wird von der Küche $Kü_2$ aus geheizt, jener unter O_2 vom Hausgange aus. Vor diesem Ofen befindet sich ein Rauchfang, der den Rauch aus dem Ofen in einen über dem Rauchfange angebrachten Rauchschlot R_2 abgibt. In den Rauchfang *R* strömt auch der Rauch aus der neben dem Ofen angebrachten Kienleuchte K_2. Der Rauch aus der Kienleuchte *K* der ersten Stube entweicht in die Küche $Kü_2$. In der Stube *St* deuten an: *T* einen Tisch, *M-K* den Milchkasten, *Co* eine Commode, *Lt* einen gepolsterten Lehnstuhl, *Ba* = Bänke; in der zweiten Stube: *T* = Tisch, *B* = Bett, *Ka* = Kasten, *M-K* = Milchkasten. Von den beiden unheizbaren Kammern des Obergeschosses hat K_1 Wände aus vierkantig behauenen Balken, die von innen durch senkrecht stehende Bretter verschalt

sind, deren Fugen von Leisten gedeckt werden. Die Außenwände von K_2 sind gemauert, die den beiden Gängen zugekehrten Wände bestehen nur aus senkrecht stehenden Brettern; ihre Fugen decken Leisten. K_1 wird wohl einmal als Schlafkammer gedient haben, während K_2 wahrscheinlich ursprünglich nur als Kornkammer gebraucht worden sein wird. Darauf deutet die große Getreidetruhe *G-Tr.* Gegenwärtig dient sie auch als Schlafraum. *B* und B_2 = Betten, *Ka* und Ka_2 = Kästen. In K_1: *T* und T_2 = Tische, *B* = Bett, *Ba* = Bänke, *Co* = Commode. Das Fenster zwischen *Co* und T_2 ist ein Schubfenster *(Täsch'nfenster).* Vom Erdgeschosse des Wohnhauses sagte ich schon oben, daß es ehedem dem Obergeschosse fast gleich gewesen sei. Wo heute das Verkaufsgewölbe liegt, wird früher, entsprechend der ursprünglichen großen Küche im Obergeschosse, ebenfalls die Küche gewesen sein. Unter *St* und St_2 ist die große Wohnstube. Dem Hausgange im Obergeschosse entspricht auch im Erdgeschosse ein Hausgang, doch nimmt dessen innerstes Viertel jetzt eine Küche ein. Die ursprüngliche Küche wird also bei der Errichtung des Verkaufsgewölbes hieher verlegt worden sein. Unter K_1 war früher ein Keller. Er ist zu einer Kammer umgestaltet worden. Unter K_2 liegt eine zweite Kammer. An das Wohnhaus schließt sich an dessen Rückseite ein Stadel an. Die beiden Gebäude erscheinen, wie sich ja auch aus dem Grundrisse Abb. 15 erkennen läßt, ganz eng aneinander gerückt, doch, wie die Abb. 14 zeigt, besitzen sie kein gemeinsames Dach, sondern jedes Gebäude hat sein eigenes Dach. Dies wurde schon darum notwendig, da der Stadel aus der Flucht des Hauses vorspringt und nur etwas mehr als die halbe Tiefe des Hauses einnimmt. In Abb. 15 findet sich zum Obergeschosse des Hauses auch das Obergeschoß des Stadels eingetragen. Die Einzeichnungen bestimmen den Zweck der Räume. F—F_3 = Futterlöcher, die in den Stall einmünden. Die Heupille ist ungedeckt und reicht deshalb in den Dachraum empor. Tenne und Grummetpille sind gedeckt. Über beiden wird das Stroh eingelagert. Das Erdgeschoß ist um die Breite der Grummetpille kürzer. Es umschließt vorn eine Kammer und im rückseitigen Teile den Stall. Beide Räume sind in das ansteigende Erdreich so tief eingegraben, daß die Grummetpille, die mit Tenne und Heupille ein Niveau besitzt, auf der gewachsenen Erde aufliegt. Die Tennbrücke erreicht mit ganz unbedeutender Steigung die Höhe der Tenne. Bei der Anlage der Tenne wird überhaupt immer das Terrain derartig ausgenützt, daß, so wie hier, leicht und womöglich ohne die Anlegung einer künstlich hergestellten Brücke in die Tenne eingefahren werden kann. Wie schon oben erwähnt, teilen sich in das beschriebene Haus zwei Besitzer. Der Stadel, von dem eben die Rede war, gehört dem Besitzer des Erdgeschosses an. Der Eigentümer des Obergeschosses besitzt seinen eigenen Stadel. Derselbe liegt unmittelbar hinter der in der Abb. 14 sichtbaren Holzhütte parallel zum eben besprochenen Stadel.

3. Haus Nr. 42 in Lehnsteig.

Das Haus, dessen schmuckes Äußere die Abb. 16 im Bilde bietet, ist Eigentum des Ferdinand Schleich, „beim Zunterer", in Lehnsteig. Es wurde im Jahre 1772 erbaut. Die Fenster des Obergeschosses und zum Teile auch die Haustüre zeigen gemalte Einfassungen nach dem Geschmacke der damaligen Zeit. Zur besonderen Zierde gereicht dem Hause der balkonartige Gang, der der Giebelwand des Hauses vorgelegt ist. Wie das Haus Nr. 33 in Windfang, so hat auch dieses Haus die Eingangstüre in der Mitte der Giebelfront. Die Giebelfront ist hier nach Süden gerichtet. Durch die Haustüre gelangt man in den Hausgang, dessen letztes Viertel in eine Zeugkammer umgestaltet wurde. Rechts und links vom vorderen Teile des Haus-

ganges liegen, wie aus dem Grundrisse Abb. 17 erkannt werden kann, zwei Stuben, *St* und St_2. Die links liegende Stube *St* ist das Wohngemach einer erwachsenen Tochter des Hauses. *O* = Ofen, *Co* und Co_2 = Commoden, *B* = Bett, *T* = Tisch, *N-M* = Nähmaschine, *Ka* = Kasten. Zur rechten Seite des Hausganges liegt die große Wohnstube des Hauses, St_2. Die Stube ist ringsum getäfelt. Auch der Plafond ist getäfelt. Er wird durch Leisten in 15 Kassetten geteilt. Der Fußboden ist gedielt. Der Ofen zeigt die aus dem Hause Nr. 33 in Windfang bekannte Form. Die Ofenhöhle ist in halber Ofenhöhe durch eine Bretterlage horizontal geteilt. Der untere Teil ist durch eine Türe verschließbar und dient als Schrank. Die obere Hälfte bildet eine Liegerstatt so wie die rechts vom Ofen angebrachte Bank, auf der im Risse bei *a* auch das dort liegende Polsterbrett eingezeichnet ist. Der Speisetisch ist in dieser Stube vor den Ofen gerückt. Die lichteste Ecke der Stube, den Ort, wo er sonst zu stehen pflegt, nimmt ein Schustertisch mit dem daranstehenden runden Schusterstuhl ein. Der Besitzer des Hauses betreibt nämlich neben der Landwirtschaft das Schusterhandwerk. Unter *M-K* steht ein Milchkasten, der zum Teile in die Wand eingelassen ist. Ebenfalls zum Teile in die Wand eingelassen erscheint auch das

Abb. 16. Haus Nr. 42 in Lehnsteig.

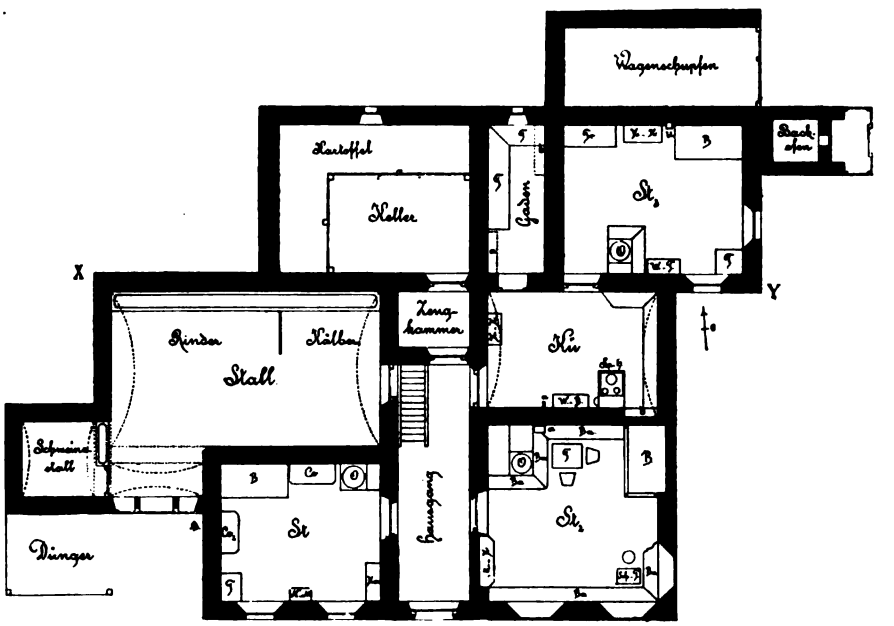


Abb. 17. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 42 in Lehnsteig (5 *mm* = 1 *m*).

unter *B* stehende Ehebett. An schlanken Holzsäulen, die an den Ecken des Bettes aufgestellt sind, befinden sich Vorhänge angebracht, die das Bett ganz verhüllen. Wir stehen hier vor den kargen Resten einer Einrichtung, die wir als gewiß schon sehr alt aus anderen Häusern in nachfolgendem werden kennen lernen.

An die Wohnstube schließt sich nach rückwärts die Küche *Kü* an. Sie ist gewölbt und hat früher einen offenen Herd gehabt. Jetzt steht an seiner Stelle ein moderner Sparherd, *Sp-H*, mit drei Pfannenlöchern und einer Warmwasserwanne in seinem rückwärtigen Teile. Hinter dem Sparherde befindet sich bei *O* in der Mauer eine Nische, die als Hafen- und Schüsselstelle dient. *W-B* = Wasserbank, *a* = Pfannenrem, *K-K* = Küchenkasten. Neben dem Küchenkasten öffnet sich eine Türe, die in einen schmalen Speiseraum, den *Gåd'n*, führt. Er hat einen Mörtelfußboden. Im Gaden steht der große Milchtisch. Über *a* hängt eine Schüsselrem, über *b* die Brotrem. Neben der Gadentüre öffnet sich aus der Küche noch eine zweite Türe, die in eine dritte Stube, St_3, des Hauses leitet. Sie ist nur zu Zeiten bewohnt, wenn sich ein Ausnehmer im Hause befindet. In neuester Zeit wird sie während der Ferienmonate an Sommergäste vermietet. *O* = Ofen, *W-T* = Waschtisch, *T* = Tisch, *B* = Bett, *U* = Uhr, *K-K* = Küchenkasten, *Tr* = Truhe. Durch die am Ende des Hausganges liegende schon erwähnte Zeugkammer gelangt man in einen ebenerdig gelegenen Keller. Er ist gewölbt und hat einen Fußboden aus festgestampfter Erde. Im Keller finden sich durch Bretterwände gebildete Verschläge für die Kartoffeln angebracht. Sonst sind in dem kühlen Raume noch Fässer und das hölzerne Waschgeschirr untergebracht. Unter der Stiege, die aus dem Hausgange in das Obergeschoß führt, öffnet sich eine Türe in den hier anstoßenden Stall. Er ist gewölbt und besitzt eine zweite Türe, die in seinem aus dem Wohnhause vorspringenden Teile ins Freie führt. An seine südwestliche Ecke gliedert sich ein Schweinestall an, der zum größten Teile in das ansteigende Erdreich hineingegraben ist. Vor dem Schweinestalle liegt die Düngerstätte. An der Rückseite des Hauses liegt unter einem Pultdache ein Wagenschupfen. Es ist dies ein neuerer Zubau. Ein Zubau ist auch der an die Ostseite des Hauses angebaute Backofen mit eigenem flachen Satteldache. Der Vorraum ist hier aus Brettern gebildet und durch eine Türe verschließbar. Da das Obergeschoß dieses Hauses in der Einteilung dem Erdgeschosse nicht vollkommen entspricht, ist es notwendig, daß hier auch der Grundriß des Obergeschosses mitgeteilt wird. Es geschieht dies durch den schematischen Riß Abb. 18. Die stark ausgezogenen Linien kennzeichnen Mauerwerk, die feinen Linien deuten Bretterwände an. Die in diesen Riß eingezeichneten Buchstaben *X* und *Y* korrespondieren mit den gleichen Buchstaben im Grundrisse des Erdgeschosses (Abb. 17). Für die mit *A*–*H* bezeichneten Räume des Obergeschosses wurden mir folgende Namen genannt: *A* = Saal, *B* = *'s Kårl Kåmma'* (Kammer des erwachsenen Sohnes Karl), *C* = *Nānas Kåmma'* (Kammer der erwachsenen Tochter Anna = *Nāna*), *D* = *Kuch'lkåmma'*, *G* = *Kornkamma'le* (darin zur Aufnahme der Getreidesorten fünf nach oben offene Verschläge, gebildet aus 70 *cm* hohen Bretterwänden), *E* = Heupille, *F*–F_5 = Futterlöcher, *T* = Tenne (man fährt

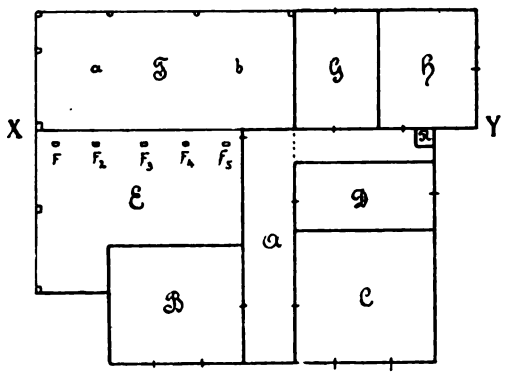


Abb. 18. Schematischer Grundriß des Obergeschosses im Haus Nr. 42 in Lehnsteig (1 *cm* = 3 *m*).

in dieselbe ebenerdig ein; der vordere Teil bei *a* liegt auf der gewachsenen Erde, der rückwärtige bei *b* auf dem Keller auf), *H = Zunta'-Kåmma'*. Dieser letzte Raum diente ehedem unter dem früheren Besitzer des Hauses als Kammer zur Herstellung von Zunder aus Buchenschwämmen. Die Bezeichnung für die Nebenbeschäftigung des ehemaligen Hausbesitzers *(Zuntara')* ist als fortdauernder Name (Hausname) am Hause haften geblieben. Ob das Haus von seinem Ursprunge so angelegt wurde, wie es sich heute repräsentiert, konnte nicht festgestellt werden. Wesentliche Umgestaltungen dürfte es kaum erlebt haben, es sei denn, daß, was mir als Vermutung ausgesprochen wurde, der Stall früher dort lag, wo jetzt das Auszügler-Stübel sich befindet, und daß dort, wo heute der Stall liegt, eine dritte Stube oder eine Kammer gewesen sein mag. Ob so oder so, die Wirtschaftsräume liegen auch hier in enger Verbindung mit den Wohnräumen; doch kann nicht gesagt werden, daß alles unter ein Dach gebracht ist. Die Dächer vorstehender Trakte ragen hier aus dem Hauptdache des Wohnhauses hervor wie die Dächer des Querschiffes einer Kirche aus dem Dache des Hauptschiffes.

4. Haus Nr. 34 und 35 in Unter-Mieming.

Das Haus Nr. 34 und 35 (Abb. 19) soll das älteste Haus in Unter-Mieming sein. Auf hohes Alter verweist die Dicke seiner Mauern — die stärksten Mauern sind 81 *cm* dick — und das Material, aus dem sie erbaut sind. Sie bestehen aus Quadern. Dieses Haus ist Eigentum nur eines Bauern, des Alois Schneider *„bei Hoislers"*. Abb. 20 bringt den Grundriß des Obergeschosses dieses Hauses. Zu diesem führen sowohl an der südlichen als auch an der nördlichen Giebelseite Stiegen empor. Zur nördlichen Eingangstüre des Obergeschosses kann man auch von der Tennenrampe über einen Gang gelangen, ohne die an der Nordseite angebrachte Stiege zu benützen (vgl. Abb. 19). Die Stiege an der Südseite endet auf einen balkonartigen Gang mit einer Brüstung

Abb. 19. Haus Nr. 34 und 35 in Unter-Mieming.

aus ausgesägten Brettern. Dort ist bei *Ba* eine Bank angebracht. Durch beide Eingangstüren gelangt man in den oberen Hausgang, der das ganze Haus in seiner Mitte von Süden nach Norden durchläuft. Er ist 2·35 *m* breit, gedielt und hat eine einfache Bretterdecke. *H-B* = Hobelbank, *St* = Bodenstiege, *R* = Rauchfang. *St* ist die große Wohnstube des Hauses. Die Stube ist ringsum sauber getäfelt. Die Täfelung erstreckt sich auch auf die Fensterwandungen und auf die Decke. Sie stammt aus dem Jahre 1770. Der Tisch *(T)* nimmt hier wieder seinen angestammten Platz in der südöstlichen Ecke ein. Zur Winterszeit wird er an den Ofen gerückt und steht dann dort bei *a,* woselbst ihn dann unbewegliche Bänke in Form eines Hufeisens von drei Seiten umgeben. Der Ofen zeigt wieder die altübliche Form. In der nordöstlichen Ecke steht das Ehebett. Es ist hier nicht wie im vorstehend beschriebenen Hause von Vorhängen verhüllt, sondern von Bretterwänden eingeschlossen. Sie bilden sozusagen ein Zimmerchen für sich, das *Verschlag'l* genannt wird. Es ist dies die Einrichtung, auf die ich schon bei der Beschreibung des Hauses Nr. 42 in Lehnsteig hinwies, doch eine jüngere Form derselben. Die ältere Form des Verschlages soll weiter unten bekanntgemacht werden. *Ba* = Bänke, *M-K* = Milchkasten, *Co* = Commode, darüber in der Wand: *W-K* = Wandkästchen, *U* und U_2 = Uhren, *K* = Kienleuchte. Auf derselben Seite des Hausganges liegt unter *Kü* die gewölbte Küche. Die Türe, welche in die Küche führt, schließt mit einem Spitzbogen ab. Auch aus dieser Küche ist der alte offene Herd schon geschwunden. *Sp-H* = Sparherd, *K* = Kessel, *W-B* und $W\text{-}B_2$ = Wasserbänke, *Hü* = Hühnersteige, *N* = Nische, in der sich die Schüssel- und Häfenstelle befindet, *a* = Pfannenrem. Über *R* sitzt noch der Schornstein auf, der den Rauch vom offenen Herde ableitete, und über *F-S* sind noch die Stangen befestigt, die früher die Fleischselch vorstellten. Von der Küche aus betritt man den schmalen *Gåd'n*. *St* = Stellage, *A-F* = Aschenfaß, *T* = Tisch, *Tr* und Tr_2 = Truhen, *M-Tr* = Mehltruhe, darüber ist die Brotrem befestigt. Auf der anderen Seite des Hausganges lagen ursprünglich drei Räume, durch Unterteilung des nach Süden liegenden größten Raumes entstanden vier Räume. *K* und K_2 sind unheizbare Kammern, die von den Dienstboten bewohnt werden, *Stü* ist ein Stübel, in dem die Kinder der Familie schlafen, und *G* ist ein zweiter Gaden. In den drei erstgenannten Räumen bedeuten *B* = Bett, *T* = Tisch, *Ka* = Kasten, *Co* = Commode; im Gaden deuten an: *K-Tr* = eine große Korntruhe, *F* = Fässer, *F-T* = eine Falltüre, die zu dem darunterliegenden Keller leitet. Der Keller hat keinen anderen Zugang als den durch die Falltüre vom Obergeschosse aus. Das Erdgeschoß des Hauses

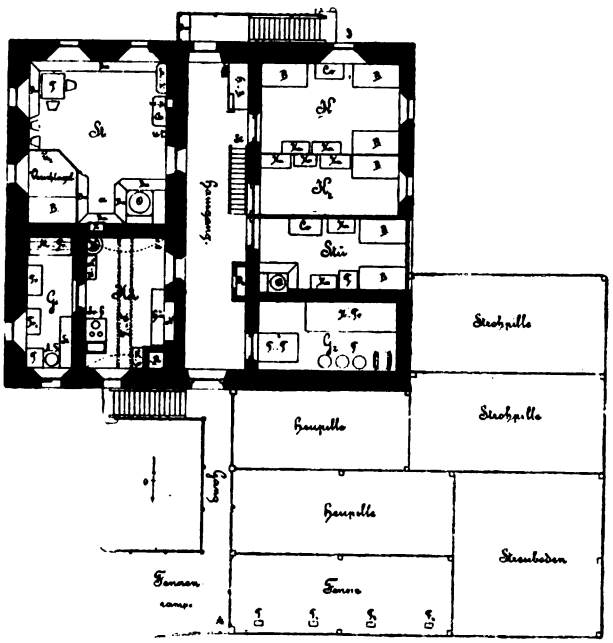


Abb. 20. Grundriß des Obergeschosses des Hauses Nr. 34 und 35 in Unter-Mieming (1 *cm* = 6 *m*).

weist dieselbe Einteilung auf, die das Obergeschoß hatte. In der Mitte liegt der Hausgang, links davon die große Stube, die Küche und der Gaden; rechts die große, hier noch ungeteilte Kammer und zwei Keller. Das Haus scheint schon ursprünglich für zwei Familien eingerichtet worden zu sein. Jetzt ist das Erdgeschoß vermietet. Der Stadel ist hier so an das Wohnhaus angebaut, daß er dessen nordwestliche Ecke umschließt und hiebei die Hälfte der nördlichen Giebelseite vollständig verdeckt. Bei der eigenartigen Anlage dieses Gehöftes scheint eben auch die Ausnützung des Terrains zur Anlage einer so weit als möglich bequemen Zufahrt zur Tenne ausschlaggebend gewesen zu sein. In die Abb. 21 ist das Obergeschoß des Stadels eingezeichnet. Es ist ringsum durch Bretter verschalt. Ich habe von den Einzeichnungen nur F—F_4 als Futterlöcher zu erklären, durch die das Futter von der Tenne direkt in die Barren des darunterliegenden Stalles geworfen werden kann.

Im Erdgeschosse dehnt sich der Stall unter der Tenne und der Heupille aus. Er ist gemauert. Unter dem Streuboden ist ein nach drei Seiten offener Wagenschupfen. Unter Heupille$_2$ und Strohpille$_1$ liegt eine nach vorn und rückwärts offene Durchfahrt. Unter Strohpille$_2$ sind die gemauerten Schweineställe untergebracht.

5. Haus Nr. 32 und 33 in Unter-Mieming.

Dieses Haus, dessen Ansicht Abb. 21 bietet, liegt dem vorstehend besprochenen Hause Nr. 34 und 35 gegenüber. Beide Häuser sind Eigentum desselben Besitzers,

Abb. 21. Haus Nr. 32 und 33 in Unter-Mieming.

des Bauern Alois Schneider. Auch das Haus Nr. 32 und 33 dürfte eines der ältesten Häuser in Unter-Mieming sein. Wie jenes ist auch dieses für zwei Familien eingerichtet, doch soll es ursprünglich nur von der Familie eines Bauern bewohnt gewesen sein, der es an seine beiden Söhne vererbte. In Abb. 22 ist der Grundriß des Erdgeschosses, in Abb. 23 der Grundriß des Obergeschosses dieses Haus gebracht.

Das Erdgeschoß führt die Hausnummer 32, doch befinden sich im Erdgeschosse auch einzelne Räume, die zum Obergeschosse gehören. In diese Räume ist die Hausnummer des Obergeschosses (33) in Klammern eingezeichnet. Der Wagenschupfen, *W-Sch*, an der Rückseite des Hauses wird von den Bewohnern des Erdgeschosses mit den Bewohnern des Obergeschosses gemeinsam benützt.

Der Hausgang des Erdgeschosses hat die Breite von 3·32 *cm*. Er teilt den Wohntrakt in zwei ungefähr gleiche Teile. Neben dem Haustore ist ein kleines Fenster angebracht, welches dem Hausgange nur spärliches Licht zuführt; es bleibt darum die Haustüre (90 *cm* breit) zumeist offen. Das Fensterchen kann durch einen Holz-

schuber geschlossen werden. *St* = Stiege, verschalt und absperrbar. Zur rechten Seite des Hausganges liegt als erster Raum die große Wohnstube. Sie ist nicht getäfelt, sondern nur geweißelt. Ihre Decke besteht aus einer doppelten Bretterlage. Die Fugen zwischen den Brettern sind von unten durch abgefaste Leisten gedeckt. Ofen *(O)* und Tisch *(T)* nehmen ihre typischen Plätze ein. Neben dem Tische fehlen hier die unbeweglichen Bänke, da die tiefen Fensternischen als Sitzplätze dienen. Auch dem *Verschlag'l* begegnen wir hier wieder, doch in der Ausgestaltung, die die ältere zu sein scheint.

Das kleine Schlafkämmerchen erscheint hier aus der Stube hinausgerückt. Es wird, da es von der Stube durch eine Bretterwand vollkommen abgetrennt ist, durch

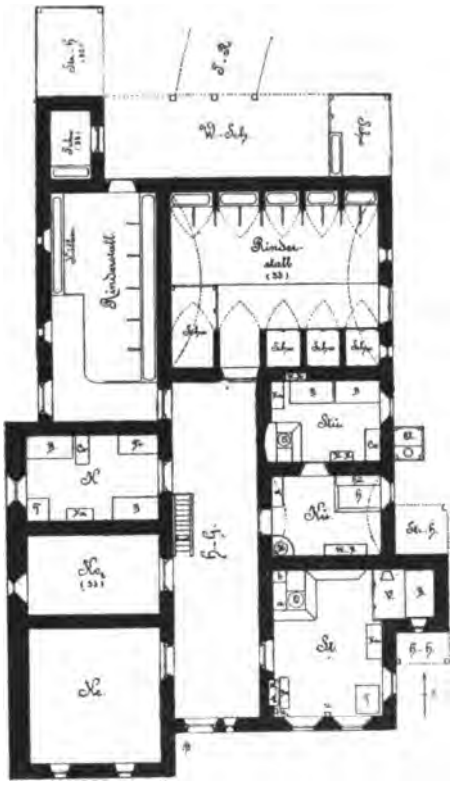


Abb. 22. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 32 und 33 in Unter-Mieming (1 *cm* = 3 *m*).

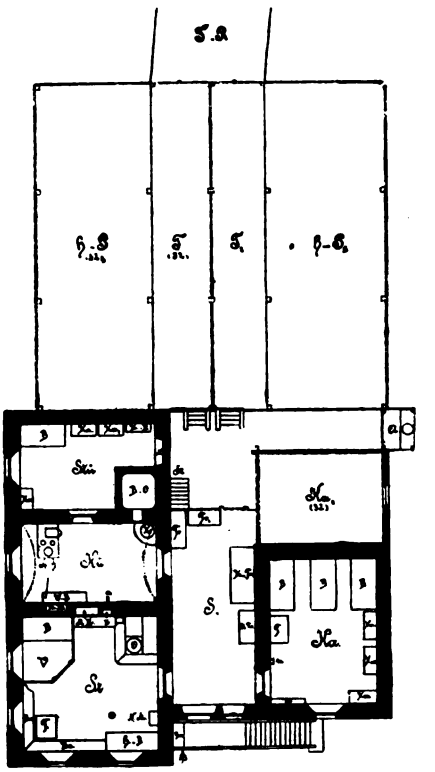


Abb. 23. Grundriß des Obergeschosses des Hauses Nr. 32 und 33 in Unter-Mieming (1 *cm* = 3 *m*).

ein eigenes Fensterchen beleuchtet. Damit die Winterkälte so gut als möglich von dem kleinen Raume abgehalten wird, ist er innen ringsum mit Bretterverschalung verdeckt. Außen hat man an der Südseite zudem eine Holzhütte *(H-H)*, an der Nordseite eine Streuhütte *(St-H)* angebracht, damit das *Verschlag'l* vor Kälte geschützt wird. An Stelle der Streuhütte stand früher, wie mir mitgeteilt wurde, ein Backofen. Im Verschlagel steht außer dem Bette nur noch ein Stuhl. In dem Zwischenraume zwischen Ofen und Wand befand sich früher eine Einrichtung, der ich in anderen alten Häusern noch ab und zu begegnet bin. Bei *a* führte nämlich eine schmale Stiege, die auf dem Sockel des Ofens aufstand, in die über der Stube liegende Kammer. Über *b* ist die jetzt mit Brettern verlegte Öffnung noch zu erkennen. *M-K* = Milchkasten, *Ba* = Bank, *U* und U_2 = Uhren, *Ka* = Kasten.

In der gewölbten Küche *Kü* steht noch der offene Herd *H.* Er ist 58 *cm* hoch. Seine Oberfläche bildet ein Ziegelpflaster, das an den freien Seiten durch starke Bretter eingefaßt ist. Auf diesem Herde fand ich einen Dreifuß und einen Feuerhund noch im Gebrauche. Der letztere findet sich in Abb. 24 wiedergegeben; ersterer zeigt die Form der bereits oben Seite 193 zum Vergleiche herangezogenen Dreifüße aus Kärnten. Im Hintergrunde steht auf dem Herde bei *Hü* eine Hühnersteige. *a* = Schüsselstelle auf Füßen, darunter liegt Brennholz, *K* = Wasserkessel, *W-B* = Wasserbank, darüber ist die *Plattelhäng* angebracht, daran hängen 7 *Kellelen,* 2 *Plattelspieß* und 2 *Muassa'*. Unter *Kellelen* (Dim.) versteht man die Hafendeckel. Die Blattelspieße sind lange, zweizinkige, eiserne Gabeln, mit denen die Blatteln (eine krapfenartige Mehlspeise) aus dem siedenden Schmalz gehoben werden. Einen *Muassa'* bildet Meringer in Bd. XXI der „Mitteilungen", S. 106, Abb. 109, aus Aussee (auch dort so genannt) ab.

Von der Küche aus betritt man einen zweiten heizbaren Wohnraum, das Stübel. Es hat nur eine einfache Decke und ist blau gefärbelt. Die *Ofenhöhle* ist hier durch eine Einbuchtung in der Wand erweitert, so daß ein Müder sich dort bequem zur Ruhe hinstrecken kann. Unter dem Ofen ist der Backofen angebracht. Sowohl dieser als auch der Ofen werden von der Küche aus geheizt. *B* = Betten, *Co* = Commode, *K-K* = Küchenkasten, *Ka* = Kasten, *W-K* = Wandkasten. Links vom Hausgange liegen zwei Keller und eine Schlafkammer für die Dienstboten. Die beiden Keller liegen zu ebener Erde und sind nicht gewölbt. K_2 gehört zum Obergeschoß. Die Dienstbotenkammer dürfte ehedem wohl ein Gaden gewesen sein, der erst zur Schlafkammer wurde, als die Stiege neben dem Ofen in der großen Wohnstube abgebrochen wurde und die über der Stube liegende Kammer zur Wohnung im Obergeschosse kam. Von den Einzeichnungen der im Erdgeschosse an den Wohntrakt anstoßenden Wirtschaftsräume erkläre ich nur die Abkürzungen: *Schw* = Schweineställe, *Scha* = Schafstall, *W-Sch* = Wagenschupfen, *Str-H* = Streuhütte, *T-R* = Tennenrampe.

Abb. 24. Ein Feuerhund.

Im Obergeschosse, Abb. 23, hält der *Saal* die Mitte. Er durchläuft jedoch jetzt nicht ganz den Wohntrakt wie der Hausgang im Erdgeschosse, sondern ist durch eine Bretterwand in zwei Teile geschieden, wohl deshalb, damit die Bewohner des Erdgeschosses den *Saal* nicht betreten müssen, wenn sie über die aus dem Erdgeschosse emporführende Stiege *St* ins Obergeschoß kommen, um hier die ihnen zugehörenden Räume, welche mit (32) bezeichnet sind, aufzusuchen. Im Saale stehen zwei Kleidertruhen *Tr* und Tr_2, eine Korntruhe $K\text{-}Tr_2$ und eine Mehltruhe *M-Tr.* Der Saal wird durch eine Stiege betreten, die an der Hauptfront des Hauses emporführt. Die Bewohner des Obergeschosses sind daher nicht genötigt, das Erdgeschoß zu betreten und die Stiege, die aus dem Hausgange ins Obergeschoß führt, zu benützen.

Sonderbarerweise liegen die Wohnräume im Obergeschosse links vom Hausgange. Ihre Anordnung ist dieselbe wie im Erdgeschosse. Zwei Stuben schließen eine Küche ein. Diese auch anderwärts häufig vorkommende Anordnung der Wohnräume unterscheidet sich wesentlich von der Anordnung der Wohnräume in den bisher besprochenen Häusern. Sie kommt im oberen Inntale übrigens nicht selten vor. Wir werden ihr im nachfolgenden noch öfter begegnen. Die Decke der großen Wohnstube *St* des Obergeschosses ist in 36 Kassetten geteilt. Die in der Mitte sich befindende Kassette zeigt in volkstümlicher Malerei das Auge Gottes in einem vom Glorienscheine umgebenen Dreiecke. Die anderen Kassetten sind mit Blumensträußen

bemalt. Bemalung zeigen auch die Stubentür, die Wände des Verschlagels, die hier nicht ganz an die Decke reichen, und die Türen des Milchkastens *(M-K)* und der Kienleuchte *(K)*. Decke und Malerei stammen aus dem Jahre 1770. Im Jahre 1840 wurde eine Ausbesserung in der Bemalung vollzogen. *H-B* = Hobelbank, *N-M* = Nähmaschine. Die Küche *Kü* ist gewölbt. *Sp-H* = Sparherd, *K* = Kessel, *W-B* = Wasserbank, *a* Pfannenrem.

Das Stübel *Stü* scheint einstmals auch dort, wo sich die Nische *N* befindet, eine Tür gehabt zu haben. Unter *B-O* steht heute ein Backofen, früher soll dessen Stelle ein Kachelofen eingenommen haben. *B* = Bett, *Ka* und Ka_2 = Kasten, *K-K* = Küchenkasten, *Ko* = Koffer. Rechts vom Saale liegen zwei Kammern; die Kammer K_2 hat Holzwände. Sie gehört zum Erdgeschosse. Die vordere Kammer ist die Schlafstube der Dienstboten. Es stehen darin ein Tisch, drei Betten und drei Kästen. Über *U* hängt eine Hängeuhr und darüber eine Brotrem.

Die Wirtschaftsräume liegen 60—70 *cm* höher als der Saal. Sie sind in der Mitte durch eine Bretterwand in zwei Teile geschieden. Die rechte Hälfte gehört zum Obergeschosse, die linke zum Erdgeschosse (32). *H-B* und $H\text{-}B_2$ = Heubarren, *T* und T_2 = Tenne. Auch der Dachraum ist in zwei Teile geteilt. Im Dachraume des Wirtschaftsgebäudes wird das Stroh untergebracht. *T-R* = Tennenrampe.

Die Wirtschaftsräume sind mit den Wohnräumen, wie aus den beiden Grundrissen hervorgeht, bei diesem Hause in engste Verbindung gebracht; wie aber aus der Ansicht Abb. 21 zu ersehen, hat sowohl das Wohnhaus als auch der Stadel sein eigenes Dach.

6. Haus Nr. 9 in Barwies.

Die Abb. 25 zeigt das Haus Nr. 9 in Barwies mit dem dazugehörigen Stadel. Der Besitzer des Hauses ist Johann Schneider, gleichzeitig Eigentümer des Hauses Nr. 22 ebenda. In letzterem Hause wohnt er. Das Haus Nr. 9 steht in der Obhut einer alten Frau, die dortselbst wohnt. Die Abb. 26 bietet den Grundriß des Erdgeschosses von Haus und Stadel.

Zur Haustüre des Erdgeschosses gelangt man durch eine Aussparung in dem gemauerten Stiegenaufbau, der zum Obergeschosse leitet. Die Haustüre führt in den Hausgang *H-G*, der hier wieder durch das ganze Haus geht. Rechts liegen die Stube *St* und die Küche *Kü*; letztere ist gewölbt. Links vom Hausgange ist ein Keller *Ke*, der nur 25 *cm* tiefer als der Hausgang liegt und eine unheizbare Kammer *Ka* angeordnet, die früher als Gaden gedient haben soll.

Abb. 25. Haus Nr. 9 in Barwies.

Die Stube ist geweißt und besitzt eine Decke aus doppelter Bretterlage. Der Ofen *O* zeigt die typische Form. In seiner Nähe ist bei *K* die Kienleuchte angebracht. Die Ofenhöhle ist auch hier durch eine Einbuchtung in der Wand erweitert. Tisch *T* und Milchkasten *M-K* finden wir an den gewohnten Plätzen; auch die Kastenuhr *U* steht dort, wo man sie zu finden gewohnt ist. Das Ehebett steht hier in einem Ver-

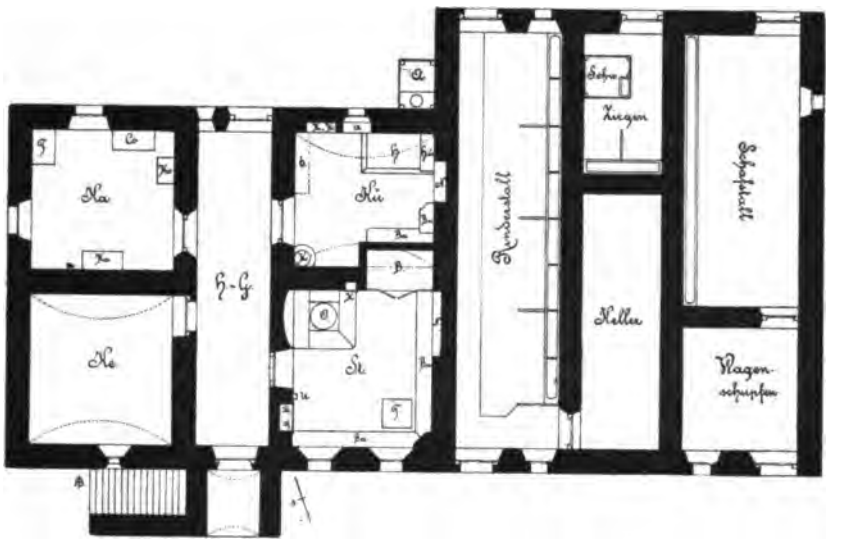


Abb. 26. Grundriß des Erdgeschosses von Haus und Stadel des Anwesens Nr. 9 in Barwies (5 *mm* = 1 *m*).

schlage, der in die Küche hineinragt. Man steigt in das Bett durch eine zweiflügelige Tür, die in der Verschalung des Verschlages angebracht ist. Bei *N* ist in der Wand eine Nische ausgespart, in der ein Kleiderrechen angebracht ist.

In der Küche steht bei *H* der offene Herd, darauf bei *Hü* die Hühnersteige. In der Nische bei *N* ist die Schüsselstelle untergebracht. Bei *K-K* ist der Küchenkasten eingemauert. *a* bildet eine Sitzbank in der Fensternische und über *b* ist die Pfannrem. *K* = Kessel.

Die Kammer *Ka* ist nur ganz oberflächlich eingerichtet: *T* = Tisch, *Ka* = Kasten, *Co* = Commode, *Ko* = Koffer.

Das Obergeschoß, das im Inneren des Hauses keine Verbindung mit dem Erdgeschosse besitzt, weist dieselbe Gliederung auf. Über dem Hausgange liegt der Saal, über der Stube eine zweite Stube, über der Küche eine zweite Küche, über dem Keller eine unheizbare Kammer und über der Kammer zwei Kabinette, die erst vor kurzem durch Errichtung einer Bretterwand aus einer Kammer entstanden sind. Die Küche im Obergeschosse deutet uns an, daß auch dieses Haus für zwei Familien eingerichtet ist.

In neuerer Zeit wird das Obergeschoß an Sommergäste vermietet.

Der Grundriß des Stadels in Abb. 25 erklärt sich durch die Einzeichnungen von selbst. Das Obergeschoß besteht rundum aus Blockwänden. Mitten durch läuft die Tenne, zu der, wie aus Abb. 25 zu sehen, eine niedere gemauerte Einfahrtsrampe hinaufführt. Da der im Erdgeschosse des Stadels liegende Keller und der rückwärtig derselben angebrachte Ziegen- und Schweinestall bedeutend niedriger sind als die rechts und links daranliegenden Ställe, so liegt auch die Tenne 1 *m* tiefer als die sie rechts und links einschließenden Heupillen. Der Dachraum bietet Platz für das Stroh.

Überblicken wir die unter 2—6 beschriebenen Gehöfte, bei denen Wohnhaus und Stadel stets eng miteinander in Verbindung stehen, ohne daß sie jedoch unter ein gemeinsames Dach gebracht wurden, nun noch einmal, so erkennen wir, daß die Verbindung entweder eine ganz willkürliche oder unregelmäßige ist, wie bei dem Hause Nr. 42 in Lehnsteig und dem Hause Nr. 34 und 35 in Unter-Mieming (vgl. die Risse Abb. 17 und 20), oder es herrscht in der Verbindung eine gewisse Regelmäßigkeit vor, die darin besteht, daß der Stadel rückwärts an das Wohnhaus gerückt ist, daß die Dächer beider Gebäude sozusagen eine Firstlinie haben, wie dies bei dem Hause Nr. 14 und 18 in Barwies und bei dem Hause Nr. 32 und 33 in Unter-Mieming der Fall ist (vgl. die Ansichten in Abb. 14 und 21), oder die beiden Gebäude sind parallel so aneinandergestellt, daß auch die Firstlinien ihrer Dächer parallel laufen, wie dies aus der Ansicht Abb. 25 des zuletzt besprochenen Hauses Nr. 9 in Barwies erkannt werden kann.

Wenn ich nun auf die Besprechung solcher Gehöfte übergehe, bei denen Wohn- und Wirtschaftshaus unter ein Dach gebracht sind, so kann ich wohl schon hier darauf hinweisen, daß das einheitliche Dach eine gewisse Regelmäßigkeit in der Anordnung der beiden Elemente, die es unter sich vereinigt, erheischt. Man denkt hiebei gewiß in erster Linie an jene bereits vorstehend hervorgehobene Regelmäßigkeit in der Anordnung von Wohnhaus und Stadel, bei welcher selbst bei loser Verbindung die beiden Dächer bereits eine Firstlinie besitzen. Diese Anordnung ist in der Tat wohl die häufigste bei den Einheitshäusern der Gegend; doch auch die andere Art einer regelmäßigen Anordnung, bei dem Haus und Stadel parallel zu einander liegen, ist gar nicht selten. Es wird sich zeigen, daß Haus und Stadel, parallel zu einander liegend, wie sie uns in Abb. 25 entgegentreten, ganz gut unter ein Dach gebracht werden können und uns so oft als Einheitshaus entgegentreten.

7. Haus Nr. 35 in Mötz.

Obwohl das Haus, das die Abb. 27 zeigt, bereits im Jahre 1744 erbaut wurde, zeigt es doch schon ein moderneres Äußere. Die altherkömmliche Holzarchitektur, welche man bei den bisher besprochenen Häusern wenigstens noch an den Giebelfeldern beobachten konnte, ist hier gänzlich verloren gegangen. Die Fenster sind groß, die Stuben daher licht. Der gegenwärtige Besitzer des Hauses ist Alois Kluibenschödl vulgo Joch oder Tannrainer. Tannrainer nennt man den Bauer, weil er aus dem Dorfe Tannrain stammt; der Name Joch ist auf ihn von seinem Vorgänger im Besitze des Hauses gekommen, der Joachim Reindl hieß.

Abb. 27. Haus Nr. 35 in Mötz.

Wie der Plan Abb. 28 erweist, ist das Haus durchgängig. Aus dem Hausgange *H-G* führt eine Treppe zum Obergeschosse, unter derselben leitet eine zweite Treppe zum Keller. Rechts vom

Hausgange liegen die Wohnstube *St* und eine schmale Schlafkammer *Ka*. Diese beiden Gelasse sind erst in neuerer Zeit durch Aufführung einer Holzwand aus einem ehedem einzigen Raume entstanden. Links vom Hausgange liegt die Küche *K* und dahinter ein Gaden *G*. Das Erdgeschoß des Wohntraktes wies daher mit dem Hausgange ursprünglich nur vier Räume verschiedenen Charakters auf. Es war also vierzellig.

Von den Einzeichnungen aus Stube und Kammer erkläre ich nur: *K-B* = Kinderbett. Die anderen Einzeichnungen sind bereits zur Genüge bekannt.

In der Küche liegt unter *H* der offene Herd, darauf steht unter *Hü* eine Hühnersteige. *K* deutet den Kessel, *W-B* die Wasserbank an. Darauf steht ein Schaff, in das

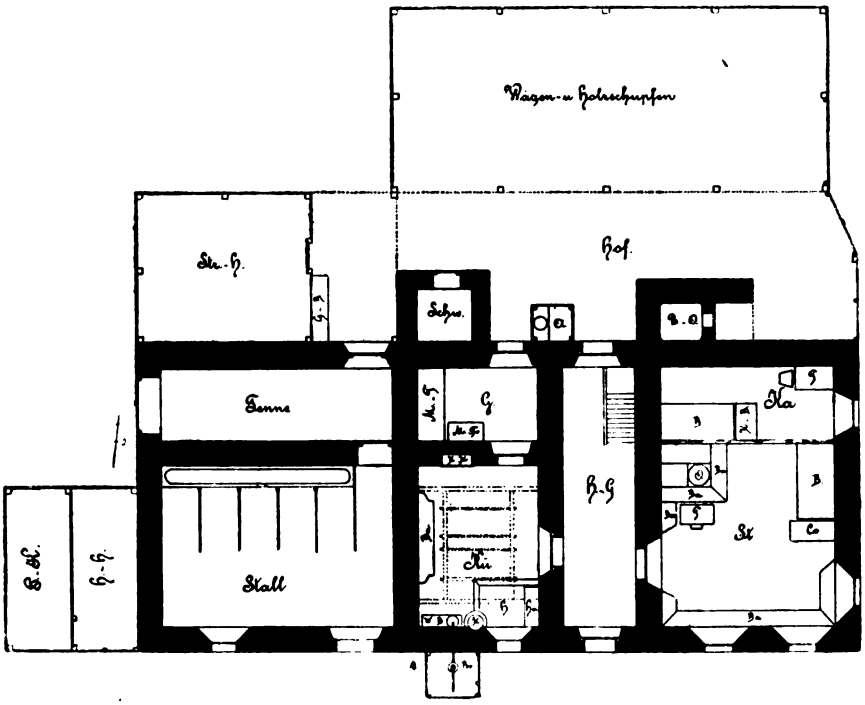


Abb. 28. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 35 in Mötz (5 *mm* = 1 *m*).

von dem in einer kleinen Hütte vor dem Hause stehenden Brunnen das Wasser gepumpt werden kann. Über der Bank *Ba* ist eine Schüsselstelle und die Kellenhäng angebracht. An der Decke der Küche ist ein Stangengerüst, die Fleischselch, befestigt. Im Gaden: *M-T* = Milchtisch, *M-Tr* = Mehltruhe.

An den Wohntrakt schließen sich Stall und Tenne an.

Im Obergeschosse des Wohntraktes liegt über dem Hausgange der Saal, über Stube und Kammer nur ein Raum, die Stubenkammer, über der Küche die Küchenkammer und über dem Gaden das Gadenkammerle. Über Stall und Tenne liegt die Heupille.

So sehen wir denn bei diesem Hause Wohn- und Wirtschaftsräume unter ein Dach gebracht. Was unter dem Dache dieses verhältnismäßig kleinen Hauses nicht Platz finden konnte, das mußte rundum an das Haus unter kleinen und großen Dächern in der Form von Zu- oder Anbauten angefügt werden. Die Bestimmung all der Hütten ist durch die Einzeichnungen erklärt. *G-B* = *G'söda'-Bank* (Futter-Schneidemaschine).

8. Haus Nr. 9 in Mötz.

Das Haus ist eines der wenigen Parterrehäuser, die mir auf meinen Wanderungen durch die Dörfer im oberen Inntale unterkamen. Die Form des Daches ist auch eine nur sehr selten vorkommende. Das Dach zeigt nämlich an der Giebelseite eine Abwalmung. Das Haus befindet sich im Besitze des Josef Simerle vulgo Gärtner.

Wie das vorstehend besprochene Haus, hat auch dieses seinen Eingang in der der Straße zugewendeten Traufseite. Der Hausgang *H-G* ist nicht durchgehend. Aus ihm führt eine Stiege *St* in den Dachraum hinauf.

Die Stube zeigt die gewohnte Ausstattung. An Stelle des Milchkastens steht neben der Türe ein geräumiger Wandkasten eingemauert, in dem sich das beste Geschirr, Flaschen und Gläser befinden. Am Ofen finden sich hier Gewandstangen angebracht, welche durch punktierte Linien angedeutet sind.

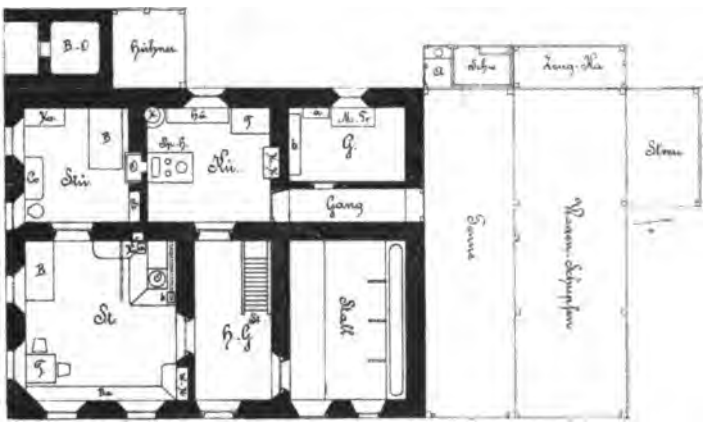


Abb. 29. Grundriß des Hauses Nr. 9 in Mötz (5 *mm* = 1 *m*).

Auf den Ofenbänken liegen bei *a* und bei *b* Polsterbretter. *K* = Kienleuchte.

Im Stübel deutet *O* einen Ofen an, den das Feuer vom Sparherde in der Küche erwärmt. Bei *St* steht in einer Nische eine Stellage, die durch Vorhänge verdeckt wird.

Im Gaden: *M-Tr* = Mehltruhe, *a* = Schüsselstelle, *b* = Stellage für die Milch.

Zwischen den Wohn- und Wirtschaftsräumen stellt ein Gang, der von der Küche ausgeht, die Verbindung her.

Über dem Wagenschupfen, der gedeckt ist, wird Heu eingelegt, ebenso über dem Stalle, über dem Gange und dem Gaden. Die Tenne hat keine Decke über sich.

Über Stube und Stübel ist eine Kammer in den Dachraum eingebaut. Vor derselben und der Heupille geht ein oberer Hausgang in der Breite des unteren Hausganges durch das ganze Haus.

9. Haus Nr. 35 in Ober-Mieming.

Das Haus Nr. 35 in Ober-Mieming ist eines der jüngsten Häuser von allen, die ich aufnahm. Es wurde im Jahre 1797 erbaut und ist Eigentum der Witwe Crescentia Larcher.

Das Äußere ist wohl noch das eines typischen Bauernhauses der Gegend, im Inneren des Hauses trifft man jedoch Abweichungen von der typischen Ausgestaltung des althergebrachten ortsüblichen Hauses. Es ist damit nicht gesagt, daß man die gleichen Abänderungen nicht auch in sehr alten Häusern findet. In den letzteren sind diese Änderungen, weil oft sehr praktisch, erst im Laufe der Zeit vorgenommen worden, während sie in diesem Hause, weil eben zur Zeit seiner Erbauung bereits als praktisch erkannt, vom Anfange an vorhanden waren.

Der Hausgang geht, wie aus Abb. 30 zu ersehen, nicht durch das ganze Haus. An seinem Ende hat man einen Gaden eingerichtet. Rechts vom Hausgange liegen eine Stube, ein unheizbares Stübel und eine Küche. Die Küche liegt jedoch nicht, wie es sonst bei älteren Häusern von ähnlicher Anlage zumeist der Fall ist, von beiden Stuben eingeschlossen, sondern sie ist hier in der Reihe die letzte.

Sie steht auch mit keiner der Stuben in direkter Verbindung, sondern sie wird vom Hausgange aus betreten. Durch diese Ausgestaltung des Hauses konnten, so lange in der Küche das Herdfeuer noch offen brannte, die Stuben mehr rauchfrei gehalten werden, als es sonst möglich ist.

Das Haustor ist in der nördlichen Traufseite des Hauses angebracht. Der Hausgang geht somit quer durch das Haus. Er teilt das Haus in seine zwei Elemente: in das Wohnhaus und die Wirtschaftsräume. Aus dem Hausgange führt eine Stiege *St* zum Obergeschosse. *F-T* deutet eine Falltüre an, unter der eine Stiege zum Keller leitet.

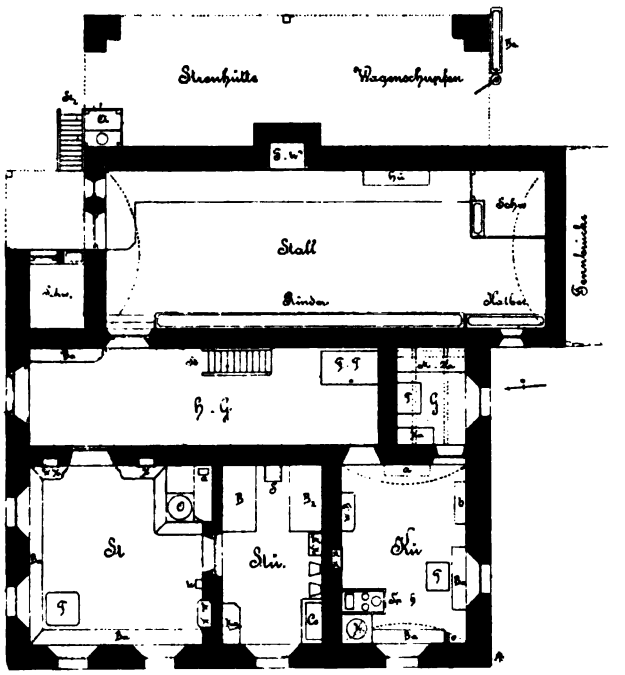


Abb. 30. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 35 in Ober-Mieming (5 *mm* = 1 *m*).

Die große Wohnstube ist bis zum unteren Rande der Fenster rundum mit Holztäfelung versehen. Auch der Plafond zeigt hier wieder Täfelung. Er ist in 36 Kassetten geteilt. *W-K* = Wandkasten, *M-K* = Milchkasten, *U* = Uhr, bei *a* Polsterbrett, *K* = Kienleuchte. Die Ofenhöhle ist hier, wie dies auch anderwärts konstatiert wurde, wieder durch eine Aussparung in der Mauer verbreitert. Die Bank, auf dem das Polsterbrett *a* liegt, befindet sich über dem Sockel in halber Ofenhöhe angebracht. In der Kienleuchte befindet sich ein doppelter Feuerhund von 25 *cm* Länge und 10·5 *cm* Höhe. In Abb. 31 findet er sich abgebildet.

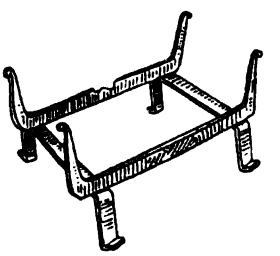


Abb. 31. Ein doppelter Feuerhund.

Im Stübel *B* und B_2 = Betten, dazwischen bei *S* ein gepolsterter Lehnsessel, *N-K* = Nachtkästchen, *Co* = Commode, darauf ein Schreibpult, *K* = Kasten.

In der Küche ist über *a* eine Schüsselstelle und über *b* eine Hafenstelle befestigt. *c* = Pfannenrem.

Der Gaden wird von der Küche aus betreten. *M-Ka* = Mehlkasten mit neun Laden, darauf steht eine Schüsselstelle und über dieser ist eine Brotrem angebracht.

Unterhalb der Decke sind Stangen angebracht, die durch die punktierten Doppellinien angedeutet sind. Darauf liegen *Fleischstecken,* an denen geräuchertes Schweinefleisch und Würste hängen.

Von den Einzeichnungen der Wirtschaftsräume seien erklärt: *Hü* = Hühnersteige und *F-W* = Futterwurf, ein gemauerter Schlauch, durch den von der Heupille im Obergeschosse das Futter in den Stall herabgeworfen wird. *Br* = Brunnen.

Im Obergeschosse dieses Hauses befindet sich über dem Hausgange der Saal, über Stube, Stübel, Küche und Gaden liegen vier unheizbare Kammern, in denen die erwachsenen Söhne und Töchter der Besitzerin und eine alte Magd (in der *Gadenkammer)* schlafen. Über dem Stalle liegt die Tenne, über der Streuhütte und dem Wagenschupfen die Heupille. Tenne und Heupille sind durch Bretterwände eingeschlossen. Im Dachraume liegt über Tenne und Heupille das Stroh. Im anderen Teile des Dachraumes finden wir alte Möbel, Werkzeuge u. dgl.

Das Obergeschoß kann vom Saale aus betreten werden, oder man gelangt in dasselbe über eine Stiege bei St_2, die außerhalb des Hauses angebracht ist.

Die drei zuletzt besprochenen Häuser sind, wie sich gezeigt hat, Einheitshäuser, die Wohnhaus und Stadel unter einem Dache vereinigen. Bei allen drei Häusern gliedern sich die Wirtschaftsräume an die Rückseite des Hauses an.

Das trennende Element bildet der Hausgang. Da er in allen drei Fällen quer im Hause liegt, ist die Haustüre bei keinem der Häuser in der Giebelseite, sondern stets an einer Traufseite angebracht. Alle drei Häuser sind, wenn auch jedes schon über 100 Jahre alt, Häuser von geringem Alter.

10. Haus Nr. 32 in Windfang.

Abb. 32 zeigt ein Haus, das in unmittelbarer Nähe des unter 1 zuerst beschriebenen Hauses liegt. Es ist ein Haus von nicht nur recht altertümlicher Form, sondern von gewiß auch sehr hohem Alter, da die Mauern (50, 61, 64 *cm*) bereits stark baufällig sind. Das Haus ist Eigentum des Klosters in Stams. Es gehören zum Hause 40 Starland Feld. Das Ganze ist an eine alte, bereits 73jährige Frau, an die alleinstehende Witwe Katharina Mauer, um fl. 95 jährlich vermietet.

Zum Gepräge des Altertümlichen und Ursprünglichen dieses Hauses trägt viel der Umstand bei, daß bei diesem Hause die hölzerne Tennbrücke an der Giebelseite in das Obergeschoß führt. Es ist dies durchaus keine vereinzelt dastehende Einrichtung. Gleich das zweitnächste Haus, Nr. 34 in Windfang, hat die Tennbrücke ebenfalls an der Giebelseite. Die Haustüre befindet sich da wie dort in der Giebelseite (unter der Tennbrücke) und ist durch diese dem Beschauer des Hauses, wenn er vor der Tennbrücke steht, verdeckt. Die Holzbrücke des Hauses in Abbildung 32 liegt mit ihrem vorderen Teile auf einer aufgemauerten Rampe auf. Die Rampe schließt einen Schweinestall ein.

Abb. 32. Haus Nr. 32 in Windfang.

Abb. 33 bringt den Grundriß des Erdgeschosses dieses Hauses. Wie aus demselben ersehen werden kann, führt

die Haustüre in den Hausgang *H-G*. Dieser durchläuft das Haus in seiner Länge nach ganz; das Haus ist daher wieder ein durchgängiges. Durch den Hausgang ist es in zwei Teile geteilt. Zur rechten Seite liegen die Wohnräume, links die Wirtschaftsräume.

Die außergewöhnlich große Wohnstube *St* liegt, da sie unterkellert ist, um etwa 60 *cm* höher als der Hausgang und die Küche *Kü*. Sie hat eine Höhe von 2·25 *cm*, ist geweißt und besitzt eine getäfelte Decke. Ihre Einrichtung unterscheidet sich von den anderen alten Stuben nicht. Aus der Ofenhöhle führt hier, was weiter oben schon bemerkt wurde, eine schmale Stiege zum Obergeschosse empor. An die Stube schließt sich auch bei diesem alten Hause ein „Verschlagel" an. Es ist in Betthöhe ringsum mit Brettern verkleidet. In diesem Hause erfuhr ich von der alten Bewohnerin, daß in Staudach, von Stams innaufwärts das nächste Dorf, das Verschlagel fast bei keinem Hause fehle.

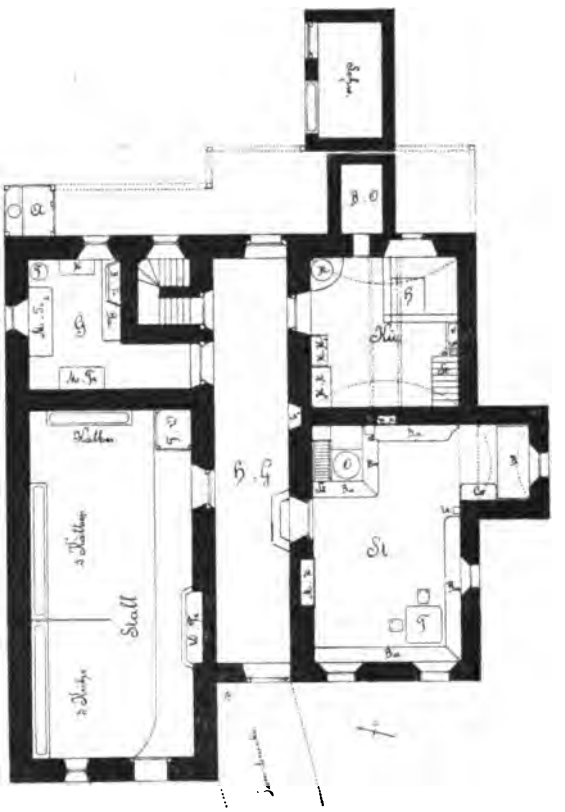


Abb. 33. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 32 in Windfang (5 *mm* = 1 *m*).

Die Küche ist gewölbt und hat einen Mörtelboden. Der offene Herd nimmt fast den vierten Teil der Küche ein. Die Höhe des Herdes beträgt 65 *cm*. Einen guten Teil seiner Oberfläche nimmt eine quadratische Eisenplatte ein. Was diese frei läßt, ist von Zementplatten belegt. Auf dem Herde fand ich einen „Feuerhund" von 50 *cm* Länge und 17 *cm* Höhe, Abb. 34. Auf dem Herde stand auch ein Dreifuß von der schon wiederholt erwähnten Form der kärntner Dreifüße. Bei *St* = Kellerstiege, bei *a* = Pfannenrem, über *W-B* = Wasserbank ist eine Schüsselstelle, auf dem Küchenkasten *K-K*$_2$ steht eine zweite Schüsselstelle. Unter dem Gewölbe der Küche ist eine Fleischselch befestigt, die durch die punktierten Doppellinien angedeutet wird.

Im Gaden *G*: *M-Tr* und *M-Tr*$_2$ = Mehltruhen, *F* = Aschenfaß, *B-Tr* = Backtrog. Im Stalle: *F-W* = Futterwurf, *W-Tr* = Wassertrog.

An der Rückseite des Hauses ist der Backofen *B-O* angebaut; er wird von der Küche aus geheizt und ist von einem aus dem Obergeschosse vorragenden *Pinele* (Dim. von Bühne) gedeckt. An den Backofen schließt sich ein Schweinestall unter eigenem Dache an. Das Obergeschoß dieses Hauses ist ganz aus Holz. Dabei ist nur eine Kammer, die sich über der Stube befindet und Stubenkammer heißt, gezimmert (von außen ist sie, wie die Abb. 32 erkennen läßt, geweißt), alle anderen Räume haben Wände aus stehenden Brettern. In der Stubenkammer stehen zwei Betten, zwei Kästen, eine Kommode, ein Tisch, eine Bank. Es ist ein Wohnraum.

Abb. 34. Ein Feuerhund.

Über der Küche liegt die Kuchelkammer, sie hat einen Mörtelboden und dient als Schlafraum. Es stehen darin ein Bett, ein Kasten und eine Kleidertruhe. Daneben aber auch zwei Schüttkästen. Auch die Gadenkammer dient als Schlafraum. Sie besitzt einen nur einfachen Fußboden und eine eben solche Decke. Es stehen darin das Bett des Knechtes und zwei Kästen für seine Kleider, dabei auch hier zwei große Truhen zur Aufnahme von Korn. Beide zuletzt aufgezählten Räume dienen alle auch als Vorratskammern.

Über dem Hausgange liegt die Tenne. Über dem mittleren Drittel derselben ist keine Decke angebracht. Die große Öffnung über der Tenne dient dazu, durch sie Stroh auf die *Plona'* (Dachboden) zu verladen. Über dem Stalle liegt die Heu- oder Futterbille, die bis in den Dachraum durchgeht. Jener Teil des Obergeschosses, welcher aus der Front des Hauses vorragt und über der Tennbrücke liegt, bildet einen Verschlag, in dem Streu aufgestapelt wird: das *Streupinele* (Streubühne). Davor ist ein offener Gang (*Solda'*). Einer gleichen Bühne an der Rückseite des Obergeschosses wurde schon Erwähnung getan. Sie läuft nach links in einen zweiten *Solda'*, in den Abtrittsolder aus, der zu einem im Obergeschosse angebrachten Abort führt.

Wir haben in dem eben beschriebenen Hause Nr. 32 bereits das Beispiel eines Einheitshauses vor uns, das, wie bereits oben auf S. 208 angedeutet, ein Wohnhaus und einen Stadel, die nicht hintereinander angeordnet sind, sondern parallel nebeneinander liegen, unter einem Dache vereinigt. Die beiden Elemente beschränken sich in diesem verhältnismäßig kleinen Hause zwar wohl auf die bescheidenste Ausdehnung, so daß sie leicht unter ein Dach gebracht werden könnten. Es wird sich aber aus der nachfolgenden Besprechung weiterer Häuser ergeben, daß die unter ein Dach gebrachten beiden Elemente zu ganz respektabler Größe sich auswachsen können.

11. Haus Nr. 118 in Rietz.

Rietz ist ein großes Dorf, das aus mehreren Teilen besteht. Die nur ihrer Lage nach mit besonderen Namen, wie Rietz-Dorf, Rietz-Unterdorf, Rietz-Silbergasse, -Hubergasse, -Hintergasse belegten, sonst aber eng miteinander zusammenhängenden Häusergruppen weisen schon eine stattliche Anzahl von Häusern auf. Zu Rietz gehören außerdem noch eine Anzahl von Weilern, deren Häuser mit jenen des Dorfes Rietz in fortlaufender Reihe numeriert sind. Daher rührt die hohe Nummer des Hauses, von dem jetzt die Rede sein soll. Es liegt im Weiler Holzleiten und ist Eigentum der Geschwister Köhle, „bei Neffers". Es wurde einer Jahreszahl nach wahrscheinlich im Jahre 1703 erbaut.

Abb. 35. Haus Nr. 118 in Rietz (Holzleiten).

Dem Beschauer des Bildes dieses Hauses, Abb. 35, wird augenblicklich in die Augen fallen, daß die linke Seite des

Hauses aus Mauerwerk, die rechte dagegen im Obergeschosse aus Holz besteht. Das Haus zeigt somit in dieser Hinsicht Ähnlichkeit mit dem vorstehend besprochenen Hause Nr. 32 in Windfang. Die Ähnlichkeit im Äußeren läßt auf Ähnlichkeit in der inneren Ausgestaltung schließen. Die Ähnlichkeit in der inneren Einteilung des Hauses ist nun auch in der Tat vorhanden. Die Verschiedenheit der Ausgestaltung im Inneren besteht nur darin, daß, wie sich aus dem Grundrisse des Erdgeschosses dieses Hauses (Abb. 36) auf den ersten Blick erkennen läßt, sowohl die Wohnräume als auch die Wirtschaftsräume größere Ausdehnung zeigen als in dem Hause Nr. 32 in Windfang.

Da wie dort scheidet der der Länge nach durch das ganze Haus gehende Hausgang *H-G* die Wohnräume von den Wirtschaftsräumen.

Im Erdgeschosse befinden sich drei Wohnräume. Wie wir dies schon im Hause Nr. 35 in Unter-Mieming gefunden, schließen auch hier zwei heizbare Stuben eine

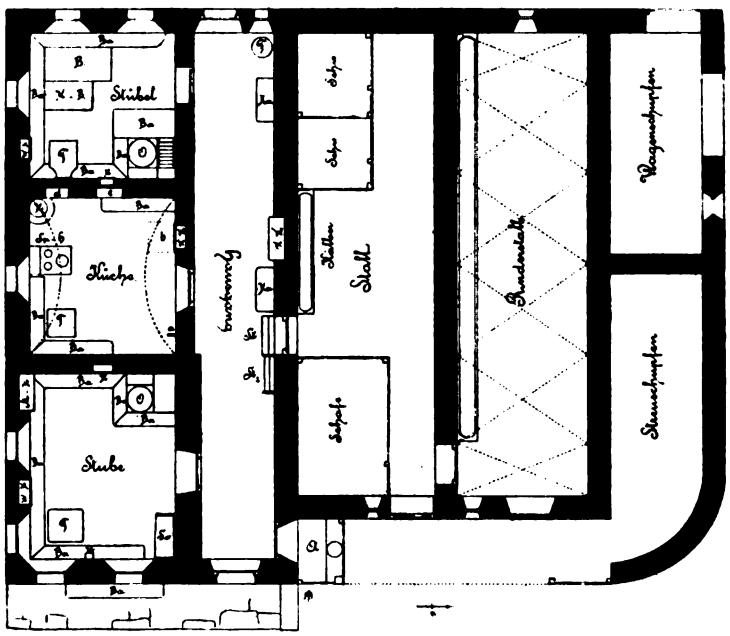


Abb. 36. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 118 in Rietz (Holzleiten) (5 *mm* = 1 *m*).

Küche ein. Die Stuben sind 2·25 *m* hoch und beide geweißt. Die vordere Stube hat einen getäfelten Plafond, die rückwärtige, das „Stübel", eine doppelte Bretterdecke. Die Küche ist gewölbt. Beide Stubenöfen zeigen die typische Form und werden von der Küche aus geheizt. In der Nähe der Öfen finden sich auch hier unter *K* und *K* die Kienleuchten. Neben dem Ofen des Stübels sehen wir auch hier eine Stiege angebracht, die die Verbindung mit der darüber liegenden Kammer herstellt. Die davor liegende Ofenbank ist auffallend (80 *cm*) breit und kann als Lager benützt werden. Der Tisch im Stübel ist aufklappbar. *K-B* = Kinderbett. Von den Einzeichnungen der vorderen Stube erkläre ich nur: *So* = Sopha. In der Küche hat der offene Herd bereits einem Sparherde Platz gemacht. Der Rauch der Stubenöfen und der Kienleuchten entweicht aber nach alter Einrichtung noch immer frei in die Küche und findet seinen Weg durch den auf dem Gewölbe bei *b* aufsitzenden Schornstein ins Freie. *a* = Pfannenrem, *c* = Hafenstelle, *d* = Schüsselstelle. Der an den Hausgang anstoßende Stall für das Kleinvieh liegt 1 *m* tiefer als der Hausgang. Es führen darum

bei *St* einige Stufen zu diesem Stalle hinab. Die über diesem Stalle liegende Tenne liegt nur um 1·10 *cm* höher als der Hausgang, zur Tenne leitet die Stiege St_2 hinauf. Von der Tenne führen dann wieder einige Stufen zum „oberen Hausgang", der über dem unteren Hausgang liegt. Über den drei Wohnräumen des Erdgeschosses liegen drei unheizbare Kammern. Eine vierte Kammer wurde im letzten Viertel des oberen Hausganges erst in neuerer Zeit angelegt. Alle vier Kammern dienen Wohnzwecken. In den Kammern stehen ein oder zwei Betten, außerdem Kästen und Truhen oder Kommoden und fast überall ein kleiner Tisch.

Neben der Tenne ist über dem Rinderstalle der Lagerplatz für Heu und Grummet angelegt. Der ganze Raum ist durch Blockwände in drei Teile, in drei Pillen gegliedert, die gegen die Tenne zu offen sind. Das Obergeschoß des Wirtschaftstraktes ist aus Holz. Die Einfahrt zur Tenne ist an der Rückseite des Hauses aufgemauert.

Nach vorn ist der Tenne und den Heupillen ein geräumiger Solder vorgelegt. Die Brüstung besteht aus ausgesägten Brettern. Über der Brüstung sind an Säulen Stangen befestigt, die zur Aufnahme von Maiskolben bestimmt sind. Solche Stangen sind auch an der Südseite des Wohnhauses angebracht.

Der Streuschupfen und der Wagenschupfen sind dem Hause erst in späterer Zeit angebaut worden. Sie reichen nur bis zum Obergeschosse des Stadeltraktes. Von dort aus legt sich ein Pultdach über beide Räume.

12. Haus Nr. 41 in Rietz.

Das in Abb. 37 abgebildete Haus liegt in Rietz (Unterdorf). Sein Besitzer ist Alois Kritsch, „beim Mirtler". Das Haus ist ungefähr 100 Jahre alt. Das Giebelfeld dieses Hauses ist nicht, wie dies bei den meisten der bisher besprochenen Häuser der Fall war, durch eine Wand aus stehenden Brettern gebildet, sondern durch ein Gitterwerk aus etwa 12 *cm* im Geviert messenden Balken. Diese Art der Absperrung

Abb. 37. Haus Nr. 41 in Rietz.

des Dachraumes an seiner vorderen Seite kommt in Rietz sehr häufig vor. Einzelne der sich kreuzenden Balken sind, wie es die Abb. 37 zeigt, profiliert und enden in Schlangenköpfen. Ich habe besonders in Rietz, doch auch anderwärts, so in Silz und Telfs, Häuser gesehen, die außerordentlich reich an solcher Giebelzier waren.[1]) Die Ansicht der Giebelfront des Hauses, insbesondere das neben der Haustüre angebrachte große Einfahrtstor, führt zur Vermutung, daß das Innere dieses Hauses in ähnlicher Weise ausgestattet sein muß, wie das der beiden vorstehend besprochenen Häuser. Ein Blick auf die Abb. 38, die den Grundriß des Erdgeschosses des Hauses bringt, bestätigt diese Vermutung. Der Hausgang durchläuft das Haus seiner Länge nach und teilt es in zwei Teile. Auf der einen Seite liegen die Wohnräume, auf der anderen die Wirtschaftsräume. Die Wohnräume zeigten ursprünglich genau dieselbe Anordnung wie im vorstehend besprochenen Hause. Zwei heizbare Stuben schlossen eine Küche ein. Durch die Errichtung einer Bretterwand in der zweiten Stube wurden aus drei Räumen vier gemacht.

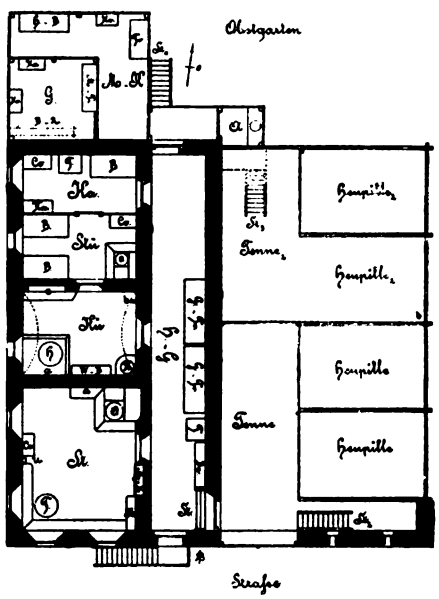


Abb. 38. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 41 in Rietz (Unterdorf) (1 *cm* = 3 *m*).

In der großen Wohnstube *St* finden wir im Tischwinkel ausnahmsweise einen runden Tisch. Die Ofenhöhle ist durch eine Ausbuchtung in der Wand auch hier erweitert. Bei *St* steht eine durch Vorhänge verhängte Stellage auf der Bank. Über *a* ist eine Kienleuchte in der Wand angebracht.

Die Küche ist gewölbt. Der Herd *H* ist 60 *cm* hoch. Ungefähr in der Mitte der Oberfläche ist ein Mühlstein eingemauert. Er bildet die Heizfläche und das Loch in seiner Mitte das Aschenloch. Oberhalb *a* steht in einer Nische die Hühnersteige. *b* = Pfannenrem. In der Nische bei *c* steht eine Schüsselstelle. Auf dem Herde sah ich drei dreifüßige Kessel von der in Abb. 39 wiedergegebenen Form stehen. Sie hatten eine Höhe von 25 *cm* und einen Durchmesser an der Öffnung von 18 *cm*. Der eine war aus Gußeisen, der andere aus Kupfer und der dritte aus Glockenspeise gegossen. Ich glaube, Kessel derselben Form, jedoch vielleicht ohne Füße, mußten es gewesen sein, die man an die Haken solcher Ketten hängte, die man in früherer Zeit über den offenen Herden in der Gegend hängen hatte und wovon ich einen im Hause Nr. 33 in Windfang, wie ich oben hervorhob, noch sah. Auf dem Herde des Hauses Nr. 41 in Rietz stand neben einem Dreifuße landläufiger kärntnerischer Form auch ein Feuerhund von der in Abb. 40 wiedergegebenen Gestalt.

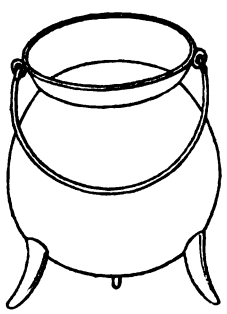


Abb. 39. Ein Kessel.

Den Wohnräumen ist in gleicher Flucht noch eine *Mach'lkammer* angebaut, deren Wände nur aus Brettern bestehen Die Fenster sind viereckige Öffnungen, die nicht verglast, aber mit Holzschubern versehen sind. *H-B* = Hobelbank, *Ko* = Koffer, *Tr* = Truhe.

[1]) Eine Reihe der prächtigsten solcher äußerst kunstvoll gearbeiteten Giebel bringt aus dem oberen Inntale das Werk Deiningers.

Die Machelkammer schließt einen Gaden *G* ein, dessen Wände ebenfalls nur Bretterwände sind. *M-Tr* = Mehltruhe, *Ka* = Kasten, *Ko* = Koffer, über *B-R* = Brotrem.

Im Hausgange stehen zwei Getreidetruhen, ein Tisch und eine Bank. Bei *St* führen ein paar Stufen in den Stadel. In diesem Hause liegt nicht der Stall, sondern die Tenne und die Heupillen mit den Wohnräumen in ungefähr gleich hohem Niveau. Der Stall liegt unter der Tenne und den Heupillen. Die andere Hälfte des Hauses ist unterkellert. Das Terrain, auf dem das Haus steht, ist nämlich dermaßen abschüssig, daß man von der Rückseite des Hauses ebenerdig in die Ställe und Keller gelangen kann. Von rückwärts hat das Haus das Ansehen eines dreigeschossigen Gebäudes. Aus dem Grundrisse kann ersehen werden, daß der Stadel in der Richtung von *a—b* in zwei Teile geteilt ist. In gleicher Richtung ist auch der Stall und sind die Keller geteilt. Wie mir der Besitzer des Hauses sagte, war das Haus für zwei „Bauernschaften" gebaut. Es befinden sich sonach zwei Besitzer darin. Vom Wohntrakte gehörte dem einen das Erd-, dem anderen das Obergeschoß. Jetzt ist das Obergeschoß vermietet und der Mieter steht im Genusse der Hälfte des Kellers, des Stadels und des Dachraumes. Der Besitzer des Hauses gelangt über die Stiege bei St_2 in seinen Teil des Dachraumes, der Mieter vom Obergeschoß über die Stiege St_3 herab in seinen Stadelteil und beide benützen die Stiege St_4, um in die Ställe zu gelangen. Der Mieter betritt seinen Keller von der Rückseite des Hauses, der Besitzer kommt zu seinem Keller über eine Stiege, die unter jener Stiege hinabführt, die von der Giebelfront des Hauses außen zum Obergeschosse emporleitet.

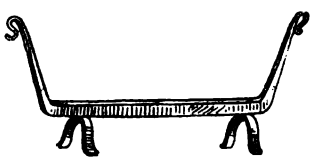


Abb. 40. Ein Feuerhund.

Der Stadel ist, wie aus der Zeichnung des Grundrisses (Abb. 38) hervorgeht, aus Blockbau, nur die Stirnseite derselben ist Mauerwerk. Man hat durch die Aufführung dieser Mauer dem Hause jedenfalls ein gefälligeres Äußere geben wollen, als das älterer Häuser gleicher Ausgestaltung, wie die Häuser Nr. 118 in Rietz und Nr. 32 in Windfang zeigen.

13. Haus Nr. 70 in Rietz („im Platzl").

Das Haus Nr. 70, „beim Wilhelmi", in Rietz, dessen Bild Abb. 41 zeigt, ist Eigentum des Gastwirtes Johann Egger in Telfs. Zwei seiner Brüder haben das Haus in Pacht. Der ältere davon betreibt Landwirtschaft und als Nebenbeschäftigung eine Selcherei, der jüngere übt das Schneiderhandwerk aus.

Abb. 41. Haus Nr. 70 in Rietz.

Das Haus wurde schon im Jahre 1587 erbaut. Es ist das größte unter den älteren Häusern, die ich aufnahm, und hat in seiner Ausgestaltung bisher nur eine unwesentliche Veränderung erlitten.

Wie schon aus der Ansicht des Hauses (Abb. 41) ersehen werden kann, liegen die Wohnräume und Wirtschaftsräume auch hier wieder so wie bei den drei zuletzt besprochenen Häusern parallel zu einander und das Ganze wird durch ein mächtiges Dach bedeckt. Dieses Dach hat annähernd die doppelte Größe des Daches vom eben besprochenen Hause Nr. 41 (Rietz), weil sowohl die Wohnräume als auch die Wirtschaftsräume jene aller bisher besprochenen Häuser an Größe übertreffen. Die Front des Hauses beträgt nicht weniger als 27·3 *m* in der Länge. Davon entfallen 14·85 *m* auf den Wohntrakt und der Rest von 12·45 *m* auf den Stadel.

Die Haustüre liegt in der Giebelseite des Hauses. Durch sie kommt man in den Hausgang. Hier bildet nun, wie die Abb. 42 zeigt, der Hausgang nicht das scheidende Element zwischen Wohn- und Wirtschaftstrakt wie in den drei vorstehend besprochenen Häusern, die Wohnräume liegen hier auch nicht zu einer Seite des Hausganges wie dort, sondern sie sind wie in anderen schon besprochenen Häusern zu beiden Seiten des Hausganges angeordnet. Zwei dieser Räume haben ihre Bestimmung und wohl auch ihre Einrichtung aus der ältesten Zeit des Hauses bis auf den heutigen Tag beibehalten. Es sind die Küche und der Gaden. Beide haben Mörtelboden.

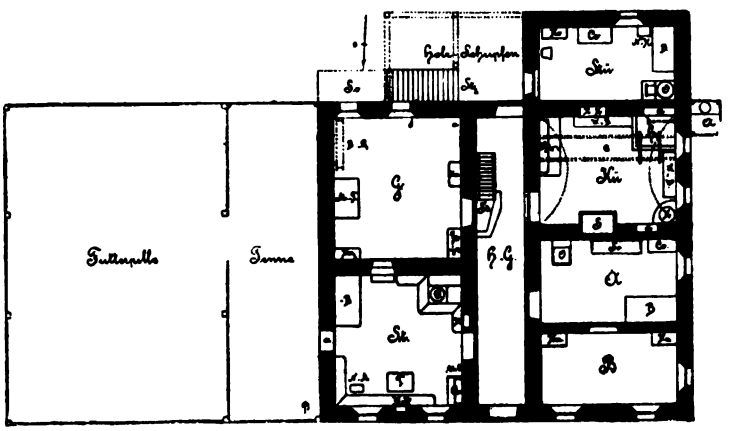


Abb. 42. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 70 in Rietz (im Platzl) (1 *cm* = 3 *m*).

In ersterer steht unter *H* noch ein offener Herd. Im Hintergrunde desselben ist bei *a* eine Nische ausgespart, die wahrscheinlich zur Aufnahme einer Hühnersteige diente. Bei *b* steht eine „Kesselreid", das ist ein um seine Achse drehbares, senkrecht stehendes Rundholz mit einem wagrechten Arm, an den der große Kessel gehängt wird. Diese sonst in den Alpenländern an oder auf offenen Herden vorkommende Vorrichtung habe ich sonst in den von mir besuchten Dörfern des oberen Inntales sonst nirgends vorgefunden. Über *c* ist die Fleischselch angebracht. In der Nische *N* steht die Hafenstelle. Auf dem Tische *T*, an dem vier Schubladen angebracht sind, steht eine sauber gearbeitete Stellage *St* für die Schüsseln. An dem vorstehenden obersten Brette der Stellage sind die Pfannen aufgehängt. *S* ist eine neu angebrachte und modern eingerichtete Selche.

Im Gaden stehen zwei Kästen Ka-Ka_2, ein Milchtisch *M-T* und eine Mehltruhe *M-Tr*. Über *B-R* hängt die Brotrem und bei *a* steht eine Menge Werkzeug.

Die Stube *St* zeigt die gewöhnliche Einrichtung. An der sonst vom Tische eingenommenen Stelle steht die Nähmaschine des Schneiders. Der Tisch ist zur Seite gerückt. Ob dieser Raum stets als Stube dient, möchte ich fast bezweifeln, da früher die mit *A-B* bezeichneten Räume zusammengenommen die große Wohnstube des Hauses bildeten. Die Mauer, welche beide Räume trennt, ist neu. Die Stube, in welcher

jetzt der Schneider sein Handwerk treibt, dürfte früher vielleicht als Keller gedient haben. Ein Keller kommt nämlich in Häusern von gleicher Ausgestaltung an dieser Stelle nicht selten vor (vgl. Abb. 22).

Die beiden Räume *A* und *B* zeigen nichts mehr von der Ausstattung der alten Wohnstube. Selbst der typische Ofen ist durch einen modernen Kachelofen ersetzt worden. Die Einrichtung der beiden Stuben ist eine mangelhafte. Raum *B* ist fast leer. Das Stübel *Stü* ist ein späterer Zubau. Der Kachelaufbau des Ofens daselbst zeigt wohl die gewohnte Form, doch ist der Ofen vom Stübel aus zu heizen. *N-K* = Nachtkästchen.

Das Obergeschoß des Hauses zeigt genau dieselbe Einteilung wie das Erdgeschoß. Über dem Hausgange liegt der obere Hausgang. Zu seiner rechten Seite liegen drei unheizbare Kammern. Über dem Stübel ist eine „Lumperkammer". Über der Stube *St* ist ein heizbarer Raum, die „obere Stube". Der Raum über dem Gaden ist gegen den Stadel zu offen, dient als Wirtschaftsraum und heißt Gadenpille. Dort wird das ausgedroschene Stroh eingelagert. Über dem Schupfen ist eine nur von Brettern umschlossene Kammer, *'s Schupfen-Kammerle* angebracht. Von demselben geht ein Solder über *So* aus, der durch eine Türe in die Gadenpille leitet.

In die Tenne des geräumigen Stadels kann von der Rückseite des Hauses eingefahren werden. Die Tenne und mit ihr die Futterpille liegt um 75 *cm* höher als die anstoßende Stube *St* im Wohntrakte. Faßt man das Haus von vorn ins Auge, so bildet die Tenne mit der Futterpille das Obergeschoß des Stadeltraktes. Das Erdgeschoß ist durch eine Mauer, die senkrecht zum Dachfirste liegt, in zwei gleiche Teile geteilt. Die rückwärtige Hälfte ist der große Rinderstall, die vordere Hälfte ist durch eine Mauer, die parallel zum Firste steht, wieder in zwei Teile geteilt. Jene Hälfte, die an das Wohnhaus anstoßt, dient als Metzgerei. Zu ihr führt aus der Stube *St* bei *a* eine Türe zu einer Stiege, die in diesen Raum hinableitet. Die andere Hälfte dient als Pferdestall. An die linke Traufseite des Hauses ist unter einem Pultdache ein kleiner Zubau angebaut worden, der in Abb. 41 zu erkennen, aber in dem Grundrisse, als ursprünglich nicht vorhanden, nicht aufgenommen worden ist. Dieser Anbau dient als Schlagbrücke.

Sowohl die Wohnräume, als auch die Wirtschaftsräume dieses Hauses weisen die größten Ausmaße auf, die bei Bauernhäusern der Gegend vorzukommen pflegen. Die Wohn- und Wirtschaftsräume des in Rede stehenden Hauses übertreffen an Größe das Wohnhaus und den Stadel des Anwesens Nr. 9 in Barwies (vgl. Abb. 25 und 26). Dort steht der Stadel parallel zum Hause, an dieses eng angebaut, aber beide Gebäude haben ihr eigenes Dach. Hier sind die beiden Trakte, obwohl sie jene an Größe übertreffen, unter ein einziges Dach gebracht, so daß man auch von diesem Hause als von einem Einheitshause sprechen kann.

14. Haus Nr. 10 und 11 in Mötz.

Die unter 7—13 beschriebenen Einheitshäuser scheiden sich, wie schon festgestellt wurde, in zwei Gruppen. Jene unter 7—9 charakterisieren sich dadurch, daß der Wohntrakt nach vorn, d. i. gegen die Straße zu liegt, und der Wirtschaftstrakt sich dem Wohntrakte nach rückwärts anschließt. Die anderen unter 11—13 besprochenen Häuser dagegen haben das gemeinschaftliche Merkmal, daß Wohntrakt und Wirtschaftstrakt parallel zu einander unter dem gemeinschaftlichen Dache sich anordnen. Bei allen Häusern der zweiten Gruppe haben wir die Haustüre in der Hauptfront des Hauses, nämlich in der der Straße zugewendeten Giebelseite angetroffen. Bei den

Häusern der ersten Gruppe dagegen betritt man das Haus durch die dem Hofe zugekehrte Traufseite.

In Abb. 43 bringe ich das Bild noch eines Hauses, bei dem wie bei den Häusern der ersten Gruppe die Wirtschaftsräume sich den Wohnräumen nach rückwärts anschließen, bei dem aber wie bei den Häusern der zweiten Gruppe die Haustüre in der Giebelseite angebracht ist. Es ist ein neueres Haus, das aus dem Jahre 1778 stammt. Es soll der Überlieferung nach von zwei Brüdern erbaut worden sein. Heute ist es Eigentum zweier Besitzer und bietet den Familien derselben reichlich Raum. Die linke Hälfte des Hauses, und zwar sowohl dessen Erd- als auch dessen Obergeschoß, besitzt Virgil Höpperger, vulgo „Tesa", die andere Hälfte gehört der Witwe Elisabeth Hörman, vulgo „Peterles". In jenen der bisher besprochenen Häuser, die entweder zwei Besitzern angehören oder von zwei Familien bewohnt werden, gehört stets das Erdgeschoß der einen und das Obergeschoß der anderen Partei an. Die Häuser waren also immer horizontal geteilt. Das jetzt in Rede stehende Haus dagegen ist vertikal geteilt. Abb. 44 zeigt den Grundriß des Erdgeschosses.

Abb. 43. Haus Nr. 10 und 11 in Mötz.

Zur hochgelegenen Haustüre führt eine Treppe von fünf Stufen hinauf. Der Hausgang durchläuft das ganze Haus. Zu seinen beiden Seiten sind die beiden Wohnungen und auch die Ställe angeordnet. Ehemals dürfte die Anordnung eine symmetrische gewesen sein, heute ist sie es nicht mehr.

Die linke Hälfte hat mehr von ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Nach vorn liegt die geräumige Wohnstube. Die getäfelte Decke ist in 30 Felder geteilt. Das mittlere Feld zeigt eine schöne Umrahmung im Rokokostile. In diesem Felde ist der heil. Geist in Gestalt einer Taube dargestellt. Der Ofen zeigt die landesübliche Form. In seiner Nähe ist die Kienleuchte angebracht. Die Ofenhöhle füllte früher eine Stiege aus, die zum Obergeschosse führte. Die in der Decke angebracht gewesene Stiegenöffnung ist auch heute noch sichtbar.

An die Stube schloß sich in früherer Zeit nur noch ein Wohnraum, die Küche, an. Heute ist sie durch eine Bretterwand in zwei Räume geteilt, die jedoch beide immer noch durch das alte Tonnengewölbe überspannt sind.

Abb. 44. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 10 und 11 in Mötz (1 *cm* = 3 *m*).

Der erste Raum ist Küche geblieben, der zweite Raum hat als Gaden gedient — er führt heute noch diesen Namen —, jetzt ist es ein Stübchen, das durch einen kleinen Blechofen *(b)* geheizt werden kann.

In der rechtsseitigen Haushälfte schließen zwei Stuben eine Küche ein. Sollte das Haus, wie ich annehme, ursprünglich symmetrisch angelegt worden sein, so muß die Küche verkleinert und, um einer zweiten geräumigen Stube Raum zu schaffen, der Stall hinausgeschoben worden sein.

Der Ofen der Wohnstube ist von Gewandstangen umschlossen. *K* = Kienleuchte, *K-B* = Kinderbett, *N* = Nische, in der früher einmal wahrscheinlich der Milchkasten stand. In der gewölbten Küche steht noch ein offener Herd.

Das Stübel ist die Herberge der alten 70jährigen Mutter, wie mir gesagt wurde. Alles weitere ist durch die Einzeichnungen erklärt.

Im Obergeschosse hält der Hausgang wieder die Mitte. Zur Rechten und zur Linken derselben liegen über den Stuben wieder Stuben und über Küche und Stübel resp. Gaden je eine große Kammer. Die Räume über den Ställen sind als Heupillen ausgenützt. Zwischen beiden liegt die gemeinsame Tenne. Die Wirtschaftsräume des Obergeschosses sind ringsum nur von Bretterwänden umschlossen.

Häuser wie das eben besprochene trifft man im Oberinntale häufig an.

Durchgehends sind es jedoch Bauten von geringerem Alter, so daß man wohl sagen kann, sie repräsentieren das Bauernhaus neueren Stiles.

B. Dorffluren.

Wie bereits eingangs dieser Arbeit erwähnt, hatte ich im oberen Inntale nicht nur dem Hause, sondern auch den Dorffluren mein Interesse zuzuwenden. Die knappen Resultate, welche ich in Hinsicht auf die Dorffluren während der kurzen Zeit, die ich diesem Arbeitsgebiete noch widmen konnte, erzielte, sollen nachstehend niedergelegt werden. Bevor ich auf die Beschreibung der wenigen Fluren, die ich aufzunehmen vermochte, eingehe, sei hier in dankbarster Weise jener Herren gedacht, die mir meine Arbeit in entgegenkommendster Weise ermöglichten und erleichterten. Herr Oberfinanzrat Brunner in Innsbruck erwirkte mir die Erlaubnis, in die Katastermappen des Steueramtes Silz Einblick zu tun, daraus zu meinen Studienzwecken Pausen zu entnehmen und aus den Grundbesitzbogen die nötigen Auszüge zu machen. Die Beamten des Steueramtes Silz, Herr Steuereinnehmer Schönegger und Herr Steuerkontrollor Schlechtleitner, gingen mir bei meinen Arbeiten mit Rat und Tat an die Hand, und Herr Forstkommissär Teply unterstützte mich sonst in werktätigster Weise. Für all das freundliche Entgegenkommen, das mir die genannten Herren erwiesen, sei ihnen hier der wärmste Dank ausgesprochen.

Wie aus dem Vorstehenden bereits entnommen werden konnte, habe ich das Studium der Dorffluren im oberen Inntale auf dasselbe Gebiet beschränkt, aus dem ich mir das Material für das Studium des Hauses genommen. Es ist der Steuerbezirk Silz. Bei meinen Wanderungen von Dorf zu Dorf hatte ich schon Gelegenheit gehabt, mir die verschiedenen Fluren in der Natur zu besehen und im intimen Verkehre mit der ländlichen Bevölkerung gelegentlich der Hausaufnahmen Erkundigungen einzuziehen über die bäuerlichen Besitzverhältnisse und die Lage der Grundstücke eines Besitzers untereinander und zu jenen des Nachbars. Als ich dann nach Silz kam und dort Einsicht zu nehmen vermochte in das im Steueramte aufliegende Kartenmaterial, kamen mir die gesammelten Erfahrungen und die aufgezeichneten Notizen sehr zu statten. Ich durchsah den größten Teil der Katastermappen eingehend und kam gar

bald zu der schon aus meinen Aufzeichnungen vorgeahnten Erkenntnis, daß die Fluren der Gegend durchaus nicht alle in gleicher Weise angelegt seien. Ich fand die Verteilung der zu einem Bauernanwesen gehörenden Grundstücke so verschiedenartig angeordnet, daß ich alsbald annehmen mußte, es werden sich aus dieser Verschiedenartigkeit der Fluranlagen sicher Rückschlüsse ziehen lassen müssen auf das Alter der Fluren und auf die Stammeszugehörigkeit ihrer Gründer. Wie weit ich für diese Annahme Bestätigung fand, wird sich aus der nachfolgenden Besprechung der herangezogenen Fluren ergeben. Ich wählte aus der großen Zahl der durchgesehenen Fluren einzelne kleinere, leichter zu bearbeitende Fluren von bestimmtem Charakter aus, bei denen ich ganz sicher annehmen kann, daß sie eine Reihe ähnlicher und nach gleichen Prinzipien angelegter Fluren in der Gegend zerstreut neben sich haben. Von den bearbeiteten Fluren bringe ich der Raumersparnis wegen nur drei zur Besprechung. Sie können jedoch als typische Fluren betrachtet werden. Einer oder der anderen dieser drei Typen folgen — so glaube ich annehmen zu dürfen — alle Fluren des abgesteckten Bereiches in ihrer Anlage.

a) Wolfsgrube.

Abb. 45 zeigt die Kartenskizze des Weilers Wolfsgrube. Dieser Weiler liegt südöstlich von Silz etwa $1^1/_2$ *km* (horizontale Projektion) entfernt, doch rund 250 *m* höher als Silz. Er ist rundum durch Hochwald eingesäumt und die Grundstücke, welche zu diesem Weiler gehören, liegen auf einer ziemlich stark nach Norden abfallenden Fläche. Im Mittelpunkte des Acker- und Wiesenplanes liegt der nur aus zwei Gehöften bestehende Weiler. Jedes Gehöfte hat seinen Besitzer. Die Baulichkeiten des einen Besitzers, Alois Praxmann, sowie dessen Liegenschaften sind mit *A*, die Gebäude und Grundstücke des anderen Bauern, Johann Schöpf, sind mit *B* bezeichnet. Ein Blick auf die Kartenskizze genügt, um zu erkennen, daß die Gründe der beiden Bauern arrondiert beisammen liegen.

Zwischen beiden Besitztümern bildet jene Linie die Grenze, welche in der Skizze durch Kreuzchen hervorgehoben ist. Der Wald, welcher den Weiler umschließt, war ehedem Gemeingut des Ortes Silz und der zu dieser Gemeinde gehörenden Weiler.

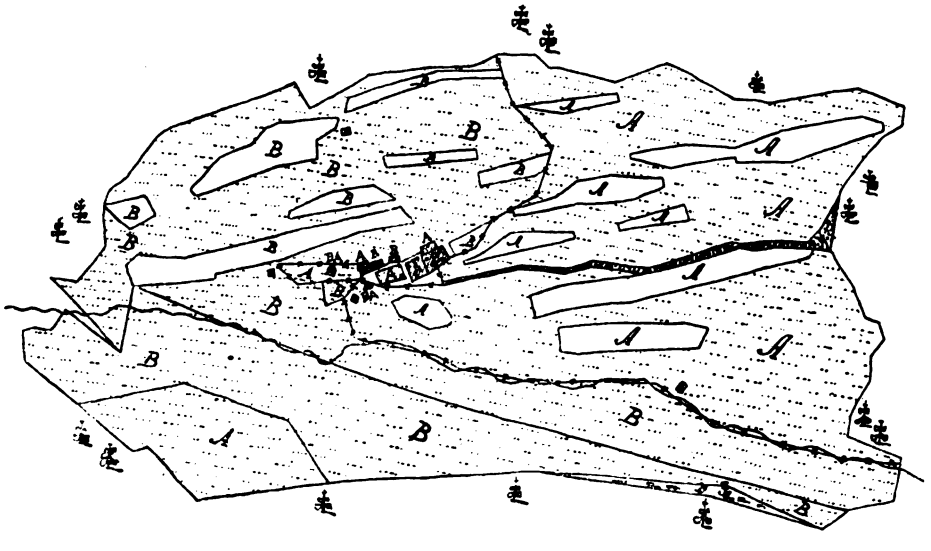


Abb. 45. Wolfsgrube.

Er wurde erst in jüngster Zeit an die einzelnen besitzberechtigten Bauern aufgeteilt. Zu diesen Besitzberechtigten gehörten auch die beiden Bauern des Weilers Wolfsgrube, daher erhielten auch sie den an sie entfallenden Anteil am Gemeingute. Diese Neuzuteilung besteht für jeden der beiden Bauern aus mehreren Wald- und Hutweideparzellen, die oft in sehr beträchtlicher Entfernung vom Weiler abliegen und deshalb nicht in die Kartenskizze aufgenommen werden konnten. Zur Aufnahme kommen auch nicht einzelne kleinere Acker- und Wiesenparzellen, die in der Flur von Silz, die sich in der ebenen Talsohle ausbreitet, liegen und wahrscheinlich als neuere Erwerbungen angesehen werden müssen.

Die Kartenskizze zeigt also den alten Bestand der beiden Besitztümer, aus denen der Weiler besteht. Dieser Besitzstand findet sich nachfolgend für jeden der beiden Bauern in erster Linie und dann in zweiter Reihe mit dem Zuwachse aus neuerer Zeit ausgewiesen.

A. Alois Praxmann.

a) alter Besitzstand:	Bauareal	0·0388 *ha*
	Garten	0·0219 „
	Äcker	1·3099 „
	Wiesen	6·9509 „
		8·3215 *ha*
b) neuer Zuwachs aus Gemeingut:	Wiese	0·9445 *ha*
	Hutweide	1·6005 „
	Wald	1·3977 „
c) in der Flur von Silz:	Äcker	0·2827 *ha*
	Wiese	0·0122 „
	Gesamtausmaß	12·5591 *ha*

B. Johann Schöpf.

a) alter Besitzstand:	Bauareal	0·0393 *ha*
	Garten	0·0277 „
	Äcker	1·0381 „
	Wiesen	7·9867 „
	Wald	0·1244 „
		9·2162 *ha*
b) neuer Zuwuchs aus Gemeingut:	Wiesen	0·7517 *ha*
	Hutweide	3·4840 „
	Wald	1·9602 „
c) in der Flur von Silz:	Äcker	0·2723 *ha*
	Wiesen	0·0104 „
	Gesamtausmaß	15·6948 *ha*

Heute umfaßt also nach obigem Ausweise:

a) das Gut des Bauern Praxmann	12·5591 *ha*
b) „ „ „ „ Schöpf	15·6948 „
zusammen	28·2539 *ha*
hiezu kommt noch ein gemeinsamer Besitz, bestehend aus vier Waldparzellen aus dem ehemaligen Gemeinwalde im Ausmaße von	0·8957 *ha*
ergibt zusammen	29·1496 *ha*

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ergeben sich nämlich an altem Besitzstande:

A. für Alois Praxmann	8·3215 *ha*
B. für Johann Schöpf	9·2162 „
zusammen	17·5377 *ha*

hiezu ist als gemeinsamer Besitz noch zu rechnen:

ein gemeinsamer Hofraum von	0·0550 *ha*
eine gemeinsame Kapelle	0·0029 „
„ „ Mühle	0·0029 „
ein gemeinsamer Steig	0·1485 „
zusammen	17·7470 *ha*

Weiler von dem Charakter des besprochenen Weilers Wolfsgrube und verschieden von diesem nur durch ihre größere Ausdehnung, gibt es in der Gegend von Silz viele. Sie liegen außerhalb der großen Dorffluren, zumeist wie Wolfsgrube, auf ehemaligem Waldlande gegründet und oft in ganz respektabler Höhe über den großen Dorffluren des Inntales. So liegt z. B. das Dorf Haiming (stromaufwärts von Silz) 667 *m* ü. d. M., der Weiler Hochronen im Silzerberge dagegen 1223 *m* hoch. Außer Hochronen habe ich mir aus dem Kartenmateriale des Steueramtes Silz als Weiler, welche in ihrer Anlage vollkommen dem Weiler Wolfsgrube gleichen, die folgenden notiert: Mühlberg, Mittelberg, Höpperg, Hausegg, Pfaffleben, Obergut, Kössl, Grün, Zwirch, Marlstein, Balbach und Gwiggen.

Außerdem liegt vor mir bearbeitet die Flur des Weilers Hauland, der genau in derselben Richtung, Entfernung, Höhe und Lage von Stams (unterhalb Silz) liegt, wie Wolfsgrube von Silz. Der Weiler Hauland weist fünf Gehöfte mit ebensoviel Besitzungen auf. Die Namen der Besitzer und das Ausmaß der Besitztümer seien hier zusammengestellt:

1.	*H.-Nr.* 34, Joh. Prantl	3·3566 *ha*
2.	„ 38, Kloster in Stams	2·6573 „
3.	„ 40, Rosina Gritsch	5·4531 „
4.	„ 41, Ignatz Hasslwandter	11·5097 „
5.	„ 42, Alois Ledermaier	1·2049 „
		24·1816 *ha*

Das Fehlen der Hausnummer 39 deutet den ehemaligen Bestand eines sechsten Besitztumes an. Dieses sechste Besitztum ist in eines der heute noch bestehenden fünf Besitztümer aufgegangen. Die große Verschiedenheit im Ausmaße der fünf Güter und das vor mir liegende Kartenbild schließt eine ursprünglich gleichmäßige Teilung des Terrains an gleichberechtigte Genossen, und wären es auch nur zwei gewesen, aus. Das geringe Ausmaß des Weilers läßt annehmen, daß auch der Weiler Hauland einst nur zwei Besitzer aufwies. Der Weiler Hauland und auch alle anderen eben aufgezählten Weiler haben mit dem Weiler Wolfsgrube die ganz ohne Regel erfolgte Anlage der unregelmäßigen Ackerparzellen als Charakteristikum gemein. Die Ackerflächen erscheinen wie in das Wiesenland eingebettet. Sie müssen dem äußerst unebenen und stellenweise sogar felsigen Terrain angepaßt werden.[1])

[1]) Vgl. das in Bd. XXXV dieser „Mitteilungen" unter Abb. 2 mitgeteilte Bild der Flur von Krainberg im Gailtale. Die Ähnlichkeit jener Flur mit der des Weilers Wolfsgrube ist geradezu auffallend.

Die deutschen Namen all der aufgezählten Weiler weisen darauf hin, daß es Gründungen sind, die durch deutsche Leute erfolgt sein müssen. Das Alter dieser Weiler steht hinter dem Alter der Fluren im Tale jedenfalls stark zurück. Die Weiler werden auf Rodungen im Waldlande (Hauland!) angelegt worden sein, als im Tale und an den besser gelegenen, gegen Süden geneigten Hängen kein Grund mehr zur Bestiftung übrig war.

b) Staudach.

Staudach, dessen Flur die Abb. 46 im Bilde zeigt, ist ein Weiler, der in der Mitte zwischen Stams und Silz auf dem südlichen Ufer des Inn in der Talebene liegt. In die Flur, die nicht mehr als 22·7792 *ha* umfaßt, teilen sich gegenwärtig nicht weniger als 14 Besitzer. Davon sind in Staudach zehn behaust, drei andere Besitzer sind Ortsfremde aus dem Staudach gegenüber am jenseitigen Innufer gelegenen großen Dorfe Mötz. Die Flur zerfällt in 229 kultivierte Parzellen. Jede derselben ist durch einen der von *a*—*o* laufenden Buchstaben als Kartenzeichen (*K-Z*) bezeichnet. Parzellen, die mit ein und demselben Buchstaben bezeichnet sind, gehören einem Besitzer an.

Die nachstehende Tabelle weist die Namen der Besitzer, deren Hausnummer, die Zahl der Parzellen und das Ausmaß eines jeden Besitztumes nebst dem Kartenzeichen, das ich jedem Besitztume gegeben, aus.

L-Z	*K-Z*	*H.-Nr.*	Name des Besitzers	Zahl der Parz.	Ausmaß in Hektar	Bemerkung
1	*a*	65	Tobias Berghofer	21	2·6285	—
2	*b*	67	Leonh. und Barbara Huber	12	2·2051	—
3	*c*	68	Maria Schatz	7	0·4462	—
4	*d*	69 *a*	Alois Pienz	27	2·4003	Am Hause Nr. 69 *a* ist Mitbesitzer Joh. Jos. Hefele vom Hause Nr. 69 *b*
5	*e*	69 *b*	Joh. Jos. Hefele	22	2·5809	Am Hause Nr. 69 *b* ist Mitbesitzer Alois Pienz vom Hause Nr. 69 *a*
6	*f*	70 *a*	Joh. Rettenbacher	22	2·1707	Am Hause Nr. 70 *a* ist Mitbesitzer Josef Lederle vom Hause Nr. 70 *b*
7	*g*	70 *b*	Josef Lederle	28	2·4175	Am Hause Nr. 70 *b* ist Mitbesitzer Jos. Rettenbacher v. Hause Nr. 70 *a*
8	*h*	71 *a*	Joh. Hepperger, Mötz	20	1·9870	Mitbesitzer am Hause Nr. 70 *a* ist Anton Leier vom Hause Nr. 71 *b*
9	*i*	66 *a*	Joh. Hepperger	27	1·0627	Mitbesitzer am ganzen Anwesen sind Anna Zöhrer u. Maria Schopf in Mötz
10	*j*	66 *b*		16	1·9856	Den Namen des Besitzers übersah ich zu notieren
11	*k*	71 *b*	Anton Leier	14	1·3501	Mitbesitzer am Hause Nr. 71 *b* ist Joh. Hepperger in Mötz
12	*l*	*F*	Valentin Neuner, Mötz	3	0·1845	—
13	*m*	*F*	Jos. Praxmann, Mötz	3	0·1079	—
14	*n*	*F*	And. Sagmeister, Mötz	3	0·1773	—
15	*o*	—	Ortschaft Staudach	4	0·2902	—
				229	22·2090	
			Wege und Bach		0·5702	
			Gesamtausmaß der Flur		22·7792 *ha*	

In die Zahl der Parzellen eines jeden Besitztumes sind die Bauparzellen (Hausstellen) mit eingerechnet.

Aus der Kartenskizze läßt sich ersehen, daß die Parzellen zum größten Teile Streifenform aufweisen. Eine Ausnahme hievon macht ein Komplex, der südlich vom Dorfe aus der Flur vorspringt. Die dort liegenden und mit dem *K-Z b* bezeichneten Parzellen sind blockförmig. Einen kleinen Komplex von blockförmigen Parzellen, die

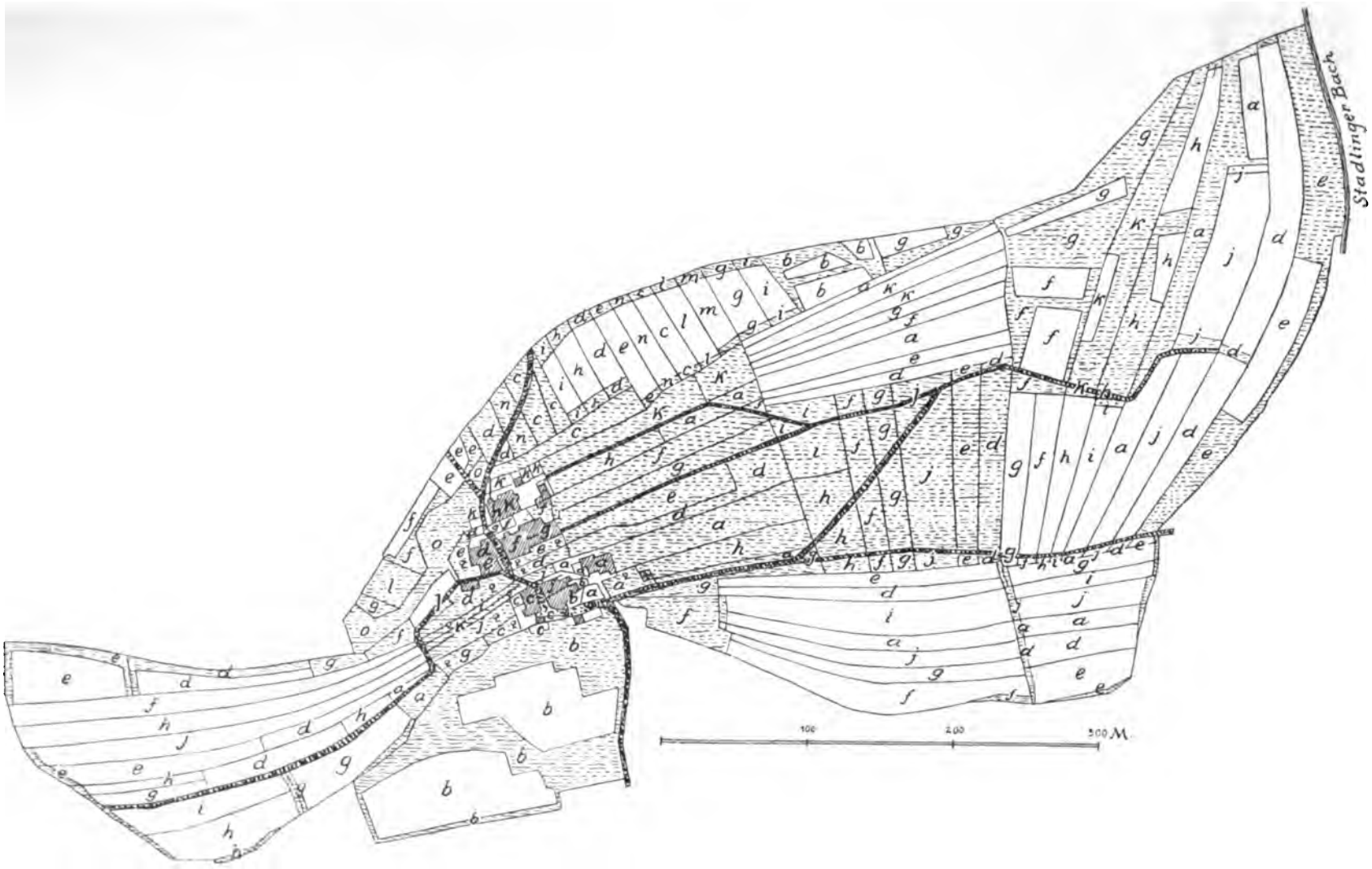


Abb. 46. Weiler Staudach, Gemeinde Stams, Bezirk Silz, Tirol.

ebenfalls durch das *K-Z b* hervorgehoben sind, also demselben Besitzer angehören, finden wir im Norden der Flur. An diesen kleinen Komplex schließen sich nach Westen hin eine Reihe von Nord nach Süd orientierter Parzellen an, die schließlich in unregelmäßige Parzellen mit dem *K-Z o* auslaufen. Die mit *o* bezeichneten Parzellen sind Eigentum der Gemeinde. Da sich in diesem Parzellenstreifen auch die Parzellen der Ortsfremden befinden, kann man in diesem Streifen wohl sicher ehemaliges Gemeingut erblicken, auf das sich die Ortsfremden irgendwie ein Recht erworben haben werden, so daß sie bei der Aufteilung des Gemeinlandes Anteil erhielten. Da der Besitzer, welchem die blockförmigen Parzellen mit dem *K-Z b* angehören, sonst in der Flur nirgends einen Anteil hat, so wird auch der im Süden des Dorfes liegende Komplex ehemals Gemeingut gewesen sein, auf dem ihm die Anlage einer neuen Stelle von den Dorfgenossen bewilligt worden sein wird. Als vermutliches ehemaliges Gemeinland tritt uns in der Kartenskizze außer dem vorspringenden Blocke im Süden und dem bogenförmigen Parzellenstücke im Norden

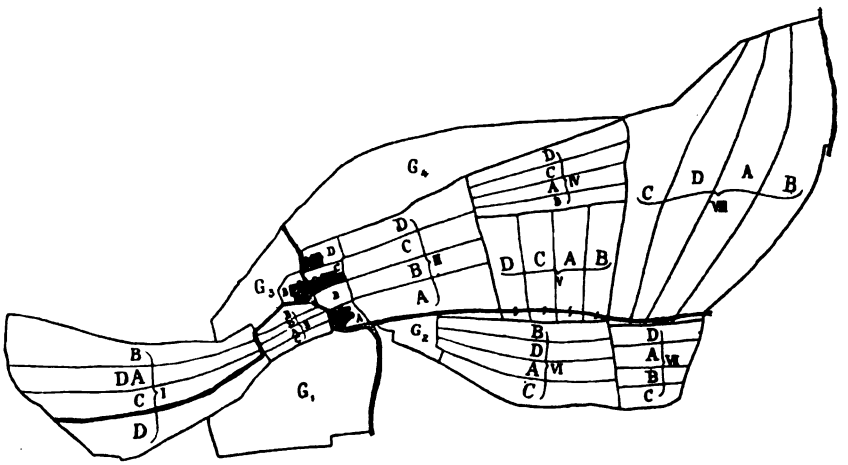


Abb. 47. Rekonstruktion der Flur von Staudach.

der Flur sonst weiter nichts entgegen, alles andere muß daher von jeher bäuerlicher Privatbesitz gewesen sein. Die streifenförmigen Parzellen, welche diesen Privatbesitz bilden, liegen nun in Gruppen von 5—8 annähernd parallelen Parzellen. Es lassen sich unschwer acht solcher Gruppen feststellen. Es liegt nun nahe, daran zu denken, daß wir in diesen Gruppen Gewanne oder Riede vor uns haben, aus denen bei der Gründung der Flur jedem der Gründer ein gleicher Teil zugemessen worden ist, wie dies bei deutschen volkstümlich angelegten Fluren von altersher Gepflogenheit war. Wir haben nun in der Tat in der Flur des Weilers Staudach eine kleine, volkstümlich deutsche Gewannflur vor uns.

Aus der vorstehenden Tabelle kann ersehen werden, daß heute das größte Anwesen *(K-Z a)* nicht mehr als 2·6285 *ha* umfaßt. So klein können die Bauerngüter ursprünglich unmöglich ausgetan worden sein. Sie müssen ehemals größer gewesen und erst durch Teilung auf das heutige Ausmaß herabgesunken sein. Bei genauerer Durchsicht der Karte ergibt sich nun, daß stets zwei Parzellen, die die *K-Z d* und *e* tragen, durch alle Gewanne beisammen liegen. Je zwei dieser Parzellen müssen demnach ehedem eine Parzelle gebildet haben und alle Parzellen, die mit *e* und *d* gekennzeichnet sind, haben früher ein Gut ausgemacht. Die Besitzer der beiden Güter, die

durch Teilung dieses einen ursprünglichen Gutes entstanden sind, wohnen ja heute noch in einem gemeinsamen Hause, in dem Teilhause Nr. 69*a* und 69*b*, das vordem als ein Haus mit nur einer Nummer einen Wirt beherbergt hat.

Ganz gleich steht die Sache mit jenen Parzellen, die die *K-Z f* und *g* aufweisen. Sie bilden das zweite ursprüngliche Gut. Dann jene mit *a* und *j* bilden das dritte und schließlich jene mit den *K-Z h, k* und *i* das vierte ursprüngliche Gut.

Nach diesem aus der Analyse der Flurkarte sich ergebenden Resultate habe ich in Abb. 47 die Flur von Staudach rekonstruiert. Die Gewanne sind mit I—VIII numeriert und die vier stets annähernd gleichgroßen Parzellen der vier ursprünglichen Güter sind hier mit den Buchstaben *A, B, C* und *D* versehen. Da die vier Buchstaben nirgends in gleicher Reihenfolge wiederkehren, müssen sie den ursprünglichen Besitzern nach der erfolgten Aufteilung der Gewanne durch das Los zugewiesen worden sein. Die Blöcke G-G_4 deuten das ehemalige Gemeingut an. Der Anteil eines der vier Gründer an der Flur belief sich auf etwa 5 *ha*. Es ist dies wohl ein kleines Ausmaß; zieht man aber in Betracht, daß jeder Gründer auch Anteil an den Waldungen und Hutweidenutzungsrecht gehabt haben muß, so können die 5 *ha* guten Grundes für eine Bauernfamilie als ausreichend angesehen werden.

Die Gründung der Flur von Staudach geht wohl in die erste Zeit der Besiedelung des Oberinntales durch Deutsche zurück, wird daher für das VI. Jahrhundert anzusetzen sein. Als Gewannfluren notierte ich nach der Durchsicht der Katasterkarten die beiden großen Fluren von Mötz, Silz und Heiming, ferner die kleinen Fluren von Unterriedern, Unterrein, Klocker, Lahnbach, Schlierenzau, Brunnen und Ambach, alle in der Ebene des Inntales gelegen. Kleine Gewannfluren scheinen auch für das Mieminger Hochplateau gegenüber Stams am linken Ufer des Inn konstatiert werden zu können. Ich notierte aus dieser Gegend die Orte See, Tabland und Zein.

c) Thannrein. Haslach. Holzleiten.

Die Kartenskizze auf Tafel I illustriert einen Teil der Fluren von Thannrein, Haslach und Holzleiten. Die drei Orte sind Weiler von nur 6—10 Gehöften. Die Liegenschaften, welche dazu gehören, bilden ein gegen Norden geneigtes Gelände, das von der Straße, die von Silz nach Rietz führt und unmittelbar am südlichen Rande der ebenen Sohle des Inntales liegt, sanft nach Süden ansteigt.

Das Bild der Flur, dies zeigt der erste Blick darauf, ist grundverschieden von jenem der Flur von Staudach. Streifenförmige Ackerparzellen wechseln mit regelmäßigen oder unregelmäßigen, blockförmigen ab, alle aber erscheinen sie wie in Grasland eingebettet oder wenigstens zumeist rundum von schmalen Glasreinen eingefaßt. Ganz verschieden von jener in Staudach ist hier auch, wie sich zeigen wird, die Lage der zu einem Gehöfte gehörenden Äcker und Wiesenstücke, ganz anders selbst die Anlage der Fluren.

Ungefähr von Süd nach Nord führt direkt auf den Weiler Thannrein zu ein Rinnsal, das im Sommer zumeist trocken liegt. Es findet sich auf der Karte eingezeichnet. In gleicher Richtung, daher parallel laufend zu diesem Rinnsale, ist in der Kartenskizze eine fast gerade Linie eingezeichnet, die ich durch schrägliegende Kreuzchen hervorgehoben habe. Diese Linie deutet einen aus Felssteinen aufgeschichteten Wall von ungefähr $1^1/_2$ *m* Höhe und 2 *m* Basis an, der durch das freie Feld von Süd nach Nord läuft. Dieser Steinwall bildet die Grenze zwischen der Flur des Weilers Holzleiten auf der einen und der Flur der Weiler Thannrein und Haslach auf der anderen Seite. Ungefähr in der Mitte zwischen dem Grenzwalle und dem

Rinnsale läuft wieder von Süd nach Nord ein Feldweg, der auf ein östlich von Thannrein liegendes Gehöfte, auf den zum Kloster in Stams gehörenden Röttelhof, zuführt. Ungefähr in gleichem Abstande führt östlich des Grenzwalles vom Weiler Holzleiten wieder ein Feldweg direkt von Süd nach Nord. Durch diese Wege, den Grenzwall und das Rinnsal wird das Gelände in annähernd gleich breite, parallele Streifen geschieden. Von dem etwas weiter westlich außerhalb des Kartenbildes liegenden Weiler Windfang führt senkrecht auf das Rinnsal zu ein Feldweg, der sich jenseits des Rinnsales als Fußweg in der Richtung auf Ritz zu fortsetzt. Der Fußweg läuft stellenweise über ziemlich breite Grasraine fort, die, da sie wie Stufen zwischen den anstoßenden Ackerparzellen liegen, aus Aufackerung durch jahrhundertelanges Pflügen entstanden sein müssen, mir wie alte Grenzraine erschienen. In der Katasterkarte fand ich diesen Fußweg, den ich bei meinen Wanderungen zwischen Stams und Rietz oft benützte, nicht eingezeichnet; ich zeichnete ihn durch eine Linie, bestehend aus starken Punkten, ein und hoffe, ihn an der richtigen Stelle eingetragen zu haben. Sollte dieser Fußweg wirklich auf einer alten Grenze laufen, woran ich nicht zweifle, oder gar die Stelle eines ehemals vorhandenen und jetzt aufgelassenen Fahrweges einnehmen, zu welcher Annahme sich ja auch Berechtigung ergibt, da er doch die Verbindung zwischen zwei solchen herstellt, dann erschiene das Gelände auch durch eine von West nach Ost gehende Linie geteilt.

Ein zweiter, ebenfalls von West nach Ost führender Fußweg durchläuft das Gelände weiter oberhalb, d. h. südlicher. Er stellt die Verbindung zwischen den Weilern Haslach und Holzleiten her und findet sich ebenfalls als punktierte Linie in die Kartenskizze eingetragen; ich bin mir indessen auch hier nicht ganz sicher, ob ich die richtige Stelle getroffen, da ich auch diesen Fußweg in der Katasterkarte nicht eingezeichnet fand und ihn aus dem Gedächtnisse einzeichnen mußte.

Durch die punktiert gezeichneten, von Westen nach Osten führenden Fußwege einerseits und durch das Rinnsal, den Steinwall und die von Nord nach Süd leitenden Feldwege anderseits erscheint nun das ganze Gelände in Vierecke von fast quadratischer Form geteilt, in die die Ackerparzellen eingeordnet sind.

Die Kartenskizze bietet uns somit ein Bild, wie sie die Reste der Assignationen Caesars um Capua oder die Pertica von Camposampiero bei Padua zeigen, die Meitzen in seinem großen Werke[1]) Bd. III, S. 137—142 behandelt. Die quadratischen Flurstücke auf dem Gebiete der Weiler Thannrein, Haslach und Holzleiten verweisen nun sicher auf römische Gründung.

Hat Meitzen zwar aus Nordtirol selbst Spuren romanischer Besiedelung nicht nachzuweisen vermocht, so hat er sie aus dem angrenzenden südöstlichen Bayern, und zwar aus Wallgau (Bezirk Garmisch), Traunwalchen (Amtsgericht Traunstein) und Walchenberg bei Salzburg festgestellt.[2]) Die Ähnlichkeit der durch Meitzen für romanisch erklärten Flur von Wallgau mit dem Kartenbilde Tafel I ist geradezu auffallend. Dazu stimmen die dort zum Teile erhalten gebliebenen quadratischen Feldstücke mit jenen unseres Kartenbildes in bezug auf die Größe vollkommen überein. Da wie dort beträgt sie rund 5 *ha*. Was Meitzen von dem Bilde der Flur von Wallgau Bd. I, S. 449 sagt, kann wörtlich auch auf das Bild der Fluren von Thannrein, Haslach und Holzleiten übertragen werden: „Es kann beim ersten Anblick überraschen; denn es scheint, als seien die quadratischen Zenturien der Römer und die Limites

[1]) Dr. August Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven, 3. Bd., Berlin 1895.

[2]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen. Bd. I, S. 449—451; Bd. III, S. 208—212.

als Wege ziemlich deutlich in demselben ausgesprochen. Wenn man aber die Flächen nachrechnet, ergibt sich, daß jedes dieser allerdings nahe übereinstimmend großen, wenn auch nicht ganz geordnet aneinanderstoßenden Quadrate nicht mehr als 5 *ha* oder etwa 20 Jugera Flächeninhalt hat. Es kann also von einer Zenturienaufteilung nicht die Rede sein, denn diese kleinen Quadrate könnten nur Unterteile von Zenturien sein. Für eine Zenturie lassen sich aber weder Limites erkennen, noch ist die Fläche für sie vorhanden. Noch weniger läßt sich an eine ganze Pertica denken. Letzterer Umstand steht auch der Auffassung als assignierter *Ager scamnatus* entgegen. Ebensowenig zeigt die Flur Einzelhöfe, sie ist vielmehr durchaus nach dem allgemeinen Charakter der bayerischen Weiler eingeteilt. Im ganzen liegt der Besitz der einzelnen Stellen nicht im Gemenge, sondern ist nach bestimmten Richtungen ausgeteilt." Auch das, was Meitzen in dem letzten der vorstehend zitierten Sätze in bezug auf die Besitzverteilung in der Flur von Wallgau sagt, trifft vollkommen auch auf die Verhältnisse in Thannrein, Haslach und Holzleiten zu. Ich habe in der Taf. I die Liegenschaften zweier Bauern aus Thannrein hervorgehoben, und zwar die des Tobias Kluibenschödl, Hausnummer 4, durch linksschiefe, und des Josef Gaßler, Hausnummer 6, durch rechtsschiefe Schraffierung. Die schraffierten Gründe beider füllen annähernd ein Quadrat aus und umfassen zusammen 5·6288 *ha*. Es liegt die Vermutung nahe, daß beide Besitztümer zusammen ehemals ein arrondiertes Gut gebildet haben, das sich auf das Quadrat, welches sie jetzt noch fast vollkommen beherrschen, beschränkt haben dürfte. Heute beschränkt sich der Besitz der beiden Bauern nicht nur auf das ausgewiesene Maß im quadratischen Felde, sondern es ist in neuerer Zeit Neuland aus den Rodungen in den nach Westen anstoßenden Rieden Neurauth und Dornau hinzugekommen. Zum Hause Nr. 4 gehören im ganzen 4·1053 *ha* und zum Hause Nr. 6 4·6019 *ha*. Die Besitzer der beiden Güter genießen Holzrecht in den Waldungen des Klosters in Stams und Weiderecht in der Aue, dafür sind sie zur „Archenerhaltung", d. h. zur Erhaltung der Uferschutzbauten am Inn verpflichtet. Es ist dies eine Verpflichtung, die vielleicht auch in die altersgraue Zeit zurückreicht, in der die Bevölkerung der Gegend noch unter römisch-militärischem Oberbefehl stand.

Als Fluren, die nach ihrem Kartenbilde ebenfalls auf römische Gründung oder Umgestaltung hindeuten, habe ich notiert: Rietz-Unterdorf, Rietz-Silbergasse, Rietz-Hubergasse, Rietz-Hintergasse, Rietz-Wegscheid und Buchen bei Rietz. Rietz-Dorf zeigt Gewannanlage auf römischer Grundlage. Spuren römischer Anlagen treten uns auch in den großen Gewannfluren von Haiming und Silz entgegen. Man stößt in den Katasterkarten häufig auf Wege, die sich rechtwinkelig kreuzen, und auf Gewanne, die die Form von Quadraten aufweisen und rundum von Wegen eingeschlossen sind. Ich pausierte aus der Flur von Silz ein solches Gewann. Es führt den Namen Steirer und findet sich in Abb. 48 wiedergegeben.

Dieses Gewann umfaßt 24 *ha* und 48 *a*, ist also stark viermal so groß als die bei Thannrein festgestellten Quadrate. Es scheinen daher in diesem Gewanne vier römische Quadrate zu einem Gewanne zusammengezogen worden zu sein. Daß ehemals römische Fluren in Gewannfluren umgestaltet wurden, erweist Meitzen a. a. O, in bezug auf die schon herangezogene Flur von Traunwalchen.

Mit den vorstehenden Ausführungen, speziell dadurch, daß es mir, wie ich hoffe, gelungen ist, im oberen Inntale romanische Fluren festzustellen, glaube ich einer speziellen Aufgabe, die mir vom Ausschusse der Anthropologischen Gesellschaft gestellt wurde, nachgekommen zu sein. In jener Zuschrift, durch welche das Sekretariat der Anthropologischen Gesellschaft in Wien mir mitteilte, daß ich vom Ausschusse der

Gesellschaft betraut wurde, während der Ferienmonate des Jahres 1903 im Oberinntale Haus- und Flurstudien vorzunehmen, wurde besonders bemerkt, ich möge mein Augenmerk auf das Zusammentreffen bajuvarischer und alemannischer Elemente in dieser Gegend und auf Spuren rhätoromanischer Besiedelung richten. Die romanischen oder sagen wir, in bezug auf Tirol, rhätoromanischen Fluren zeigen in ihren quadratischen Feldstücken ein so eigenartiges Gepräge, daß sie nicht schwer von Fluren

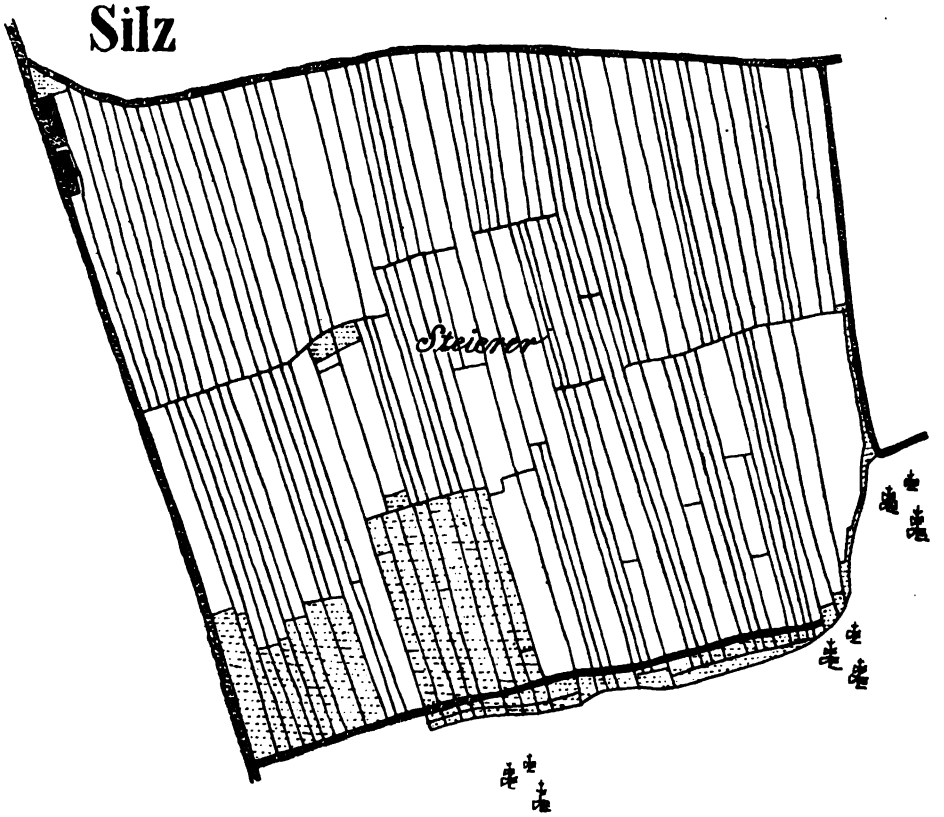


Abb. 48. Das Gewann „Steirer" aus der Flur von Silz.

deutschen Charakters zu unterscheiden sind. Ich hatte mein Augenmerk auch auf das Zusammentreffen bajuvarischer und alemannischer Elemente zu richten. Aus der Eigenart des Bildes einer Flur jedoch Rückschlüsse ziehen zu wollen, ob dieselbe von Bajuvaren oder Alemannen gegründet worden ist, das geht bei dem zur Vergleichung vorliegenden spärlichen Material nicht an, wird sich vielleicht nie mit Zuversicht tun lassen. Die Anhaltspunkte zur Feststellung alemannischer und bajuvarischer Berührung im oberen Inntale, falls eine solche überhaupt da, müssen auf anderen Gebieten gesucht werden.

C. Zur Entwicklung des Oberinntaler Hauses.

Wie aus der Schilderung der 14 Häuser im Abschnitte *A* hervorgeht, ist das Bauernhaus im Oberinntale ein außerordentlich vielgestaltiges. Von einem einheitlichen Typus kann schlechterdings nicht die Rede sein. Dieser Umstand erschwert es schon sehr, Rückschlüsse auf die primitivsten Formen zu ziehen, aus denen das Haus des oberen Inntales sich entwickelt haben kann. Wie sich aus der Beschreibung der

14 Häuser weiter ergeben hat, ist das Haus im oberen Inntale zumeist zu einer sehr hohen Stufe der Entwicklung gelangt. Besieht man sich nur die Grundrisse des Erdgeschosses, so hat man zumeist fünf Räume, und zwar fünf Räume verschiedenen Charakters vor sich: Hausgang, Küche, Stube, Gaden, Keller. Hiezu kommt noch, daß das Haus fast immer zweigeschossig ist, so daß sich zu den fünf Räumen des Erdgeschosses gewöhnlich noch fünf weitere Räume gesellen, so daß dann das Haus deren nicht weniger als 10 aufweist.

Anderseits haben wir dann doch wieder Grundrisse vor uns liegen, die im Erdgeschosse als Mindestzahl drei Räume verschiedenen Charakters aufweisen: Hausgang, Küche und Stube. Diese drei Räume fehlen in keinem Hause. So muß denn auch schon eine der untersten Entwicklungsstufen des Hauses aus diesen drei Räumen bestanden sein.

Es ist charakteristisch für das Haus des oberen Inntales, daß der Hausgang fast stets die Mitte des Hauses einnimmt. Häufig bildet er das trennende Element zwischen Wohn- und Wirtschaftstrakt.

Es ist dies zumeist der Fall bei Einheitshäusern, woselbst Wohnhaus und Stadel unter ein Dach gebracht sind. Küche und Stube (oft auch noch ein Stübel) liegen dann zu einer Seite des Hausganges. (Haus Nr. 32 in Windfang und Haus Nr. 118 und Nr. 41 in Rietz; vgl. die Pläne Abb. 33, 36 und 38.) In freistehenden Wohnhäusern oder in solchen, die mit dem Stadel nur in loser Verbindung stehen, gliedern sich die Räume des Wohnhauses zu beiden Seiten des Hausganges an. Doch auch hier ist es zumeist so, daß die eigentlichen Wohnräume, nämlich die Küche und die Stube, zu einer Seite und Gaden und Keller zur anderen Seite des Hausganges liegen (vgl. besonders den Plan Abb. 26 des Hauses Nr. 9 in Barwies). Es hat sich jedoch gezeigt, daß sich der Hausgang auch zwischen die beiden Haupträume des Hauses, zwischen Küche und Stube legen kann. Ich verweise auf den Grundriß Abb. 28 des kleinen Hauses Nr. 35 in Mötz. Es ist dies ein neueres Haus und könnte deshalb diese obendrein nicht häufig vorkommende Anordnung der Haupträume leicht als eine Zufälligkeit betrachtet werden, wenn dieselbe Einrichtung nicht auch in Häusern von bedeutendem Alter nachgewiesen werden könnte. Das sehr alte Haus Nr. 65—66 in Mötz, dessen Erdgeschoß diese Ausgestaltung zeigt, ist für die Hausforschung doppelt interessant, weil es, da es drei Geschosse aufweist, die höchste Entwicklungsstufe repräsentiert, die das Haus im oberen Inntale erreicht hat, und weil es, die Ausgestaltung seines Erdgeschosses für sich allein ins Auge gefaßt, den Beweis liefert, daß jene Ausgestaltung des Hauses, bei der die beiden Haupträume des Hauses, nämlich die Küche und die Wohnstube, durch den sich zwischen beide legenden Hausgang getrennt sind, nachdem das Haus wohl zu den ältesten im Oberinntale zu zählen ist, als eine althergebrachte angesehen werden muß.

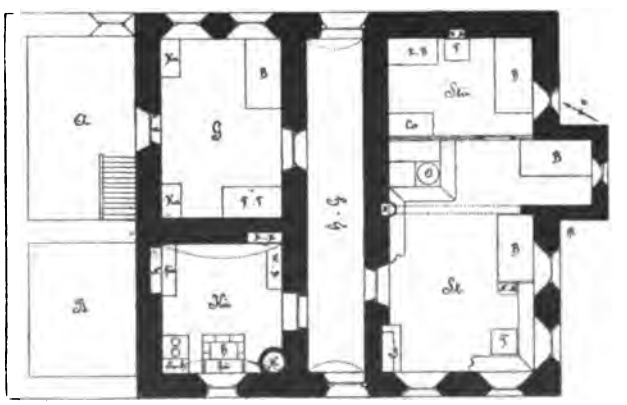


Abb. 49. Grundriß des Erdgeschosses des Hauses Nr. 65 und 66 in Mötz (5 *mm* = 1 *m*).

Die Abb. 49 bringt den Grundriß dieses Hauses. Wie aus demselben ersichtlich, ist das Haus

durchgängig. Links vom Hausgange liegt die Küche und ein Gaden, rechts die Stube und ein Stübel. Die die beiden zuletzt genannten Räume trennende Holzwand stammt aus neuerer Zeit. Beide Räume bildeten demnach ehedem ein einziges Wohngelaß mit der für alle Häuser der Gegend charakteristischen Ausbuchtung, dem *Verschlagel.* Die linke Hälfte des Hauses, welche die Küche und den Gaden umschließt, hat wohl immer dieselbe Ausgestaltung gezeigt, die sie heute noch aufweist. Die Türe bei *a* ist neu. Die Räume *A* und *B* bedeuten einen neuen zweigeschossigen Zubau. *A* gehört zum Erdgeschosse, *B* zur Wohnung im Obergeschosse, das die gleiche Einteilung wie jenes aufweist. Das dritte Geschoß gehört zum Obergeschosse und schließt lauter niedere Kammern ein. Von den in die Abb. 49 eingetragenen Einzeichnungen erkläre ich nur die folgenden: *Co* = Commode mit Aufsatz, *N-M* = Nähmaschine, *K* = Kienleuchte, *K-B* = Kinderbett, *F-T* = Falltüre, die zu dem unter dem Gaden liegenden Keller führt.

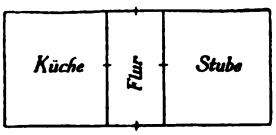


Abb. 50. Schema des Mittelflurhauses.

Faßt man die drei Haupträume im Erdgeschosse des Hauses Nr. 65 und 66, die Küche, den Hausgang und die Stube, für sich ins Auge, so sind sie, wie aus der Abb. 49 zu ersehen, nach dem Schema Abb. 50 angeordnet. Es ist dies das Schema des *Mittelflurhauses,* so von Meringer (vgl. diese „Mitteilungen", Bd. XXIII, S. 164) benannt. Bauernhäuser, welche den Charakter des Mittelflurhauses zeigen, befinden sich im oberen Inntale in starker Minderzahl; wie sich jedoch aus der Besprechung des Hauses Nr. 65 und 66 in Mötz ergeben hat, ist das Mittelflurhaus für die Gegend keine neuere Einbürgerung nach auswärtigem Muster, sondern gewiß eine bodenständige, althergebrachte Einrichtung.

Daß auch die andere Anordnung der Haupträume des Hauses, bei der die Küche und die Stube zu einer Seite des Hausganges nebeneinander liegen, eine althergebrachte und bodenständige ist, geht schon aus dem häufigen Vorkommen dieser Anordnung hervor. Am deutlichsten tritt uns diese Anordnung der Haupträume des Hauses in dem Grundrisse Abb. 33 entgegen. Hausgang, Küche und Stube sind da nach dem Schema Abb. 51 angeordnet. Es ist dies das Schema des *Seitenflurhauses.*

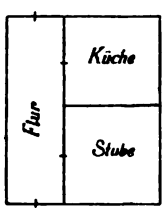


Abb. 51. Schema des Seitenflurhauses.

Beide Hausformen, das Seitenflurhaus und das Mittelflurhaus, sind die auf oberdeutschem Gebiete am häufigsten vorkommenden Hausformen. Vom alpinen Gebiete kann man geradezu sagen, daß es durch diese beiden Hausformen beherrscht wird; eine Grenze aber zwischen diesen Hausformen wird sich, insbesondere auf alpinem Gebiete, wohl nirgends feststellen lassen, da beide Hausformen, wie sich für das Oberinntal aus den vorstehenden Ausführungen und aus meiner Arbeit über „Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten" (Bd. XXXII der „Mitteilungen", S. 12 ff.) für das deutsche Oberkärnten ergibt, in einem und demselben Dorfe nebeneinander auftreten können.

Die Frage nach der Entstehung der beiden Hausformen habe ich für das Bauernhaus des deutschen Teiles von Oberkärnten in meiner eben zitierten Arbeit beantwortet. Ich stellte dort fest, daß beide Hausformen in ihrer Entwicklung auf ein einfaches Häuschen mit nur einem geschlossenen Raume und einer diesem vorgelegten Halle entstanden sein müssen. Den Beweis für diese Annahme fand ich in primitiven Bauten, wie in Sennhütten, Auszüglerstübeln und Badstuben, und in den typischen kleinen Kirchen. Bei allen diesen Bauten ist die Vorhalle, welche im Bauernhause zur Laube wurde, noch erhalten.

Es war mir im Oberinntale nicht möglich, so wie in Oberkärnten den primitiven Bauten ähnlichen Charakters mein Augenmerk zuzuwenden, um von diesen einen gleichen Entwicklungsgang für das Bauernhaus abzuleiten. Es zeigt jedoch das Bauernhaus des oberen Inntales in seiner Anlage mit jenem des deutschen Oberkärntens so viel sogar in das Kleinste gehende Ähnlichkeit, daß ich auch bei dem Oberinntaler Hause als Urtype, aus welcher es sich entwickelt haben dürfte, das Vorhallenhäuschen voraussetzen muß. Vor allem ist es auch hier der nie fehlende und für das Haus so außerordentlich charakteristische Hausgang, dessen Entstehung wohl nicht anders als aus einer Vorhalle gedacht werden kann.

Mit dieser meiner Ansicht trete ich jener Anschauung Bancalaris entgegen, die er in seiner Abhandlung „Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen" (Separatabdruck aus „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines") ausgesprochen hat. In Fig. 32 der Tafel II stellt er den vermutlichen Urtypus des eigentlichen Tiroler-Hauses oder des „Achenseetypus", wie er ihn nannte, fest. Dabei verlegt er den offenen Herd in den Hausgang. Er sieht daher den Hausgang als ein Überbleibsel des ursprünglichen Herdraumes an. Das kann aber wohl nicht sein. Ich habe in keinem einzigen der vielen Häuser, die ich in Tirol gesehen, im Hausgange eine Feuerstelle gefunden.

In meiner Auffassung, wonach der Hausgang wie die Laube (Lab'n) des kärntner Hauses aus einer Vorhalle entstanden sein muß, steht mir Meringer zur Seite, der schon im Jahre 1895 gerade in Hinsicht auf das Tiroler-Haus mit seiner dreiteiligen Anlage an die Abhängigkeit des Flures (Hausgang oder Laube) von der Küche nicht glaubt. (Diese „Mitteilungen", Bd. XXV, S. 3—7.)

Soll nun zum Schlusse noch der Frage nahegetreten werden, welche von den Völkerschaften, die das obere Inntal seit altersgrauer Zeit nacheinander bewohnt haben, die Entwicklung des Hauses in einer Weise beeinflußt haben kann, daß ihm durch diese Beeinflussung ein charakteristischer Stempel aufgeprägt wurde, ob speziell vielleicht gerade aus gewissen Ähnlichkeiten oder Verschiedenheiten des Oberinntaler-Hauses mit oder von jenen Haustypen, die dieses Haus hauptsächlich nach Westen und Osten begrenzen, auf ein Zusammentreffen von bajuvarischen und alemannischen Elementen geschlossen werden kann, so soll im voraus darauf hingewiesen werden, wie schwer es fällt, bei der Durchforschung volkstümlicher Hausformen nationale oder Stammeseigenheiten festzustellen. Jeder Hausforscher hat es erlebt, daß hiebei Enttäuschungen viel eher zutage treten, als positive Ergebnisse.

Ich ziehe vorerst heran, was mir an Äußerungen über diese Frage aus der Literatur über das Tiroler-Haus bekannt ist.

Meitzen denkt beim Tiroler-Hause an keltischen Ursprung. In seinem oben angeführten Werke spricht er sich Bd. III, S. 235, folgendermaßen aus: „Deshalb werden wir mit Grund unsere Vorstellungen von den Wohnstätten der keltischen Rhätier in der Zeit ihrer Romanisierung an die oberbayerischen, Salzburger und Tiroler Giebelhäuser anknüpfen dürfen.

Dieser Zusammenhang ist auch im Volksmunde durch den Ausdruck Heidenhäuser auf uns gekommen. Es mag sehr unsicher und schwankend sein, an welchen Bauten eigentlich diese Bezeichnung hängt, überall aber sind es die ältesten Steinhäuser, teils verfallene, teils noch bewohnte. Die überlieferte Meinung des Volkes geht also mit Bestimmtheit dahin, daß solche Steinhäuser aus der Römerzeit noch bestehen.

Sachlich wird die Auffassung, daß das rhätische alpine Giebelhaus aus dem altromanischen entwickelt sei, dadurch unterstützt, daß ersteres in seiner Grund-

idee gewisse Ähnlichkeiten mit dem oben Bd. I, S. 184, und Bd. III, S. 124, näher besprochenen dreischiffigen Stammhause der irischen Kelten hat, dessen Reste nach Bd. I, S. 225, auch noch in Frankreich von den Galliern her erhalten sind."

Die in vorstehendem zitierte Anschauung ist wohl eine irrige, denn das von Meitzen, Bd. I, S. 184, unter Fig. 20 und 21, auch bildlich rekonstruierte Haus der Kelten ähnelt zwar der heutigen Ausgestaltung des Tiroler-Hauses wohl auf den ersten Blick, doch ist es grundverschieden von demselben und kann mit diesem meiner Auffassung nach nicht zusammengebracht werden. Das keltische Haus muß nach Meitzen stets dreischiffig gewesen sein, das Tiroler-Haus jedoch ist, wie oben schon gesagt, gleich dem kärntner Hause, sicher aus einem zweizelligen Hause entstanden. Der Flur des Hauses geht hiebei auf eine feuerstellenlose Vorhalle zurück, während das Mittelschiff des keltischen Hauses Meitzens mit dem Herde in der Mitte stets der Hauptraum des Hauses gewesen sein muß. Das Tiroler-Haus kann somit nicht aus dem keltischen Hause hervorgegangen sein.

Deininger vermutet, daß das Tiroler-Haus aus einer Vermischung von romanischen und germanischen Hauselementen entstanden sei. In der Einleitung zu seinem bereits eingangs herangezogenen Werke in dem Artikel „Allgemeines über Anlage und Architektur der ländlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten in Tirol und Vorarlberg" äußert er sich, wie folgt: „Charakteristisch für diese Anlage ist die Gruppierung der Wohnräume des Hauses an einer oder zwei Langseiten eines gemeinsamen Hauptraumes, des Flures oder der Halle, welche in Tirol „Saal", in Vorarlberg „Hus" (Haus) genannt wird. Diese Anlage kommt in ihrer urwüchsigsten Form in den primitiven Alpenhütten zum Ausdrucke. Vom ethnographischen Gesichtspunkte aus läßt sich in derselben eine Vermischung romanischer und germanischer Hauselemente vermuten, gewissermaßen eine Umbildung des römischen Atrium-Hauses in Rücksicht auf klimatische Anforderungen und germanisches Wesen." Deininger stellt hier das Tiroler-Haus und das Haus in Vorarlberg unter einen Hut. Den „Saal" des Tiroler-Hauses und das „Hus" des Vorarlberger-Hauses muß er, da er gar keinen Unterschied zwischen beiden hervorhebt, auf einen und denselben Ursprung zurückleiten. Daß der Hausgang des Oberinntaler-Hauses aus einer Vorhalle entstanden sein muß, wurde schon gesagt. Wenn Deininger sagt, „diese Anlage kommt in ihrer urwüchsigsten Form in den primitiven Alpenhütten zum Ausdrucke", so scheint es, daß er derselben Meinung sei, obwohl er sie nicht ausspricht. Seine Alphütte Falzthurn in Tirol (I. Abschn., Heft 1, Blatt 1 und 2) zeigt ja noch deutlich an der Giebelseite unter dem weitvorspringenden Dache einen Vorraum mit fixen Bänken und einem aufklappbaren Tisch. Dieser Vorraum konnte, wie sich an primitiven Bauten in Oberkärnten erweisen ließ, verschalt sein und bildete dann eine kleine oder größere Vorhalle. Sie ist als „Laube" und „Saal" oder „Hausgang" in die Architektur des Hauses einbezogen worden.

In Hinsicht auf das „Hus" des Hauses in Vorarlberg steht dies jedoch anders. In vielen Fällen finden wir den Herd im Flur, was Deininger dann veranlaßte, den Raum „Flurküche" zu nennen. Hier ist der Flur nicht aus einer Vorhalle erwachsen, sondern er präsentiert sich als der zusammengeschrumpfte Rest des alten Herdraumes, von den Stuben und Kammern als jüngere Errungenschaften abgetrennt wurden. In anderen Fällen ist bei Vorarlberger-Häusern der Flur verhältnismäßig klein, quadratisch und durchläuft nicht das ganze Haus. Da ist der Flur auch nicht auf eine Vorhalle zurückzuführen, sondern er zeigt sich deutlich als eine Abtrennung vom alten Herdraume, der in solchen Häusern zur Küche herabgesunken ist.

Bei so verschiedenartigem Entwicklungsgange, den das Tiroler-Haus auf der einen Seite und das Vorarlberger-Haus auf der anderen Seite gemacht, kann nun wohl nicht leicht von beiden gleichzeitig gesagt werden, daß es Umbildungen des römischen Atrium-Hauses seien. Hiebei soll natürlich in keiner Weise der Einfluß der römischen Kultur auf die Ausgestaltung des oberdeutschen Hauses in Abrede gestellt werden. Wie ja erst in neuester Zeit festgestellt wurde, ist der Kachelofen, durch den das Haus Mitteleuropas erst zum oberdeutschen, d. h. zum Küchenstubenhaus werden konnte, eine Errungenschaft römischer Kultur. Im allgemeinen ist aber ein römischer Ursprung in bezug auf die Entwicklung des Tiroler-Hauses gerade so wie ein keltischer abzuweisen.

Es bliebe nun noch die Frage offen, ob nicht etwa die Entstehung der Unterschiede zwischen dem Oberinntaler-Hause und dem westlichen Unterinntaler-Hause auf alemannische Einflüsse zurückzuführen wären. Deininger setzt für Tirol einen ursprünglich gemeinsamen Anlagetypus von Holzkonstruktion voraus. Jetzt ist die Holzkonstruktion bereits stark durch Mauerwerk verdrängt worden, und zwar im oberen Inntale mehr als im unteren. Wo sie noch auftritt, findet sie sich zumeist bereits in Verbindung mit dem Mauerwerke. Im Unterinntale beherrscht der Holzbau noch häufig das Ober- und das Giebelgeschoß, im Oberinntale beschränkt sich die Holzkonstruktion mit seltener Ausnahme fast immer nur auf die Giebeldreiecke des Hauses. Eigentümlich ist es nun, daß im unteren Inntale der Holzbau an den Wohnhäusern stets im Blockverbande (vierseitig behauene Balken), im oberen Inntale dagegen im Ständerbau ausgeführt ist. Die Konstruktion des Ständerbaues zeigen ja die oft so kunstvoll hergestellten charakteristischen gitterartigen Balkenabsperrungen der Giebeldreiecke an Oberinntaler-Häusern.

Die Verschiedenheit in der Konstruktion des Holzbaues legt nun wohl den Gedanken an eine Beeinflussung von fremder Seite nahe. Man kann hiebei jedoch nur an Einflüsse von alemannischer Seite, woselbst der Ständerbau und der mit ihm verwandte Fachwerkbau häufig vorkommt, denken. Das wäre am Hause des oberen Inntales nun wohl das einzige, was auf Berührung bajuvarischer und alemannischer Beziehung verweisen könnte. Doch auch diese Annahme ist nach dem Inhalte zweier Abhandlungen, die gerade um die Zeit, als ich in Tirol weilte, erschienen sind, nicht haltbar. In der einen Publikation „Die Tiroler Mundart“ (Innsbruck 1903, Separatabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift) kommt Univ.-Dozent Dr. Josef Schatz auf Grund eingehender Dialektforschungen auf Seite 74—75 zu folgendem Schlusse: „Die Tiroler Mundart stellt sich dar als eine selbständige Entwicklung aus einer einheitlichen bayerischen Grundlage. Nirgends ein Anhaltspunkt dafür, daß etwa alemannische oder schwäbische Eigenart zugrunde läge, oder eine Mischmundart sich gebildet hätte. Und diese Einheit, die uns jeder Bezirk Westtirols aufweist, ist uns Bürgschaft, daß das Oberinntal eine bayerische Siedelung ist, daß die Alemannen keinen Anteil daran haben (die Walser, die übrigens die Sprache nicht umbildeten, ausgenommen). Man hat ja gar kein Zeugnis, von wem das Oberinntal besetzt wurde; aber die erste Freisinger Urkunde, die tirolische Orte nennt, zeigt Flauring, Polling, Imst in Beziehung zum bayerischen Herzogtum (v. J. 763, Fontes rer. aust. 31, 1). Es ist außer allem Zweifel, daß das Lechtal von Steg bis Forchach—Berwang vom Inntale aus besiedelt wurde, die Sprache stimmt zum Oberinntalischen, was ja ganz unerklärlich bliebe, wenn die Lechtaler alemannischer Herkunft wären: zudem sind die Rechtsverhältnisse im Weidealpenbesitze derart, daß die wichtigen alten Orte Imst, Zams, Grins heute noch die ausgedehntesten Alpen am rechten Lechufer besitzen.

Die Oberinntaler Sprache ist das einzige, was die Anschauung hervorgerufen hat, man habe es mit alemannischem Wesen zu tun; da sie jedoch nichts Alemannisches enthält, ist diese Anschauung samt allen Folgerungen falsch. Denn was man sonst als alemannische Eigenheit hinstellt, Bauart, Lebensweise, Volkscharakter, das sind Dinge, „in deren ethnographischer Ausbeutung unsere Dilettanten sehr stark sind und bei denen, wenn man näher zusieht, Altes und Neues, Weitverbreitetes und Engbegrenztes in ungeschiedener Mischung nebeneinander ist" (Fischer, Geogr. d. schwäb. Mus., S. 6).

Zu einem ganz gleichen Resultate kommt auch die zweite Publikation von Prof. Josef Zösmair, die im Programme des k. k. Staatsgymnasiums in Innsbruck (Schuljahr 1902/1903) unter dem Titel „Zur ältesten vergleichenden Geschichts- und Landeskunde Tirols und Voralbergs" erschienen ist.

Der Verfasser weist an der Hand der Urkunden- und Ortsnamensforschung überzeugend nach, daß das Oberinntal, welches bis dahin von Romanen besetzt war, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von einer bajuvarischen Hundertschaft besiedelt wurde. S. 36: „Wem wir aber nirgends in alten Zeiten in Tirol, selbst hier im Oberinntale nicht, ansässig begegnen, das sind die Alemannen oder Schwaben."

Ein Zusammentreffen bajuvarischer und alemannischer Elemente im Oberinntale ist nach dem herangezogenen Ergebnisse gründlicher Forschung im allgemeinen und in bezug auf das Haus auch im besonderen wohl als ausgeschlossen zu betrachten. Es müßten denn diese Einflüsse aus neuerer Zeit stammen. Dazu fehlen aber die Anhaltspunkte wieder ganz. Sie müßten von Westen über den Arlberg gekommen sein. Dort finden wir aber nichts, was mit den Resten des Ständerbaues im Oberinntale, besonders mit den prächtigen Verzierungen der Giebelfelder Ähnlichkeit hätte.

Was Schatz von der Tiroler-Mundart festgestellt, das wird wohl auch auf das Haus in Tirol und seiner nächsten Verwandten in Oberbayern und Salzburg zu übertragen sein: es stellt sich dar als eine selbständige Entwicklung aus einer einheitlichen bayerischen Grundlage.

Crania salonitanea.

Beschreibung einer Reihe von Schädeln der altchristlichen Begräbnisstätte Salonas (bei Spalato, Dalmatien).

Von med. Dr. **A. Horváth**, Vereskő.

(Mit 3 Tafeln und 5 Tabellen.)

I.

Verläßt man auf dem Ruinenfelde des einstigen Salonas das im Norden dieser Stadt etwa 150 *m* von der Umfassungsmauer entfernt gelegene „Tuskulum" des Leiters der Ausgrabungen, Regierungsrates Monsignore Bulić, in nordwestlicher Richtung, so finden wir uns etwa nach 10 Minuten auf der „Manasterine" genannten Stelle, inmitten der Ruinen der alten Basilika, und überblicken das grandiose Trümmerfeld der Sarkophage. Dieses repräsentiert die Begräbnisstätte zumeist jener Christen, welche gelegentlich der diokletianischen (letzten) Verfolgung ihren Tod fanden. Als 639 v. Chr. Salona von den Avaren geplündert und zerstört ward, verfiel diesem Schicksal auch der altchristliche Basilikalbau, unter dem und um welchen herum die Leichenstätte angelegt war; die Sarkophage wurden erbrochen, beraubt, beschädigt und förmlich durcheinander gestürzt. Unter solchen Umständen konnten Skelettreste als Inhalt der Steinsärge auf uns nicht überkommen. Auf dem Areal dieses altchristlichen Leichenfeldes ist indes zur selben Zeit neben der Sarkophagbestattung noch eine andere Bergungsweise geübt worden. Vertikalstehende, viereckige, gut ummauerte Öffnungen von der Weite eines durchkriechenden Mannes, welche mit einer wohlpassenden Steinplatte auf- und abschließbar waren, führen in einfache Erdkammern, geräumig genug, daß ein Mensch in gebückter Haltung einfache Hantierungen, etwa eine nachgeschobene Leiche platt auf den Boden hinzulegen, ausführen könne. Die schließende Steinplatte bewegt sich in gut ausgemeißelten Rinnen, und finden sich derartige Grabkammern auf der ganzen Ausdehnung des Leichenfeldes vor, teils einzeln, oder in kleinen Gruppen oder in kleinen Reihen nebeneinander angeordnet. Eine Regelmäßigkeit läßt sich weder in topographischer Hinsicht noch auch bezüglich sonstiger Orientierung bis jetzt nachweisen. Bei Gelegenheit der Studienreise der österreichischen und deutschen Anthropologen nach Dalmatien hatte ich die Situierung der Skelette in Augenschein nehmen können. Die eben durch Regierungsrat Bulić explorierte Kammer barg neben- und aufeinander gelagerte Skelette, reichlich mit eingeschwemmter Erde und Schotter bedeckt und umgeben, sowie mit Zeichen einstiger Durchwühlung. Das meiste war recht bröcklig und vermodert, und so viel über die näheren Lagerungsverhältnisse gefolgert werden kann, scheinen mir die Kadaver einfach nebeneinander ausgestreckt gewesen zu sein (vielleicht mit dem Kopfe nach links gewendet). Die meisten der Kammern sind ihres Inhaltes, wie es bei den Steinsärgen der Fall ist, entledigt und leer, ebensowenig sind Beigaben hier wie dort zutage getreten.

Eine Beziehung zu den in mitunter prächtigen Sarkophagen ruhenden Christen kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden, trotz der grundverschiedenen Bestattungsart, und nötigt sich der Gedanke auf, daß die stillen Bewohner dieser Grabkammern zu den „kleinen Leuten" der Gemeinde Salona gehört hätten, im Gegensatze zu den reichen Bürgern dieser Stadt in den großen Steinsärgen. Vielleicht mögen sie das Dienstpersonal dieser letzteren gewesen sein, unbedingt aber waren es Glieder der Christengemeinde, sonst wäre für sie kein Platz auf dem Areale der alten Basilika gewesen.

Wir haben eine kleine Serie aus den beschriebenen Grabkammern herstammender Schädel vor uns, deren Beschreibung nun in Kürze folgt und deren Überlassung zur kraniometrischen Würdigung ich der freundlichen Zuvorkommenheit des Herrn Hofrates und Präsidenten der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Prof. Dr. Karl Toldt, zu danken habe.

Nr. 1. Männlicher Schädel von etwa 60 Jahren, mit starken Muskelansätzen, sehr kräftigem, komplett ausgebildetem Gebisse und starker Abnützung desselben, wobei die besonders intensiv quere, beinahe rinnenförmige Abgeschliffenheit der beiden inneren Schneidezähne auffällt. Verstrichene Sutura coronalis-sagittalis und angedeutete Lambdanaht. Asterion einfach gezahnt.

Norma parietalis (Taf. I, Nr. 1), langgestrecktes Oval mit beinahe gleichen Polen und größter Breite im Beginne der hinteren Hälfte. Eine leichte Creta parietalis zieht bis über die Mitte der sagittalen Länge der Stirne. Ellipsoides (Sergi), dolichocephalus.

Norma lateralis (Taf. III, Nr. 1), von den respektablen supraorbitalen Wülsten aus bildet die Silhouette nach kurzem Anstiege den flachen, schief sich erhebenden Scheitel, um vor der Mitte der Sagittalis steil dachförmig nach dem ausladenden Hinterhaupte abzufallen. Embolicus, chamaecephal. Die L. temporalis ist in der Mitte ihres Verlaufes fingerbreit und läuft beiderseits über die Parietalishöcker. In ihrem vorderen Abschnitte ist zu bemerken, daß bei der Kreuzung mit der Kranznaht so gut wie gar keine Richtungsänderung vorhanden ist. Die kräftig markierte Linea nähert sich der Sagittalis rechts auf 57, links auf 62 *mm*.

Die Norma frontalis (Taf. I, Nr. 1) wird von den starken Augenbrauenbögen beherrscht, welche sich weit in die laterale Hälfte des orbitalen Randes erstrecken. Die Stelle der Incisura supraorbitalis ist bloß durch eine seichte Einkerbung des Randes nach oben zu markiert, sowie durch das Vorhandensein mehrerer größerer Ernährungslöcher. Der erste Abschnitt der Insertionslinie und des Temporalmuskels bis zur Kranznaht präsentiert sich nicht als einfacher Bogen, sondern bildet nach innen zu zwei konkave Abschnitte, welche auch, von der Seite betrachtet, entsprechend zwei Bogenabschnitte bilden. Der äußere Gehörgang schief, platt-oval (6—11 *mm*).

Norma occipitalis, Pentagon mit dachförmigem Firste und so gut wie senkrecht abfallenden Wänden.

Norma basilaris zeigt den sichtlichen Tiefstand der Pars cerebellaris und des hinteren Randes des Foramen magnum. Der Schädel ruht also, auf die Alveolarhinterhauptebene gelegt, auf dieser Partie. Die stark ausgebildete Prot. occipitalis ext. entsendet zu beiden Seiten rauhe Muskelleisten halbzirkelförmig bis in die Rauhigkeit der zapfenförmigen massiven Zitzenfortsätze. Der Processus styloideus etwas über die Norm mächtig (55 -6 *mm*). Die Tub. artic. posteriora kräftig, nieder, stumpf, die Pars tympanica steil aufgerichtet. Die Kiefergelenkshöhlen geräumig, tief, sind uneben,

durch minimale Rauhigkeiten, besonders aber durch je 1—2 usque 3 *mm* breite, rundliche, glatte Exostosen mit dem eigentümlichen Aussehen etwa eines halbzerflossenen Tropfens. An der vorderen medialen Ecke der Gelenkswand kommt es rechts zur Bildung einer doppelten sehr distinkten Spina. Im Schädelinneren sind pachionische Grübchen zahlreich und von großer Weite vorhanden. Die Sulci arteriosi sind tief in den Knochen eingesenkt und vielfach von Knochenspangen überbrückt.

Das Gesicht hoch, leptoprosop, mit diskreter Wangenpartie. Das Mittelgesicht hyperorthognath und mäßige Alveolarprognathie, Zähne notorisch orthognath. Das For. infraorbitalis mündet in die obere Peripherie einer distinkten kleinfingerkuppengroßen Knochendepression — Fossa canina —, sonst ist die Facies anterior nicht „eingezogen". Augenhöhlen quadratisch-hypsikonch, hoch. Die Nase schmal, leptorrhin, die unteren scharfen Ränder gehen in eine sehr große Spina nasalis anterior über. Die Nasenbeine jäh in das Stirnbein eingeschnitten, sind steil gegeneinander aufgerichtet. So viel zu urteilen, ist der Nasenrücken bedeutend hinausragend (energisch gebogen?), die Wurzel tiefliegend und mittelbreit (*B/B* Index, Ranke). Hart an der Sutura nasofrontalis trägt das rechte Nasenbein eine hirsekorngroße Exostose. Die Säume des Alveolarrandes sind hinten schon im Niveau der Backenzähne hyperostotisch gedunsen, außen und innen gewulstet und enden beiderseits, rechts bis zu Kleinhaselnußgröße, in eine unregelmäßige Wulstung, an welcher sich dann hirsekorn- bis kleinlinsenartige distinkte Knötchen abheben. Diese Exostosen verlängern scheinbar vom dritten Molar an den Alveolarrand noch um 6—7 *mm*.

Der Gaumen ist schmal und hoch, lepto-hypsistaphylin, der Zahnfortsatzkontur leicht elliptisch eingelenkt. Am Gaumenboden tiefe Gefäßfurchen, die mediane Naht wird beiderseits durch eine feine Leistenbildung begleitet, welche am Gaumenbeine als dünner, aber distinkter Kiel endet.

Nr. 2. Größerer männlicher Schädel, im Anfange der dreißiger Jahre, mit starken Muskelansätzen, robustem Gebisse. Die Nähte beginnen einfach gezackt zu werden, verschwunden sind sie nur um das Obelion. Das vollständige Gebiß ist besonders an seinen vorderen Zähnen abgeschürft, während der rechte Weisheitszahn kaum eine Nutzanwendung zeigt. Es handelt sich um einen späten Durchbruch dieses Zahnes kurz vor dem Lebensende.

Die Norma parietalis zeigt eine etwas breitere Ellipse mit schmalem hinteren Pole, deren größter Durchmesser hinter der Mitte der Längsachse liegt. Ellipsoides dolichocephalus.

In der Norma lateralis (Taf. III, Nr. 2) steigt die Silhouette von dem markierten Stirnnasenwulste schief geneigt auf, um von der Gegend der seichten Stirnhöcker in flachem Bogen bis etwa fingerbreit vor das Obelion zu steigen, von wo also in der Hälfte der Sagittalis nach einer kurzen entschiedenen Rundung der Abfall in flacher Biegung nach dem Occipitale vor sich geht. Spyroid (Sergi), orthocephal. Die L. semicircularis beginnt schon am präkoronaren Abschnitte in der Breite von 8·5 *mm* und wird am Wandbeine gleich nach der Verschiebung an der Naht 13—14 *mm* breit, nach unten zu durch eine zarte Crista begrenzt. Hinter der Koronarnaht nähert sich die Linie auf 43 *mm* der Pfeilnaht und läßt die Wandhöcker auf ihrem weiteren Verlaufe unter sich liegen. Ohröffnungen rund, groß.

Der pentagonale Umriß in der Norma occipitalis hat einen sehr prononcierten First und so gut wie vertikal abfallende Seiten mit etwas breiter Basis, da die großen Warzenfortsätze dieselbe vergrößern (Breite zwischen den Seiten der Warzenfortsätze 136 *mm*).

In der Vorderansicht sehen wir die kurzen Supraorbitalwülste, die große breite Stirne mit den flachen Höckern. In der Mittellinie eine distinkte Creta frontalis bis unmittelbar vor dem Bregma. Der rechte obere Augenhöhlenrand ist ganz intakt, der linke zeigt eine ganz einfache Incisura supraorbitalis. In dieser Norma bemerken wir auch, daß die Pfeilnaht einen ganz kleinen Grat bildet.

Die Ausbuchtung des Kleinhirnteiles ist nicht so augenfällig wie beim vorigen, trotzdem ruht der Schädel auf dem hinteren Rande des Foramen magnum. Die Gelenksfortsätze überragen merklich die Verbindungsebene der Warzenspitzen. Überaus kräftige Protuberantia occipitalis externa, deren rauhe seitliche Ausläufer aber bald (11 *mm*) verlaufen. Die Warzenfortsätze sind besonders mächtig, uneben, rauh und vielfach eingekerbt. Die Gelenksgruben sind offen, geräumig, die hinteren Höcker groß und scharfrandig.

Der Gesichtsteil ist groß, hoch, leptoprosop. Der Mittelgesichts- und Profilwinkel orthognath bei alveolarer Prognathie. Die Augenhöhlen mesokonch mit rundlichen Ecken. Sowohl die Jochbögen als auch das Wangenbein ausladend. Das Foramen infraorbitale wird vom unteren Augenhöhlenrande überwulstet und mündet in eine intensive längliche Knochendepression, welche bis in das Wurzelgebiet der Zähne hinabreicht. Vom Foramen infraorbitale geht jederzeit eine feingezahnte Naht schräg nach auf- und seitwärts, um etwa 5 *mm* unter dem Augenhöhlenrande in die Sutura zygomatico-maxillaris zu münden. Infolge der abnorm schmalen Nasenbeine sind die Stirnfortsätze des Oberkiefers breit und ihre Flächen merklich nach vorwärts gekehrt. Die Partie zwischen dem Rande der Nasenöffnung und der erwähnten Depression augenfällig vorragend, weshalb diese Zone des Gesichtes „ausgefüllt" erscheint.

Die Nase mesorrhin mit scharfem unteren Rande und mittelgroßer Spina. Die Nasenbeine ungemein schmal mit „sehr schmaler" Wurzel und recht jäh in die Stirne eingeschnitten. Der Nasenrücken erscheint mäßig ragend (nach den erhaltenen Teilen zu urteilen), der Gaumen lang und hoch (leptohypsistaphylin). Am Boden starke Gefäßfurchen mit Resten von Überbrückungen. Ein zarter, granulierter erhabener Saum begleitet die Naht auf ihrer ersten Hälfte, um diffus mit einem Kiele noch am Gaumenbeine zu enden. Der Alveolenkontur hat parabolische Form.

Nr. 3. Graziler weiblicher Schädel, etwa um die sechziger Jahre herum, mit verhältnismäßig prominenten Stirnhöckern, mäßigen Muskelansätzen, kleinen Warzenfortsätzen, aber kräftigen, kurzen Supraorbitalbögen. Das starke Gebiß ist mäßig abgeschliffen. Die Nähte verstrichen bis auf Reste des Osterion und derjenigen der Schläfenpartie.

Langes Oval in der Norma parietalis mit größter Breite im Beginne der hinteren Hälfte und etwas verjüngtem hinteren Pol. Ellipsoides dolichocephalus.

In der Seitenansicht steigt die Kontur von der prominenten Stirnwulst aus wenig schief hinauf, um bald in sanfter Rundung zum Scheitel zu werden. Schon gut daumenbreit hinter dem Bregma senkt sich die Begrenzungslinie in ganz flachem Bogen schief nach hinten, um zweifingerbreit vor dem ragenden Torus occipitalis das ausgezogene Hinterhaupt zu konturieren. Der Vertex des Schädels ist auf einer lokalisierten Erhöhung der Sagittalis, es folgt dieser eine noch begrenztere unmittelbar vor dem Obelion. Hier ein größeres Ernährungsloch, links zwei kaum sichtbare kleine. Die halbzirkelförmigen Linien sind stark ausgeprägt und nähern sich der Sagittalis auf 32 *mm*, während sie die Tub. parietalis unter sich lassen.

Gehörgänge geräumig. Embolicus, orthocephal.

In der Norma frontalis (Taf. I, Nr. 3) gewahren wir die starken, aber sehr kurzen Supraorbitalwülste, welche kaum das Niveau der Foramina erreichen. Vom höchsten Punkte der Stirnnasenwulst ist eine Creta sichtbar bis in die Zwischenhöckerregion. Rechts eine Incisura vorhanden, links ein 2 *mm* hoch gelegenes Foramen supraorbitale.

Pentagonartig zeigt sich der Schädel in der Norma occipitalis mit recht hohem Firste und gerade abfallenden Seiten.

Die basilare Ansicht zeigt den Torus occipitalis, von dessen kurzen Schenkeln die L. semicirc. sich bis in die Rauhigkeiten der Warzenfortsätze hinzieht. Trotz der sehr konvexen und prominierenden Kondylen ruht der Schädel auf dem Cerebellarniveau. Proc. styloid. knotenförmig verdickt, über dem Rande der Pars tympanica.

Der Gesichtsteil relativ kräftig mit starkem Gebisse. Die Wurzeln der Eckzähne erreichen trotz hohem Alveolarteile das Niveau des Bodens der Nasenhöhle. Bei alveolarer Prognathie orthognathes Mittelgesicht und Profilwinkel. Die Jochbögen ausladend, das Wangenbein groß, schief eingefügt, mit starken Tubera malaria. Der Oberkiefer groß, die Foramina infraorbitalia liegen unter einer Tuberosität, welche eine Fortsetzung der Unebenheiten des Wangenbeines darstellt. Die Fovea canina ganz nahe zur Apertur, ihre Umgebung überhaupt eingezogen. Größere Foramina nutritiva nahe dem Rande der Nasenöffnung. Die Augenhöhlen niedrig, viereckig, mit gerundeten Winkeln und medialwärts konvergierenden (unteren) Rändern. Chamaekonch.

Die Nase (mezorrhin) mit herzförmig geschweifter Apertur und geteiltem unteren Rande (Pränasalgruben). Die Nasenbeine energisch in den Stirnfortsatz eingeschnitten mit „mittelbreiter" Wurzel.

Der Gaumen breit und mittelhoch (brachystaphylin und orthostaphylin), die Alveolen haben leicht elliptisch eingebogene Kontur, das Ende des Zahnfortsatzes, welches den dritten Molar noch um etwa 1 *cm* überragt, ist knollig aufgetrieben und erscheint an seiner Oberfläche wie aus einem Konglomerat ganz flacher Rundungen und Knötchen zusammengesetzt. Die Struktur dieser Gebilde ist spongiöser Natur. Am Boden des Gaumens ist der Sulcus palatinus beiderseits durch eine 2 *mm* breite Leiste begleitet, welche in Form einer Kielbildung auf das Gaumenbein übergreift. Die Crista marginalis (Kupfer) besonders groß.

Nr. 4. Schädel von 35—40 Jahren mit verstrichener Sagittalnaht und einfach werdender Lambdanaht, sehr kräftigen Muskelansätzen, starkem, teilweise abgenütztem Gebisse (besonders die hinteren Zähne der rechten Seite). Die Stirnhöcker sind verhältnismäßig distinkt. Zwischen den zwei inneren Schneidezähnen fällt eine besonders große Lücke auf und konvergieren diese zwei Zähne bis zur Berührung beinahe gegeneinander. Jedenfalls haben wir es mit einem männlichen Schädel zu tun.

Ein etwas breites, elliptisches Oval bietet die Norma verticalis (Taf. I, Nr. 4) mit schmalem hinteren Pol und größter Breite am Ende des mittleren Drittels. Ellipsoides, Mesocephalus. In der Seitenansicht (Taf. III, Nr. 4) erhebt sich die Silhouette von den mäßigen Augenbrauenbögen gerade aufwärts, um in gestrecktem harmonischen Scheitelbogen bis vor das Obelion zu gelangen und dann schief nach dem langen Hinterhaupte abzufallen. Die Insertionslinie des Temporalmuskels liegt etwa in der Hälfte zwischen der Jochbogenwurzel und Sagittalnaht und schneidet die Seitenwandhöcker. Ohröffnung klein, oval. Embolicus, hypsicephal.

Die Norma frontalis zeigt zwischen den Stirnhöckern eine leichte Crista frontalis. Im oberen Orbitalrande beiderseits seichte Einkerbungen statt der Foramina, dortselbst aber Ernährungslöcher. Stirnnasenwulst prominent.

In der Norma occipitalis ist der Schädel fünfeckig umrandet, mit scharfem Firste und gerade abfallenden Seiten. Es fällt die ungemein hoch, bis hart an das Obelion hinaufreichende Spitze der Hinterhauptschuppe auf.

In der basilaren Ansicht fällt der Torus occipitalis samt den sich anschließenden und sich bis in die Seitenteile der Warzenfortsätze hinziehenden, besonders augenfälligen Lineae nuchae superiores auf. Der linke Warzenfortsatz unverhältnismäßig klein und schmal, der rechte massiv. Hingegen ist die Fossa jugularis dieser Seite um ein Viertel kleiner als links. Überhaupt walten auf den Gebilden der Basis mehrfach Asymmetrien vor, so z. B. erscheint rechts, im Gegensatze zur anderen Seite (lädiert), das Bett der Arteria occipitalis lang und breit und liegt ganz im Gebiete des Hinterhauptbeines. Der rechte Proc. styloideus hat im Niveau des Petrosarandes eine knollige Verdickung (3—4·5—3 *mm*). Die Gelenkshöhlen sind seicht, da die hintere Wand (Tuberculum posterior) beiderseits eine ganz niedere, breitbasige Erhöhung bildet, so daß die hintere eigentliche Gelenkswand scheinbar nur von der Pars tympanica gebildet wird. Auch dieser Schädel ruht auf den Alveolarrändern und der hintersten Partie des Foramen magnum. Die Partes condyloideae überragen die Ebene der Warzenfortsatzspitzen.

Bei alveolarer Prognathie ist das Mittelgesicht und der Profilwinkel orthognath, die Jochbögen (lädiert) augenscheinlich ausladend, die Wangenbeine vorstehend, der untere Augenrand überragt um ein geringes den oberen, der Ausläufer wegen, welche von den Tubera malaria her hinziehen. Die Augenhöhlen mesokonch mit rundlichen Winkeln. Die Foramina infraorbitalia wie beim vorigen Schädel überwulstet. Die Superficies facialis ist nicht „eingezogen". Die Processus frontalis breit nach vorwärts gewendet, aus demselben Grunde wie bei Nr. 2. Die Nase platyrrhin (breit), mit nicht scharfen unteren Rändern und starker Spina, sowie stark nach rechts geneigtem Septum narium. Die sehr schmalen Nasenbeine vorerst mäßig gesenkt, erheben sich gleich jäh nach vorn, derart, daß sie etwa die Richtung der horizontalen einnehmen (!). Der Nasenrücken hatte also eine ganz besonders ragende Höhe. Die „sehr schmale" Nasenwurzel ist tief eingesenkt.

Der alveolare Rand ist außen beim linken zweiten Molar (kariös) osteophytisch verdickt; dieser Prozeß, welcher bis auf das zahnlose Endstück des Unterkieferrandes übergreift, verwandelt dieses in eine kleinerbsengroße, dichtmaschige ostitische Aufdunsung. Der Vorgang scheint mir auf den Processus pterygoideus überzugreifen, indem dessen unteres Ende Zeichen von Verdickungen und hyperplastischen Vorgängen an sich trägt. Die andere (lädierte) Seite bietet in geringerem Grade dieselben örtlichen Verhältnisse.

Der Gaumen ist mesostaphylin (mittelbreit) und hoch (hypsistaphylin), die Zahnkontur entschieden elliptisch, die Gaumenplatte glatt, in der Sutura palatomaxillaris erhebt sich jäh eine stumpfe, kurze Crista. Die Crista terminalis (Kupfer) sehr ausgeprägt.

Nr. 5. Besonders großer, sehr lädierter Schädel mit zartem Gebisse und Oberkiefer, mäßigen Insertionsstellen und Prominenzen, zumeist offenen Nähten und abgenützten Zähnen. Jugendlicheres Alter (Weib?).

Ausladendes Oval, mit breitem vorderen Pole (Fünfeck mit gerundeten Seitenecken) und größter Breite am Ende des mittleren Drittels in der Norma verticalis. Neben dem Bregma am Frontale ein 6 *mm* langovales, schräg in den Knochen dringendes Foramen nutritivum. Pentagonoides (Sergi), mesocephalus.

In der Seitenansicht steigt die Stirne vom kräftigen Nasenwulste schief auf, um in ununterbrochenem gestreckten Bogen die Scheitellinie zu begrenzen; die Sen-

kung nach dem langen Hinterhaupte zu scheint (Läsion) in die erste Hälfte der Sagittalis zu fallen. Die Ohröffnung 13 *mm*, rund. Die Crista temporalis ganz besonders kräftig. Die Linea semicircularis temp. tangiert die Tubera parietalia in deren oberer Peripherie (Entfernung von Sagitt. 55 *mm*) Platycephal (Lenhossék), chamaecephal.

Norma occipitalis, dachartiger Scheitel, gerade abfallende Wände, nur durch die prominenten Lineae temporales inferiores unterbrochen.

Norma frontalis tiefe Incisurae supraorbitales. Zwischen den seichten Stirnhöckern kurz angedeutete Crista.

Norma basilaris rauhe Protub. occip. externa mit besonders scharfer Crista occip. externa. Verhältnismäßig kleine Warzenfortsätze, rechts mit breiter Incisura (11 *mm*), links ist diese in zwei Schenkel geteilt, zwischen sich eine mäßige Knochenprotuberanz lassend. Das Hinterhauptloch relativ klein, die Kondylen etwas uneben. Die Proc. styl. dick. Gelenksgruben eng, aber mit kräftigen, pufferartigen, scharfrandigen Tuberculum posticum. Der Schädel ruht auf der Cerebellarpartie und sind die Kondylen in einer Ebene mit den Warzenfortsätzen.

Im Gesichtsteile (starke Läsionen) ab- und vorstehende Jochbögen und Wangenbeine. Der Oberkiefer, wie schon angedeutet, ist in seiner alveolaren Zone charakteristisch schmal, die Facies anterior des Oberkiefers ist nicht retrahiert. Das Gesicht schmal (leptoprosop), das Mittelgesicht hyperorthognath; bei alveolarer Prognathie ist der Profilwinkel orthognath. Die Augenhöhlen mesokonch mit gerundeten Winkeln. Die Nase schmal (leptorrhin) mit stumpfem unteren Rande. Nasenbein schmal (Läsion), die Wurzel tiefliegend und „sehr schmal".

Der Gaumen schmal und hoch, lepto- und hypsistaphylin, der Zahnrand U-förmig. Die laterale Gefäßfurche verläuft vielleicht der Schmalheit wegen an der Gaumenwand. Knochenüberbrückungen am Gaumenboden noch erhalten. Der erste Molar in vivo ausgefallen und die Stellen zu beiden Seiten atrophiert.

Nr. 6. Besonders graziler, wohlgeformter weiblicher Schädel nahe den sechziger Jahren, mit größtenteils verknöcherten Nähten, zarten Augenbrauenbögen und starkem, mäßig abgenütztem Gebisse. Rechts der zweite Molar, links der erste und zweite Praemolar kariös.

Elliptisches Oval in der Norma verticalis mit beinahe gleichen Polen und größter Breite im Beginne der hinteren Hälfte. Links großes Foramen nutritivum. Ellipsoides, dolichocephalus.

In der lateralen Ansicht sehen wir von der Stirnwulst aus bis zum Obelion in harmonischem Bogen die Silhouette ziehen, von welch letzterem Punkte ein etwas steiler Abfall erfolgt nach dem ausladenden, gerundeten Hinterhaupte zu. Die Temporallinie ist hinter der Coronaria 13 *mm* breit und der Sagittalis auf je 52 *mm* genähert. Die Keilbeinflügel sind zu einer kleinfingerbreiten, rinnenförmigen Depression mißformt, welche bis zur Crista infratemporalis hinabreicht. Der Index crotaphyticus (Török) 48·8. Orthocephal, embolicus.

Der prominent fünfeckige Umriß in der Norma occipitalis (Taf. II, Nr. 6) zeigt einen sehr markierten First und gerade abfallende Seiten, welche unten die besonders starken Lineae temporales sehen lassen.

In der Frontalansicht bietet sich uns links eine überaus seichte Incisura supraorbitalis, rechts überhaupt keine Einkerbung. Von der Glabella an zieht eine eben nur erkennbare Creta frontalis.

In der Basilaransicht fällt der gewaltige Torus auf mit ganz kurzen seitlichen Ausläufern. Die Warzenfortsätze flach, lang, die Gelenkshöhlen mit niederen,

seichten hinteren Wänden, minimalen Unebenheiten und den schon erwähnten halbzerflossenen Tropfen ähnlichen Gebilden. Am rechten Processus styloideus (lädiert) ist die knotenförmige Verbindung nachzuweisen. Der Schädel ruht auf den Warzenfortsätzen, die Kondylen überragen die Warzenspitzenebene nicht. Atrophische Vorgänge am Schädeldache sind offenbar seniler Natur.

Der Gesichtsteil sehr grazil, trotz großem Wangenbeine und relativ ausladenden Jochbögen. Das Foramen infraorbitale mündet in eine umschriebene Konkavität. Bei alveolarer Prognathie das Mittelgesicht hyper-, der Profilwinkel orthognath.

Die Augenhöhlen gedrückt (chamaekonch), mit wohlgerundeten Ecken. Die Nase schmal (leptorrhin), mit breitem unteren Rande, die Nasenbeine sind hoch eingeschnitten, bei „mittelbreiter" Wurzel scheinen dieselben (Läsion) ein energisch gehobenes Dach zu bilden.

Der Gaumen ist mittelbreit (mesostaphylin), der Alveolarbogen ist leicht elliptisch eingelenkt, tiefe Gefäßfurchen. Die mediane Naht begleitet beiderseits bis an die Sutura transversa eine zarte, fein granulierte Leiste.

Die äußere Lamella des linken Processus pterygoideus hat im oberen Drittel ihres Randes einen etwa 7 *mm* langen, mit spornartig aufgeworfenem Ende versehenen Fortsatz, welcher mit einem von der Spina angularis herkommenden kleinen Knochenausläufer in vivo wahrscheinlich eine Arkade (Spange) tief unter dem Foramen ovale gebildet hat (?). Processus civinini.[1])

Nr. 7. Jugendlicher weiblicher Schädel im Anfange der zwanziger Jahre, mit zarten Unebenheiten, allenthalben offenen Nähten, in vivo vollzähligem Gebisse, das kaum etwas abgeschliffen ist.

Ein etwas plattes Eioval in der Norma verticalis mit besonders breitem vorderen Pole und größter Breite im Beginne am Ende des mittleren Drittels. Ovoides (Sergi) Brachycephalus.

In der Seitenansicht (Taf. III, Nr. 7) erhebt sich die Kontur so gut wie ohne Nasenwulst jäh nach aufwärts und biegt flach gerundet bei den prominenten Stirnhöckern um, bis knapp vor das Obelion. Hier in der Mitte der Sagittalis fällt sie recht jäh, kaum gerundet, ab und begrenzt dann das typische Hinterhaupt. Sphyroides (Sergi), hypsicephalus.

Die Temporallinie (11 *mm*) nähert sich der Sagittalis auf 57 *mm*. Der große Keilbeinflügel rinnenförmig. Nahe dem linken Asterion in der Lambdanaht ein kleiner Schaltknochen.

In der occipitalen Ansicht etwas flacherer Scheitel mit gerundetem Firste und ebensolchen Seitenecken. Die Wände konvergieren wenig nach unten.

Die Norma frontalis (Taf. II, Nr. 7) wird von der offenen Sutura metopica beherrscht, welche in der Intertuberalgegend etwas erhaben situiert ist. Die Stirnhöcker stehen merklich ab voneinander, an den Orbitalrändern rechts seichte, links sehr tiefe Incisurae.

In der Basilaransicht drängt sich der große Torus occipitalis auf. Der Cerebellarteil auffallend glatt, die Region des Foramen magnum bedeutend hervorgewölbt, so daß sie die Warzenfortsätze weit ober sich läßt; der Schädel ruht infolgedessen auf den Kondylen. Die Processus mastoideae sind zart, etwa kleinfingerkuppenartig. Die Processus styloideae sehr dünn.

Das Gesicht ist trotz seines breiten Eindruckes leptoprosop, mit zarter Wangen- und Jochbogenpartie. Das Mittelgesicht und Profilwinkel orthognath, der Alveolarteil

[1]) Bardeleben, „Lehrbuch der Anatomie", I, 1906.

prognath. Das Foramen infraorbitale mündet, besonders links, in eine längliche, beinahe rinnenartige Depression, welche nach unten fast den Alveolarrand erreicht. Die Superficies facialis des Oberkiefers macht trotz dieser Depression einen ausgefüllten Eindruck.

Die Augenhöhlen mittelhoch (mesokonch) mit wohlgerundeten Winkeln. Die Nase schmal (leptorrhin) mit etwas winkeliger Apertur und scharfem unteren Rande. Nasenbeine ungemein breit, dachartig aneinander gelehnt, Nasenwurzel gar nicht eingesenkt und „sehr breit".

Die große Breite des Processus nasalis des Stirnbeines hat zur Folge, daß trotz der überaus breiten Nasenbeine die Stirnfortsätze des Oberkiefers breit und mit ihrer Fläche nach vorwärts rotiert sind. Wir finden hier dieselben Verhältnisse auch der mittleren Partien, auch des Gesichtes resp. des Oberkiefers in noch augenfälligerem Maße ausgesprochen, wie bei Schädel Nr. 2 und 4 mit den überaus schmalen Nasenbeinen.

Breiter und mittelhoher Gaumen (brachy- und orthostaphylin) mit elliptisch eingebogenem Alveolarrande. Am hinteren Ende dieses Randes, welcher die Weisheitszähne um ein Stück überragt, besonders rechts, Andeutung zu exostolischen Auftreibungen. Der Gaumenboden bis auf zwei Gefäßzwischenleisten glatt zu nennen.

Nr. 8. Schädelreste eines alten Individuums mit ganz zarten Superciliarbögen, sonst starken Insertionen. In vivo vollständiges Gebiß, und mit verknöcherter Coronaria und Sagittalis.

Temporallinien 12 *mm*. Der Gehörgang liegt tief, wie überdacht, von der Jochbogenwurzel, ist relativ klein und stark abgeplattet. Links ist an der hinteren Wand des Einganges eine etwa 4 *mm* breite und längliche (7 *mm*) seichte Exostose vorhanden, rechts ebendort eine ähnliche 6 *mm* breite, welche gegen das Innere zu bis Kleinerbsengröße erreicht und die Ohröffnung um ein beträchtliches verengt. Die Linea temporalis inferior ist kurz, aber von großer Mächtigkeit. Warzenfortsätze mäßig groß, Incisura aber tief. Gelenkshöhlen geräumig, tief ausgehöhlt, das isoliert stehende Tub. posticum scharf, Processus styloidei scheinen dünn gewesen zu sein. Die Pars nasalis ist ungewöhnlich lang und ist dementsprechend der Sinus frontalis tief hinabreichend, die Crista galli dieser Verschiebung wegen nach vorn steil aufgerichtet.

Das Gesicht leptoprosop und (so weit zu messen möglich) das Mittelgesicht hyperorthognath und der Alveolarfortsatz prognath. Profilwinkel orthognath. Das Wangenbein schief situiert, mehr wie sonst nach vorn rotiert. Jochbogen stärker ausladend. Trotz der Fossa canina ist die Superfic. facialis gar nicht „eingezogen".

Die Augenhöhlen rundlich (hypsikonch), die Nase mesorrhin, Nasenbeine asymmetrisch mit „mittelbreiter" Wurzel, nicht dachartig aneinander gelehnt. Nasenbeinnaht synostosiert, der Rücken energisch gehoben.

Der Gaumen leptostaphylin und hoch hypsistaphylin. Der Zahnrand bildet einen gefälligen Spitzbogen mit parallelen Schenkeln. Am Ende des Alveolarfortsatzes und am Alveolarsaume Zeichen von osteophytischen, minimalen Auftreibungen.

Die Sulci arteriosi im Schädelinneren tief eingeschnitten und oft überbrückt.

Nr. 9. Juveniler Gesichtsteil. Gesichtsteil eines jugendlichen Individuums mit ganz intakten Molaren. Die dritten Molaren sind in Entwicklung begriffen, im entsprechenden Teile des Oberkiefers zu sehen. Starke Impressiones digitatae sind in der vorderen Schädelgrube. Die Crista galli ist stark und hoch. Die Augenhöhlen mittelhoch (mesokonch).

Gesicht leptoprosop, Foramen infraorbitalis und Fossa canina sichtlich eingezogen. Nase ist platyrrhin, mit breitem unteren Rande, kleine Pränasalgruben, Nasenbeine breit, flach-dachartig aneinander gelehnt. Die Wurzel „sehr breit", mäßig tiefliegend, der Rücken gesenkt. Der Gaumen schmal (leptostaphylin), mittelhoch (orthostaphylin). Der Alveolarrand bildet einen Spitzbogen mit leicht eingebogenen Schenkeln. Die mediane Naht wird von je einer ganz minimalen granulierten Leiste begleitet. Crista marginalis (Kupfer) bedeutend entwickelt. An den Enden der Alveolarfortsätze medianwärts und nach den Flügelfortsätzen zu tendierend exostotische Bildungen.

Nr. 10. Schädelreste eines Erwachsenen, und zwar ein Wandteil und ein kleiner Stirnscheitelteil, sonst ganz kleine Trümmer. An der Lamina vitrea starke Gefäßfurchen, rechts großes Foramen parietale, an den Occipitalteilen starke Muskelleisten. Zwei recht gebrauchte Molaren mit Zeichen von Caries (?) und ein ganz juveniler Prämolar finden sich dabei vor.

Am Stirnscheitelrest feingezackte Nähte — Teile der Coronaria und Sagittalis — sowie ebensolche persistierende Sutura metopica. Die Mündungen der Sagittalis und Metopica in die Kranznaht sind etwa 5 *mm* voneinander entfernt. „Kreuzschädel". So viel zu urteilen, ist die Unterstirne kurz, unverkennbar aber ist die stark geneigte Oberstirne, überhaupt der glatte Scheitel. (Ähnlichkeit besonders mit Nr. 5.)

Schaltknochen sind nicht nachzuweisen. (Schluß folgt.)

LITERATURBERICHTE.

29.

Le Double, A.-F.: *Traité des variations des os du crâne de l'homme et de leur signification au point de vue l'anthropologie zoologique.* 400 S., 118 Figuren im Texte. Vigot Frères, Paris 1903.

Derselbe: *Traité des variations des os de la face de l'homme* etc. 471 S., 163 Figuren im Texte. Ebenda 1906.

Die vorliegenden Werke, deren Verfasser sich bereits vor einiger Zeit durch eine zusammenfassende Darstellung der bisher bekannten Muskelvarietäten beim Menschen (Traité des variations du système musculaire de l'homme, Schleicher Frères, Paris 1897) verdient gemacht hat, geben eine ausführliche Übersicht über die zahlreichen Varietäten der einzelnen Knochen der Hirnkapsel (1903) und des Gesichtsschädels (1906) beim Menschen und zum Teile auch bei Säugetieren (verschiedene Formverhältnisse der einzelnen Knochen, überzählige Knochen, abnormal verlaufende Nähte, Furchen und Kanäle, ungewöhnlich geformte Knochenfortsätze usw.) Bei der überaus umfangreichen Literatur über dieses Forschungsgebiet ist es nicht gut möglich, alle von den verschiedenen Autoren in jedem einzelnen Falle vorgebrachten Ansichten wiederzugeben; dafür wurde hier mit glücklicher Hand unter Bezugnahme auf die verschiedensten Gesichtspunkte stets das Wichtigste herausgehoben und kritisch beleuchtet, wobei die französische und italienische Literatur besonders berücksichtigt erscheint. Zur Orientierung tragen die beigegebenen Abbildungen, welche ihrer Ausführung nach gerade nicht immer auf voller Höhe stehen, wesentlich bei. Somit bieten die genannten Werke ein überaus wertvolles Nachschlagebuch für jeden, der sich für Varietäten am menschlichen und tierischen Schädel interessiert.

Manchem Leser dürfte beim Durchblättern dieser Bücher der Stoff stellenweise etwas kleinlich und einförmig erscheinen, und es wird sich die Frage aufdrängen, inwieweit das Interesse, welches den Varietäten im allgemeinen seit jeher entgegengebracht wurde und eine umfangreiche Literatur zeitigte, heute noch berechtigt ist. Die Bedeutung derartiger Studien überhaupt wird von E. Perrier, dem bekannten Zoologen und Direktor des naturhistorischen Museums in Paris, in einem Geleitworte zum ersten Buche gewürdigt. Für die Osteologie im besonderen sei hier folgendes bemerkt.

Soweit es sich um Rassenfragen handelt, kann man den Varietäten im allgemeinen wohl keinen besonders großen Wert beilegen; denn wenn auch einzelne derselben bei gewissen Völkern besonders häufig vorkommen, so finden sie sich doch auch bei vielen anderen in größerer oder geringerer Zahl mehr oder weniger deutlich ausgeprägt; dadurch verliert die Varietät als Rassencharakter sehr an Wert. Das Gleiche gilt meistens auch in bezug auf das Vorkommen der Varietäten bei den beiden Geschlechtern. Die Behandlung der einzelnen Varietäten nur vom statistischen Standpunkte aus ist daher oft ziemlich zweifelhafter Natur und undankbar.

Was aber das Studium der Varietäten interessant gestaltet, ist die Untersuchung derselben vom entwicklungsgeschichtlichen bzw. -mechanischen Gesichtspunkte aus, sowie in bezug auf die vergleichende Anatomie.

Viele Varietäten sind in der ontogenetischen Entwicklung des betroffenen Knochens begründet. Wenn z. B. am ausgebildeten Schädel ein Knochen ausnahmsweise geteilt ist, also durch zwei Knochen repräsentiert wird, so hängt das meistens damit zusammen, daß derselbe in den frühesten Entwicklungsstadien stets aus zwei getrennten oder wenigstens scharf abgegrenzten Knochenteilen besteht, welche sich im Laufe der Entwicklung in der Regel zu einem einheitlichen Gebilde verbinden und nur in einzelnen Fällen auch im ausgebildeten Zustande noch zu unterscheiden sind. Die Frage, warum letzteres ab und zu vorkommt, erfordert eine weitere Aufklärung, welche meistens in entwicklungs-mechanischen Ursachen (insbesondere Druck bzw. Zug von Seite der Nachbarknochen, der Muskeln, des Gehirnes usw.) zu suchen ist. Diese zu erforschen ist aber oft sehr schwierig und man muß sich diesbezüglich vielfach mit Vermutungen begnügen. Viele andere Varietäten sind ausschließlich auf derartige mechanische Einwirkungen während der verschiedenen Lebensperioden zurückzuführen.

Vom vergleichend-anatomischen Standpunkte aus ist es stets von Interesse, wenn für den Menschen abnormale Zustände bei bestimmten Tieren regelmäßig vorkommen. Das gilt für eine Anzahl von Varietäten am menschlichen Schädel und es besteht insbesondere seit der Einbürgerung der descendenztheoretischen Lehren vielfach das Bestreben, jede Anomalie als eine theromorphe Erscheinung zu erklären. Mit Recht betont dagegen Le Double, daß man in dieser Beziehung oft zu weit geht, indem viele Varietäten eben nur gelegentliche, auf mechanischen Einflüssen beruhende Abweichungen des in seinen Formen keineswegs unveränderlichen Knochensystems sind und zur Phylogenie in keiner Beziehung stehen.

Die beiden vorliegenden Werke behandeln die hier berührten Gesichtspunkte in ausführlicher Weise und es kommt insbesondere die zusammenfassende Besprechung der vergleichend-anatomischen Fragen sehr erwünscht, da dieselben in den einzelnen Abhandlungen oft zu wenig berücksichtigt werden und die diesbezügliche Literatur weit zerstreut ist.

Auf eine detaillierte Besprechung kann hier nicht eingegangen werden. *Dr. K. Toldt jun.*

30.

Schlaginhaufen, Dr. Otto: *Über eine Schädelserie von den Marianen.* Mit 19 Abbild. Jahrb. d. St. Gallischen Naturw. Ges., 1905.

Die Bearbeitung von 23 Schädeln von der Insel Saipan, die sich gegenwärtig im Besitze des Museums für Völkerkunde in Berlin befinden, ergab in bezug auf die Hauptdimensionen und deren Verhältniszahlen keine einheitlichen Merkmale, wohl aber scheinen andere Vorkommnisse, die alle mit einer exzessiven Ausbildung der Muskulatur im Zusammenhange stehen, für die Marianenschädel charakteristisch zu sein. Die Schädel sind ausgezeichnet durch Knochenerhebungen an den Ansatzstellen der Mm. rectus capitis anterior und lateralis, durch eine starke Protuberantia occipitalis externa mit seitlich anschließenden kurzen Tori und vor allem durch einen Processus retromastoideus. Scharfe Ausprägung besitzen ferner auf Stirn- und Scheitelbein die Lineae temporales, ebenso die Crista supramastoidea. Außerdem bestehen bemerkenswerte Differenzen in der Entwicklung von Gehirn- und Gesichtsschädel; vor allem laden die Jochbogen weit aus, so daß nicht nur in der Norma verticalis, sondern auch in der Norma occipitalis ausgesprochene Phänozygie besteht. Als primitives Merkmal ließ sich fast durch die ganze Reihe das Vorherrschen des Frontal- gegenüber dem Parietalbogen verfolgen. *von Schumacher, Wien.*

31.

Schrader, O.: *Sprachvergleichung und Urgeschichte.* Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte neubearbeitete Auflage. I. Teil: „Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung." Jena, Hermann Costenoble, 1906. 235 S. 8^0.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir die eben erscheinende dritte Auflage eines Werkes, dessen unmittelbares Verdienst von allen Gerechtdenkenden immer anerkannt worden ist, das aber außerdem das mittelbare beanspruchen darf, die Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Altertumskunde erst recht in Fluß gebracht zu haben. Höchst anerkennenswert ist der nimmermüde Fleiß des Verfassers, der nicht ruht, alles, was auf diesem Gebiete zutage gefördert worden ist, zu prüfen und, wenn es brauchbar ist, in seinen Bau einzufügen. Er ist aber auch vorurteilslos genug, um gelegentlich einen früher verwendeten Baustein, der ihm jetzt nicht mehr tragfähig scheint, herauszunehmen und beiseite zu legen.

Das Buch wird jeder lesen müssen, der sich über den Stand unseres Wissens von den Indogermanen ein Urteil bilden will oder gar auf diesem Forschungsgebiete selbst arbeitet. Um so mehr glauben wir auch für einige Randbemerkungen Interesse zu finden, die übrigens nicht nur für die Leser desselben bestimmt sind, sondern vor allem für dessen Verfasser, der auch Einwendungen immer sachlich in Erwägung zu ziehen gewohnt ist.

Naturgemäß knüpfen sich solche Bemerkungen weniger an den Abschnitt I, der die Überschrift trägt: „Zur Geschichte der linguistischen Paläontologie" und einen klaren Überblick über alle einschlägigen Arbeiten und den durch die einzelnen erzielten Fortschritte gibt. Denn hier tritt uns der Verfasser selbst mehr als Referent entgegen, wogegen sich im II. Abschnitte, „Zur Methode und Kritik der linguistisch-historischen Forschung", bereits auf Schritt und Tritt für ihn Gelegenheit ergibt, seine Ansichten zusammenhängend darzulegen.

Für die meisten darf er wohl allgemeiner Zustimmung sicher sein.

Nicht der Fall aber dürfte dies sein bei seiner Annahme, daß die Sprachforscher auch heute nicht bezweifeln, „daß hinter den dialektischen und zeitlichen Verschiedenheiten der indogermanischen Grundsprache, bis zu denen wir mit den Mitteln der Sprachwissenschaft mehrfach nur vorzudringen vermögen, eine völlig einheitliche und dialektlose Grundsprache anzunehmen sei". Auch Brugmann, auf den (neben Kretschmer) er sich hiebei bezieht, redet nur von einer in dem Sinne einheitlichen Sprache, „in dem wir heute eine deutsche Mundart, wie die bayerische, als eine Einheit bezeichnen". So weit braucht man aber gar nicht zu gehen, denn innerhalb des Bayerischen gibt es sehr voneinander abweichende Spielarten; wird doch zum Beispiel ein Böhmerwälder einen Meraner Bauern nur schwer verstehen. Jedenfalls nötigt uns nichts, eine völlig dialektlose indogermanische Sprache vorauszusetzen, so wenig wie wir aus den germanischen Sprachen ein einheitliches Urgermanisch erschließen können. In ähnlichem Sinne äußert sich dann auch Schrader selbst.

Mit Recht wird von ihm die Frage aufgeworfen, ob der Zerfall des Indogermanischen in Sondersprachen überall gleichzeitig erfolgt ist, und ob z. B., als der Rigveda entstand, Germanen und Kelten schon getrennt waren. Ist es doch nichts weniger als selbstverständlich, daß das Tempo der Sprachentwicklung allerorts ein gleiches gewesen ist.

Für eine hinter unseren literarischen Quellen zurückliegende, aber doch nicht allzuferne Vorzeit läßt sich nach Schrader in der Tat die große Altertümlichkeit der nordeuropäischen Sprachen, des Keltischen, Germanischen und Slawischen, erschließen, und man wird ihm dies zugeben müssen, auch wenn nicht alles einzelne, was er dabei vorbringt, richtig ist. Bei diesem Vorbehalte denke ich vor allem an das, was S. 138 über idg. *p* bemerkt wird, das unter der Voraussetzung, daß deutsch *Fergunna* aus *Hercynia* **Percunia* entlehnt ist, im Keltischen zur Zeit des Eintrittes der germanischen Lautverschiebung noch unversehrt erhalten gewesen sein soll. Dies ergibt sich aber aus der germanischen Wortform keineswegs, denn auch ein 1000 Jahre vor der germanischen Lautverschiebung entlehntes **Percunia* hätte zu jenem *Fergunna* werden müssen, und nur dann hätte Schraders Schluß Berechtigung, wenn der Gebirgsname ahd. *Pherchunna* hieße, also nach der Lautverschiebung entlehnt wäre. Den Abfall von *p* im Keltischen und auch den übrigen gemeinkeltischen Lautwandel allzu spät eintreten zu lassen, hindert uns doch auch die Tatsache, daß wir ihm wie auf festländischem so auf britischem und sogar irischem Boden begegnen, vor dessen Besetzung er also vermutlich durchgeführt worden sein wird. Durch den Hinweis auf finn. *saippio* „Seife", ein altes Lehnwort aus dem Germanischen, wird keine Altertümlichkeit erwiesen, die nicht auch im Gotischen noch bewahrt ist, denn die gotische Entsprechung würde auch **saipjô* lauten. Dagegen hätten Namenformen, wie burgundisch *Hanhavaldus*, gegenüber ahd. *Hâholt*, oder röm. germ. *Tenchtheri* angeführt zu werden verdient. Da idg. *ei* zur Römerzeit im Keltischen als *e* erscheint, wäre vielleicht auch darauf hinzuweisen gewesen, daß statt *Renos* „Rhein" noch **Reinos* gesprochen worden sein muß, als die Germanen den Namen entlehnten, und daß für germ. *ei* statt späterem (literarischem) *i* in *Alateivia* noch ein schriftlicher Beleg vorhanden ist. Ein Beleg für idg. *u* statt späterem *y* im Slawischen ist *Bustricius*, Name eines Flusses in Pannonien beim Cosm. Rav. p. 218, 18, *Bystrica* „die rasche, lautere". Daß die germanische Lautverschiebung wirklich erst im 3. oder 4. Jahrhundert durchgeführt worden ist, möchte ich jetzt doch bezweifeln: vgl. meine Ausführungen zur Frage im „Correspondenzblatt der Deutschen Anthr. Gesellschaft" 1904, S. 135 ff. Aber selbst vorausgesetzt, daß sie im 3. oder 4. Jahrhundert v. Chr. erfolgte, ist dies nicht notwendig so zu verstehen, daß vorher noch der ganze Konsonantismus des Indogermanischen in seiner Ursprünglichkeit erhalten war. Gegen die Annahme, zu Herodots Zeit habe idg. **bhéreti* (= griech. φέρει, aind. *bhárati*) auch im Germanischen noch so gelautet, habe ich Bedenken allein schon wegen des *bh*. Ist es irgendwie erweisbar, daß damals noch die Aspirata und nicht bereits ein stimmhafter Spirant gesprochen wurde? Und ist es wahrscheinlich, wo alle Nordvölker von Iran bis Irland die alten Mediae Aspiratae durch einfache Medien oder Spiranten ersetzen?

An dem Ergebnisse im großen und ganzen, daß Nordeuropa lange auf der Stufe der Ursprache verharrt ist, ändert dies alles, wie oben bemerkt, wenig. Man darf mit Recht fragen, ob es im 2. Jahrtausend v. Chr. schon von Kelten verschiedene Germanen und eine scharfe Grenze zwischen beiden gegeben hat. Mit den Slawen verhält sich die Sache ja wohl etwas anders, da sie als satem-Volk schon durch die Entwicklung der Gutturale von ihren Westnachbarn frühzeitig geschieden sind.

Schrader folgert aus der Tatsache der Bewahrung von ursprünglichen Zügen auf dem Boden von Einzelvölkern, „daß die indogermanische Ursprache, sei es als Ganzes, sei es in einzelnen Teilen, über ein geographisch sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet gewesen sein muß, ohne, trotz dialektischer Verschiedenheiten im einzelnen, ihre Homogenität im ganzen zu verlieren". Aber wissen wir denn wirklich, daß das Keltische z. B. lange als gleichartige Sprache über ein weites Gebiet geherrscht hat? Für das Keltische ist ja nicht nur die Bewahrung von Altem, sondern auch die gleichmäßige Durchführung von

Neuerungen, wie jenem früher erwähnten Abfall des *p*, dem Wandel von *ē* zu *i*, *ei* zu *ē* u. a. m. charakteristisch, und das legt uns schon den Gedanken nahe, daß die Kelten sich des ausgedehnten Gebietes, in dem sie zu Beginn der Geschichte stehen, als Eroberer in nicht allzuferner Vorzeit von verhältnismäßig engbegrenzten Ursitzen aus bemächtigt haben. Diese Ursitze wird man freilich auch noch im nördlichen Mitteleuropa und in der Nähe die der Germanen suchen. Und wenn bei diesen Völkern die Sprache sich altertümlich erhalten hatte, so beweist dies ja noch immer für eine bestimmte Zeit den Bestand eines ziemlich gleichartigen Indogermanisch auf einem ausgedehnten Gebiete, falls wirklich die südrussische Steppe und eventuell noch angrenzende Teile Asiens — wie Schrader will — die Urheimat der Indogermanen sind und in dieser auch noch indogermanische Bevölkerung und altertümliche Sprachformen sich erhalten hatten, als die Vorfahren von Kelten und Germanen schon ihre Posten in Nordeuropa bezogen hatten. Ganz anders liegt indes die Sache für den, der die Urheimat dort sucht, wo später Kelten, Germanen oder Slawen stehen. Es ist uns aber jedenfalls wertvoll, daß gerade Schrader die Ursprünglichkeit der nordeuropäischen Sprachen betont.

Wenn er diese Erscheinung in Zusammenhang bringt mit der Einförmigkeit des Kultur- und Geschichtslebens jener Zweige der Indogermanen, so wird sich darüber reden lassen. Aber sind diese Vorbedingungen gegeben, wenn sie ihre nordischen Sitze einer älteren, ansässigen und ackerbautreibenden, ihnen, den angeblichen Nomaden oder Halbnomaden, wirtschaftlich und an Zahl überlegenen Bevölkerung abringen und diese sich sprachlich angleichen mußten? Das wäre Geschichte genug, um zu Sprachwandel und Dialektbildungen zu führen.

Der Lehre gegenüber, daß Völkermischung Sprachbeeinflussung zur Folge haben müsse, oder daß gar, wie manche annehmen, der Zerfall des Indogermanischen in Einzelsprachen allein dem Einflusse assimilierter fremder Völker zuzuschreiben sei, verhält sich Schrader, ich denke mit Recht, ablehnend. Aber wenn er gegen sie auf die russischen Verhältnisse verweist, wo der Anschluß von Finnen an die russische Sprachgenossenschaft deren Sprechweise nicht beeinflußt hat, ist das Beispiel vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Denn hier handelt es sich um allmähliche Aufsaugung kulturell tiefstehender und träger durch eben solche andere Elemente. Deshalb kann unter anderen Umständen eine Völkermischung ein sehr wirksames Ferment der Sprachentwicklung gewesen sein. Wenn er weiter bemerkt: „Auch begriffe man nicht, wie die im ersten Kapitel betonte lange Bewahrung der indogermanischen Grundformen in den nordeuropäischen Sprachen möglich gewesen sein sollte, wenn die doch schon bei der ersten Besitzergreifung der betreffenden Länder durch Indogermanen mit Ureinwohnern stattgehabte Vermischung zu Modifikationen der indogermanischen Ursprache geführt hätte", so macht er hiebei seine ja doch erst zu begründenden Ansichten über die Urheimat der Indogermanen schon zum Ausgangspunkte weiterer Schlüsse.

Auch Schraders Stellungnahme in der Frage des indogermanischen Urtypus halte ich nicht für glücklich. Jedenfalls ist der Satz: „Die Ausgrabungen haben mit immer steigender Gewißheit dargetan, daß auch in der Vergangenheit von der jüngeren Steinzeit an in Europa uns nirgends Bevölkerungen von völlig homogener Zusammensetzung, sondern überall Mischungen von Dolicho-, Meso- und Brachycephalen entgegentreten", unrichtig und in der Wahl der Beispiele, die das beweisen sollen, ganz einseitig. Es gibt allerdings Gebiete, in denen zu gewissen Zeiten verschiedene Schädeltypen nebeneinander vorkommen. Aber andere Gebiete und Zeiten mit sehr gleichartigem Typus stehen dem gegenüber. Von Schweden muß dies Schrader selbst zugeben. Wir möchten ihn aber auch auf die nun schon in ansehnlicher Zahl vorliegenden Steinzeitschädel aus ganz Deutschland, auf die aus Lengyel, ferner auf die vielen Schädel aus der älteren Bronzezeit in Deutschland, Österreich und Skandinavien aufmerksam machen. Und sind etwa jetzt, wie er annimmt, die verschiedenen Formen überall nebeneinander vertreten? Es gibt Alpentäler, aus denen es ihm schwer fallen dürfte, einen Langkopf aufzutreiben, und umgekehrt schwedische Ortschaften, in denen er kaum einen typischen Kurzkopf finden wird.

S. 158 wird von dem Kriege der Chatten und Hermunduren um die Salzquellen an der Werra gesprochen und bemerkt, daß er mit der völligen Ausrottung der ersteren endigt. Bei Tacitus, Ann. XIII, 57, aber, wo dies stehen soll, heißt es nur: sed bellum Hermunduris prosperum, Chattis exitiosius fuit, quia victores diversam aciem Marti ac Mercurio sacravere, quo voto equi viri, cuncta viva occidioni dantur, et minae quidem hostiles in ipsos vertebant. Also lediglich um die Opferung derjenigen handelt es sich, die in der Schlacht gefangen wurden. Von völliger Ausrottung der Chatten bei dieser Gelegenheit kann um so weniger die Rede sein, als sie ihre geschichtliche Rolle nach wie vor weiter spielen: man denke nur an das, was Tacitus selbst in seiner Germania über sie sagt.

S. 168 ist von einer allgemein anerkannten Spracheinheit des Litauischen und Slawischen die Rede. Aber wie kann man sich eine solche vorstellen, wenn das Slawische allein mit Ausschluß des Litauischen eine Erscheinung wie den Wandel von *s* nach *i, u, r, k* zu *š* mit dem ganzen Arischen (= Indoiranischen)

gemein hat, worauf Leskien bei Hirt, Indogerm. Forsch., 4, 44, die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Daß sich Balten und Slawen sprachlich so nahe stehen, erklärt sich ausreichend aus geographischen Verhältnissen, ohne daß sie jemals im strengen Sinne des Wortes eine besondere Einheit gebildet zu haben brauchen.

Gegen die viel zu weit gehende Folgerung aus der Gleichung aind. *tákshan*, griech. τέκτων „Zimmermann" (S. 181) auf das Vorhandensein einer Handwerkerzunft in indogermanischer Zeit ist schon von Meringer mit Recht Einspruch erhoben worden. Anderseits scheint mir die Skepsis gegen eine aus aind. *Dyâús*, griech. Ζεύς, lat. *Jov-em*, ahd. *Zîo* — lauter Götternamen — zu erschließende urzeitliche Göttergestalt auf die Spitze getrieben.

Sehr großes Gewicht legt Schrader sichtlich auf die Schlüsse, die nach seiner Meinung aus der Etymologie des Wortes *Vieh* zu ziehen sind, das ursprünglich „Wolltier, Schaf" bedeutet hat. Aus diesem Bedeutungswandel schließt er auf eine Zeit zurück, „in der, wie es bei nomadischen oder halbnomadischen Völkern der Fall zu sein pflegt, der Hauptbesitz der Indogermanen in Schafen, nicht etwa in Rindern bestand". Man sieht, wie gut dies zu seinen übrigen Ansichten stimmt; ja es scheint fast, als handelte es sich hier um sein bestes Argument für das Nomadentum der Indogermanen und ihre aus diesem wieder zu folgernden Ursitze in der Steppe. Und das Argument sieht in der Tat auf den ersten Blick bestechend aus. Man kann sich aber die Bedeutungsentwicklung auch ganz anders vorstellen. Denn von einem Worte für Schaf aus lag es viel näher, ein Kollektivum (zunächst mit dem Sinne „Kleinvieh") zu bilden, als von Bezeichnungen des Rindes aus, da hier schon jedes einzelne Stück sehr ins Gewicht fiel. Der Begriff „Kleinvieh" bildete die Brücke, über die man schließlich zu dem von „Vieh" im allgemeinen gelangte. Daß sich dies so bei idg. **pecu* verhalten hat, wird man um so eher annehmen, als sich etwas ganz ähnliches später im Germanischen unter unseren Augen vollzieht. Mit dem Adjektiv *schmal*, germ. **smalaz*, gebildet ist wie noch unser *Schmaltier*, so ahd. *smalanôz*, *smalaz vihu*, mhd. *smalnôz*, *smalvihe* „Kleinvieh". Im Altisländischen hat schon das einfache *smali* diese Bedeutung, daneben aber, wofür sich in Fritzners Ordbog zahlreiche Belege finden, auch den Sinn von Vieh im allgemeinen, einschließlich des Großviehes, angenommen. Daß die Anfänge der Viehzucht bei den Indogermanen nicht eigentlich nomadische waren, sollte uns schon das Wort *zähmen* und seine ganze gemein- und urindogermanische Sippe lehren. Denn *domāre* hängt mit *domus* zusammen und bedeutet ursprünglich „ans Haus gewöhnen". Ein Volk, das von einem Weideplatze zum anderen zieht und auf Wagen oder unter Zelten lebt, könnte solch ein Wort nicht prägen.

S. 206 wird von unserem „rot" gesprochen, „welches nach einer freilich nicht sicheren Deutung die spezielle Färbung des Kupfers (lat. *raudus*, altn. *raudi*, slaw. *ruda*) bezeichnet haben könnte". Aber wie läßt sich *raudus* mit Rücksicht auf die lateinischen Lautgesetze als Entsprechung zu germ. **raudaz* rechtfertigen? Und altnordisch *raudi* bedeutet nirgends „Kupfer", sondern „rotes Eisenerz", und auch russ. *rudá*, lit. *rúda*, sowie Lehnworte der finnischen Sprachen schließen sich ihm an, und zudem ist gar nicht zu verkennen, daß hier lediglich eine Substantivierung des Farbadjektivs vorliegt und von einem umgekehrten Bedeutungswandel nicht die Rede sein kann.

Zu dem S. 214 über den Zusammenhang von russ. *mostavája* „Straßenpflaster" mit *mostŭ* „Brücke" ausgeführten sei auf das Seitenstück von dän. *bro* „Brücke" und „Steinpflaster" und schon anord. *brústeinn* = dän. *brósten* „Pflasterstein" hingewiesen.

Als auf einen der gelungensten Teile des Buches möchte ich zum Schlusse auf die Auseinandersetzung mit W. Streitberg auf S. 221 ff. aufmerksam machen.

Und nicht scheiden wollen wir von dem Werke, ohne der klaren und schönen Art der Darstellung Erwähnung zu tun, die im Vereine mit dem reichen Gedankeninhalte seine Lektüre zu einer wahrhaft genußreichen macht. *Rudolf Much.*

32.

Helm, Karl: *Die Heimat der Indogermanen und der Germanen.* Sonderabdruck aus den Hessischen Blättern für Volkskunde. Bd. III, Heft 1, 1905. 33. S. 8°.

Im ersten Teile dieser lesenswerten Schrift bekennt sich der Verfasser als Anhänger Ratzels, der ein sehr ausgedehntes asiatisch-europäisches (eurasisches) Ursprungsland der Indogermanen annimmt. Bedenken erregt dabei vor allem die Annahme, daß wir den Ursprung einer Völkerfamilie nicht „in einem engen, sondern vielmehr in einem weiten Gebiete suchen" müssen. Denn diesem Grundsatze widersprechen die Beobachtungen, die wir bei Teilvölkern der Indogermanen, wie Germanen oder Slawen, machen können, deren Ausbreitung sich in einer von der indogermanischen nicht wesentlich verschiedenen Art vollzogen haben wird. Und die Ausbildung einer so einheitlichen Sprache, wie es die indogermanische tatsächlich gewesen ist, läßt sich auf einem sehr weiten Gebiete, zumal in einer

verkehrsarmen Zeit, nicht wohl denken. Aber richtig ist es allerdings, daß sie sich in einem solchen eine Zeit lang in ziemlich unveränderter Gestalt erhalten konnte, daß also der von den Indogermanen besetzte Bereich schon vor der Bildung schärferer Dialektgrenzen ein recht umfänglicher gewesen sein kann.

Im zweiten Abschnitte wird die Frage erörtert, von welchem Zeitpunkte an wir auf nordeuropäischem Boden mit Germanen rechnen dürfen. Im allgemeinen werden jetzt die Menschen der jüngeren Steinzeit schon als solche betrachtet. Helm geht einen Schritt weiter zurück und beansprucht auch die Kökkenmöddinger für die Germanen. Zu diesem Zwecke sucht er zu zeigen, daß die Kultur der Kökkenmöddingerzeit von jener der neolithischen nicht durch einen scharfen Einschnitt getrennt und daß es nicht möglich ist, eine Einwanderung zu Beginn der letzteren durch die Funde zu erweisen. Seine Ausführungen über den Zusammenhang der beiden Steinzeitperioden sind in der Tat sehr beachtenswert und machen an sich schon die Arbeit zu einer verdienstlichen. Aber wenn er meint, daß ein indirekter Beweis für die Kontinuität der Bevölkerung erbracht sei, sofern es nicht gelinge, eine neolithische Einwanderung nachzuweisen, halte ich das für einen methodischen Fehler. Man muß doch fragen, wie sich denn in einer Zeit sehr unentwickelter und weithin sehr gleichmäßiger Kultur eine Einwanderung in der Hinterlassenschaft bemerkbar machen soll, zumal wenn diese Einwanderung nicht von fernher, wenn sie langsam erfolgte und wenn etwa nur eine herrschende Schicht über eine ältere Bevölkerung sich legte. Es ist richtig, daß wir das Eindringen der Slawen in Deutschland oder der Sachsen und Angeln in Britannien aus den Funden erkennen; aber sind wir heute auch schon so weit, in den Funden Frankreichs, Englands oder Italiens den Anteil der ersten Indogermanen von dem ihrer Vorgänger reinlich scheiden zu können? Und sind wir imstande, für die Kökkenmöddingerzeit an der Hand der Funde die Indogermanen irgendwo abzugrenzen, so wie wir etwa nach diesen die Kelten in Italien abgrenzen können? Ich glaube, daß, je weiter wir zurückgreifen, desto weniger mit archäologischem Material in ethnologischen Fragen zu beweisen sein wird. Für die britischen Inseln ist es nicht in Abrede zu stellen, daß hier die Indogermanen eine ältere Bevölkerung sich unterworfen und bis auf den letzten Rest sich sprachlich angeglichen haben. Was steht grundsätzlich der Annahme entgegen, daß ähnliches auch in Dänemark und auf der skandinavischen Halbinsel — nur hier früher — erfolgt ist? Selbst für die Zeit der großen Steingräber halte ich für Dänemark eine Bevölkerung noch nicht erwiesen, aus der ohne Nachschübe von außen die der Bronze- und Eisenzeit auf demselben Boden erwachsen konnte. Und wer sagt uns, wo in der jüngeren Steinzeit und nun gar in der Kökkenmöddingerzeit die Grenzen etwa zwischen den späteren Kelten und Germanen verliefen? Und daß also, wenn sie schon Indogermanen waren, die Kökkenmöddingerleute gerade Vorfahren der Germanen sind? Die Sache liegt jedenfalls lange nicht so einfach, als Helm sie sich vorstellt.

Freilich fragt es sich auch, was man unter Indogermanen versteht. S. 14 f. faßt Helm seine Ansicht dahin zusammen, es sei wahrscheinlich, daß die nach der Eiszeit eingewanderten Menschen, die wir in der älteren nordischen Steinzeit auf einer Übergangsstufe vom Sammler zum Fischer und Jäger antreffen, den Grundstock des hier in der jüngeren Steinzeit zweifellos nachweisbaren Teiles der Indogermanen bildeten, eben der Germanen. „Ob man," fährt er fort, „ihnen selbst schon diesen Namen zuerkennen will, ist schließlich Nebensache; ich tue es, weil dadurch klar ausgedrückt wird, welche ethnologische Stellung ihnen zukommt. Über ihre Sprache ist dadurch nichts ausgesagt." Dadurch gewinnt alles gleich ein ganz anderes Gesicht, und es wird unter solchem Vorbehalte viel leichter, sich Helm ganz anzuschließen. Daß in den später im Norden wohnenden Germanen auch die ersten menschlichen Ansiedler jener Gegenden mindestens mit fortleben, ist kaum zu bezweifeln. Aber wogegen wir uns doch aussprechen müssen, das ist die Verwendung des Namens Germanen und Indogermanen für etwas anderes als die germanische oder indogermanische Sprachgenossenschaft, wodurch nur Verwirrung angerichtet werden könnte. Und wenn Helm die Sprachenfrage schon in der Schwebe läßt, also ausgesprochenermaßen mit der Möglichkeit rechnet, daß seine nordischen „Indogermanen" der vor- oder frühneolithischen Zeit erst später indogermanisch gelernt haben, so muß er auch mit der Möglichkeit einer neuen Einwanderung rechnen. Denn nur durch eine solche kann sich dann das Indogermanische eingeführt haben.

Wien. *Rudolf Much.*

33.

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Herausgegeben vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereine. Verlag desselben Vereines in Wien und von Gerhard Kühtmann in Dresden. Atlas mit 75 Foliotafeln und 1 Landkarte, Textband XVII und 228 S. mit 67 Abbildungen und 6 Texttafeln, 1906.

Die deutschen Architekten und Ingenieure haben ihr Wort eingelöst. Alle drei großen von ihnen unternommenen Bauernhauswerke, das der Schweiz, Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, liegen vollendet da. Eine Fülle prächtigen, würdig publizierten Materiales, eine Fundgrube für die Erkenntnis. In vornehmer Weise hat der Stand ein officium nobile erfüllt und das wird den Mitarbeitern zum dauernden Ruhme angerechnet werden. Sie haben Dank verdient und in reichstem Maße möge er ihnen zuteil werden.

Ich habe es hier speziell mit dem österreichischen Hauswerke zu tun. Es geht nicht an, das Werk rein nur vom Standpunkte des Hausforschers zu betrachten. Das Werk ist ein großes, kulturhistorisches und künstlerisches Bilderbuch, das mehr als einen Kreis interessiert und deshalb keine einseitige Beurteilung erfahren darf, es sei denn, daß man die Einseitigkeit zugibt und noch dazu scharf hervorhebt. Meine Meinung über die Publikation kann ich nicht besser darlegen als dadurch, daß ich dem Werke die denkbar größte Verbreitung wünsche. In den öffentlichen Bibliotheken, in den Schulen, in Privathänden — überall wird es segensreich wirken. Möge es überall hinkommen, damit es zu wirken vermag.

Hier habe ich nur als Hausforscher mit dem Werke zu tun. Es ist die Frage aufzuwerfen, welche Bedeutung kommt ihm für die Geschichte des Hauses zu, was bietet es und was bietet es nicht.

Zuerst eine Übersicht über die Foliotafeln, das eigentliche uns von Meisterhänden vorgelegte Material.

Der Hof aus Spitz an der Donau (Tafel Niederösterreich, Nr. 2) ist ganz interessant, aber ohne Grundriß und nähere Angaben unverwendbar. Bloße Photographien nützen uns in den seltensten Fällen. Niederösterreich Nr. 3 bringt ein Haus aus der Nähe von Krems a. d. D. von R. Vidale. Beachte die Trichterküche! Oberösterreich Nr. 1: Bauernhof aus dem Bezirke Schärding von A. v. Wielemans. Ein typisches Objekt. Ebenso Nr. 2 von demselben. Sehr schön ist Nr. 3 Wirtshaus bei Goisern, von Leopold Theyer aufgenommen. Musterhaft sind die Tafeln Salzburg Nr. 1—3 von J. Eigl, denen man sofort den kundigen Hausforscher ansieht. Wertvoll sind Salzburg 4—6 von A. Nedelkovits und Vitus Berger. Auf dem Blatte Steiermark Nr. 3 von K. Lacher beachte man die beiden Öfen. Der Ofen B, dessen Grundriß ein Kreisquadrant ist, dürfte schon ein Unikum sein. Auch auf dem meisterhaften Blatte Nr. 4 von Lacher ist ein sonderbarer Ofen zu sehen. Auch Tafel Nr. 5 von demselben Meister ist wertvoll. In Blatt Nr. 6 verrät A. v. Wielemans eindringendes Verständnis der Probleme, indem er eine Badestube darstellt. Dasselbe Lob ist Nr. 7, von demselben Künstler, zu spenden. Steiermark Nr. 8 hat J. R. Bünker geliefert. Von Bünker rühren auch her Kärnten Nr. 4, 5 (gezeichnet von F. K. Storno), 6, 8, 9. Kärnten Nr. 1 von J. Schottenhaml bringt ein sehr merkwürdiges Haus mit einer Art Dachlaterne; wertvoll ist Stockers Kärnten Nr. 2. Krain Nr. 1 von J. R. Bünker ist, wie alles von diesem Manne, vortrefflich. Aus dem Küstenlande finden wir nur ein einziges, aber sehr schönes Blatt von M. Fabiani. Tirol ist durch eine Reihe von guten Tafeln vertreten von v. Flattich (anno 1870), A. Weber, A. Sieber, K. Mayreder, R. Greifenhagen. Auch ein photographisches Blatt von O. Schmidt in Wien ist dankenswert. Das Blatt Vorarlberg Nr. 1 stammt aus J. W. Deiningers großem Werke über Tirol und Vorarlberg.

Böhmen Nr. 1 von Hans Lutsch, sehr schön. Nr. 2 von A. Weber, Nr. 3 von der Baugewerkschule in Zittau, Nr. 4 photographische Aufnahme von K. Schmidt-Dresden, Nr. 5 Photographie von Sonntag-Dresden, Nr. 6 von K. Schmidt (sehr gut), Nr. 8 von demselben, Nr. 9 von A. Weber, Nr. 10 von K. Schmidt, ebenso Nr. 11, 12, 13 und 15 von der Baugewerkschule in Zittau, Nr. 14 von Hans Lutsch, Nr. 16 von C. v. Romstorfer — lauter verdienstliche Blätter.

Mähren Nr. 1 von Matzura und Přikryl bringt in Fig. 6 einen sonderbaren Herdofen. Dazu Nr. 2 von Wanderley.

Galizien Nr. 1 von J. R. Bünker. Wertvoll. Bukowina Nr. 1 von R. Sagmeister. Hier hätten die Feuerstätten eine separate Darstellung verdient. Man hat es so oft gesagt, aber leider noch immer nicht oft genug: Die Feuerstätten, Herd und Ofen, sind ebenso wichtig, wie das Haus selbst. Oft sind sie wichtiger als wie die ganze Schale, d. h. Wände und Dach. Wann wird man das einmal begreifen? Ich ereifere mich so, weil auch im Reiche draußen bis jetzt die Wenigsten das eingesehen haben. Immer wieder soll der Grundriß allein alle Fragen beantworten. Das kann er nicht. Der Hausrat ist gerade so charakteristisch wie das Haus, und vor allem anderen sind es Herd und Ofen! Bukowina Nr. 2 und 3 von C. A. Romstorfer zeigen den erfahrenen Hausforscher.

Ungarn ist durch vier Blätter von Bünker vertreten, Siebenbürgen durch eines von demselben, aus Kroatien stammen zwei Blätter von Janko Holjac (aufgenommen von J. Ros) und von v. Eckhel.

Ein Durchblättern der Tafeln läßt schon erkennen, daß viele Zufälle bei der Entstehung des Werkes mitgespielt haben. Nicht eine bewußte, die Kenntnis des gesamten Materiales voraussetzende Auswahl hat bei der Darstellung stattgefunden, sondern die Auswahl der Objekte war dem Blicke des einzelnen,

seinen Ortskenntnissen usw. überlassen. Ein Gesamtbild des österreichischen Bauernhauses ist aus den Tafeln nicht zu gewinnen, dazu hätte ein Vielfaches ihrer Anzahl noch kaum hingereicht; wir haben es nur mit höchst dankenswerten Musterblättern zu tun.

Man muß das mit Nachdruck sagen, damit niemand glaubt, der Hausforscher habe nun sein Material und könne ruhig, beim Schreibtische sitzend, weiterarbeiten. Nein, dahin führt noch ein unabsehbarer Weg. Das Losungswort muß auch in Hinkunft heißen: Es wird weiter gewandert! Wären seine Bilder nicht gar zu mangelhaft (die Photographien ausgenommen), so nähme ich keinen Anstand, das Hunziker'sche Werk über die Schweiz als Muster zu empfehlen, in welchem Sinne weitergearbeitet werden soll.

Auch Monographien jeglicher Art und geographischen Begrenzung sind weiter notwendig, namentlich auf dem Boden der nichtdeutschen Stämme, obwohl gerade hier schon einzelne vortreffliche Arbeiten vorliegen.

Den Textband haben M. Haberlandt und A. Dachler verfaßt. Den sozusagen undankbaren Teil der Aufgabe hat Haberlandt übernommen, den bibliographischen und siedlungsgeschichtlichen. In bezug auf das Literaturverzeichnis ist dasselbe zu sagen, was man von fast allen derartigen Listen sagen kann: es ist leicht, es zu bemängeln, und schwer, es besser zu machen. Ohne das Zusammenarbeiten mehrerer Forscher werden wir schwerlich eine halbwegs vollkommene Liste der Publikationen erlangen. Hervorheben will ich nur, daß die Arbeit von Mowsesjanz über das armenische Haus nur insofern unter Bukowina zu stellen ist, als es dort wirklich noch Armenier gibt; hat aber deren Haus mit dem von Mowsesjanz beschriebenen asiatisch-armenischen noch etwas zu tun? Ein Urteil über die siedlungsgeschichtlichen Ausführungen Haberlandts steht nur dem Historiker zu.

Was A. Dachlers Arbeit über „Anlage, Herstellung und Zierformen des Bauernhauses" betrifft, so hat sie unter allen Umständen dauernden Wert, weil sie viel schönes und richtiges Material bringt. Das schließt freilich nicht aus, daß man sich mit den Gesichtspunkten und Einteilungsprinzipien Dachlers öfter im Widerspruche befindet.

Gleich bei den grundlegenden Dingen weiche ich von A. Dachler ab. Die ursprünglichste Form des oberdeutschen Hauses besteht für Dachler aus der „Stube" und dem „Vorraume" mit dem offenen Herde, welcher „Laube" oder „Haus" genannt wird! Zu dieser schiefen Auffassung der Tatsache, daß das oberdeutsche Haus aus Küche und Stube, Herd- und Ofenraum besteht, kommt Dachler durch die in keiner Weise begründete Annahme, daß der Herd in einem Übergangsstadium in einer Laube untergebracht war. Daß vor Jahren schon andere Meinungen dargelegt und begründet worden sind, das übergeht er mit Stillschweigen, obwohl es seine Pflicht gewesen wäre, seine Leser darüber zu orientieren. Geradezu eine Voreingenommenheit hat Dachler gegen meine Schriften, so daß sein Leser überhaupt nicht merkt, wie viel ich mich um die Fragen der Hausforschung bemüht habe. Ich erwähne diese Tatsache, ohne ihr weitere Bedeutung beizumessen.

Auf meine ausführlich begründete Meinung über die Herkunft des Kachelofens geht er ebenfalls nicht ein. Für ihn steht bloß fest (S. 46), daß der Stubenofen aus dem Backofen entstanden ist. Dafür ließe sich allerdings anführen, daß heute noch im Kachelofen der Stube in verschiedenen Gegenden gebacken wird, aber die allgemeine Fassung bei Dachler ist deswegen zu verwerfen, weil zur Zeit des Entstehens eines Zimmerofens keineswegs jedes Haus sicher einen Backofen hatte. Man wird sich lange mit Brotbackdeckeln u. dgl. beholfen haben, oder mit freistehenden Backöfen, die dann für mehrere Bauernhäuser gemeinsam gewesen sein mögen. Ein notwendiger, unvermeidlicher Hausgenosse war der Backofen nicht und ist es ja auch heute nicht. Eine Hypothese, welche sein normales Vorhandensein im Hause voraussetzt, ist mir also unannehmbar. Ich sehe nicht ein, warum der Backofen allein zur Erfindung eines Stubenofens geführt haben soll. Ich denke, daß alle vorhandenen Öfen, also auch die Töpferöfen, bei seiner Entstehung mitgewirkt haben. Wenn es nun römische, aus Kacheln, d. h. Gefäßen, hergestellte Töpferöfen gibt, so sage ich, daß der Kachelofen eine römisch-germanische Erfindung ist.

Ich habe auch in meinem kleinen Büchlein über das Haus[1]) die Erwartung ausgesprochen, daß der römische Zimmerkachelofen noch zum Vorscheine kommt. Jedoch will ich hinzufügen: finden wir ihn aber nicht, dann ist nur zu schließen, daß der Deutsche vom Römer einen Töpferofen aus Gefäßen herstellen lernte und danach sich einen Zimmerofen konstruierte. Das ist gehüpft wie gesprungen. Auseinanderreißen lassen sich die römischen Kachelöfen und die unseren nicht.

Unlängst hat mich Čiro Truhelka[2]) — auch er nennt mich nicht — belehrt, daß bei einem Ofen die Hauptsache nicht die Kacheln seien, sondern die Rostanlage, der Aschenfall. Die Rostanlage fehle

[1]) R. Meringer, „Das deutsche Haus und sein Hausrat", Teubner, Leipzig, 1906. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich bei der Abfassung Dachlers Werk nicht kannte noch kennen konnte.

[2]) Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, IX. Bd., S. 32 f.

aber den römischen Öfen. Truhelka hat in seiner Unbefangenheit also noch nicht bemerkt, daß auch die Kachelöfen älteren Datums keinerlei Aschenfall haben. Truhelka hat auch einen „vorgeschichtlichen Ofen" entdeckt. Nur schade, daß jeder halbwegs Erfahrene ihm sagen wird, daß sein „Ofen" kein Ofen ist, sondern ein Kohlenbecken, dessen nächste Verwandte von griechischem Boden her längst bekannt sind. Da ich mit nächstem wieder auf die Geschichte des Ofens eingehen werde, breche ich hier ab.

Wenn ich eine Karte der Hausformen Österreich-Ungarns zu machen hätte, so würde ich als Hauptsache das Gebiet des oberdeutschen Hauses in die Augen springen lassen. Die Ausdehnung dieses Wohnhauses ist eine der wichtigsten Tatsachen der europäischen Kulturgeschichte. Dann müßten die Gegenden des Kaminhauses und endlich die Gebiete der Häuser gekennzeichnet werden, welche weder einen Ofen noch einen Kamin, sondern bloß einen offenen Herd oder einen Herdofen haben. Dachler schreibt über alle Gegenden, wo keine oberdeutschen Häuser, keine eigentlichen Stuben sich finden: Rauchstubenhaus, indem er ein in den Alpen volkstümliches Wort ausdehnt. Ich bin damit nicht ganz einverstanden und wäre für eine Namengebung, welche die „Herdhäuser", wie ich sie nenne, besser, d. h. bezeichnender unterschiede.

Was bei Dachlers Karte am meisten in die Augen springt, das sind die Wohnsitze der Deutschen, auf die es aber in erster Linie nicht ankommt; auf ihr Haus kommt es an und das hat sich weit über andere Völkerschaften verbreitet. Aber bei A. Dachler spielt überhaupt die ethnographische, die nationale Einteilung eine große Rolle; eine viel zu große, denn die Kulturerscheinungen lassen sich nicht schlankweg national und nach Völkerstämmen aufteilen.

Ich begreife es nicht, daß A. Dachler nicht selbst die Unzulänglichkeit seines Einteilungsprinzipes erkannt hat. Sein fränkisches Bauernhaus (vgl. Texttafel IV) enthält Stube, Küche (und angebauten Stall), sein bayerisches (Texttafel V) Stube, Küche und Laube, sein alemannisches Stube, Küche und Schlafzimmer (Gaden). Eine Laube macht also einen ethnographischen Unterschied und ein Schlafzimmer, obwohl der einfachste Spaziergang in den Alpen einem Häuser mit und ohne Laube zeigt und Häuser mit eigenem Schlafgemache bekanntlich durchaus nicht bloß „alemannisch" sind, sondern ebenso bayerisch und fränkisch.

Und ebenso leidet Dachlers Einteilung auch beim Gehöfte Schiffbruch. S. 39 setzt er die Unterschiede auseinander, die zwischen dem fränkischen, bayerischen und alemannischen Gehöfte bestehen. Wer sich die Mühe nimmt, Dachlers Charakteristik der Typen genau zu lesen, der wird sehen, auf wie schwankem Grunde die Unterschiede bestehen. Daß das ethnographische Einteilungsprinzip nicht den Tatsachen gerecht wird, das hat auch O. Brenner als Resultat der bayerischen Untersuchungen bekanntgegeben und J. R. Bünker (diese Mitteilungen, XXXVI, S. 235) hat neuerdings darauf hingewiesen, „wie schwer es fällt, bei der Durchforschung volkstümlicher Hausformen nationale oder Stammeseigenheiten festzustellen". Und auf was für eine Grundform des Oberinntaler Hauses kommt Bünker? Auf ein Küchenstubenhaus mit Vorhalle! Darauf kommt man aber in sehr verschiedenen Gegenden.

Aber man muß nur ja nicht glauben, daß gerade Dachler oder nur die Hausforschung bei der Einteilung der Typen solche Schwierigkeiten auf dem Wege finden. Der Dialektforschung geht es auch nicht besser und ich verweise da auf die Worte Meyer-Lübkes in seiner heurigen Wiener Rektoratsrede (S. 12).

Wenn ich also auch Dachlers Haupteinteilung für nicht genügend halte, gebe ich doch gern zu, daß er in vielen Einzelheiten Richtiges beobachtet haben mag.

Nun zu den Details.

S. 46 wird der Irrtum unseres hochverdienten Bünker über die Badestube wiederholt. Ich habe „Das deutsche Haus", S. 63, Anm. [2]), dazu Stellung genommen.

S. 45. „Der südliche, unter italienischem Einflusse stehende Teil Österreichs ist Rauchstubengebiet, weil dort Öfen überhaupt kaum Eingang gefunden haben und der Kamin die einzige Wärmequelle bildet." Ein Kaminraum und eine Rauchstube sind so ganz verschiedene Dinge, daß Dachler sie nicht hätte konfundieren sollen. Der Kamin ist eine kulturell so wichtige Weiterentwicklung des Herdes und des geschützten Herdes („Das deutsche Haus", S. 34, 13), daß er ein ganz eigenes Kapitel einnimmt.

Ich möchte mir hier einen Zusatz zu meinen früheren Ausführungen über den Kamin erlauben. Was ich unter einem Kamin verstehe, das habe ich „Das deutsche Haus", S. 17, dargelegt; da er hauptsächlich bei Romanen vorkommt, nenne ich ihn auch den romanischen Kamin, und in diesem Sinne spreche ich von einem romanischen Hause. Nun finden sich aber auf oberdeutschem Boden ebenfalls kaminartige Gebilde, die aber in ihrem Äußeren total verschieden sind von dem romanischen Kamine: Es sind zwar auch geschützte Herde, deren Rauchhut irgendwo (nicht gerade an der Rückwand) in einen Rauchfang (Schlot) mündet, aber der Eindruck ist ganz anders, weil der Herd die bei uns normale Höhe hat.

Solche falsche Kamine kenne ich aus Salzburg und Steiermark [1]). Es ist mir ganz unwahrscheinlich, daß hier Kultureinfluß aus dem Süden vorliegt, sondern Neuentstehung: Als der Rauchfang eingeführt wurde, mußten sich ja Fälle ergeben, wo er direkt über dem Herde angebracht wurde, was auch zweckdienlicher war, als ihn in einiger Entfernung vom Herde, ich meine seitwärts, anzubringen.

S. 46 u. Zu dem, was Dachler über „Labm" und „Haus" sagt, bitte ich, „Das deutsche Haus", S. 25, 78, 87, zu vergleichen.

S. 89. Hier findet es Dachler für ganz überflüssig, auf meine Arbeiten über das bosnische Haus einzugehen oder sie auch nur zu nennen. Vergleiche jetzt die glänzende Arbeit Murkos, „Das volkstümliche Haus bei den Südslawen" (diese Mitteilungen, 1905, 1906).

S. 90 ff. Der Abschnitt über die Herstellung des Bauernhauses enthält sehr wertvolles Material. Freilich auch einzelne Irrtümer.

S. 108 meint Dachler, „Meringer und Haberlandt berichten von einer bronzenen . . . . Scheibe, auf welche mit einem Klöppel geschlagen wird". Aus Bronze war der römische discus, die heutige „Freßglocken" ist aus Eisen. Vgl. jetzt „Das deutsche Haus", S. 89.

Über die „Gred" (S. 108), das Brückel (S. 109), den Reamlingboden (S. 116) hätte sich Dachler aus meinen Schriften weiter instruieren können; ebenso über gewisse Schlüssel (S. 119), Fenster ohne Glas mit Holzschiebern (S. 120). Über diese Dinge habe ich überdies zuerst gehandelt.

In dem Kapitel „Herd" (S. 122 ff.) ist einiges unrichtig. S. 123 heißt es: „Heute hat man keine Aschengrube mehr." Das ist nicht wahr, sie kommt noch oft genug vor. Unrichtig ist ferner, daß sich die Herdgeräte heute zum großen Teile nur noch in Museen finden. Nur der Bratspieß ist bei uns außer Gebrauch, aber auch der findet sich noch oft im Hause vor. Daß die Feuerböcke nur mehr wenig in Verwendung sind, habe ich auch nicht bemerkt, ich fand sie noch überaus zahlreich vor. Daß man Pfannenstiele auf die Haken des Feuerbockes legt (S. 124), habe ich nie gesehen; es wäre auch so unpraktisch wie nur möglich. Daß die bäuerlichen Feuerrösser wenig verschieden sind, ist auch nicht wahr; es gibt in derselben Gegend eine große Anzahl von Variationen. Die Fig. 22, S. 125, ist kein Herdgerät, sondern ein Tischgerät. Dachler verwechselt den Dreifuß mit dem Pfanneisen.

Sehr recht hat Dachler, wenn er S. 136 ff. hervorhebt, daß der älteste Ofen von außen geheizt wurde, also ein Hinterlader war. Erst durch Einführung eines Schlotes wurde es ermöglicht, Vorderlader zu machen. Vgl. „Das deutsche Haus", S. 29. „Der Ofenwagen" (S. 132, Fig. 30) wird auch „Feuerwagen" genannt.

Aus dem Worte „Küche" schließt Dachler S. 133 zu viel; vgl. „Das deutsche Haus", S. 87. Zu S. 145 ff. ist zu bemerken, daß es „Spanleuchter" heißt, aber „Keanleuchten". Fig. 46 ist insofern nicht ganz korrekt, als der brennende Teil des Spanes abwärts sieht; vgl. „Das deutsche Haus", Fig. 55, S. 41. Zur Fig. 47 Dachlers vergleiche man „Das deutsche Haus", Fig. 60, S. 43, wo das Bild des bosnischen Čirak, das ich schon vor Jahren veröffentlicht habe, wiederholt ist. Zu Fig. 51 vgl. meine Fig. 59 usw.

Alle meine Ausstellungen bezwecken nicht, dem Leser die Freude zu nehmen oder gar Dachler die weitere Arbeit zu vergällen. Nein! Dachlers Schrift bleibt eine sehr dankenswerte Leistung und niemand wird sich mehr freuen, bald wieder etwas von ihm zu sehen, als ich. Wenn ich auch in verschiedenen Punkten nicht mit ihm übereinstimme, so will ich doch gern von ihm lernen, und Dachler ist ein Mann, von dem man immer etwas lernen kann.

Graz. *Rudolf Meringer.*

34.

Peßler, Dr. Willi: *Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung.* Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Gr. 8°, mit 171 Abbildungen im Text, 7 Tafeln und 4 Karten. Preis geb. Mk. 10. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1906.

Das nieder- oder, wie der Verfasser vorschlägt, altsächsische Haus erfreut sich schon seit dem 18. Jahrhunderte des Interesses der Schriftsteller. Eine trotzdem noch offene Lücke hat er mit großem Sammelfleiße auf fast allen Gebieten der einschlägigen Forschung ausgefüllt, nämlich die Grenzen dieser Hausform nach vorhandenen Häusern und Aussagen Kundiger festgestellt, nachdem Professor Dr. Andree schon früher einen Teil des Gebietes bearbeitet hat. Zahlreiche Aufnahmen in technischer und sprachlicher Hinsicht ergänzen den bisher vorliegenden Stoff. Die Literatur nimmt 70, die Verfolgung der

[1]) Auch in Wien kenne ich solche Küchen mit falschem Kamine, nur hat der offene Herd längst einem geschlossenen weichen müssen.

Grenzen von Dorf zu Dorf 100 Seiten in Anspruch. Der Verfasser findet, daß in einer bedeutenden Strecke Stammes- und Hausgrenzen zusammenfallen, und wo dies nicht der Fall ist, gegründete Ursachen für die Abweichung vorhanden sind, was von den Gegnern dieser Feststellung zur Kenntnis genommen werden möge. Die Zurückdrängung des Hauses zwischen Barmen und der niederländischen Grenze ist teilweise der großen Industrie zuzuschreiben, doch scheint es uns überdies, daß, nach des Verfassers Karte zu urteilen, diese Gegend überhaupt nie rein sächsisch war. Im Osten von Münden an weicht die Hausgrenze gleichfalls von der Stammesgrenze nach Norden ab, das Harzgebirge im Süden lassend. Nun ist unserer Ansicht nach das Gebirge überhaupt für die sächsische Siedlungsart ungeeignet und dürfte, wie alle Gebirge, viel später besiedelt worden sein als die Ebene, vielleicht erst zur Zeit der Entdeckung des Bergsegens. Dann aber geschah dies nicht durch freie, sondern unter dem Einflusse der Großgrundbesitzer stehende Einwanderer. Im östlichen Siedlungslande entfernt sich die Hausgrenze nicht allzuweit vom westniedersächsischen Sprachgebiete, doch wird die altsächsische Form hier nie besonders stark vertreten gewesen sein. Weiter gegen Osten kommen auch altsächsische Hausformen vor, die aber der Verfasser noch nicht endgültig behandelt hat.

Schließlich möchte der Berichterstatter noch zwei ihm nahegehende und hieher bezügliche Bemerkungen anbringen. Wenn das Bauernhauswerk des Deutschen Reiches, wie der Verfasser mitteilt, die Beigabe einer Hausformenkarte wegen der Schwierigkeit der Erforschung von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus aufgegeben hat, so scheint dies kein genügender Grund für das gänzliche Fallenlassen dieses so besonders wichtigen Studienbehelfes. Bis eine solche Arbeit für das ganze Reich vorliegt, wird noch lange Zeit vergehen. Es gibt auch manche andere Mittel, annähernde Formengrenzen zu ermitteln, wie sie wegen verschiedener Hindernisse oft sogar durch Einzelforschung nicht viel besser zu erlangen sind. Hohe Gebirgszüge, große Flüsse und besonders auch Stammesgrenzen sind erfahrungsgemäß ziemlich verläßliche Grundlagen, die nur durch eine genügende Anzahl von Stichproben geprüft werden müssen. Auskünfte örtlicher Forscher und verständiger Bauern, mit Vorsicht verwendet, ergänzen manche Lücke. Auch der Verfasser hat diese Wege eingeschlagen. Auf allen diesen Grundlagen wurde jene Formenkarte von Österreich-Ungarn vom Berichterstatter verfaßt, die dem österreichischen Werke beiliegt, und bis sie von einer besseren abgelöst ist, ihre Dienste tun wird. Die jetzt noch so genau erhobenen Hausformengrenzen sind gewiß andere, als sie vor einigen hundert Jahren waren, daher es in diesem Punkte keine unbedingte Sicherheit gibt. — Schließlich erlaubt sich der Berichterstatter darauf hinzuweisen, daß er von 1894—1897 Niederösterreich, für welches damals fast gar keine Arbeiten über das Bauernhaus vorhanden waren, eingehend (wenn auch nicht immer von Dorf zu Dorf) bereist und die Ergebnisse 1897 in Begleitung einer Landkarte in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich veröffentlicht hat. Das Ergebnis war die überraschende Schlußfolgerung, daß entgegen der bisherigen Annahme einer durchaus bayerischen Besiedlung die Mehrzahl der Häuser und daher auch der Einwanderer Franken waren, was auch die folgende mundartliche Forschung bestätigt hat. Die Arbeit ist im „Globus" 1897, S. 177, unter der Chiffer R. A. besprochen worden.

Anton Dachler.

35.

Skeat, Walter William and **Blagden, Charles Otto:** *Pagan Races of the Malay Peninsula.* 2 Vols. London, Macmillan & Co. Ltd., 1906. (Preis 42 sh.)

Nachdem im Laufe der letzten Jahre unsere Kenntnis der Einwohner der malaischen Halbinsel durch die Forschungen der Expedition Annandale und Robinson und Rudolf Martins und die hierüber veröffentlichten Werke, von denen besonders das letztere, monumentale, auch in diesen Blättern (1905) ausführlich besprochen wurde, wesentliche Förderung erhalten und bereits im Jahre 1901 unser Mitglied Professor P. W. Schmidt seine grundlegende Arbeit über das Verhältnis der Sprachen der Eingeborenen der Halbinsel zu den hinterindischen Sprachen veröffentlicht hatte, vereinigen sich nun zwei hervorragende Kenner der Eingeborenen und ihrer Sprachen, beide ehemalige dortige Regierungsbeamte, zu einer erschöpfenden ethnographisch-linguistischen Beschreibung der Inlandstämme. Skeat, der Verfasser des trefflichen Werkes über „Malay Magic" [1]), hat den ethnographischen Teil übernommen, Blagden den sprachlichen.

Die im I. Teile „Rasse" gegebene Übersicht der Stammesbezeichnungen stimmt im großen und ganzen mit der Martins überein; Skeat unterscheidet

[1]) „Malay Magic", an introduction to the folklore and popular religion of the Malay Peninsula. London, Macmillan, 1900.

1. die negritoiden Sĕmang mit den Pangan (Martins Mĕndi);

2. die hypothetisch einer dravido-australischen Gruppe zugewiesenen Sakai (mit den Sĕnoi Martins);

3. eine zusammengesetzte Gruppe aus Malaien und Mischvölkern mit malaischer Komponente, für die er den Namen Djakun vorschlägt und zu der die Orang Bukit (mit Bĕnûa), Orang Laut (mit Slĕtar, Sabimba, Biduanda Kallang), Blandas, Bĕsisi und Mantra gehören. Diese Malaien haben indes mit zivilisierten Halbinsel-(Sumatra-)Malaien nichts zu tun, sondern sind den primitiven Malaien zuzurechnen, denen wir auch im Archipel noch heute begegnen.

Die Sakai weist Skeat lieber einer dravidischen Gruppe zu, da die von Schmidt nachgewiesene sprachliche Zusammengehörigkeit mit den Mon-Khmer-Stämmen vorläufig keine anthropologische Bestätigung gefunden hat, wenn auch ein uralter Zusammenhang bestehen mag. Wir kommen darauf weiter unten noch zurück.

Der kurzen Charakteristik der drei Gruppen sei das Folgende entnommen: Die Sĕmang sind im Mittel 1491 (♂) und 1408 (♀) *mm* hoch, brachy- bis mesaticephal, von schokoladebrauner bis glänzend schwarzer Hautfarbe, wollhaarig, ihre Nase ist breit und flach, die Backenknochen grob, aber nicht vorstehend, das Kinn schwach entwickelt. Die Sakai sind etwas größer, dolichocephal, dunkel- bis lichtgelblichbraun (lichter als Malaien), ihr Haar ist lang, schwarz und wellig, die Nase ziemlich fein und klein, sehr breit, das Kinn scharf. Die Djakun sind vielleicht etwas größer als die Sakai, brachycephal, dunkel kupferfarben, ihr dunkelblauschwarzes Haar ist lang und schlicht oder straff, die Nase gewöhnlich dick, platt und kurz, die Backenknochen zeigen den Mongolentypus, die Augen sind indes selten leicht schräg, das Kinn stark.

Skeat stimmt also der Martin'schen Klassifikation betreffend die Sĕmang als Ulotriche und die Sakai als Kymotriche bei. Die dritte Gruppe, seine Djakun, bezeichnet er als Lissotriche.

Der Vaughan-Stevens'schen Ansicht, daß die Sakai ein Negritostamm mit stark zivilisiert-malaischer Mischung seien, steht entgegen, daß zwei brachycephale oder mesaticephale Rassen nicht ein dolichocephales Produkt geben können, und sie beruht, wie Skeat darlegt, auf einer ganz unrichtigen Beurteilung der Art und Weise, wie die zivilisierten Malaien mit heidnischen Stämmen in Verbindung treten, von denen sie eine mächtige kulturelle und religiöse Schranke trennt. Man kann vielmehr sagen, daß das zivilisierte Malaienelement die Rassenreinheit der obigen drei Gruppen keineswegs beträchtlich alteriert hat und der Grad der Mischung zweifellos stark überschätzt worden ist.

Auf die eingehende Darstellung der Rassencharaktere der drei Gruppen und der ihnen zugehörigen Stämme, die durch eine Reihe von Appendices unterstützt wird, welche Beobachtungen und Messungen aller Autoren enthalten, kann hier ebensowenig eingegangen werden, wie auf eine detaillierte Besprechung der einzelnen Kapitel des ethnographischen (Haupt-)Teiles des Werkes.

Diese sind: Nahrung, Narkotika, Stimulantia -- Kleidung — Wohnung — Jagd, Fischen, Fallenstellen — Tauschhandel — Waffen und Geräte — Ackerbau — Fertigkeiten und Gewerbe — Dekorative Kunst — Soziale Ordnung — Verkehr mit anderen Rassen — Geburts-, Reife-, Heirats- und Bestattungsgebräuche und -Glaube — Musik, Gesänge, Feste — Religion und Folklore. In jedem dieser Kapitel wird jede der drei Gruppen separat verhandelt, indem stets die gesamte auch unpublizierte Literatur kritisch verwendet ist, wobei dem Verfasser seine persönliche Erfahrung besonders zustatten kam.

Nur aus der allgemeinen Kulturcharakteristik der Sĕmang sei hervorgehoben, daß sie in ihrem ursprünglichen Zustande Nomaden sind, die sich mit einem Laubgürtel oder einem aus einem schwarzen Pilzrhizomorph erzeugten Gürtel bekleiden, ohne sich durch Tätowieren oder Kunstnarben (wie die Sakai) zu schmücken; ihre spezifische Waffe ist der Bogen mit Giftpfeilen (die der Sakai und Djakun das Blasrohr), ihre Wohnung sind abris sous roche oder primitive Laubdächer, sie sind monogam und kennen eine Art von Gottheiten, ohne sie indes eigentlich zu verehren, da ihre Religion mehr aus Mythen und Legenden besteht; ihre Geisterfurcht steht daher hinter der der Sakai und Djakun weit zurück; auch von einem Animismus ist nicht die Rede.

Die Djakun haben bereits einen entwickelten sozialen Organismus und in ihrer Religion Schamanismus *(poyang's)* und Ahnenkult; sie sind auch Ackerbauer, zu welchem Stadium die Sakai erst in geringem Maße vorgeschritten sind, wie sie überhaupt in mancher Hinsicht zwischen den beiden anderen Rassen eine Mittelstellung einnehmen.

Zahlreiche widerstreitende Berichte werden nun in ihrem wahren Werte klargestellt; wenn z. B. Annandale den Sĕmang von Ober-Perak Durchbohrung des Nasenseptums zuschreibt, Martin dagegen angibt, es finde sich bei den südlichen und reinen Sĕmang nicht, so wissen wir nun von Skeat, daß die Kedah-Sĕmang tatsächlich die Durchbohrung der Nase nicht kennen, daß es aber vorkommen mag, daß einzelne Perak-Sĕmang diesen Brauch von den Sakai gelernt haben.

Im Kapitel „Dekorative Art" bespricht Skeat ausführlich die Bambusornamentik der Sĕmang und Sakai und sucht dabei die „Blumentheorie" Vaughan-Stevens' auf ihre reelle Basis zurückzuführen. Wertvolle Ausführungen über Vorstellungen von der Seele, kosmologische Anschauungen, Wertigerglauben, Zauberei,[1]) Schamanentum enthält das letzte Kapitel.

Wenn wir nun zu dem Abschnitte „Sprache" übergehen, so ist da vorauszuschicken, daß die linguistische Einteilung in Sĕmang, Sakai und Djakun mit der anthropologischen nicht ganz zusammenfällt. Wie schon erwähnt, bestehen Beziehungen zu den malaischen und den Mon-Khmer-(Annam-) Sprachgruppen bzw. ihren Trägern, die man sich vielleicht in folgender Weise zurechtlegen mag:

Von den der mongolischen (malaischen) Rasse vorangegangenen zwei nichtmongolischen Rassen war wohl eine die, welcher auch die Sakai zuzurechnen sind, nämlich die Gruppe der Mon-Annam-Munda-Khasi-Nikobar-Völker, die zum Teile, obwohl von den nachkommenden Mongoloiden somatisch völlig modifiziert, doch ihre ursprüngliche Sprache beibehalten haben, während einige von ihnen (die Sakai und Munda) ihren nichtmongolischen (quasi-dravidischen) Typus auch körperlich bewahrt haben.

Die zweite der beiden alten Rassen sind die Negrito, die, von beschränkterer Ausdehnung als die Quasi-Dravidier, nirgends (außer der Halbinsel, den Philippinen und Andamanen) von hervorragendem Einflusse auf die Rassenbildung waren.

Es reden also in Südostasien mongoloide und nichtmongoloide Völker sowohl malaisch-polynesische als Mon-Annam-Sprachen, die Beziehung zwischen Rasse und Sprache ist hier noch so verwickelt, daß vor einer wirklichen Klärung der Frage vorerst unsere nur recht lückenhafte Kenntnis aller in Betracht kommenden kleinen Sprachunterabteilungen zusammen mit der der ethnographischen und somatischen Unterschiede in diesem Gebiete noch vervollständigt werden muß.

Aus der Übereinstimmung von Kulturworten der Sakai-Sĕmang-Sprachen mit Mon-Annam-Worten glaubt Blagden deduzieren zu können, daß die Halbinselstämme den Grundstock ihrer Halbkultur nicht erst, wie Martin bezüglich des Hausbaues und der Reiskultur vermutet, von den Malaien entlehnt, sondern bereits zur Zeit ihrer Isolierung von den Mon-Khmer-Stämmen besessen haben. Und wie er eine doppelte malaiische Relation annimmt: das primitiv-malaische Element und den rezentmalaischen Einfluß, so hält er auch einen doppelten Mon-Khmer-Einfluß für wahrscheinlich und versucht dies besonders aus den Numeralworten zu erweisen.

Interessantes bietet auch in dem sprachlichen Teile das Kapitel über „Taboo and other special forms of speech" (Ngoko- und Kramaformen); der Hauptwert aber liegt in dem 260 doppeltspaltige Seiten umfassenden vergleichenden Wörterverzeichnisse, das sich durch Benützung auch zahlreicher Manuskriptwörterlisten wohl der größterreichbaren Vollständigkeit rühmen kann.

Fügen wir noch hinzu, daß die zahlreichen guten Tafeln dem Werke auch zum Schmucke gereichen und ein guter Index vorhanden ist, so dürfen wir mit dem Dank an die Autoren auch den an die Verleger nicht vergessen. *L. Bouchal.*

36.

Seler, Dr. Eduard: Erläuterung zum *Codex Borgia, eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio de Propaganda Fide.* Herausgegeben auf Kosten Sr. Exzellenz des Herzogs von Loubat. Berlin, Band I, 1904, Band II, 1906.

Wenn dem großherzigen Förderer, dem Herzog von Loubat, dem diese vorzügliche Arbeit gewidmet ist, in erster Reihe Dank und hohe Anerkennung gebührt, daß er derartige Arbeiten überhaupt ermöglicht hat, so kann man dem unermüdlichen Forscher und erfolgreichen Förderer altmexikanischer Wissenschaft Dank und Anerkennung nicht versagen, der mit seinem hoch einzuschätzenden Wissen nun auch diese schönste der Bilderschriften dem allgemeinen Verständnisse durch seine Erläuterungen zugänglich gemacht hat. Gestützt auf die durch die Erläuterungen verwandter Bilderschriften gesammelten Erfahrungen sowohl wie auch durch seine Kenntnis der in Betracht kommenden Sprachen und seine umfassende Kenntnis der einschlägigen Literatur und der archäologischen Funde kann man diese Arbeit Selers wohl als den Höhepunkt des zurzeit erreichten Verständnisses für die eigenartige Gedankenwelt und Ausdrucksformen jener untergegangenen Kultur einschätzen.

Es kann hier von einer auch nur oberflächlichen kritischen Besprechung dieses umfangreichen Werkes nicht die Rede sein, denn dazu müßte man ebenfalls ein Buch schreiben und vor allen Dingen auf gleicher Höhe des Wissens stehen und die sämtlichen vorangegangenen Arbeiten Selers im Kopfe haben, die ja alle mehr oder weniger als Vorarbeiten zu betrachten sind, wie denn auch auf sie teils

[1]) Verwendung von Puppen beim Krankheitszauber.

bestätigend, teils verbessernd, immer wieder zurückgegriffen wird. So möge denn ein Referat über den Inhalt vorderhand genügen, da aus ihm schon die Reichhaltigkeit des Stoffes und das Charakteristische dieser Bilderschrift zur Genüge hervorgeht.

Nachdem einleitend die Geschichte und der Charakter der Handschrift behandelt, sowie eine vergleichende Liste der Reihenfolge der Blätter des Originales mit der von Kingsborough veröffentlichten Kopie gegeben wird, folgen die Erläuterungen in Abteilungen, wie solche sich aus der Zusammengehörigkeit des Dargestellten in der Reihenfolge des Originales ergeben, und zwar in folgender Weise:

1. Blatt 1—8. Das in fünfgliederige Säulen geordnete Tonalamatl. Abgesehen von der schöneren Ausführung und einigen Varianten in der Darstellung der Tageszeichen und der oberen und unteren Reihe der Gottheiten und symbolischen Darstellungen, ist dieser Tonalamatl auch in anderen verwandten Bilderschriften geboten und von Seler besprochen worden, wenn auch für die augurische Bedeutung manche neue Gesichtspunkte dargelegt werden. Für die eigenartige Anordnung des Tonalamatl wird wiederum als ziemlich zweifellos angenommen, daß die Venusperiode von 584 Tagen dafür bestimmend war, wobei des weiteren noch eine Teilung vorgenommen wird, die auf die vier Himmelsrichtungen Bezug hat.

2. Blatt 9—13. Die 20 Tageszeiten und ihre Gottheiten, die auch schon wiederholt früher besprochen sind. Am Schlusse dieses Abschnittes bespricht Seler noch eingehend die Ähnlichkeiten oder Gleichartigkeiten der entsprechenden Maya-Handschriften.

3. Blatt 14. Die neun Herren der Stunden der Nacht, die ebenfalls schon früher eingehend erörtert worden sind.

4. Blatt 15—17. Die 4×5 Hüter der Venusperioden. Bei der Besprechung findet eine Berichtigung früherer Annahme dahin gehend statt, daß die Handlung, welche von je einer Hälfte der Gottheiten vorgenommen wird, in der ersten Hälfte Kasteiung und Opfer, in der zweiten Zeugung und Nähren bzw. Aufziehen des Kindes bedeutet. Diese Deutung paßt sich dann besser der Annahme an, daß die erste Hälfte dem Osten, bzw. dem Abendstern, die zweite dem Westen bzw. dem Morgenstern entspricht, denn in der Region des Ostens wohnen die gefallenen oder auf dem Opfersteine getöteten Krieger, während im Westen die Heimat der zu Göttern gewordenen weiblichen Toten, der Cinateteô, ist.

5. Blatt 17. Tageszeichen und Körperteile. Hier ist Tezcatlipoca dargestellt, wobei nicht nur den einzelnen Körperteilen, sondern auch den Tracht- und Ausstattungsstücken Tageszeichen angefügt sind, was für augurische Zwecke Bedeutung hatte, wenn auch solche Beziehungen in verschiedener Weise vorgenommen zu sein scheinen.

6. Blatt 18—21. Die sechs Weltgegenden. Die Darstellung auf diesen Feldern ist dem Codex Borgia eigentümlich und Seler macht auf die kunstvolle Anordnung aufmerksam, mit der die verschiedenartigen Elemente der Vorstellungswelt jener alten Priestergelehrten zu einem harmonischen Ganzen vereinigt sind. Die unteren Bilder, welche den himmlischen Regionen entsprechen, sind den oberen, irdischen Regionen gegenübergestellt, so daß der obere Himmel dem Reiche der Dunkelheit bzw. dem Erdinneren, der Osthimmel der Waldregion bzw. dem Westlande, der Westhimmel dem Reiche des Regengottes dem Ostlande und der Nordhimmel dem Südlande gegenüberstehen. Die ganze Anordnung unter Hinzufügen von Tageszeichensäulen und Intermediären entspricht dem in fünfgliederigen Säulen geordneten Tonalamatl. Seler macht dann noch auf eine merkwürdige Erscheinung in diesen Darstellungen aufmerksam, daß nämlich die Werkzeuge, welche die dargestellten Götter in der Hand haben, und die dabei abgebildeten Gegenstände in Stücke zerbrochen sind. Zur Erklärung wird der viel geübte Brauch herangezogen, daß man die den Toten beigegebenen Gegenstände zerbrach, wonach also hier die Bedeutung von unbrauchbar gemacht, für die Toten bestimmt, ursprünglich gegolten haben mag. Diese Vorstellung scheint dann weiter dahin entwickelt zu sein, daß man das längst Verstorbene, das Uralte damit bezeichnete. Es kann aber auch sein, daß eine Weiterentwicklung des Begriffes des Uralten Mythischen in das Heilige, Göttliche vorliegt.

7. Blatt 22 oben. Der Hirsch des Ostens und der Hirsch des Nordens. Nach den daneben gestellten Tageszeichensäulen handelt es sich hier um das erste und zweite Viertel des in fünfgliederigen Säulen geordneten Tonalamatls, bzw. um den Osten und den Norden. Der Osten entspricht der Region der Fruchtbarkeit, des Gedeihens; ob es aber richtig ist, wenn Seler meint, daß der Norden nur danebengestellt sei, um die Bedeutung des Ostens besonders hervorzuheben, scheint mir diskutierbar. Die Darstellung ist in ihrer Ausführung zu gleichwertig, um nicht eine gleichwertige Bedeutung zu haben. Auch die Frage, warum hier nur diese zwei Viertel dargestellt sind, findet vielleicht noch eine andere Lösung.

8. Blatt 22 unten, 23, 24. Eine andere Reihe von 20 Gottheiten, die ebenfalls dem Codex Borgia eigentümlich ist. Die Gottheiten stehen natürlich in Beziehung zu dem danebengestellten Tageszeichen, aber diese Beziehungen sind anderer Art als die auf Blatt 9—13 dargestellten. Auch hiebei werden Übereinstimmungen mit Maya-Handschriften erörtert.

9. Blatt 25. Die fünf Venusperioden. Hiebei gibt Seler eine Berichtigung der zur gleichen Darstellung im Codex Vaticanus 3773 gegebenen Erklärung, die Reihenfolge der Zählung betreffend. Beim Vergleiche mit Maya-Handschriften, besonders dem Dresdener Codex, erörtert Seler eingehend, daß vier der daselbst dargestellten Gottheiten fremdartig anmuten und merkwürdige Anklänge an den mexikanischen Figurenstil zeigen, woraus er schließt, daß diese Gestalten und die mit ihnen verknüpfte Wissenschaft fremder Import waren, und daß die Mythologie und die Wissenschaft dieser Zeitperioden und die astronomischen Beobachtungen, auf denen sie sich aufbauen, bei den Stämmen ihren Ursprung genommen haben, die ihnen bekannte und vertraute Göttergestalten mit jenen Zeitperioden verknüpften.

10. Blatt 26. Die toten Götter oder die Abendsternreihe. Auch diese Darstellung ist dem Codex Borgia eigentümlich, doch meint Seler, ähnliches auf Blatt 46—50 des Dresdener Codex zu finden.

11. Blatt 27. Die vier Jahreszeiten und die vier Tonalamatlabschnitte. Es ist hier die Verteilung der 52jährigen Periode nach den vier Himmelsrichtungen dargestellt, wobei neben den allgemein üblichen Anfangstagen dieser vier Abteilungen, acatl, tecpatl, calli und tochtli, auch die Anfangstage verzeichnet sind, die sich nach der mit cipactli beginnenden Tonalamatleinteilung ergeben. Über das Zeichen, mit dem bei den Mexikanern und in älterer Zeit auch bei den Maya das Jahr anfing, hat Seler wiederholt geschrieben und abweichende Ansichten widerlegt. Die vier Himmelsrichtungen, in der Reihenfolge Osten, Norden, Westen und Süden, sind hier um ein fünftes Bild, das die Mitte bzw. die Höhe darstellt, gruppiert.

12. Blatt 28. Die fünf Jahre und die Venusperioden. Die Anordnung dieses Blattes ist die gleiche wie die des vorangehenden. Seler deutet die Darstellung dahin, daß die Sonnenjahre und die Venusperioden miteinander verglichen werden, was unter Hinzuziehung von Maya-Darstellungen eingehend erörtert wird. Abweichend von Blatt 27 ist, daß hier die Reihenfolge der Jahre und der Figuren mit dem Norden beginnt, was Seler so erklären möchte, daß die fünf Jahre hier von der oberen Konjunktion des Planeten Venus an gezählt werden, von dem Tage an, wo der Stern des Morgens in den Strahlen der Sonne verschwindet.

13. Blatt 29—46. Die Höllenfahrt der Venus wird diese merkwürdige Serie genannt, die in der ganzen bisher bekannt gewordenen bilderschriftlichen Literatur keine Parallele hat. Man kann Bedenken mit dem gewählten Titel haben, der Vorstellungen aus anderen Kulturkreisen auslöst; indes darauf kommt es wenig an, die Hauptsache ist, daß diese ebenso interessanten wie schön ausgeführten Blätter in der Fülle ihrer Darstellungen ziemlich unentwirrbar schienen und daß Selers Scharfsinn dafür Erklärungen gefunden hat, die in Einzelheiten vielleicht später noch Abänderungen erleiden mögen, die aber im großen und ganzen befriedigend wirken. Aus den einzelnen Unterschriften mag der Inhalt wiedergegeben sein, der sich, wie nachstehend ersichtlich ist, wiederum zu größeren Abteilungen zusammenfügt.

A. Die Zeit der Unsichtbarkeit des Planeten Venus, nachdem er Morgenstern gewesen, 77 Tage.

1. Blatt 29. Die Mitte der Unterwelt mit der Aschenurne Quetzalcouatl-Ceacatls, aus der die Asche herausstäubt.

2. Blatt 30. Der Osten der Unterwelt mit dem Herzen Quetzalcouatl-Ceacatls, das in den Morgenstern sich verwandelt hat.

3. Blatt 31 mit dem Westen und dem Norden der Unterwelt mit der Göttin Ixquimilli.

4. Blatt 32. Itzcalli, das Steinmesserhaus, der Süden der Unterwelt mit dem Bilde Itztlis, des Steinmessergottes. Hier schließt sich eine Darstellung an, nach der Quetzalcouatl die Unterwelt verläßt und am Abendhimmel erscheint.

B. Die Zeit der Sichtbarkeit des Planeten Venus am Abendhimmel, 252 Tage.

a. Die Zeit der Feuersonne.

1. Blatt 33. Das Haus der schwarzen Schlange, der Nordpfeiler der Westregion, das Haus der männlichen Götter des Westens und der gestorbenen (geopferten) Krieger.

2. Blatt 34. Das Haus der roten Schlange, der Südpfeiler der Westregion, das Haus der weiblichen Götter des Westens und der gestorbenen Frauen.

b. Blatt 35. Die Zeit der Dunkelheit oder der Erdsonne.

c. Blatt 36. Die Zeit der Wintersonne oder des scharfen Windes (itzeecayan).

d. Blatt 34—38. Die Zeit der Wassersonne.

C. Die Zeit der Unsichtbarkeit des Planeten Venus, nachdem er Abendstern gewesen, 12 Tage.

Nachdem dann im Bilde der Gott durch ein Loch in dem Vorhange der Erde in die Unterwelt eintritt, ist dann dargestellt:

1. Blatt 39—40. Der Osten der Unterwelt und der Sonnengott der Unterwelt.

2. Blatt 41—42. Der Norden der Unterwelt mit dem Brunnen des chalchiuhatl, des Edelsteinwassers, des Opferblutes; — der Tod Quetzalcouatls und sein Wiederaufleben als Gott Xolotl-Nanauatzin.

3. Blatt 43. Cincalli, das Maishaus, der Westen der Unterwelt und der Mondgott der Unterwelt.

4. Blatt 44. Itzcalli, Xochicalli, das Steinmesserhaus, das Blumenhaus, der Süden der Unterwelt und die vier zerstückelnden, zerreißenden Tiere.

D. Die obere Region, der Osthimmel, der Kriegerhimmel, an dem der Morgenstern erscheint. Blatt 45.

E. Das Anzünden des Feuers der Sonne im Innern der Erde. Blatt 46.

Hier ist also nach Selers Annahme von den vier Abschnitten der Venusperiode: Sichtbarkeit als Morgenstern = 243 Tage, Unsichtbarkeit während der oberen Konjunktion = 70 Tage, Sichtbarkeit als Abendstern = 252 Tage und Unsichtbarkeit während der unteren Konjunktion = 12 Tage, der erste Abschnitt dem Titel entsprechend in der Darstellung nicht berücksichtigt. Auch diese Einteilung der Venusperiode hat Foerstemann zuerst in der Dresdener Handschrift nachgewiesen, die aber weniger genau ist und entsprechend aus 236, 90, 250 und 8 Tagen besteht.

14. Blatt 47—48. Diese beiden Blätter enthalten in ihrem Anhange zwei Bilder, welche die Geburt der nachfolgend einzeln dargestellten fünf Ciuateteô und fünf Auiateteô vorführen. Die Ciuateteô sind die zu Göttinnen gewordenen Weiber, die Dämonen des Westens, und die Auiateteô die Götter der Lust, die Dämonen des Südens, denen am unteren Teile der Blätter noch fünf Mondgöttinnen zugesellt werden. Die Zahl 5 entspricht in allen Fällen den fünf Himmelsrichtungen, wie auch dem in fünfgliederige Säulen geordneten Tonalamatl. Im Codex Vaticanus 3773 befindet sich eine entsprechende Darstellung ohne die Mondgöttinnen und ist auch schon früher besprochen.

15. Blatt 49—53, untere Hälfte. Die fünf Weltgegenden und ihre Gottheiten. Diese Blätter enthalten Darstellungen von sehr verschiedener Bedeutung, die sich in der Anordnung jedes Blattes wiederholen und die einzeln auch in anderen Bilderschriften vorkommen, aber als Ganzes dem Codex Borgia eigentümlich sind. Es wird besonders auf die Homologie mit den Darstellungen im Codex Fejérvary-Mayer, Blatt 26—29, hingewiesen und bei der Gelegenheit nach der Feststellung von Dr. de Jonghe ein Irrtum bei der Deutung der Blätter berichtigt. Seler hält aber aufrecht, daß sowohl daselbst wie in den Blättern des Codex Borgia eine Periode von 42 Jahren vorliegt, nach deren Ablauf eine Einschaltung von 10 Tagen vorgenommen werden konnte, die zum Ausgleiche der durch die Annahme von 365 Tagen zurückgebliebenen Zeit gedient haben würde.

16. Blatt 49—53, obere Hälfte. Die vier Stützen des Himmels und die vier Säulen der Erde. Eine Parallele befindet sich im Codex Vaticanus 3773 und wurde schon früher besprochen.

17. Blatt 53, oben links. Xochipilli, der Gott der Lust, und seine Zeichen. Auch hiefür enthält der Codex Vaticanus 3773 eine Parallele, die schon besprochen wurde, deren Bedeutung aber dort weniger klar zutage trat als hier.

18. Blatt 53 unten links und 54. Die 13×5 Venusperioden. Auch hier tritt klar zutage, daß die Zählung der Tage des Tonalamatl mit den Venusperioden in Einklang gebracht ist. Der Tag, wo das Gestirn am Himmel die Stellung einnahm, die man als den Anfangspunkt seiner Laufbahn betrachtete, der ist zu irgend einer Zeit einmal als der erste Tag des Tonalamatl gewählt worden.

19. Blatt 55. Die sechs Himmelswanderer. Die Darstellung befindet sich auch im Codex Fejérvary-Mayer und wurde dort schon besprochen. Seler bemerkt am Schlusse der Analyse der sechs Figuren, daß seine Bezeichnung wohl zutreffend sein dürfte, daß aber der Zweck dieser Darstellung noch aufzuklären ist, denn hier handle es sich nicht um Darstellungen, die man mit astronomischen Verhältnissen, Zeitperioden u. dgl. in Zusammenhang bringen könne.

20. Blatt 56. Der Gott des Lebens und der Gott des Todes in der irdischen Region. Das Blatt bildet ein Seitenstück zu dem auf Seite 73 befindlichen und außerdem Parallele zu anderen Bilderschriften, wo es schon besprochen worden ist.

21. Blatt 57. Die sechs Götterpaare. Eine im Codex Fejérvary-Mayer befindliche Parallele wurde schon früher besprochen und weist Seler auf eine hier auftretende Besonderheit hin, nämlich das Bild der Sonne bzw. der Dämmerung und des Mondes, das man am oberen Rande der Bilder in sämtlichen Abteilungen sieht. Nach Selers Ansicht führt das eine Verbindung mit den folgenden Darstellungen herbei; er getraut sich aber nicht, in bestimmter Weise anzugeben, was man sich hiebei im besonderen gedacht hat.

22. Blatt 58—60. Die 25 Götterpaare. Abweichend von sonstiger Gepflogenheit sind hier nicht Tage oder Tageszeichen, also bestimmte Zeitabstände, sondern Ziffern bei den Bildern angegeben, und zwar Ziffern, die nicht mit Eins, sondern mit Zwei beginnen und demnach bis 26 fortschreiten. Seler versucht dies hauptsächlich dadurch zu erklären, daß im letzten Bilde das alte Götterpaar, das im 13. Himmel wohnt, dargestellt ist, und daß man dafür der Zahl 13 (bzw. 26) zum Ausdrucke verhelfen wollte. Den Unterschriften nach, die Seler den Bildern gibt, lassen sie sich in folgender Weise ordnen:

Nr. 2. unten. Erste Nachtstunde, erster Tag, wo der Mond am Abende erscheint.
„ 4. Osten bzw. 2. Nachtstunde und 2. Tag.
„ 6. Norden „ 3. „ „ 3. „
„ 8. Westen „ 4. „ „ 4. „
„ 10. Süden „ 5. „ „ 5. „
„ 12. Oben „ 6. „ „ 6. „
„ 14. Unten „ 7. „ „ 7. „
„ 16. Osten „ 8. „ „ 8. „
„ 18. Norden „ 9. „ „ 9. „
„ 20. Westen „ 10. „ „ 10. „
„ 22. Süden „ 11. „ „ 11. „
„ 24. Oben „ 12. „ „ 12. „
„ 26. Mitte „ 13. „ „ 13. „

Die Bilder mit ungeraden Zahlen entsprechen der 1. bis 12. Tagesstunde und dem 1. bis 12. Tag, wo der Mond am Morgen erscheint; die Reihenfolge der Himmelsrichtungen ist sonst dieselbe, nur entsprechen 3 und 15 dem Oben, bzw. 13 und 25 dem Unten. Auch für diese Darstellungen gibt es Parallelen in anderen Bilderschriften, so inhaltlich besonders im Codex Laud, bei freilich viel einfacherer Darstellung.

23. Blatt 61—70. Das in 20 dreizehntägige Abschnitte geordnete Tonalamatl. Wenn auch nicht in gleich schöner Ausführung, so finden auch diese Darstellungen in mehreren Codices Parallelen. Der Vergleich derselben untereinander, sowie die von den Interpreten der Codices Telleriano-Remensis und Vaticanus A. ergaben daher feste Anhaltspunkte für die Deutung derselben.

24. Blatt 71. Sonne, Mond und Morgenstern und die 13 Vögel (die Stunden des Tages). Der Sonnengott als Hauptfigur, dem Mond und Venus nur ergänzend als Zeitmesser zugesellt werden, bedeutet hier den Kalendergott, was durch die ihn umrahmenden 13 Vogelbilder gezeigt wird, die nach dem Aubin'schen Tonalamatl den 13 Himmeln und den 13 Tagesstunden entsprechen, und die dort von den neun Herren der Nacht bzw. neun Stunden der Nacht begleitet und gleichzeitig auf die fünf Himmelsrichtungen bezogen werden.

25. Blatt 72. Die vier Federschlangen. Das Blatt hat eine Parallele im Codex Vaticanus 3773. Hier und dort sind die vier Federschlangen, d. h. Osten, Norden, Westen und Süden, um einen Dämon gruppiert, der die fünfte Weltgegend, die Mitte bezeichnet. Die Federschlangen umschließen in der angeführten Reihe der Himmelsrichtungen die vier Gottheiten Tlaloc, Tlazolteotl, Quetzalcouatl und Macuilchochitl. Für die Bedeutung dieser Darstellung kommt Seler zu dem Schlusse, daß hier die Schlangen nur Erscheinungsformen anderer Götter sind, welche die vier großen kosmischen Potenzen Sonne, Mond, Morgenstern und Sternenwelt in sich verkörpern, wobei auf die letzten beiden Blätter dieser Handschrift verwiesen wird.

26. Blatt 73. Der Gott des Lebens und der Gott des Todes in der oberen oder himmlischen Region. Vergleiche Blatt 56.

27. Blatt 74. Die Göttin der Wollust, Tlazolteotl, und der Gott der Lust, Aulateotl. Beide Darstellungen befinden sich auch im Codex Vaticanus 3773.

28. Blatt 75—76. Die vier Lichtgötter und ihre Erscheinungsformen. Je zwei Bilder entsprechen einem Viertel des Tonalamatl, und zwar, wie folgt: Tlaloc und Tonatiuh dem ersten Viertel = Osten, das rote Skelett und Tlazolteotl, die Mondgöttin dem zweiten Viertel = Norden, Tlahuizcalpantecutli, der Gott des Planeten Venus, und Xiuhtecutli, der Feuergott, dem dritten Viertel = Westen, und das Malinali-Skelett und Auiatcotl, der Gott der Lust, und der Sternengott dem vierten Viertel = Süden. In diesen Darstellungen ist in übersichtlicher Weise die Wissenschaft von den drei großen Himmelskörpern und ihren zahlreichen kleineren Genossen zusammengestellt.

Selers bisher erschienene Erläuterungen zu den verschiedenen Bilderschriften sind nicht nur eine gewaltige Arbeit an sich, sondern sie zeigen auch, wie ein umfassendes Wissen, gepaart mit vorsichtig abwägender Spekulation, zu kaum vorher geahnten Ergebnissen führen kann. Galt es doch, für die aus diesen Bilderschriften in eigenartigen Ausdrucksformen zu uns redende fremdartige Gedanken- und Gefühlswelt einer untergegangenen Kultur Verständnis zu gewinnen. Dafür ist Seler wohl der erfolgreichste Vermittler geworden. Man muß sich dabei freilich bewußt bleiben, daß wir es in diesen verschiedenen Bilderschriften vornehmlich mit dem Wissen und der Spekulation der verschiedenen Verfasser bzw. der Priester oder Priesterschulen zu tun haben, die schon durch die überlieferte Tradition mehr der historischen Entwicklung, besonders der Göttergestalten und ihrer Bedeutung, Rechnung trugen, als es im Bewußtsein des Volkes der Fall gewesen sein wird. Manches mag in dieser Beziehung durch das Zusammenarbeiten Selers des aus den verschiedenen Bilderschriften und aus den alten Interpreten

gewonnenen Erkenntnismateriales verstärkt erscheinen. Die Vielseitigkeit in der Bedeutung der einzelnen Gottheiten, wie sie uns hier entgegentritt, hat zeitlich und örtlich beschränkt in der Auffassung des Volkes wohl kaum bestanden. Dies wird seine Gottheiten und deren Machtsphären wohl schärfer abgegrenzt und einfacher gedeutet haben. Doch das sind Erwägungen, die Seler vollkommen bewußt sein werden; ist doch auch er immer bestrebt, das Material zur Belehrung heranzuziehen, in dem das eigentlich Volkstümliche mehr zum Ausdrucke kommt als in der Priestergelehrsamkeit; ich meine, die anderweitigen Erzeugnisse jener untergegangenen Kultur. Hiefür Material herbeizuschaffen, wird Seler auch jetzt wieder bestrebt sein, denn er befindet sich mit seiner treuen Genossin und Gehilfin wieder in Mexiko. Möge das Ergebnis dieser Reise den nicht zu unterschätzenden persönlichen Opfern entsprechen und mögen die Beiden vor allen Dingen wohlerhalten zu uns zurückkehren.

Dr. H. Strebel.

37.

Heilborn, A.: *Die deutschen Kolonien (Land und Leute).* Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 168 Seiten. Mit Abbildungen und Karten. Preis geb. Mk. 1.

Der Verfasser hielt im Auftrage der deutschen Kolonialgesellschaften im Berliner Kolonialmuseum einen Vortragszyklus über die deutschen Kolonien, der ihm zeigte, „wie unglaublich gering die wirkliche Kenntnis der Schutzgebiete selbst in solchen Kreisen ist, bei denen man Interesse an den deutschen kolonialen Unternehmungen, und sei es nur ein wissenschaftliches, doch voraussetzen zu können glaubt". Dieses Interesse zu fördern, dürfte das kleine Werkchen wohl geeignet sein; wie aus dem Literaturnachweis hervorgeht, ist es auf Grund der besten Quellen bearbeitet und bietet durch seine Anlage in allen Hinsichten, besonders auch in den ethnographischen Fragen, eine schnelle und zuverlässige Orientierung. Eine Anzahl leider etwas zu sehr verkleinerter Reproduktionen nach Photographien dient zur Veranschaulichung der Völkertypen. *Kanaka* (S. 111) ist nicht aus polynesisch *tagata* verderbt, sondern es ist die regelrechte hawaiische (usw.) Form. Solch kleine Versehen vermögen indes die Verdienstlichkeit dieses billigen Belehrungswerkes nicht zu beeinträchtigen.

38.

Agostini, Jules: *Tahiti.* Paris 1905. Ed. André. 128 S.

Der Name „Tahiti" läßt in jedem Kenner der Volkskunde den Gedanken einer herrlichen poetischen Insel mit einer Bevölkerung von höchst eigenartigen Sitten aufkommen. Leider scheinen sowohl diese Sitten als die autochthone Bevölkerung dem Aussterben nahe. Die moderne Kultur verdrängt sie und Tahiti erlangt die Charakterzüge einer Vorstadt von Paris oder New-York. Frankreich, welchem Tahiti gehört, und die Vereinigten Staaten von Amerika, welche die reizende Insel in kommerzieller Hinsicht beherrschen, drücken den tahitischen Verhältnissen ihren Stempel auf.

Jules Agostini, welcher im französischen Ozeanien als Beamter fünf Jahre verbrachte, schildert uns das moderne Leben dieser Insel, und in dieser Beziehung ist sein gut geschriebenes, mit Illustrationen reich ausgestattetes Buch recht interessant. Wie farblos aber und abgeschmackt ist dieses Leben! Es ist wirklich schade um diesen Erdwinkel, welcher im Begriffe steht, allen seinen ethnographischen Schmuck abzulegen.

Agostini hat von seiner Reise eine Anzahl folkloristischer Materialien gebracht. Er publizierte sie in der „Revue les traditions populaires", reihte sie aber in sein Buch nicht ein. Es ist dies zu bedauern, denn sein „Tahiti" hätte dadurch viel an Frische gewonnen.

Paris. *Dr. W. Bugiel.*

* * *

Der Verlag von Georg Müller in München hat die Absicht, das Werk: **Valtýr Guðmundsson:** *Die Privatwohnung auf Island in der Sagazeit sowie teilweise im übrigen Norden* (deutsch von I. C. Poestion, mit vielen Illustrationen), erscheinen zu lassen.

Da aber zur Sicherung des Unternehmens der Verkauf von mindestens 150 Exemplaren gewährleistet sein muß, so ergeht hiemit an alle Interessenten die Bitte, das Erscheinen des Werkes durch Subskription zu ermöglichen.

Als das Werk im Jahre 1899 in dänischer Sprache erschien, wurde es von der gesamten Kritik wärmstens begrüßt. Alle berufenen Beurteiler (W. Goltber, R. Henning, Kr. Kaalund, E. Mogk,

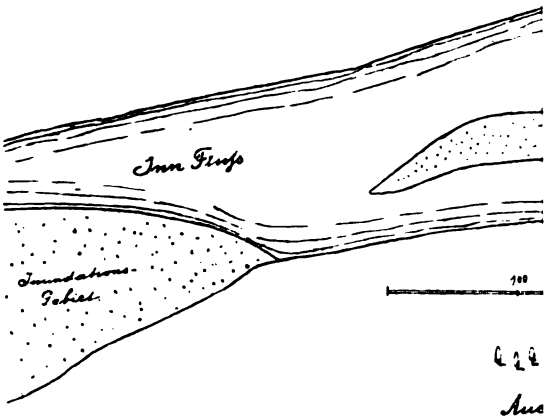
Joh. Steenstrup u. a.) waren übereinstimmend der Überzeugung, daß ein Buch vorliegt „des größten Lobes wert".

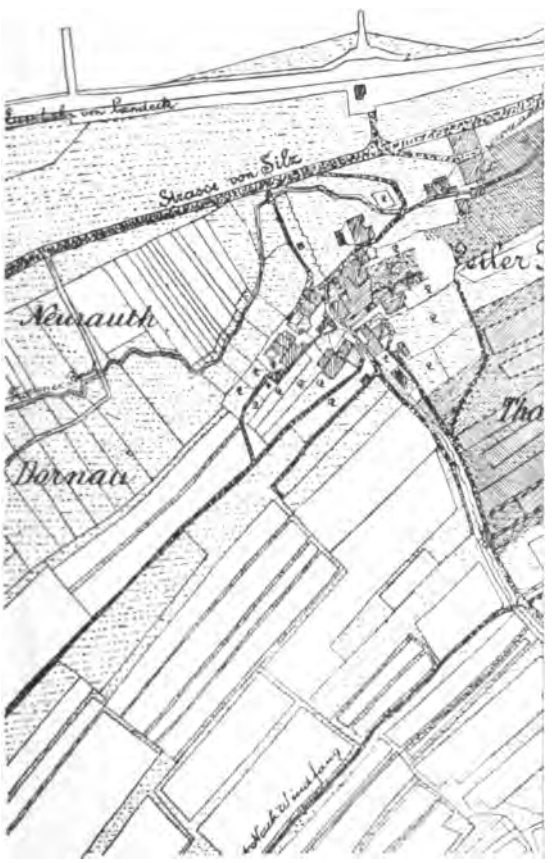
In dem letzten Dezennium hat aber das Interesse an einem Werke, wie das vorliegende, ungemein zugenommen. Fast in ganz Europa wurden Forschungen über die Geschichte des Wohnhauses angestellt, und es mußte sich in weiteren Kreisen das Verlangen einstellen, ein Buch wie das Valtýr Guðmundssons in deutscher Übertragung zu besitzen.

Diesem oft geäußerten Wunsche ist die Verlagsbuchhandlung entgegenzukommen bereit. Über die Zuständigkeit des längst rühmlichst bekannten Kenners der nordischen Sprachen und nordischen Kulturwelt, J. C. Poestion, als Übersetzer dürfte eine weitere Bemerkung überflüssig sein.

Das Werk wird aber in deutscher Ausgabe nicht bloß eine Übersetzung sein, sondern von Valtýr Guðmundsson sowohl textlich wie auch in bezug auf das Illustrationsmaterial wesentlich bereichert werden.

Möge die deutsche Übersetzung Poestions dem Werke des ausgezeichneten Forschers den Weg in die Weltliteratur eröffnen.


Inn Fluss
100


Strasse von Silz
Neurauth
Dornau

Nr. 1

Nr. 2

Nr. 4

Nr. 7

WÖRTERVERZEICHNIS

zur Abhandlung **„Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen"** von **Dr. M. Murko.**

(Die höheren Seitenzahlen beziehen sich auf den XXXV., die niederen auf den XXXVI. Band der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. ö bezeichnet das öftere Vorkommen eines Wortes auf der betreffenden Seite, A die Anmerkungen.)

Albanesisch (Abkürzung: alb.): misal, mesale 123, sofrs 118 A, vatre 328 A, woter 328 A.
Altindisch (ai.): atharī 328 A.

Germanische Sprachen. Germanisch (germ.): diskaz 111 A, hûs 92, 93 A, 125, stōl 120. **Gotisch** (got.): aurtigards 111, baurd 326 A, biuþs 120, hlēthra 32 A, hūs 106, mês 125. **Altnordisch** (an.): kögurr 32 A. **Altsächsisch** (as.): râd 109. **Angelsächsisch** (ags.): bord 326 A, byden 110 A. **Englisch** (engl.): cover 32 A. **Althochdeutsch** (ahd.): blech 108, diutiskun 129 Nachtr., fruma 108, gellita 111, chaminata 34, kubil 21, chúhhina 97, marha 109, mias, mies 125, mulīn 110, nuosc 110, pān 104, pfanna 111, scrini 98 A, stuba 98, 101, stupa 98. **Mittelhochdeutsch** (mhd.): bërhta 112, diutschen 129 Nachtr., kemenate 34, sliepe 112 A, zimier 32. **Neuhochdeutsch** (nhd., d.) mit den bayerisch-österreichischen Dialekten: auffireidln 126, Bank 112, Brückltisch 126, Deutschen 129 Nachtr., Diele 109, Dreifuß 17, Feuerroß 17 A, Gack, Gacken 18, Gaische, Gaischler 94, Gatterl 20 A, Herdhaus 22, 27, Jungfernsprung 37 A, Kalk 110, Kalup'n 94, Kamin 112, Kandel 111, Kante 111, Kátsch'n 94, Keller 32 A, 34, kemet'n 34, Keusche, Keuschler 94, Kötsch 94, Kulm 94, Laube 13, 23, Leiste 21, Model 20, pantel 112, Päschtub'm 104, Pfannhaber 18, Pograt'n 19, Rauchstube 22, 27, Schindel 111, Schlipp 112 A, Schlipper 112 A, Stand 35 A, Tafelbett 126, Tisch 113, Zimmer 34, zimmern 92.

Griechisch samt Mittel- und Neugriechisch (gr., mgr., ngr.): δόμος, δομή 92, καλύβη 35, κανάτα 111, καπνικόν 95, κελλάριον 32, κοντός 96, μαυρόβλαχος 38 A, παλάτιον 328 A, πυτίνη, βυτίνη 110 A, σερέβετα 123, τράπεζα 121, 123, φοῦρνος 106.

Magyarisch (magy.): ablak 105, akna 105, asztal 121, dorong 326 A, Dudleipi 104, esztena 103, halom 104, kásta, kastély 104, kútya 103, oszlop 104 A, pitvar 103, sor 324, Szaniszló 104 A, szëg 104 A, szekrény 104, szikra 103, szoba 99 A, 101, 103, soba 324, 102, szobor 103, tiny 103, zseller 104.

Romanische Sprachen. Lateinisch (lat.): calx 110, cannabis 115 A, cathedra 125, cimax 110, clam 97, continere 97, domus 92, furcula 15, hortus 111 A, lucerna 110, mensa 125, modiolus 125, murus 110, podium 125, urceus 111 A. **Mittellateinisch** (mlat.): caminata 34, cannata 111, continae 97, mensale, mensalis 122, morovalachi 38 A, parolla, parollia 122 A, stuba 101—102, stuffa 102. **Altfranzösisch** (afrz.): borde 326 A, pairol 122 A. **Neufranzösisch** (nfrz.): cantine 97, nàpe 16 A, serviette 123. **Friaulisch** (friaul.): muš 16, muzùl 125, pujul, pijùl, pijòul 125. **Italienisch** (it.): banco 112, bordello 326 A, cantina 97, carega 125, Catinara 39 A, cucina 97, finêstra 105, mesa 125, morlacco 38 A, mujùl 125, muso 16, napa 16 A, orcio 111 A, orto 111 A, persiâna 105, pignatta 115 A, poggio 125, tagliere 112, 115, tavola 122, 123, 126 A, tavolîno 122, têgola 112 A, stufa 101. **Portugiesisch** (portg.): bordél 326 A. **Rhätoromanisch** (rhätor.): méza, méiza 125. **Rumänisch** (rum.): bordéiŭ 326 A, izbe 104, izbă 104, izbu 104, másа 124, prispa 322, urda 39 A. **Spanisch** (span.): burdel 326 A, cantina 97.

Slawische Sprachen. Slawisch (slaw.): dom 92, dŭska 111, hiža 93, hram 92, lava 125 A, Nêmьci 129 Nachtr., postelja 114 A, stolŭ 114 A, 120. **Altkirchenslawisch** (aksl., asl.): blechŭ 108, bljudo 126, brumlnŭ 108, brunatlnŭ 108, buda 109, drągъ 326 A, gomon 109, hyzina, hyzinica, hyzlnica 93, hyzŭ 93, 103, 109 A, 125, hyža, hyžda, hyžina, hyžica 93, chlêbъ, chlêvъ 32 A, chuta 109, chvilja 109, istъba,

izba 98, 101, klêtĭ 32, kąšta 95, 96, 103, klak 110, konoplje 115 A, kotŭcĭ 97 A, kъblъ 21, misa 109 A, 126, neprijaznó 109 A, peštó 105, polata 328 A, rada 106, skrinija 103, strusŭ 108, sъkątati, skątati 97, stógna 104 A, štuždi 129 Nachtr., tynŭ 103, vrŭčĭ 111 A, vrъtъ, vrъtogradъ 109 A, 111 A. **Bulgarisch** (b.): bljudo 123, bordelό 328, burdak 328 A, burdej 328, 97, burdelό 328, butin 110 A, čorba 123, digane 123, furna, furuna, fъrnja 105, grъnci 20, 106, hiža 328, 94, 100, 106, iža 328, 94, izba 100 ŏ, jastagač 122, jestač 122, kàt 96, kąkŏ, kąkŏove 96, kątŏove 96, kjumbe 106, klet 100, koftor 106, koliba 312, kolíci 123, kuća (mazedonisch) 95, 328, kuk'a 95, kuminka 16 A, kъšta 329, 92, 95, -A, kъšta nazem 329, kъšta uzem 328, mandra 312, 39, masa, masička 124, mečka 17, mesal, mêsál, misal 122, 123, obor 328, odaja 100 A, odžak 95, odъr 123, ognište 329, 95, pajánti 112, panica 123, paralija 122, paralíja, paralljá, prъljá 122, 123, pešt, peš, pešta, péšti, peští 105, 106, polat, polati 328 A, polatna 328, pondila 328 ŏ, 100, postilka 123, prêstol 124, rogozska 123, sinija 123, 125, slagane 123, soba 329, 104, 106, sofra 123, 124, sofrica, sofrička 123, staja 35, 100 A, stol, stolčé 120, 124, stolъ 123, šerveta 123, šindra 111 A, tabla 123, 124, tablja 124, tezga 124, tin 110 A, trapeza 122, 123, 124, trъpeza 123, tumbe 123, vъzglavnici 123, zakladnik 17. **Čechisch** (č.): děk, díka 109, chalupa 94, chrám 92, chyše, ač. chyšě 93, chyže 93, kober, koberec 32, kout 96, -A, mísa 120 A, 125, mrcha 109, náizbí 99. **Lausitzisch-Serbisch:** Oberserbisch (os.): blido 120, bruma 109, jspa, spa, jstva, stva 103, kněža 94, ława, ławeca 121, naiža 99, najstva 99. Niederserbisch (ns.): blido 120, 121, blidko 120, 121, ława 121, ławeca 121, stol, stólc, stólčk, stolk 121, śpa 103. Polnisch (p.): blacha 108, dzięk 109, chyz, hyz, chyž, hyž 93, 94, chyža 93, chyzyna 94, 106, izba 106, na izbie 99 A, izdebnik 99 A, kąt 96, kobierzec 32, kucza, kuczka, kuczki 96, lej 21, marcha 109, škra 103, żba 103. **Russisch:** Großrussisch (r.): blechŭčij 108, bljacha 108, bljudo 120 A, čolnoša 34 A, chižka 94, 106, chram 92, izbá 103, 106, komnata 34 A, kovĕr 32, kušča 96, strušĭ 108, šolnyša, šonnuša 34 A, zakuski 124, zgra 103. Kleinrussisch (klr.): burdéj 326 A, 97, djaka 109, kušči, kučki 96, rada 109. Weißrussisch (wr.): djaka 109, chvilja 109, rada 109. **Serbisch-kroatisch** (skr.): aar 322 A, ahar 322 A, ajat 318, 322 ŏ, 31, -A, 32, 33, ar 322, -A, àstal 121, 122, astalić 121, atula 113, avlija 30, bač, bača 39 A, bačva 110, badań 110, 111, badńak 110, badža 321, 112, bakra 115, banak 112, 113, bânak 112, 113, bának 112, banek 113, banka 112, bankal 113, baškaluk 31, bradva 110, brumen 108, brvnara 319, 325, 326, burdelj 326, 97, busara 326, ciglja 112, cimer 32, Crnovunci 38, čabar 110, čardak 316, 321, 325, 31, čardačić 31, čatma 320, 326, čeren 318, 37, črdak 33, ćiler 32, daska 111, daščara 32, dim 95, dimnica 95, dimnjak 321, doksat 326, dolma 326, domar 38, dom na izbu 317, 100, dom na pod 317, dorungara 326, 327, dubirog 37 ŏ, -A, dvor 30, dvorište 30, dvornica 105, esnaf 116, furuna 318, 106, galjata 111, glada 37, golida 111, gologlav 321, gramada 125, grijalica 36, guba 32, guber 32, 124, gusle-ženske 40, gvoždjara 32, har 322 A, his 93, hisa 93, -A, hiš 93, -A, hiša 93, -A, družinska hiša 33, hiža 94, 111, hižina 94, zadnja hižica 94, Hižakovac, Hižanovac 94, hodnik 322, hudžara 31, is 33, 93, -A, 100, iškrińa 98 A, izba 317 ŏ, 318 ŏ, 37, 98, 100, -A, 103, 110, iža 93, ižina 326, 31, 94, 111, jastuk 124, jatara 36, gizba (siehe izba) 100 A, kabao 110, kad 111, kadań 111, kamara 33, 112, kamin 316, 112, kanava 115 A, kanavac 115, -A, 121, kanta 111, kapić 321, 322, karavlah 38 A, katun, katunište 36, 37, 38 A, 39, 39 A, katrida 125, -A, katriga 125, -A, kelérac 32 A, kelomna 110, kiljer 31, 32, 32 A, 33, kimak 110, kladić 124, klet 31, 32, klijet 32, -A, 100, klipak 326, klis, na klis 320, kobèr 32 A, kolenika 326, koliba 326, 31, 35, 36, 37, 38, koleba 35, komin 319, 322 ŏ, 16, 109, 112, komora 33, 93, konak 325, 31, konačić 31, konata 111 A, konk 322 A, 112, konoba 317, kopańa 118, košara 32, kotac 110, kotao 110, kotluša 115 A, krivec 105, krovina 321, kuća 313, 315, 316, 317 ŏ, 318 ŏ, 320 ŏ, 322 ŏ, 323, 324, 325 ŏ, 326, 327, 328, 31 ŏ. 33, 35, 36, 92, 94, 95, 96 A, 97, 97 A, 124, gostinska kuća 31, kuća brvnara 319, kuća na krivulje 325, kuća pozemljuša 319, kućica 35, kućić 95, kućnik 95 A, kućnica 95 A, kutja 96 A, kućar 31 ŏ, 32, kućara 37, kućárac, kućárak, kućàrica 32, kućer 32, 38, kućerac, kućérak, kućèrica, kućèrina 32, kuhinja 313, 316, 97, 109, kuhińa 97, 110, kuhina 97, kuina 97, kujna 97, kujńa 97, kuvarnica 97, kužina 97, -A, kula 316, 319 ŏ, latna 111, lava (skemlija lava), lavica 125, letva 110, 111, ljetište 36, lijev, lijevak 21, lončići 320, 20, lopiža 115 A, lubnjača 326, luč 21, lučara 21, lučnik 21 A, lukarna, lukijerna 110, lula 318, magaza 317, majka 38 A, maja 38, majstor 112, mandra 39, 39 A, mestište 36, miljč 30, mliječer 31, mliječnjak 37, mlijekar 37, mlin 110, morovlah 38 A, mutvak 315, naćve, navći 110, nahišje, nahižje 99, napa 16 A, naslonjača, naslonjač 124, oblok 105, odaja 324, 31, odajče 33, odvojac 31, odžak 314 A, 316 ŏ, 322 ŏ, 323, 95, odžaković 95, demir odžak 105, odžaklija 314 A, 31, ognjenica 97 A, ograda 30, okno 105, olba 112, Osaćani 321 ŏ, osebunjek 33, ovčara 32, palata 96 A, pànica 111, panta 112, panti 112 A, pantljika 112, pauer 112, pêć, pèćka 105, peć sa lončićima 320, slipa peć 314, pehar 112, pendžer 105, srčali pendžeri 105, peršijani 105, peter 37, pila 110, pińata 115 A, pipa 110, pižulj 125, planina 36, 38, planinar 38,

planinka 38, 39 ö, planinštak 38, pletara 326, 327, pleter 320, 31, pod 110, podglavač 17, podrum 317, 33, 36, 100, pojanta 112, pojata 36, 37, pojatak 31, pokrovac 124, poneštrica 105, poralija 122 A, 123, pozemljuša 319, pozemuša 317, predkuhinja 98, predsoblje 98, prijèklad, preklad 17, -A, 105, prozor 105, pružina 37, purgar 112, putara 112, ribež 112, -A, salaš 35, 36, sandučara 325, sanduk 325, santrač 319, savardak 36, 37 ö, sïba 325 A, sibara 325, sinija 114 ö, 118, 119, 122, sinijca 118, sinijica 119, skemlija 124, skemlija lava 125, skočidjevojka 37 A, skočivuk 37 A, skrinja 110, slamara 325, slava 36, soba 313, 316 ö, 318, 319 ö, 320, 322, 325 ö, 326, 327, 33, 36, 100 ö, 101, 104, 110, spavača soba 30, družinska soba 30, gostinska soba 30, sobica 35, sobiče 323, 325, 33, sofra 114, 115, 118, 122, sofrica 119, sopra 118, 122, sovra 118, spica 110 A, stabor 104 A, staja 31, 32 A, 37, staklo, stklo, cklo 105, stan 35, 36, 37, 96 A, stanar, stanàrica 38, stap 110, stasina 31, stol, stô 119, 120, 122, 124, stočić 114, 120, 124, stolac 120, 124, stolčić 124, stolec 124, stolica 118, 119, 120, 124, 125, stolić 119, stolac usložiti 124, stolovač 124, 125, stolovak 124, stražara 32, struga 36, 37, 38, struka 114, stupa 110, suvotnik 112, svïba 325 A, šanac 112, šiljeg, šiljež 39 A, šinda, šindra, šimla, šimlja 111, šindralija 111, šliper 112, šor 324, šoriti 324, štala 112, štica 111 A, šupa 112, šuta 33, tamor 28, tanjir 112, 115, tanur, taljur, taljir, taljer 115, tavolin 122, tepsija 118, 119, tiganj 112, 112 A, tigla 112 A, tóla 122, tor 36, 38, trem 322 ö, 326, trimpuz 18, trla, trlo 36, tronožak, tronožci 124, trpeza 115 A, 121, 122, trpèzar 121, trpezàrija 121, trupica 124, ušoriti 324, uta 109, vajat 326, 31 ö, vatan 39 A, visibaba 37 A, Vlah, Stari 320, 321, Vlasi 38, vreća 114, vrt 111, vrtić 111 A, vuruna 106, zadruga 30, zanat 116, zdila 115, zglavnik 17 A, zgrada 30, 31 ö, žmûl, žmûlj, žmuo 125. **Slowenisch** (sl., nsl. = Neuslowenisch): ajnhober (s. pajnhober!) 18 A, bajta 25, 40, 96, na bajti 99, betlehem 19, brumen 108, bučaste kahlje 20, bučna peč 20, bučnica 20, burklja, burklje, burkljice 15, cigán, c'gán 16, cimer 34 ö, cъh, cug 16, čelešnik, čelešnjak 20, Četnara (s. Katunara) 39, čišta (s. kišta) 26 A, čùm, čuméti 34, čumnata 34 ö, deska 111 A, dile 14, 23, 99 A, 111 A, dilja 19 A, dimanca 22 A, 24 ö, 27, dimnica 22, 23, dimnjača 26, dimnik 14, -A, 24, dimnjek 21, dveri 23, 24, duri 24, 28 ö, estra 26 A, feuerrúnt 17, fonhaber (s. panhober) 18, gałtre, gatrč, gartel 20, -A, gank 311, glisti, auch gliste 21, golida 111, goríca 13 A, gosti 104, groešt 18, hałter (s. gałtre) 20, his 93, 93 A, 99, hisek 93, -A, hiz 93, hiša 19, 21, 22, 25, 34, 40, 93, -A, 94, 98, 99, 104, 106, 125, nad hišo 99, na hiši 99, hiža 34, 93, 125, hišica 34, hiška 34, hišca 34, 39, 40, h'šíca 34 A, hiša, kahljasta 23, -A, 24, hiša, nova 23, -A, hlapec 17, Hočje 94, holm 94, hram 21, 22, 40, 99, hranilo 24, huta, uta 109, izba 19, 93, 98 ö, 99 ö, 104, 106, ispa 98, 99, izbica 98, na izbi 98, 99, na ispe 99, na ispi 99 A, na ispo 99, jama 23, jaslice 19, jispa 23, 98 ö, -A, 99 A, jspa 98, jîzba 98 A, jespa 98, na jespi 99, jêstba 99, jezba 98, 99, jspa 98, 103, jspíca 34, 98 ö, na jspici 99, jspïč 98, kahlja, kahla 311, 20, kajža 94, 96, 104, kajžar 94, kajžnik 94, kamra 27, 34 ö, na kamri 99, kamrca 21, 34 ö, kastl 28, Katunara (Četnára) 39, -A, kebeł, kъbù, kebù 21, kełder 34, 96, kétina, ketna, kétovnik, ketnáča 16, Ketnara (s. Katunara) (nsl.), kimnata 34 A, kišta 26 A, 28, klet 14, 23, 34, 96, klobučnjak 28, klop, pl. klopí 19, 23, 24, 28, 120 A, kobila 17, koča 25, 40, 94, 96, kočanjek, kočára, kóčica, kočína, kočúr, kočûra, kočûrič 96, komen 23, komin 16, -A, kondrega 125 A, konj 17 ö, korito 26, koš 21, kot 97, kotec 97 A, kurji kotec 28, kǫ̂tar 97 A, kǫ̂tarka 97 A, kotel 23, svinjski kotel 24, koza 17 ö, 18, 28, kozel 17, kozica 18, kranjci, kranjski 15 A, kšíca (s. hišica) 34 A, kúhinja 13, 24, 25 ö, 97, kuhínja 13, kuhnja 14, -A, 34, 97, 98, kuhъńa 98, kъšъńa 98, kúmen, kómen 16, lampa 18 A, lanec 16, lata 21, leva 14 A, 21, 127, lieva (s. leva) 21, lij, liv 21, lista 21 A, listnice 21 A, lišta 21 A, liva (s. leva) 21, lojpa (s. lopa) 13, 21, lojtra 23, lonci 20, lopa 13, 22, 23, 24 ö, 25 ö, 27, 28, 97, loupa 13, maček 17, majer 40, majerca 40, mandrija 39, méntrga, méndrga, mintrga, mertenga, meltrga, mentrga 19, 20 A, 126, 128, mîr 109, mirišče 109, mirje 109, miza 19, 23, 24, 28 ö, 120 A, 125, velika miza 127, mala miza 127, mala mizica 127, 128, mízica 127, miz'ca 127, 128, modelnica 20, modla, modlca, modnica, modnca 20, muš 16, muša 16, nahîšje, nahiž, nahižje 99, napa 16 A, ničke, niške 20, -A, 28, oder 19, ognjišče 14 A, 24, okence 28, okno 23, 28, okno na smuk 24, 25, okvir 28, oltar 19, omara 23, 24, 28, omarca 311, osteje 28 ö, pankrt 112, para 112, pant, panti 112, pastir 40, pajštuba, pajštiba, pajštva, paštuba, paštba 104, pajštva 26 A, pajštvar 104, pajštъba, paštъba 104, panhober, pajnhaber, pajnhober, pejnhaber 18, paštuba (s. pajštuba), peč 22—23, 24, 28 ö, 105, -A, krušna peč 24, 27, pečka 25, pečni stol 26 A, pelda 112, pisker 20, planče = planke 26 A, planinar, planinčan, planšar 40, planinarica, planinščica, planšarica 40, pleh 108, podence 26 A, pograd 19, 40, polica 28, 40, pominjak 24, pomišnik 26, pomiješnik 28, pominje 28, postelja 19, 23, 28 ö, 40, posteljak 24, pozid 14 A, 26 A, prhtra 112, priklet 14, 23, primpus 18, pruka 21, prukca, pručica, pručka 21, rante 21, 28, raufank, rajfank, raufnik, rajfnik, rajfnk, rajfnjak, rajfnjek, rofenk, rafank 14, ribež, ribežen 112, -A, roešt 18 A, rost 18, rož 18, secl 26 A, shramba 23, sklednjak 28, sklednik 28, skobelnik 24, staja 39, 40, stan 35, 39, 40, stanica 35, steber 104 A, stog 39, stolček 128, stolec 127, stol 19, 24, 120, -A, 127, 128, strop 14, studenec 28, sušilnica 104, svečnjak, svečnik 21, šipok, šip-

kovec, šipovec, šipovnik 14, škaf 24, šmarnice 19, špajza 311, 34 ö, špajzvelb 23, 92, štala 311, 22, štange, štajnge 21, štejge 24, štenge 28, štibl 23, 24, 27, 34, 98, štibelc 34, 35, štiblc 23, 24, 25, 32, veliki štibl 23, 24, mali štibl 24 ö, štöbl, štübl (s. štibl) 33, šubar 28, tabla, tafelbet 126, talar, talêr, talir 115 A, tamor, tamer 29, terilnica 104, tobl (s. tabla) 23, 126, tobla 28, tonf 18 A, tram 311, 28, treske 21, trimfas, trimpus, trempus 18, trinoga 18 A, ura 28, uta 109, valec, valék, valič, valcek, valer 15, velb (dial. velf) 311, 14, 24, 28, 34, 40, velbič 34, verige 16, veža 13 ö, 14 ö, -A, 28, 29, 39, 97, 97 A, 98, na veži 99, nad vežo 99, vežica 39, vile 15, vratilo 16, vratiti, vrtêti 16, vratovilo (?) 16 A, vrh, na vrhu 99, -A, spodnji vrh 100, zgornji vrh 100, zaglávnik 17, zajec 17 ö, zakút, zakót 96 A, zapeček 16 A, zdič 21, zglavje 17, zglavnik 17 ö, zglavnjak 17 ö, zic 21 A, zid 14 A, 22, 24, 25, 27, 28, zidanca 34, 96, ždič 21, ždim, ždeti 21 A, želcar 28, želselj, žecl 19, žezlo 17, žezlovnik 17.

Türkisch (türk.): ajat 322 A, axor, axer 322 A, ćiler 30, demir 105, dolma 326, furun 106, h'ajat 322 A, hudžera 30, kaliba 35, mülk' 30, oda 324 A, odžakle 95, pendžer 105, salaš, saladž 35 A, sandek 325, sini 115, srča, srčali 105, suldrma 30, timar 39 A, vatan 39 A.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Die einschlägige slawische Literatur	XXXV.	Bd.,	S.	308—312
II. Meringers Arbeiten über das bosnisch-herzegowinische Haus. Das „oberdeutsche" Haus in den Nachbarländern	XXXV.	„	„	312—330
III. Das Haus der Slowenen	XXXVI.	„	„	12— 30
IV. Entwicklung des Hauses. Schlafkammer. Nebenhäuschen. Häuser im Felde und auf der Alm	XXXVI.	„	„	30— 40
V. Die südslawischen Bezeichnungen für Haus, Herdraum und Stube. Allgemeine Bemerkungen über die slawischen Fremdwörter aus dem Germanischen und besondere über die mit dem „oberdeutschen Hause" einhergehenden	XXXVI.	„	„	92—113
VI. Der Tisch bei den Südslawen	XXXVI.	„	„	113—129
Nachtrag	XXXVI.	„	„	129
Wörterverzeichnis.				

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VON

DR. L. BOUCHAL.

JAHRGANG 1905—1906.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1906.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

IV. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft

zugleich XXXVI. Allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft

in **Salzburg** vom 28.—31. August 1905

mit Ausflügen nach Reichenhall, Mitterberg, Dalmatien und Bosnien.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
redigiert von
Professor Dr. **Johannes Ranke** in München
Generalsekretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft.

I. Wissenschaftliche Verhandlungen.

Erste allgemeine Sitzung.

Inhalt: Vormittagssitzung: Toldt, **Eröffnungsrede** des Vorsitzenden. — **Begrüssungsreden:** Exzellenz Graf St. Julien-Wallsee, Dr. Stölzel, Bürgermeister Frz. Berger. Übergabe des Vorsitzes an Waldeyer. Waldeyer, Huldigungsrede. Begrüßungsschreiben von Klaatsch, Obermaier, Cardailhac. — **Wissenschaftliche Verhandlungen:** E. Fugger, Über die Eiszeit in Salzburg. — M. Much, Die erste Besiedlung der Salzburger Alpen und der Nachbargebiete. — O. Klose: Über die Römerzeit Salzburgs. Dazu E. Seyler. — Adrian: Zur Geschichte der Volkskunde in Salzburg. — Toldt, Begrüßungstelegramm vom Kultusminister. Dazu der Vorsitzende. — Lissauer, Bericht über den Fortschritt der Typenkarten. Dazu der Vorsitzende. — J. Halkin, Mitteilung über den Congrès international d'expansion économique mondiale. Dazu der Vorsitzende. — G. Oppert, Über Bohnen, Haselnüsse, Flintenkugel und Flinten bei Indiern und Arabern.

Die Versammlung wird durch den Präsidenten der Wiener anthropol. Gesellschaft, Herrn Hofrat Professor Dr. **Toldt,** mit folgender Begrüßungsansprache eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung! Meine Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Ehre und gereicht mir zur großen Freude, an dieser Stelle die Mitglieder der Deutschen anthropologischen Gesellschaft herzlichst zu begrüßen und Ihnen zu danken, daß Sie in so großer Zahl unserer Einladung in eine österreichische Stadt gefolgt sind. Die Gepflogenheit, daß die beiden Gesellschaften — die Wiener und Deutsche anthropologische Gesellschaft — von Zeit zu Zeit gemeinsame Tagungen veranstalten, ist nicht nur ein Zeichen des herzlichen Einvernehmens der beiden Gesellschaften, sondern im wesentlichen und noch viel mehr die Betätigung des Willens zu gemeinsamer Arbeit.

Indem ich den Kongreß mithin eröffne, erlaube ich mir noch früher die erschienenen Vertreter der Behörden, insbesondere den Herrn Landespräsidenten, Se. Exzellenz Grafen St. Julien-Wallsee, Herrn Bürgermeister Berger und den Herrn Vertreter des Landeshauptmannes zu begrüßen und Ihnen zu danken für Ihr Erscheinen und dafür, daß Sie unserer Eröffnungssitzung durch Ihre Anwesenheit eine größere Feier verleihen. Ich erlaube mir nun, die Sitzung zu eröffnen mit dem Wunsche, daß unsere Arbeiten, wie wir das bis jetzt gewohnt sind, einen regen Fortgang nehmen, damit wir unsere Arbeiten fördern wie bisher, niemand zuliebe, niemanden zuleide, den Blick unverwandt gerichtet nach dem Ziele, das wir uns gestellt haben, der Aufhellung der Geschichte der Menschheit.

Herr k. k. Landespräsident, Exzellenz Graf **St. Julien-Wallsee:**

Indem ich Sie, meine hochverehrten Herren, im Namen der Regierung auf das herzlichste und hochachtungsvollst begrüße, bitte ich vor allem den Gefühlen der Freude und des Dankes Ausdruck verleihen zu dürfen, daß sie die Stadt Salzburg als Versammlungsort diesmal gewählt haben, da mir damit die Auszeichnung zuteil wird, so einen illustren Vertreter der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft hier willkommen heißen zu können. Wir leben, wie Ihnen bekannt ist, in einem Zeitalter der Kongresse; es ist eine schöne Gepflogenheit geworden, daß die Vertreter der einzelnen Wissenszweige, mögen sie auch früher schriftlich in Verkehr gegenseitig getreten sein, von Zeit zu Zeit sich versammeln, um über wichtige wissenschaftliche Probleme ihre Meinungen und Gedanken auszutauschen. Ihre Forschungen, meine Herren, nehmen aber ganz besonders das Interesse von uns Laien in Anspruch, so weltbewegend die Resultate der technischen Erfindungen, so fesselnd und interessant die wissenschaftlichen Untersuchungen auf astronomischem und geologischem Gebiete sind, so wichtig und segenbringend die Entdeckungen in den medizinischen, chemischen und physikalischen Disziplinen des einzelnen sich erweisen. Die Forschungen des Menschen über den Menschen regen unser Interesse ganz besonders an und man kann wohl von der Anthropologie als der populärsten Wissenschaft reden. Unter Variierung eines bekannten Dichterwortes kann man sagen: Greif hinein ins volle Menschenleben der früheren Jahrhunderte und Jahrtausende, wo du es packst, da ist es interessant. In Salzburg, bei dessen Besiedlung so vielfache Volksstämme sich abgelöst haben, werden Sie hoffentlich ein dankbares Feld Ihrer Tätigkeit finden und es würde uns mit Stolz erfüllen, wenn der Kongreß anläßlich seiner Anwesenheit hier neue wissenschaftliche Errungenschaften zutage fördern würde. In diesem Sinne heiße ich Sie nochmals herzlich willkommen und wünsche Ihren Beratungen und Arbeiten den besten Erfolg.

Landesausschußmitglied Herr Dr. **Stölzel**-Salzburg:

Hochansehnliche Versammlung! Im Auftrage und Vertretung des durch plötzliche Erkrankung zu seinem tiefen Bedauern am Erscheinen in dieser Festversammlung verhinderten Herrn Landeshauptmannes sei mir gestattet, die liebwerten Gäste im Namen des Landes Salzburg zu begrüßen.

Althistorischer Boden ist es, den die Meister der Forschung über den Menschen betraten, als sie einzogen in die Gaue, in die Stadt, da keltischer Stamm dem Manne der Steinzeit folgte, wohin der römische Legionar die Kultur Romae aeternae getragen, die ersten Sendboten des reinen Evangeliums das Kreuz gebracht, die biderbe Wucht germanischen Kriegsvolkes dauernde Heimstätte deutschem Stamme gegründet und den Einbruch plündernder wilder Nomadenhorden abgewehrt, die in einzelne äußerste Gebirgsorte Eingedrungenen aber im Volkstume überwunden hatte, die Stätten, wo deutscher Bürger- und Bauernfleiß, Pflege der Wissenschaft und Kunst unter kraftvoller Führung urban geschulter Geister, mächtig das Land des Legatus natus des Primas von Deutschland, aufblühen ließ; da in Geistes Kampf und Geistes Not in weitschauender Politik der Großen in Mannesmut und Seelengröße und Märtyrerschaft der Kleinen sich die großen Ideen der Zeit widerspiegelten.

Das kleine Land mit der alten Erinnerung freut sich über die Männer der Wissenschaft, die es betreten und fühlt die Berechtigung zu dieser Freude.

Der Erforschung des Menschen ist die Arbeit unserer Gäste gewidmet.

Die Wissenschaft vom Menschen zeigt uns seine Stellung in der Natur und zur Natur, sie erhellt mit klarem Scheine dadurch, daß sie die physischen Ursachen zeigt, manch unbegreiflich dunklen Pfad des Geistes, sie führt die treibende Kraft beim Anblicke der Wirkung des menschlichen Schaffens.

Kein Wissen und keine Lehre der Wissenschaft besteht nur für sich selbst und in sich selbst; das Streben nach Erkenntnis in freier Forschung führt und soll führen zur Einsicht des Guten, Wahren und Schönen, soweit menschliche Kraft es vermag.

Der Quell der Forschung entspringt im dunklen Felsen des Vergangenen, nach Durchbrechen manch enger Klamm, nach Läuterung im Wirbel und Strudel des wissenschaftlichen Kampfes, nach mancher Umwertung der Werte und Abstoßung des Trüben unter den Strahlen der Geistessonne kehrt er zurück in das Leben der Tat befruchtend fruchtbares Gebiet, auf das neues Werden erblühe nicht nur auf dem Boden des Alten sondern gehoben und gestützt auf vergangene Kraft.

In diesem Sinne ist die freie Wissenschaft und vor allem in ihr die Lehre vom Menschen, seinem Sein und seiner Geschichte die Lehrerin des Menschengeschlechtes, die Führerin im zukünftigen Lebensgange.

Die Wissenschaft ist nicht etwas Fremdes, das zu schauen nur wenigen Auserwählten zustehen soll, die Wissenschaft ist im tiefsten Grunde die Erbauerin der Zukunft.

In diesem Sinne darf und muß das gesamte Volk Anteil nehmen an dem, was seine erlauchten Geister schaffen, es darf sich freuen an der Arbeit im Goldbergwerke der freien Forschung.

Und deshalb gestatten denn auch Sie mir, hochverehrte Männer der Wissenschaft, daß ich Ihnen als liebwerte Gäste den Willkommgruß darbiete des ganzen Landes Salzburg.

Herr Bürgermeister **Berger**-Salzburg:

Hochansehnliche Versammlung! Als uns die Mitteitung wurde, daß die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft beschlossen habe, in diesem Jahre eine gemeinsame Versammlung gleichzeitig mit der XXXVI. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Salzburg abzuhalten, waren wir über diesen Beschluß höchst erfreut und fühlten uns hierdurch überaus geehrt. Denn wenn es auch Salzburg häufig gegönnt ist, in seinen Mauern die Teilnehmer der verschiedensten Kongresse bezw. Vereinigungen versammelt zu sehen, so gehört die An-

wesenheit einer so großen Anzahl hervorragender Gelehrten doch zu den Seltenheiten und begrüßen wir die liebwerten Gäste um so freudiger, als durch die gemeinschaftliche Tagung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft das enge Bündnis, welches die beiden Reiche zum Wohle der Völker umschließt, so recht deutlich auch vom Standpunkte der Wissenschaft und Forschung zum Ausdruck kommt.

Indem ich sohin für die Wahl unserer Stadt zu Ihrem Versammlungsorte den wärmsten Dank ausspreche und der hochansehnlichen Versammlung das herzlichste „Willkommen!" zurufe, knüpfe ich daran den Wunsch, daß die seitens der Stadt und des Lokalausschusses getroffenen Vorkehrungen, die in Aussicht genommenen wissenschaftlichen Ausflüge und die auf dem Programme stehenden vielseitigen Beratungen zur vollsten Zufriedenheit ausfallen.

Die von den hochverehrten Gesellschaften bis nun abgehaltenen Versammlungen haben zumeist in weit größeren Städten getagt und es ist uns leider nicht möglich, mit den Veranstaltungen dieser Städte gleichen Schritt zu halten.

Etwas ganz Besonderes und Eigenartiges glauben wir Ihnen aber doch bieten zu können und zwar durch die für heute im Kaiser Franz Josephspark geplanten volkstümlichen Vorführungen; Sie werden hierdurch verschiedene alte Sitten und Gebräuche unseres Landes aus eigener Anschauung kennen lernen und glauben wir hiermit einen kleinen Beitrag für das weite und so dankenswerte Forschungsgebiet der anthropologischen Gesellschaften zu leisten.

Mögen sohin die leider nur wenigen Tage Ihres hiesigen Aufenthaltes ein reiches Ergebnis Ihrer wissenschaftlichen Beratung herbeiführen und möge Ihnen unsere altehrwürdige Stadt in bester Erinnerung bleiben.

Mit diesem Wunsche heiße ich die hochansehnliche Versammlung nochmals herzlichst willkommen!

Der Vorsitzende, Herr Hofrat Professor Dr. **Toldt:**

Indem wir nun zu dem wissenschaftlichen Teil unserer Verhandlungen kommen, erlaube ich mir, den Vorsitz dem ersten Vorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, Herrn Geheimrat Professor Dr. Waldeyer, zu übergeben.

Der Vorsitzende, Herr Geh. Med.-Rat Professor Dr. **Waldeyer**-Berlin:

Bei der Übernahme des ehrenvollen Amtes des Vorsitzenden bei der ersten wissenschaftlichen Sitzung unserer Tagung erfülle ich zunächst die bedeutsamste Ehrenpflicht, die unserer Gesellschaft und mir obliegt, den beiden erhabenen Landesherren, unter deren Schirm und Schutz unsere beiden Gesellschaften in vollem, sicherem Frieden ihre Wirksamkeit entfalten können, (die Gesellschaft erhebt sich von den Sitzen), unsere aufrichtige, ehrfurchtsvollste Huldigung darzubringen, zunächst dem Herrn des Landes, in dessen schöner Stadt wir uns heute aufhalten, der noch vor wenigen Tagen hier geweilt hat, **Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph,** dem Friedensfürsten, wie wir wohl sagen dürfen, dem nicht nur in seinen Ländern, sondern in der ganzen Welt geehrten und geliebten Fürsten und seinem erhabenen Verbündeten und treuen Freunde, **Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II., dem Deutschen Kaiser.** Die treue Verbindung, die diese beiden Fürsten und auch deren Vorfahren seit langen Jahren zusammengehalten hat, ist gleichsam vorbildlich für die innige Vereinigung, in der die beiden Gesellschaften stehen, die hier in diesen Tagen zusammenwirken wollen. Möge diese Vorbedeutung in der Tat eine segensvolle für unsere Tagung sein.

Herr Professor **Eberhard Fugger**-Salzburg:

Die Eiszeit in Salzburg.

Wenn man das Land Salzburg von der Südgrenze her nach Norden durchzieht, so durchquert man fast alle geologischen Formationen: die azoische Formation in den Zentralalpen, diesen vorgelagert das Schiefergebirge, welches der Silurzeit und zum Teil wahrscheinlich auch der Permzeit angehört, während man im südöstlichen Lungau Ablagerungen der Steinkohlenformation trifft. Dem Tonschiefergebirge auf- und vorgelagert finden wir nördlich von Bischofshofen die ganze Reihenfolge der Trias: Werfener Schiefer, Muschelkalk, Carditaschichten, Hauptdolomit und Dachsteinkalk; dann folgt die Reihe der jurassischen Sedimente: Lias und oberer Jura nördlich des Tännengebirges, sowie die Ablagerungen der unteren Kreide.

Alle diese Sedimente treten in großen zusammenhängenden Massen auf; die Gebilde der oberen Kreide dagegen, die Gosauschichten, findet man in einzelnen zerstreuten Becken, so in der Abtenau, um Unken und am Fuße des Untersberges und Gaisberges, während die der obersten Kreide angehörenden Flyschberge wieder einen zusammenhängenden Höhenzug im Norden der Stadt bilden. Tertiäre Gesteine sind hie und da diesem Höhenzuge aufgelagert, vereinzelte größere Partien davon finden sich auch auf der Wagreiner Höhe und im Becken von Lungau.

Nachdem die tertiären Gebilde abgelagert und die letzten Hebungen der Alpen vorüber waren, begann jene merkwürdige Epoche, welche unter dem Namen der Eiszeit bekannt ist.

Kosmische Verhältnisse waren die Ursache, daß sich an gewissen Punkten der Erdoberfläche gewaltige Schnee- und Eismassen anhäuften und Gletscher bildeten oder vergrößerten, welche sich immer mehr und mehr ausdehnten, bis ungeheure Flächen von denselben bedeckt waren. Temperaturveränderungen brachten Schwankungen in der Größe der Eisoberfläche hervor, zeitweilig zogen sich die Gletscher zurück, zeitweilig rückten sie wieder vor, bis endlich die zunehmende Temperatur der Luft ein allgemeines, dauerndes Abschmelzen und Zurückziehen des Eises verursachte.

Erratische Blöcke, Gletscherschliffe und Moränen, welche wir an Stellen finden, die heute außerordentlich weit von Gletschern entfernt sind, geben auch in unserer Gegend Zeugnis von der gewaltigen Größe und Ausdehnung der Gletscher der Diluvialzeit.

Die Zentralalpen sandten ihre Eismassen von ihren Firngebieten bis weit in die Ebene hinaus, und auch die Gebirge der Schieferzone, sowie manche Berge der Kalkalpen hatten ihre eigenen Gletscher, welche sich mit den mächtigen Strömen der vom Zentralgebirge kommenden Eismassen vereinigten und in ihnen aufgingen. Die zahlreichen glazialen Reste, die sich im Lande Salzburg und über dessen Nordgrenze hinaus vorfinden, machen es uns zur Gewißheit, daß die Länge des gesamten Salzachgletschers zur Zeit seiner größten Mächtigkeit vom Kamme der Zentralalpen bis an die Nordspitze des Moränenfächers 128 km betrug.

Im Gebiete der Salzach kamen aus den Zentralalpen vorzugsweise zwei große Eisströme; der eine, welcher dem Pinzgau entstammte, fand seinen Abfluß über Zell am See und Saalfelden durch die sogenannten Hohlwege, folgte so im allgemeinen dem Laufe der

heutigen Saalach und erreichte bei Reichenhall das Vorland; der andere, dessen Firngebiet im Pongau lag, zwischen Rauriser- und Kleinarltal, floß durch das heutige Salzachtal zwischen Hagen- und Tännengebirge und gelangte bei Golling in das weite Tal und nördlich der Stadt Salzburg ins Vorland, wo er sich mit dem Saalachgletscher vereinigen konnte.

Beide Gletscher sendeten im Süden der Kalkalpenzone einzelne Arme über die verschiedenen Einsenkungen der Schiefergebirge. So sieht man auf dem Sattel des Trattenbachtales bei Wald in mehr als 1700 m Meereshöhe noch prächtige Gletscherschliffe, welche die Richtung ins nördlich vorliegende Windautal zeigen; am großen Rettenstein bei Mittersill fand Unger einen Gneisblock in 1800 m Höhe; auf der Resterhöhe am Paß Turn sah Brückner Gneisblöcke in 1770 m; Riemann beobachtete solche auf der Schmittenhöhe bei Zell am See und Brückner auf dem benachbarten Hundsstein in ähnlicher Höhe. Auch am Südgehänge des Tännengebirges lagern glaziale Reste in Höhen von mehr als 1600 m.

Diese Zahlen geben uns annähernd eine Vorstellung von der Höhe der Gletscherzungen im Innern des Gebirges, d. h. südlich der Kalkalpenzone.

Der Hauptarm des nach Nord vordringenden Pinzgauer Gletschers markierte seinen Weg im Tale insbesondere durch zahlreiche große erratische Blöcke, welche am Unterlaufe des Schmittenbaches und des Thumersbaches bei Zell am See auftreten, sowie durch sieben deutliche Endmoränenwälle, die zwischen dem Nordende des Zeller Sees und Saalfelden abgelagert sind.

Birnhornstock und Steinernes Meer, zwischen denen damals jedenfalls schon ein tiefer Einschnitt lag, wenn auch noch nicht so weit und tief wie heute, boten dem Gletscher einigen Widerstand, so daß sich derselbe anfangs staute und erst, als er die nötige Mächtigkeit erlangt hatte, die Paßhöhe zwischen beiden überschreiten konnte. Auf der Stoißenalpe und im Schüttgraben findet man zahlreiche glaziale Reste, welche dies bestätigen; andere treffen wir bei Unken und Mauthäusl und ebenso bei Inzell und Traunstein, wo besonders am nördlichen Gehänge des Hochberges die erratischen Blöcke nicht selten sind.

Die Gletscherzunge, welche den eben beschriebenen Weg zurücklegte, stieß dort, wo die rote und weiße Traun sich vereinigen, an den Chiemseegletscher, der sich im Tale der Großache nach Norden bewegte und wenige Kilometer nördlich des Chiemsees sein Ende erreichte.

Ein östlicher Arm, der eigentliche Saalachgletscher, zog von Mauthäusl weg gegen Reichenhall und hinterließ auf dem Kirchholz bei St. Zeno, am Südgehänge des Staufen, bei Piding u. a. O. reichliche Spuren. Solange er noch nicht mächtig genug war, zog er von hier durch das Tal von Högelwert nach Teisendorf; erst später zur Zeit der größten Mächtigkeit traf er, über die Hügel hinwegschreitend, mit dem Pongauer Gletscher zusammen, und zog mit diesem vereint hinaus in die vorliegende Ebene.

Der Pongauer Gletscher, gebildet aus den Eismassen des Rauriser-, Gasteiner- und Großarltales, zog gegen St. Johann, überall seine Reste, Moränen, erratische Blöcke sowie Gletscherschliffe zurücklassend. Bei St. Johann sandte er einen Arm ostwärts durch das untere Kleinarltal über die Wagreiner Höhe ins Ennstal. Schon Ehrlich kannte die erratischen Blöcke des Steinbachgraben in der Genigau, ich selbst sah solche im sogen. Weberlandl. Auf seinem Wege erhielt dieser Gletscherarm reichlich Zufluß aus den südlichen Seitentälern, aus dem Kleinarltale und nach Überschreitung der Wagreiner Höhe aus dem Flachautale. In letzterem sah ich im Jahre 1881 etwa 40 m über der Bachsohle auf dolomitischem Kalk einen Gletscherschliff von mehr als 9 m Länge.

In der Gegend von Radstadt am Ausgang des Taurachtales fand eine Teilung des Gletscherarmes statt: der eine Arm zog als eigentlicher Ennsgletscher, genährt durch Eismassen vom Radstädter Tauernkamm, nach Osten das Ennstal entlang — Moränen, welche Simony bei Gröbming fand und welche daselbst an den beiderseitigen Gehängen bis gegen 400 m über die Talsohle hinaufreichen, sind die Zeugen hiefür —, der andere Arm drückte sich über Eben hinauf und ins Fritztal, erhielt hier Zufluß vom Dachsteingletscher und hinterließ daselbst kolossale Massen von erratischem Schutt, in welchen die Bahn von Eben bis Gasthof eingeschnitten ist. Die schön horizontal geschichteten interglazialen Konglomerate des Fritztales, in welche dasselbe eingerissen ist und welche sich besonders prächtig bei Hüttau in ihren bizarren Formen präsentieren, lassen an einer Stelle unterhalb Hüttau die liegende Moräne bloßliegen; im Fritzbache selbst sah ich im Jahre 1883 Gneisblöcke von mehr als einem Kubikmeter Größe; im obersten Teile des Larzenbachgrabens, welcher von Norden her bei Hüttau in das Fritztal mündet, fand Bittner 1884 in 1400 m Meereshöhe große erratische Blöcke. Durch das Fritztal abwärts fand eine Verbindung mit dem Hauptarm des Pongauer Gletschers statt, welcher sich im Salzachtale nordwärts bewegte.

Der über Radstadt-Eben kommende Gletscherarm verfolgte seinen Weg über St. Martin ins Lammertal. Ehrlich erwähnt Findlinge im Neubachelgraben und am Ostgehänge des Gwehentales, Brückner eine Moräne auf der Zwieselalpe. Der Gletscher zog weiter über Abtenau, wo zahlreiche Moränenreste liegen, durch das untere Lammertal gegen West. Hier überflutete er die Weitenau und reichte zur Zeit seiner höchsten Entwicklung wohl über die Meereshöhe von 1200 m hinauf; in solcher Höhe fand nämlich Bittner auf der Länggriesalpe am Südabhange des Schwarzen Berges bei Golling noch zahlreiche erratische Geschiebe.

Wahrscheinlich ist wohl auch eine Gletscherzunge über den Paß Gschütt, 971 m, ins Gosautal eingedrungen.

Kehren wir zurück zum Hauptarm des Pongauer Gletschers, den wir im Salzachtal bei St. Johann verlassen haben. Dieser schob sich im weiten Salzachtale nordwärts und drückte sich in die Seitentäler hinein. Der Reckzagelgraben, welcher von Süden her in das Mühlbachtal mündet, ist bis auf seine hintersten Anhöhen hinauf mit erratischen Pignoliten überdeckt, welche aus dem südlich jenseits des Kammes gelegenen Gebiete von Goldeck und St. Veit stammen. Glaziale Reste finden sich auf der Wasserscheide zwischen Mühlbach und Dienten in der Höhe von 1130 m, am Südfuß des Hochkönig sieht man nach Cramer Moränen verschiedenen Alters und verschiedener Provenienz einander überlagern, und an der Nordseite des Hochkeil liegt nach Pirchl 1560 m über dem Meer ein mächtiger Gneisblock. Im Immelaugraben ist in 1180 m Höhe eine Endmoräne des Hochkönniggletschers sichtbar.

Bei Bischofshofen im Salzachtal liegt oberhalb der beiden Eisenbahnbrücken direkt am rechten Salzachufer eine Moräne, welche von interglazialen Konglomeraten überdeckt wird; auf dem Konglomerat liegen wieder erratische Blöcke und jüngere Moränen. Bei Werfen reichen die glazialen Schotter und gekritzten

Steine an beiden Talgehängen hoch hinauf, bis in die Höhen von 1000 m und darüber.

Der Gletscher drängte weiter hinaus in das enge Tal zwischen Tännen- und Hagengebirge. Hier mußte er sich stauen und konnte erst in 1000 m Meereshöhe, wo die Felsmassen etwas mehr auseinander weichen, seinen Abfluß finden. Er hinterließ auch unten in der Schlucht seine Spuren, am Aufstiege vom Südportal des Gollinger Tunnels zur Höhe des Paßlueg fand Wähner Moränenreste. Die Stauung der Eismassen gedieh hier bis zu gewaltiger Höhe: Bittner sah auf der Kratzalpe des Hagengebirges, 1250 m, erratische Blöcke, Brückner daselbst eine Moräne. Aus solcher Höhe stürzten dann die Eismassen herab in das vorliegende weite Salzachtal bei Golling. Glaziale Konglomerate in der Bluntau, 1250 m, Findlinge am Hochzinken, 1130 m, und auf dem Dürrenberg bei Hallein links der Salzach, die Moränen und erratischen Geschiebe bei Hohenschnait und Krispl am rechten Ufer geben uns eine beiläufige Vorstellung von der Mächtigkeit des Gletschers nördlich des Tännengebirges, welcher bei St. Leonhart noch einen ziemlich bedeutenden Zufluß aus dem Gebiete von Berchtesgaden erhielt.

Außerordentlich zahlreich sind die glazialen Reste im weiten Salzachtal. Schöne Gletscherschliffe findet man in den Steinbrüchen von Adnet und Fürstenbrunn, erratische Blöcke sind auf den Gehängen des Gaisberges und Untersberges noch in 1000 m Meereshöhe verstreut. Im Glasenbach südlich von Aigen sah man bis vor wenigen Jahren noch eine alte Moräne von interglazialem Konglomerat und dieses von einer jüngeren Moräne überlagert.

An der Stelle der heutigen Stadt Salzburg reichte der Gletscher zur Zeit seiner mächtigsten Entwicklung mindestens bis in eine Meereshöhe von 800 bis 900 m hinauf, so daß die Eismassen reichlich eine Dicke von 400 m besaßen. Die Stadtberge, der Festungsberg, 542 m, und der Kapuzinerberg, 650 m, waren vollkommen im Eise begraben. Die ganze Ebene oder richtiger das Vorland war bis gegen Braunau mit Eis überdeckt.

Im Nordwesten der Stadt vereinigten sich der Pinzgauer und der Pongauer Gletscher, und der so vergrößerte Gletscher teilte sich fächerförmig in mehrere Zungen: eine Zunge ergoß sich nach Nordwest über Teisendorf hin, eine andere, die Hauptzunge, die Salzach entlang bis gegen Braunau, wieder eine andere durch den Wallersee nach Nordost, eine vierte Zunge über die Mattseen, eine fünfte durch das Oichtental nördlich des Haunsberges. Auf dem Tannberg trifft man in 700 m, auf dem Haunsberg noch in 800 m Höhe glaziale Reste. Auch direkt gegen Ost entsendete der Gletscher eine Zunge durch den Mondsee gegen den Attersee, wie die zahlreichen Flyschstücke in den Moränen am Nordrande des Mondsees beweisen, und traf hier auf einen Arm des Traungletschers, sowie ein Arm im Westen sich mit dem Chiemseegletscher vereinigte.

Zur Zeit der größten Vereisung waren wohl alle diese Arme miteinander verbunden und überdeckten das ganze Gebiet.

Die Endmoräne des großen Salzachgletschers beschreibt einen Bogen von Traunstein bis Burghausen im Westen und von Burghausen ostwärts nach Michaelbeuern. Von hier schiebt sich ein neuer Halbkreis der Endmoräne bis Kirchberg im Innviertel vor und zurück bis an den Nordabhang des Tannberges, und weiter zieht sie in mehrfach gebogener Linie gegen Frankenmarkt. Weiter gegen Ost schließt sie sich an die Endmoräne des Traungletschers am Nordrande des Gmundener Sees an.

Auch die südöstlichste Talmulde des Landes, der Lungau, war von Gletschern bedeckt, welche die Kette der Radstädter Tauern nach Süden entsendete.

Zur Zeit der größten Vergletscherung hatten sohin alle jene größeren Gebirgsstöcke, welche über 2000 m emporragen, ihre eigenen Gletscher; im Innern des Gebirges waren die Täler bis über 1800 m Meereshöhe mit Schnee und Eis erfüllt; nördlich des Tännengebirges nahmen die Eismassen allmählich an Höhe ab, erreichten bei der Stadt Salzburg noch immer eine Höhe von 800 bis 900 m und fanden erst weit draußen in der Ebene ihr Ende.

Allmählich zogen sich die Gletscher zurück. Ungeheure Wassermassen durchfluteten die Täler, kolossale Schottermengen wurden abgelagert und von den Schmelzwässern in die Ebene hinaustransportiert; die Hügel des Vorlandes, die Berge von geringerer Höhe wurden nach und nach eisfrei; immer mehr und mehr verschwanden Schnee und Eis. Große Seen und Sümpfe, sowie ausgedehnte Schotterflächen bedeckten die Ebenen und Talmulden, aber auch die Wässer flossen allmählich ab, die Schotterflächen sowie die Höhen begannen sich mit Vegetation zu bedecken, und so entwickelten sich im Laufe der Zeit die Terrainverhältnisse derart, daß sie es dem Menschen möglich machten, sich dauernd in unserem Lande niederzulassen.

Herr Regierungsrat Dr. **M. Much**-Wien:

Die erste Besiedlung der Alpen durch die Menschen.

Wir haben aus den anregenden Mitteilungen des geehrten Vorredners entnommen, welch ungeheure Eislasten während der Eiszeit aus dem Hochgebirge in die äußeren Alpentäler und in das Alpenvorland hinabflossen. Wir können uns eine Vorstellung beispielsweise des ungeheuren Gletschers machen, der aus der Tauernkette durch das Salzachtal vordrang, wenn wir uns vorhalten, daß er über unserem heutigen Versammlungsorte noch eine Mächtigkeit von einigen hundert Metern hatte, und daß er noch die lieblichen Gelände des Salzburger Flachgaues, wohin eine unserer Exkursionen gehen sollte, überflutete.

Es ist begreiflich, daß das Pflanzen- und Tierleben in der Nähe dieser Eis- und Schneemassen auf das äußerste beschränkt wurde. Wir können uns ein zwar nicht in allen Einzelheiten gleichkommendes, aber doch annäherndes Bild der damaligen Pflanzendecke auf den von Eis und Schnee freigebliebenen Berg- und Hügelrücken der Voralpen und ihrer unmittelbaren Umgebung machen, wenn wir den heutigen kümmerlichen Baumwuchs auf den Höhen von 1500—2500 m ins Auge fassen. Auf solchem Boden konnten weder Menschen noch größere Tiere dauernd gedeihen.

Nach dem Rückgange der Gletscher blieb zunächst eine öde Oberfläche zurück. Von den Bergen war mit der Pflanzendecke auch der Humus verschwunden, die Talsohle deckte der von den riesigen Gletscherwässern ausgebreitete Moränenschutt, und wenngleich die Wiederbesiedlung durch die Pflanzen sofort mit dem Zurückschreiten der Gletscher begann, so blieben die Alpentäler den Menschen doch noch lange verschlossen. In diese wilden, von steilen Fels- und Schuttgehängen begrenzten Schluchten konnten Tiere, wie das Mammut und seine großen Zeitgenossen, von deren Fleisch der Mensch in paläolithischer Zeit hauptsächlich lebte, weder eindringen noch selbst dort, wo die Täler sich zu etwas größeren Flächen verbreiterten, wegen der die ganze Talsohle beherrschenden Gletscherwässer ihr Leben fristen. Selbst für Renntier, Pferd und Urrind

der späteren Abschnitte dieser Periode blieben die Alpen unzugänglich. Wenngleich wir also im Donautale und in deren angrenzenden milderen Gebieten auf sehr zahlreiche Spuren namentlich des Mammuts stoßen, ja selbst viele größere und dauernd festgehaltene Wohnplätze des Menschen dieser Zeit, wie zu Willendorf, Aggsbach, Krems und Gösing an der Donau. dann in den Tälern der Krems, des Kamp, der March und der Taja, also eine ziemlich dichte Besiedlung feststellen können, suchen wir die Spuren des paläolithischen Menschen in den Tälern der Alpen, ja selbst in ihren unmittelbar anschließenden Vorlanden vergebens.

Nach dem Gesagten ist es erklärlich, daß wir hier erst in der neolithischen Zeit und auch jetzt nur am Rande der Alpen dem Menschen begegnen und zwar hauptsächlich in den Pfahlbauniederlassungen unserer Seen. Bis jetzt wurden solche Ansiedlungen im Mondsee, Attersee und Traunsee festgestellt; es ist jedoch wahrscheinlich, daß auch die Ufer noch anderer Seen bewohnt gewesen sind. Eine nahezu gleichzeitige Landansiedlung bestand auf dem freistehenden Hügel von Hammerau bei Reichenhall und auch jene auf dem Reinberg vor dem Siegmundstore in Salzburg dürfte in diese Zeit zurückreichen. Ohne Zweifel wird die Zukunft deren noch mehrere aufdecken.

Diese Ansiedlungen gehören im wesentlichen der Blüte der jüngeren Steinzeit an, mehrere haben die Kupferzeit überdauert und sich bis zum Beginn der Bronzezeit erhalten. Waffen und Werkzeuge aus Stein waren sehr vollkommen, Werkzeuge aus Knochen und Schmuck zahlreich und mannigfaltig, Gefäße zum Teil recht formschön und durch weiße Einlagen auf dem dunklen Grunde reich verziert, und wenn Waffen und Werkzeuge aus Stein nicht die Schönheit, Genauigkeit und Feinheit der nordischen Feuersteingeräte erreichten, so verdienen doch manche wegen der Annäherung an diese Eigenschaften um so mehr unsere Bewunderung, als das zur Verfügung gestandene Gestein trotz seiner Mannigfaltigkeit nicht die Bearbeitungsfähigkeit besaß wie der nordische Feuerstein.

Für die Herstellung von Werkzeugen und Waffen sowie teilweise auch von Schmuck standen den Pfahlbaubewohnern unserer Seen in deren unmittelbarer Nachbarschaft überhaupt keine geeigneten Gesteinsarten zur Verfügung, denn die Seen sind zwischen der Kalk- und Flyschzone eingebettet, deren Gestein weder für Beile und Hämmer noch für Pfeile, Sägen und ähnliche Werkzeuge brauchbar ist.

Ob Feuerstein[1]) im angrenzenden Kalkgebirge vorkommt, ist mir nicht bekannt; jedenfalls wurden alle Gegenstände aus Feuerstein in den Ansiedlungen selbst hergestellt, was durch die unzähligen Abfallsplitter und die mißlungenen Stücke vollkommen bezeugt ist, jedoch nicht ausschließt, daß das Material von den Schuttbänken der Salzach geholt wurde, wo es sich zuweilen vorfindet. Mit Ausnahme einzelner Notbehelfe wurden dagegen alle Beile und Hämmer als fertige Waren bezogen, deren Herstellung nur an den Ufern der Salzach geschehen sein konnte, die alle die mannigfaltigen Gesteinsarten, aus denen sie bestehen, aus den inneren Tälern, namentlich aus dem Gasteiner und Rauriser Tale, in denen der zumeist verarbeitete Serpentin vorkommt, mitbringt und auf ihren Schuttbänken niederlegt. Auch alle anderen Flüsse bis zum Inn im Westen und zur Enns im Osten führen nur Kalk- und Flyschgestein. Die zahlreichen Beile und Hämmer der Pfahlbauansiedlungen in den Seen können also nur an den Ufern der Salzach hergestellt worden sein.

Wenn wir nun die Spuren der steinzeitlichen Werkleute im inneren Salzachtale finden, so sind sie sicher dorthin nicht vorgedrungen, um in den pfadlosen, zumeist schluchtenartigen oder vom menschenfeindlichen Urwald erfüllten Talgründen Viehzucht und Ackerbau zu treiben und sich dort eine Heimat zu bereiten. Ein solches Unternehmen wäre das widersinnigste gewesen und hätte der Ansiedlungsweise der damaligen Zeit widersprochen, in der nur die fruchtbarsten Gelände besetzt wurden, deren noch eine Fülle zur Verfügung gestanden ist. Zum Eindringen in das Salzachtal leitete zunächst die Absicht, die Orte des natürlichen Vorkommens der verwendbaren Gesteinsarten aufzusuchen und sie vielleicht dort schon zu verarbeiten. Wenn wir berücksichtigen, daß sie deren eine große Menge auf ihre Verwendbarkeit geprüft, sich hierbei nicht einmal auf das Material für Werkzeuge und Waffen beschränkt, sondern auch vielen anderen Dingen, wie z. B. dem Bergkristall, Kalkspat, der Bergkreide, dem Eisenkies, Marienglas, der mineralischen Kohle, dem amorphen Marmor, versteinerten Konchylien, anderwärts auch dem Bohnerz und Bluteisenstein ihre Aufmerksamkeit geschenkt und sie in ihre Hütten getragen haben, so erkennen wir, daß wir es mit eifrigen, umsichtigen, mit Spürsinn begabten Menschen zu tun haben, die unermüdlich und mit Überwindung vielgestaltiger Schwierigkeiten bestrebt waren, ihre Lage zu verbessern.

Nun finden wir in der Tat eine Werkstätte im inneren Salzachtale, nämlich auf dem mit einem mehrfachen Ringwalle umschlossenen tumulusförmigen Felskopfe „Götschenberg“ am Ausgange des Mühlbachtales bei Bischofshafen. Sie wird durch zahlreiche halbfertige und mißlungene Beile, durch Vorratsstücke, durch Stücke mit dem aus den schweizerischen Pfahlbauten bekannten Sägeschnitt, durch Klopf- und Schleifsteine als eine solche gekennzeichnet. Knochenreste der verzehrten Tiere und Topfscherben bezeugen die dauernde Besiedlung, die Technik der Ornamentierung ihre Beziehung zu den Pfahlbauten im Alpenvorlande und es erübrigt kein Zweifel, daß eben hier eine Werkstätte bestand, welche die Pfahlbaubewohner mit fertigen Beilen und Hämmern versah.

Das ist wohl auch die nächste Absicht gewesen, welche die Neolithiker veranlaßte, in das Innere der Alpen einzudringen; allein außer den für die Verarbeitung geeigneten Gesteinsarten übte noch ein anderes Mineral eine mächtige Anziehung aus, das Salz. Das ergibt sich aus folgenden Tatsachen:

Nicht weniger unzugänglich als das innere Salzachtal ist das innere Tal der österreichischen Traun. Noch vor 80 Jahren führte keine Straße längs der schroffen Felsufer des Traunsees nach Ebensee und Ischl; um in einen dieser Orte zu gelangen, mußte man den Umweg längs der milderen Ufer des Attersees machen. Auch weiterhin ist das Trauntal wiederholt durch schluchtenartige Engen eingeschnürt, so unterhalb Ischl und bei Laufen; die drei Stunden lange Strecke vom Hallstätter See bis Aussee ist eine ununterbrochene, durch Steinschläge, Erdrutsche und Lawinen gefährdete Schlucht und nach Hallstatt konnte man noch vor 40 Jahren nur zu Schiff oder auf einem schmalen Fußweg gelangen. Das Ostufer der beiden, von der Traun gespeisten Seen war bis in die neueste Zeit ungangbar und das ganze Tal ist durch die Tat-

[1]) Es handelt sich hier nicht um den eigentlichen Feuerstein, sondern um eine im Kalk enthaltene Gesteinsart, deren äußere Eigenschaften im wesentlichen denen des Feuersteines gleichkommen.

sache gekennzeichnet, daß auf der 50 km langen Strecke von Ebensee bis Aussee auch heute keine eigentlichen Bauernwirtschaften bestehen. Man kann sich vorstellen, wie es hier in den Zeiten, die wir im Auge haben, ausgesehen hat, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß damals alle Talgehänge, die nicht der schroffe Fels sperrte, durch den undurchdringlichen Urwald unnahbar gemacht wurden.

Und dennoch findet man im innersten Winkel des Hallstätter Sees und zwar in Hallstatt selbst und auf dem Hallberge, also in unmittelbarer Nähe der Salzlager, Steinwerkzeuge — Beile und Hämmer —! Wer von Ihnen etwa Hallstatt besucht, versäume nicht, das auch sonst sehenswerte kleine Museum daselbst in Augenschein zu nehmen, wo einige dieser Fundstücke liegen.

Diese Steinwerkzeuge sind nicht Beigaben aus dem benachbarten Gräberfelde, sondern zerstreute Funde, die also von den Steinzeitleuten selbst hierher gebracht worden sind, und diese Leute sind gewiß nicht in diese Wildnis eingedrungen, um an den, den See umstarrenden Felswänden Ackerbau und Viehzucht oder im damals wildleeren Urwald die Jagd zu betreiben, sondern um zu Salzquellen zu gelangen und sich des Salzes zu bemächtigen.

Die Leute, welche die ungeheuren Schwierigkeiten überwanden und bis an die Salzlager gelangten, wußten im vornhinein gar nicht, ob solche überhaupt und wo sie zu finden sein werden. Sie haben offenbar jeden Winkel dieser gefahrstrotzenden Gebirgswelt abgesucht, jede Quelle gekostet, bis sie an die salzhaltigen gekommen, und wenn sie endlich zum ersehnten Ziele gelangt sind, so hat es doch viele Jahre gedauert, eine endlose Kette vergeblicher Mühe und vergeblicher Versuche gefordert, bis sie die Salzquellen am Hallstätter See aufzufinden vermochten. Das setzt eine seelische Stärke und einen Unternehmungsgeist voraus, wie wir sie nur bei hoch veranlagten Völkern finden.

Ohne Zweifel ist die Entdeckung der Salzquellen bei Hallein, Reichenhall und vielleicht auch bei Berchtesgaden wegen ihrer leichteren Zugänglichkeit vorausgegangen und hat den Anstoß zur weiteren Umschau gegeben. Daß die Salzlager auf dem nahen Dürnberg bei Hallein schon in neolithischer Zeit ausgebeutet worden sind, machen die Funde mehrerer Steinbeile daselbst sehr wahrscheinlich; für die Salzlager von Reichenhall ist durch die eingehenden Forschungen des Herrn Dr. von Chlingensperg der Nachweis geliefert worden, daß sie in der Bronzezeit schon in einem geradezu erstaunlichen Umfange ausgebeutet worden sein mußten. Wie bekannt, hat er ein ungeheures Lager von Knochen aufgedeckt, die in weitaus überwiegender Menge von Haustieren stammen, deren viele Tausende wahrscheinlich als Opfer für die Quellgottheit, jedenfalls aber in irgend einer Beziehung zu den Salzquellen geschlachtet worden sind. Übrigens zeigen die Ansiedlungen am Götschenberg und bei Hammerau nächst Reichenhall und viele vereinzelte Funde wie von Steinhämmern und Beilen am Birglstein in Salzburg, bei Bergheim und Oberndorf, zu Titmoning und Ainring, daß schon die Neolithiker bis an die Halleiner und Reichenhaller Salzquellen herangekommen sind.

Aus diesen Tatsachen ersehen wir, daß nicht das Bedürfnis nach neuen Jagd-, Weide- oder Ackergründen, das auch minder begabte Völker zum Aufbruche bewegen kann, sondern daß es das Streben nach mineralischen Schätzen, seien es geeignete Gesteinsarten, sei es das Salz, gewesen ist, das zum Eindringen in unsere Alpen bewogen hat.

Es wird in den folgenden Kulturperioden nicht anders.

Gehen wir von der schon erwähnten Erzeugungsstätte von Steinwerkzeugen auf dem Götschenberge bei Bischofshofen 7 km westlich durch die vom Mühlbache in den faulen Urtonschiefer eingerissene Talschlucht nach Mühlbach und dann 5 km nördlich bis unter die ungeheure, zackig in das Himmelsblau starrende Südwand der Übergossener Alm, so stößt man nahe am Übergang in das Gainfeldtal auf 1 bis 10 m tiefe und bis zu 50 und mehr Meter lange, trichter- und furchenartige Einsenkungen, die der Bergbaukundige sofort als Pingen erkennt, d. i. Einbrüche in den Berg getriebener Stollen, durch deren Einbau mineralische Schätze gesucht und gefördert wurden.

An der Hand kundiger Führung und durch das Zeugnis der Funde erfahren wir, daß die Menschen schon vor 3000 Jahren bis in diese weltferne Urwildnis vorgedrungen sind, kupfererzführende Schichten aufgefunden und ausgebeutet und Kupfer ausgeschmolzen haben. Man erwäge die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegengestellt haben: Die Mühlbachschlucht war ungangbar — dies bezeugt schon der Name ihres mittleren Teiles, „des Teufels Badstube", genügend — und wenn auch sonst das Tonschiefergebirge mildere Formen aufweist, so war es doch damals durchaus von geschlossenem Urwald bedeckt, wozu noch kommt, daß auch der Seitenbach, der zu den Erzlagern führt, in eine tiefe Schlucht eingeschnitten ist.

Ich sage nicht, daß das ganze Hochgebirge, ein Bach- und Quellgerinne nach dem andern der Reihe nach abgesucht wurden; man hat sich gewiß durch den herabgebrachten Schutt leiten lassen, wie denn in der Tat die Mitterberger Erzlager an mehreren Stellen von den Bächen durchbrochen werden, deren eine im Jahre 1828 tatsächlich zur Wiederaufnahme des heutigen Bergbetriebes führte, nachdem er mehr als 2000 Jahre lang geruht hatte. Nach einer vom Bergverwalter Pirchl auf Grundlage der vorgefundenen Stollen gemachten Berechnung haben hier 200 bis 300 Menschen mehrere Jahrhunderte lang gearbeitet, ein nicht genug zu würdigendes Zeugnis der Betriebsamkeit jener Zeit.

Kaum weniger versteckt sind die bronzezeitlichen Kupfergruben auf der Kelchalpe in Tirol und die übrigen Spuren von alten Bergbaubetrieben in den Alpen, wie im benachbarten Urreiting, dann am Röhrerbühel bei St. Johann und im Ahrntal in Tirol, in den beiden Schladminger Tälern, bei Fragant im Mölltale, bei Tweng im Lungau und anderwärts. Überall handelt es sich um hoch gelegene, zumeist selbst heute schwer zugängliche Orte, auf denen weder von Ackerbau, noch in damaliger Zeit von Viehzucht die Rede sein kann, wogegen in den breiteren Talflächen, wo diese möglich wären, jede Spur einer Besiedlung während der Steinzeit und zumeist auch noch während der Bronzezeit fehlt.

Hierher also, in die Salzburger und in die benachbarten Alpen des Salzkammergutes und Tirols sind die Menschen durch ihre bergmännische Betriebsamkeit geführt worden; indes hat es schon das Nahrungsbedürfnis der Eingedrungenen und die Art ihres Berufes, welcher die ganze Tätigkeit des Mannes für sich in Anspruch nahm, mit sich gebracht, daß dem Bergmanne der Hirte auf dem Fuße folgte, denn wir sehen, daß er nicht vom Fleisch der Jagdtiere, sondern der Haustiere — vornehmlich Torfkuh und Torfschwein — lebte, da ihm zur Jagd keine Zeit verblieb. Nur zögernden Schrittes und erst im Verlaufe der Bronzezeit sind dann die Ackerbauer auf den breiten Talflächen der

Drau und Mur, der Save, des Isonzo, der Etsch und des Inn, kaum auch schon der Salzach und Enns mit ihren Eingangsschluchten und ihren versumpften Talgründen nachgezogen, doch schließlich auch in den vorgenannten Tälern gerufen oder doch im Vordringen beschleunigt durch die Menschen, die vorangegangen und sich an den überall in den norischen Alpen vorkommenden Eisenerzlagern festgesetzt und mit der Herstellung des einst berühmten norischen Eisens beschäftigt hatten.

Daß die Besiedlung der östlichen Alpen wirklich in dieser Weise erfolgt ist, ergibt sich daraus, daß auch in diesen späteren Zeitaltern der Tätigkeitsdrang nicht zur Ruhe kam, sondern immer auf neue Entdeckungen ausging. Das zeigt sich bei zwei anderen Metallen, dem Blei und dem Golde. Bei den Bewohnern des mittleren Kärntens war es, wie uns die Funde aus dem Gräberfelde von Frögg am Wörther See lehren, Gepflogenheit, Gefäße mit in Relief gehaltenen kleinen Bleifiguren (Menschen, Reiter, Tiere, Ornamentstücke) zu schmücken. Da wir dieser Sitte sonst nirgends, namentlich nicht im Oriente und in Italien begegnen, so müssen wir sie als eine bodenständige betrachten und fragen, woher die Frögger Plastiker ihr Blei bezogen haben? Wie so oft liegt nicht nur das Schöne sondern auch das Richtige dicht nebenbei. Die Erzeuger des berühmten norischen Eisens sind eben auf der Suche nach Eisenerzen in den benachbarten Gebirgen auf Bleierze gestoßen, vielleicht auf jene am Nordfuße der unmittelbar benachbarten Villacher Alpe oder bei Raibl, an welchen Orten seit unbestimmbarer Zeit Blei gewonnen wird, und wo es sehr wahrscheinlich auch in jener Zeit geschehen sein mag. Indes sind auch hier die erzführenden Schichten so verborgen, daß ein sehr regsamer Spürsinn dazu gehörte, sie aufzufinden.

Noch deutlicher zeigt sich dies beim Golde. Wir kommen mit diesem Metalle meiner Darlegung gemäß in die La Tène-Periode. Strabo berichtet nach einer Erzählung Plutarchs, die Taurisker nördlich von Aquileja hätten zu dessen Zeit, d. i. im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, überaus ergiebige Goldlager entdeckt, die eine so große Ausbeute gegeben haben, daß die Italer, dadurch angelockt, einmal zwei Monate lang mit den Barbaren zusammen gearbeitet hätten, wodurch der Wert des Goldes in Italien um den dritten Teil gesunken sei. Das habe die Taurisker veranlaßt, die Italer zu verjagen. Die Erwägung aller Umstände läßt keinen anderen Schluß zu, als den, daß es sich um die gerade nördlich von Aquileja befindlichen Golderzlager der Gasteiner und Rauriser Tauern und des oberen Mölltales handelt. Aus der Erzählung Plutarchs ergibt sich zunächst, daß es nicht die oft genannten metallkundigen Etrusker oder die Italer, sondern die Barbaren, die Taurisker, gewesen sind, welche die Golderzlager entdeckt und ausgebeutet haben, daß vielmehr jene nur herbeigeeilt sind, um an dem Gewinne teilzunehmen. Sodann zeigen die örtlichen Verhältnisse genau dieselbe Abgeschlossenheit durch Schwierigkeiten aller Art, welche den Zugang und demnach die Kenntnisnahme verhindern, nur daß sie sich hier im verstärkten Maße entgegenstellen. Wer die von Wasserfällen durchbrausten Engpässe kennt, welche das Gasteiner und Rauriser Tal, in deren höchsten Teilen die Golderzlager sich befinden, an ihrem Ausgange verschließen, die Lender Klamm und die Kitzlochklamm, wird mir schon im Hinblicke auf diese Recht geben. Dazu kommt, daß die Golderzlager am Rande der Eisfelder liegen, daß hier also der Mensch außer mit den Schwierigkeiten, die ihre Nähe überhaupt bringt, auch mit Firn und Gletscher um den Raum kämpfen muß, auf dem er tätig sein will. Ein lehrreiches Beispiel gewährt das vom derzeitigen Goldberg-Knappenhause emporsteigende Terrain. Im Jahre 1852 sah ich es vom Firn vollständig überdeckt, der bis ans Knappenhaus heranreichte und sich an ihm staute. Wären Firn und Gletscher noch ein Jahrzehnt lang mit gleicher Geschwindigkeit vorgeschritten, wie es bis dahin geschah, würde es vom Firn gänzlich überdeckt worden sein. Vierzig Jahre später sah ich den Firn weit zurückgewichen und mit Staunen Grubenhalde an Grubehalde und auf immer höheren Stufen die Umfassungsmauern einstiger Knappenhäuser freigelegt, die der Bergmann, vor dem Firn zurückweichend, Stufe für Stufe einer unwiderstehlichen Naturgewalt hatte preisgeben müssen.

Auf der kärntnerischen Seite waren die Verhältnisse nicht viel günstiger.

Ich will aber nicht die Schwierigkeiten schildern, mit denen der prähistorische Bergmann bei seinem Betriebe zu kämpfen hatte, und führe das Vorstehende nur an, um den bewundernswerten Spürsinn ersichtlich zu machen, der ihn unter den schwersten Verhältnissen, die ihm Unwegsamkeit und Rauheit des Landes, Nahrungsmangel und Obdachlosigkeit bereiten mußten, bis an den Rand des ewigen Eises führte, um endlich hier die gesuchte Goldader anzuschlagen.

Es bliebe rätselhaft, daß es geschehen konnte, wenn nicht auch hier der von den Gewässern aus den Bergen gebrachte Detritus die Führung übernommen hätte. Die Salzach bringt Goldsand mit sich, einst wahrscheinlich nicht wenig; wußten das einmal die prähistorischen Bergleute, dann war es ihnen möglich, dem Flusse aufwärts folgend, bis zu den Erzlagern zu gelangen, wohin sie die goldsandführenden Seitenbäche leiten mußten.

Nicht die Beschäftigung mit Viehzucht und Ackerbau, sondern die industrielle Tätigkeit, die Bergleute sind es gewesen, welche zuerst in die östlichen Hochalpentäler eingedrungen und während aller prähistorischen Zeitalter den Hirten und Ackerbauern die Wege gezeigt und sie nach sich gezogen haben; Bergleute sind es gewesen, welche diese wilden Täler der Kultur und auch uns späteren Epigonen geöffnet haben.

Herr k. k. Gymn.-Professor **Olivier Klose** - Salzburg:

Über die Römerzeit Salzburgs.

Die prähistorische Kultur der Alpenländer wurde durch die römische abgelöst. Indem ich mich nun auf das Kronland Salzburg beschränke, soll ein in großen Zügen gehaltenes Bild desselben in der Römerzeit entworfen werden. Als die Noriker im Jahre 16 vor Christus einen Einfall in Istrien machten, wurden sie von P. Silius, dem Prokonsul von Illyricum, besiegt und unterwarfen sich unter bestimmten Bedingungen; wenn etwa noch der Stamm der Ambisontier der römischen Macht widerstrebte, — falls nämlich die norischen Ambisontii identisch sind mit den Ambisontes, welche auf dem bei dem heutigen Monaco errichteten Siegesdenkmale des Kaisers Augustus unter den unterworfenen Alpenvölkern aufgezählt werden — so wurde doch der Widerstand im folgenden Jahre gebrochen, als Tiberius und Drusus, die Stiefsöhne des Augustus, Rätien und Vindelicien nach blutigen Kämpfen zur römischen Provinz machten. Daß der vollständige Anschluß Noricums an die römische Herrschaft, dem die Handelsverbindungen Aquilejas mit den norischen Eisenwerken vorgearbeitet hatten, sich mehr in friedlicher Weise vollzog, können wir auch daraus schließen, daß es unter den übrigen römischen Provinzen eine Sonderstellung einnahm, indem es noch

lange Zeit den Titel „Königreich" beibehielt und im Namen des Kaisers von einem Prokurator verwaltet wurde, der ebenso wie der Präfekt Ägyptens die Stellung eines Vizekönigs einnahm. Die eigentliche Verwaltungsorganisation des Landes fand wahrscheinlich erst ungefähr sechzig Jahre später unter Kaiser Claudius statt, der die Munizipalstädte Celeia (Cilli), wo der Prokurator seinen Sitz nahm, Virunum (bei Maria Saal im Zollfelde), Teurnia (bei Spital a. d. Drau), Aguontum (Lienz) und Juvavum (Salzburg) gründete. Durch die angesiedelte Bevölkerung römischen Ursprungs sollte die eingeborene romanisiert werden, ein Ziel, das in Noricum im Gegensatze zu seinen Nachbarländern Rätien, Vindelicien und Pannonien in verhältnismäßig kurzer Zeit und in so vollkommener Weise erreicht wurde, daß z. B. die Soldaten für die kaiserliche Garde bis zur Zeit des L. Septimius Severus (193 bis 211) nur aus Italien, Spanien, Mazedonien und Noricum ausgehoben wurden. In dem letztgenannten Lande lagen anfangs nur Auxiliartruppen; erst als während der Markomannenkriege nicht nur die Alpenländer, sondern auch Norditalien in die größte Gefahr geriet, legte Kaiser Marc Aurel (161—180) die legio II Pia, später Italica geheißen, nach Lauriacum (Lorch) und übertrug dem Kommandanten derselben die Verwaltung des Landes, das nun ganz als Provinz eingerichtet wurde. In Juvavum lag keine Legion und auch Auxiliartruppen sind daselbst nicht nachweisbar. Die Römer hatten keinen Grund, die ganze Stadt zu befestigen oder auch nur auf dem jetzigen Festungsberge ein Kastell zu errichten. Unter Diocletian (284 bis 305) fand die Teilung in Ufer- und Binnennoricum statt, zu welch letzterem Juvavum gehörte.[1])

Der Amtsbezirk dieser Stadt erstreckte sich, wie aus den Meilensteinen ersichtlich ist, deren Distanzangaben sich auf dieselbe beziehen, im Süden bis zu den Tauern, im Westen bis an den Inn, im Nordosten bis an den Bezirk von Ovilava (Wels). Es wurde demnach schon durch die römische Kommunaleinteilung die Abgrenzung des Salzburg- und Chiemgaues vorbereitet.[2]) Daraus folgt, daß noch ein großer Teil der römischen Bevölkerung im Lande saß, als die Bajuwaren von demselben Besitz ergriffen, und aus demselben Grunde haben sich so zahlreiche romanische Ortsbezeichnungen erhalten.[3]) Von römischen Staatsbeamten werden auf Inschriften dieses Amtsbezirkes genannt: der Prokurator M. Juventius Surus auf Meilensteinen des Jahres 201; von Beamten der Stadt: duoviri iuri dicundo, unter welchen einige auch decuriones waren, und aediles.

Zum Zwecke der Zentralisation und Sicherung des Reiches legten die Römer ein großartiges Straßennetz an. Die Straße, welche Juvavum mit Italien verband, ging von Aquileia aus durch Kärnten über Villach und Friesach und durch Steiermark über Murau ins Salzburgische. Von den hier auf der Peutingerschen Tafel angegebenen Stationen ist Graviaci östlich von Tamsweg, in imurio in der Nähe von Mauterndorf zu suchen, während in Alpe, Anisus und Vocarium Ober-Tauern, Altenmarkt und Pfarr Werfen sind und Cucullum bei Kuchl lag.[4]) Zur Abkürzung des großen Umweges über Steiermark wurde vergleichbar unserer Tauernbahn von dem Kaiser Severus eine Straße über die Niederen Tauern von Teurnia aus über Gmünd, Leoben, Rennweg und — östlich vom Katschberge, über den im Mittelalter die Straße geführt wurde, — über die Laußnitzhöhe bis Mauterndorf gebaut. Dadurch ersparte man mehr als 62000 Schritte. Wie noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts, so war auch im Altertume die Reise über den Radstädter Tauern mit Gefahren verbunden. Interessant ist es, daß am nördlichen Fuße des Tauern ein Votivstein sich erhalten hat, der dem Jupiter und den Schutzgeistern der Wege und Stege zum Danke für eine glücklich überstandene Tauernreise gesetzt worden war.

In Juvavum gabelte sich die Straße; der eine Teil führte in nordöstlicher Richtung nach Ovilava, der andere in west-nord-westlicher Richtung nach Pons Oeni (Pfunzen am Inn) und weiter nach Augusta Vindelicum (Augsburg).

Außer diesen Hauptstraßen, die alle durch Meilensteine, zum Teil auch durch das Itinerarium Antonini und die Peutingersche Tafel bezeugt sind, gab es noch Nebenstraßen, unter welchen als sichergestellt zu bezeichnen sind: die am linken Salzachufer nach Laufen und weiter nach Castra regina (Regensburg); die über Talgau nach Mondsee; ferner die beiden Salzstraßen nach Reichenhall — hier sind z. B. die Ortschaften Maxglan, Loig, Gois(collis), Wals (vicus Romaniscus im indiculus Arnonis) und Marzoll (Marciolas im Ind. Arn.) zu erwähnen — und auf den Dürrenberg — an ihr liegen Morzg (Marciago), Anif(anava) und Gamp(campus) — und endlich der Heidenweg über den Korntauern.[5])

Die aufgezählten Straßen geben uns zugleich ein annäherndes Bild von der Besiedlung des Landes durch die Römer. Überblicken wir aber alle Funde,[6]) die daselbst gemacht worden sind, so erkennen wir, daß die Römer sich im ganzen Flachgaue und im Talgaue ausgebreitet haben, im Gebirge jedoch nur einerseits längs der Hauptstraße, anderseits in dem von der Salzach durchflossenen Haupttale, das sich nördlich bis Saalfelden fortsetzt. Dagegen drangen sie in das oberste Salzachtal, fast alle Tauerntäler und einen großen Teil des Pongaues nicht vor.

Seinen Konzentrationspunkt fand das römische Leben in Juvavum. Diese Form des Namens hat Mommsen auf Grund von Inschriften festgestellt, während die Form Juvavia erst im Mittelalter aufkam. Die hier unter der Erdoberfläche schlummernden Zeugen römischer Kultur, für deren Erhaltung das Aufblühen der mittelalterlichen Stadt an derselben Stelle natürlich von Nachteil war, traten besonders bei der Röhrenlegung für die Fürstenbrunner Wasserleitung zutage.

Es sollen nun die wichtigsten dieser Funde besprochen werden. Vor dem Linzertore befand sich ein römischer Begräbnisplatz.[7]) Wahrscheinlich aus dieser

[1]) Mommsen, CJL III, p. 588 und 668 ff.; Marquardt, Röm. Altert. 4, 135; Hertzberg, Gesch. d. röm. Kaiserreiches S. 114.

[2]) F. V. Zillner, Gesch. d. Stadt Salzburg, Salzburg 1890, II. Bd., 1. Hälfte, S. 24.

[3]) Th. v. Grienberger, Über roman. Ortsnamen in Salzburg, Salzburg 1886.

[4]) S(iegm.) P(ollatschek v.) N(ordwall), Eines alten Soldaten Römerstudien nach der Natur, 2. Bd., Wien 1882.

[5]) A. Prinzinger d. J., Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde, Bd. XXVIII, S. 184.

[6]) Vgl. für die Fundstellen im Lande Salzburg: E. Richter, Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde, Bd. XXI, S. 90; A. Prinzinger d. Ä., ebenda, Bd. XXV, S. 130; für dieselben in der Stadt: A. Prinzinger d. Ä., ebenda, Bd. XVI, S. 12; G. Pezolt, ebenda, Bd. XVI, S. 32.

[7]) A. Petter, Mitteil. d. Zentr.-Komm. 1892, S. 73.

Gegend stammt das Bruchstück einer großen Bronzescheibe mit eingravierten Sternbildern. Sie bildete einst den wertvollsten Bestandteil einer astronomischen Uhr[8]) und ist ein Unikum. Reiche Ausbeute lieferte das großartige Gräberfeld am Bürglsteine; unter den Grabesbeigaben deuten viele auf den Sinnbilderdienst ägyptischer Götter.

Auf dem Mozartplatze und in den Hofräumen der Häuser Nr. 2 und 5 daselbst wurden nicht weniger als fünf Gebäude bloßgelegt, die mit Hypokausten und zahlreichen, zum Teil sehr schönen Mosaikböden ausgestattet waren: ja in einem Zimmer waren zwei solche Böden, in einem Zimmer eines anderen Hauses sogar vier über einander eingebaut. Die Mosaiken zeigten teils Teppichmuster, teils Darstellungen, welche für Speisezimmer paßten; eines brachte Gladiatorenkämpfe und auf dem Saume eines Steinteppichs, der gerade an der Stelle des Mozartdenkmals ausgehoben wurde, war der bekannte Spruch ausgelegt: Hic habitat [felicitas], Nihil intret mali. Das schönste Mosaik aber mit Bildern aus der Sage von Theseus und Ariadne haben uns, was gleich hier anzuschließen mir gestattet sein möge, die Loigerfelder an der Reichenhallerstraße aufbewahrt; es schmückt jetzt einen Saal des k. k. kunsthistorischen Hofmuseums in Wien.[9]) Zur Zeitbestimmung eines Zimmers mit doppeltem Mosaikboden im Hofraume des Hauses Nr. 5 dienen zwei Münzen: in der Mörtelunterlage des oberen Bodens kam eine abgegriffene Münze Trajans, in dem darüber befindlichen Schotter eine Münze Konstantins d. Gr. zum Vorschein.[10]) Als man dort einen Brunnen grub, reichte das römische Mauerwerk 3 m hinab, aus größerer Tiefe förderte man Tierknochen und endlich aus der Tiefe von 7½ m aus dem Flußsande ein eisernes Beil prähistorischen Ursprungs zutage. Das Baumaterial war dasselbe wie heutzutage: Ziegel, Konglomerat, Kalkstein und Sandstein, für die Prachtbauten, Mosaiken und Skulpturen Marmor vom Untersberge und von Adnet. Auch eine Eigentümlichkeit in der Konstruktion der Hypokausten[11]) darf nicht übergangen werden: die Pfeiler derselben sind in der bedeutenden Stärke von einem halben Quadratmeter aus Bruchsteinen gebaut, stehen einen halben Meter voneinander ab, und die dadurch gebildeten Heizkanäle sind mit kleinen Ziegeln überwölbt; zum Zwecke einer besseren Unterlage für diese Überwölbungen sind die Pfeiler oben nicht flach gehalten, sondern laufen ungefähr in einen Pyramidenstumpf aus. Diese Bauart kann man auch jetzt auf dem Domplatze sehen, woselbst ein jüngst aufgedecktes Mosaik von seltener Größe für die Besichtigung zugänglich gemacht ist.

Im Hofe des Landhauses ließen sich von einem vornehmen Gebäude das Kaltbad, das Warmbad und das Konversationszimmer nachweisen.[12]) Das Mosaik des letzteren stellt die Entführung Europas durch Zeus in der Stiermetamorphose dar.

An dem Hause Nr. 5 der Nonnberggasse sind drei Reliefsteine eingemauert, die Grabstele eines Römers, die des Priesters Attis[13]) und zwei von einander abgewandt sitzende Löwen, zwischen welchen eine große Vase steht.[14]) Die letzteren zwei Reliefs stehen in Bezug zum Kulte der Mater magna, der phrygischen Bergmutter. Dazu kamen noch in der Nonnbergkirche drei Grabsteine, jedoch auch ein Votivstein für Herkules und eine Inschrift des Inhaltes, ein Privatmann habe dem Merkur einen Tempel und ein Kultusbild gestiftet.

Der Garten des Hauses Nr. 1 der Brunnhausgasse ist die Fundstelle einer schönen, fragmentarischen Bronzeplatte mit dem Namen Vespasians, die möglicherweise an einer Statue des Kaisers befestigt war. Außerdem wurden in dieser Gegend menschliche Gebeine, ein Grabstein und eine Urne ausgegraben und diesem Begräbnisplatze sind wahrscheinlich auch die soeben erwähnten Grabsteine des Nonnberges zuzuweisen.

Wir kehren in die Stadt zurück und wandeln vom ehemaligen Kajetanertore durch die ganze Kaigasse auf römischen Gebäuderesten. Hervorzuheben ist, daß zwischen den Häusern Nr. 24 und 37 an einer Stelle beisammen vier Marmorstatuetten von 50 cm Höhe gefunden wurden, drei des Asklepius und eine der Hygieia, und zwar ohne Köpfe; dabei lagen einzelne Trümmer dreier Votivsteine und ein vollständiger Votivstein für Asklepius, lauter Geschenke, die einst Kranke dem Gotte der Heilkunst geweiht hatten. Auch ein kleiner Serapiskopf fehlte nicht. Einige Meter weiter ergaben sich das mit der Mauerkrone und dem Schleier geschmückte Haupt einer Mater magna-Statuette oder der Schutzgöttin Juvavums in künstlerischer Ausführung und vor dem Hause Nr. 20 Marmorplatten und eine starke Grundmauer. Die ganze Strecke zeigte Spuren eines heftigen Brandes. Aus dem Bauplatze des bezeichneten Hauses aber hatte man schon vor hundert Jahren mächtige Gesims- und Säulenstücke herausgenommen. Alle diese Spuren verraten uns, daß wir hier auf dem Boden einer römischen Tempelstätte stehen.

Bei dem Hause Nr. 14 lag ein schöner Marmorblock von 1,6 m Länge und 62 cm Höhe, auf welchem ungefähr das erste Drittel einer Inschrift eingemeißelt ist. Aus ihr erfahren wir, daß entweder die Stadtgemeinde oder eine einzelne Person zu Ehren der Kaiser Severus und Caracalla einen Monumentalbau aufgeführt haben.

Eine in der Vorstadt Mülln bei der Kirche entdeckte Inschrift besagt, daß dem Jupiter Arubianus eine Statue gesetzt wurde. Schließlich erwähne ich noch eine Gräberstätte daselbst und im Hofe des St. Johannsspitales ein luxuriös gebautes, unterirdisches Brunnenhaus, das große Ähnlichkeit mit den z. B. in Pompei erhaltenen Warmbädern besitzt.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die römischen Gebäude den ganzen Raum innerhalb der Festungsmauern, die noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Salzburg umschlossen, einnahmen. An der Peripherie der Stadt und zwar nach römischem Brauche an den von ihr ausgehenden Straßen waren die vier Begräbnisplätze angelegt. Juvavum hatte demnach im Verlaufe von höchstens viereinhalb Jahrhunderten denselben Umfang erreicht wie Salzburg nach mehr als tausendjährigem Bestande.

Noch einige Schlußfolgerungen. Auf Grund der verschiedenen Tiefe von 60 cm bis 3 m, in der die Funde gemacht wurden, und besonders mit Rücksicht auf den Umstand, daß zuweilen in demselben Zimmer zwei oder mehrere Mosaikböden über einander in Zwischenräumen von 60 cm bis über 1 m eingebaut waren, ohne daß zwischen ihnen sich die Spuren gewaltsamer Zerstörung durch Brand u. dgl. gezeigt hätten, können

---

[8]) O. Benndorf, E. Weiß und A. Rehm, Jahresh. d. öst. archäol. Inst., Bd. VI, S. 32.

[9]) Abgebildet von J. Arneth, Sitz.-Ber. d. Kais. Akad. d. Wiss. 1851, 1. und 2. Heft.

[10]) A. Petter, a. a. O., S. 2.

[11]) Vgl. L. Jakobi, Saalburg, S. 250.

[12]) F. Kenner, Mitteil. d. Zentr.-Komm. 1868, S. 51.

[13]) Vgl. W. H. Roscher, Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie, Bd. 1, S. 727.

[14]) Abgebildet von A. Petter, a. a. O., 1892, S. 59.

wir mindestens zwei Bauperioden unterscheiden. In der jüngeren hatte sich das Bodenniveau der Stadt oder wenigstens einzelner Teile derselben wahrscheinlich infolge von Überschwemmungen der Salzach[15]) bedeutend erhöht.

Es wurde oben der schönen Bronzeplatte mit dem Namen Vespasians gedacht. Bei dieser Inschrift fällt einem unwillkürlich die Nachricht des Tacitus (hist. I, c. 70) ein, der Prokurator Noricums Petronius Urbicus habe während der Thronstreitigkeiten zwischen Otho und Vitellius Partei für den ersteren ergriffen. Folgerichtig mußte er sich dann in dem Kampfe zwischen Vitellius und Vespasian auf die Seite des letzteren stellen. Dieses Verhalten des Prokurators dürfte in der Folgezeit auch der Stadt Juvavum zugute gekommen sein. Einen großen Aufschwung aber nahm die Stadt im Anfange des dritten Jahrhunderts unter Severus. Daß sie ihm zu großem Danke verpflichtet war, wird durch eine Inschrift bezeugt, laut welcher ausdrücklich auf Beschluß des juvavensischen Senates für die Wohlfahrt des Kaisers den Göttern geopfert wurde. Seit dieser Zeit wurden die schönen Mosaikbilder angelegt.[16]) Eine Stadt von so großer Ausdehnung, eine Stadt, die so große Monumentalbauten besaß, daß zu ihnen die erwähnten mächtigen Gesims- und Säulenstücke paßten, daß an ihnen so riesige Inschriften angebracht werden konnten, eine Stadt, deren Bürger sich so luxuriöse Wohnhäuser gönnten, eine solche Stadt muß sich eines bedeutenden Wohlstandes erfreut,[17]) muß einen großen Einfluß auf die ganze Gegend ausgeübt haben.

Mehrfache Anzeichen sprechen dafür, daß Juvavum in seiner Blütezeit zerstört, darauf in ärmlicher Weise wieder aufgebaut wurde und erst dann seinen endgültigen Untergang in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts nach dem Besuche des h. Severin fand.

Herr Hauptmann a. D. **Seyler**-Nürnberg:

„Der Herr Vorredner hat die Besiedlungstätigkeit der Römer in Salzburg und die Straßen besprochen, die von ihnen in Noricum gebaut wurden; diesem möchte ich nur weniges anfügen über ein Besiedlungssystem, das durch letztere bedingt ist."

Die römischen Kaiser hatten für die Zwecke des Postkurses (cursus publicus), der nur mit ihrer speziellen Erlaubnis benutzt werden durfte und ungeheuere Anforderungen an Zugviehmaterial stellte, Gebirgsweiden (pascui saltus) sich vorbehalten, die sie nach Codex Theodosianus VII. 7. 1 und 2 „pascua animalium ex rebus privatis nostris" nannten; es dies der fränkische Begriff des „Königsgutes". Wie Dr. Rübel-Dortmund gefunden hat, liegen die Königsgüter in fortlaufender Reihenfolge nahe am Hellwege. Die Franken hielten sich meist an die Bestimmungen des Codex Theodosianus. Auf den Gebirgsweiden, von den Franken „Hardten" genannt, wurden die Tiere von zwangsweise angesiedelten Kriegsgefangenen gehütet und gepflegt, was die agrarii milites zu überwachen hatten. Es lassen sich noch in den Ortsnamen und Flurbenennungen Sachsen- und Wendenhardten nachweisen; letztere sind häufig durch den Ortsnamen „Wimpassing" — ein solches liegt zwei Kilometer nördlich von Straßwalchen — gekennzeichnet, beide durch ihre Nähe an einer Hoch- oder Römerstraße. Römische Gebirgsweiden haben sich in den Flurbenennungen Bister — pistira = Viehweide — (bei Kaufbeuern i. b. Algäu), Pisterhof (auf dem Degenfeld in Sigmaringen), Pistrich (Steiermark). Bistritz und Bistrica erhalten. Das Jungvieh wurde in Pferchen beisammengehalten, die mit Geröllwällen eingefaßt oder von Gräben eingegrenzt wurden, auf deren Außenseite der Wall war. Diese Wallanlagen wurden, wenn sie hierzu günstig lagen, weiter ausgebaut, um im Kriegsfalle als Zufluchtsstätten zu dienen. Ähnliche Wälle, „Burgställe" genannt, waren bei den Mansionen erbaut, um die Gebrauchstiere dort unterzubringen. Die Viehhüter (saltuarii; Philologus LXIX, 2, S. 306) in den Gebirgsweiden standen außer Verkehr mit der übrigen Landbevölkerung; die hier zu machenden Funde müssen deshalb das Bild einer höchst primitiven, ja sogar bisweilen einer neolithischen Kultur geben.

Ein ausgezeichnetes Beispiel solcher Postkurseinrichtungen hat sich in Treuchtlingen (Mittelfranken) erhalten; das obere Schloß ist das castellum, das untere das praetorium bezw. palatium (die mittelalterliche curtis); gegenüber am linken Ufer der Altmühl liegt der Burgstall; um weniges aufwärts haben wir vom Nagelberg bis Emetzheim die Viehweide und in deren Mitte vom Orte Graben bis zur Bahnstation Grönhard die römische Pferdeschwemme. Die beiden parallelen Dämme, die unmittelbar vor dem Orte Graben zu einem Weiher zusammenschließen, hält man für die „Fossa carolina" oder den „Karlsgraben". Einhard, der Baumeister Karls des Großen und Augenzeuge bei diesem Werke im Gefolge des Kaisers sagt, daß die tagsüber gehobenen Erdmassen in jeder folgenden Nacht durch Regengüsse wieder fortgeschwemmt wurden. Was der Mönch Ekkehard von Niederaltaich (Perz. Mon. Germ. B. 17. Ann. Altahenses) vierhundert Jahre später zur Belehrung seiner Klosterbrüder niederschrieb, ein haltloses Phantasiegebilde, galt der Forschung mehr.

Solche Gebirgsweiden hatten die Römer auch für Militärzwecke zur Berittenmachung und Verpflegung. Vegetius nennt diese Weiden analog jenen vor den Feldlagern (epitoma rei militaris III, 8) Agrarien und sagt (l. c. IV, 46), daß sie besser durch Exkubien (Kastelle) als durch Lusorien (Wachtschiffe) geschützt werden. Die zweite Art der Gebirgsweiden war an die Heerstraßen weniger gebunden; die dort zu machenden Funde werden noch häufiger und in höherem Maße den Eindruck einer primitiven Kultur machen. Auch die Weiden für den Postkurs werden Agrarien genannt worden sein, wenigstens führen sie diesen Namen noch zu der Zeit Kaiser Heinrichs I., der nach Berichten des Mönches Widukind die agrarii milites anwies, urbes, d. h. ummauerte Orte, zu bauen. Diese Verordnung legte im Verein mit den Auswüchsen des Lehenswesens den Grund zum Niedergange des staatlichen Postkurses. Die Agrarien gingen in den Besitz der Präpositi über, freilich nur unter harten Kämpfen mit den Agrariernkriegern und selbst mit den Saltuariern; mit den Ländereien maßten sich die Agrarienobersten auch die Geleitsgerechtsame an.

Herr Fachlehrer **Karl Adrian**-Salzburg:

Zur Geschichte der Volkskunde in Salzburg.

Meine Aufgabe kann heute keine andere sein, als Sie, hochverehrte Festteilnehmer, in kurzen Zügen einzuführen in den bereits vorhandenen Stoff auf volkskundlichem Gebiete unseres Heimatlandes Salzburg. Daß die „Volkskunde sich auch nur auf ein bestimmtes Volk beschränke und daß sich der Volksforscher zunächst einer eng umgrenzten, geographischen Provinz widme", ist eine Forderung, aus welcher die Wissenschaft von der Völkerpsychologie sicher den größten Gewinn ziehen

[2*]

[15]) Vgl. A. Petter, a. a. O., 1892, S. 1.
[16]) F. Kenner, a. a. O., S. 68.
[17]) Vgl. dagegen F. V. Zillner, a. a. O., S. 43.

dürfte. Unsere Aufgabe kann daher nur in der Tätigkeit bestehen, die Weinhold selbst mit folgenden Worten verzeichnet:

„Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen, alles und jedes Material genau wie der Naturforscher das seine aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen in Wort und Bild, wo beides möglich."

Aus der Summe der durch Beobachtung gewonnenen und verzeichneten Tatsachen mag dann der Gelehrte durch Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen die Gesetze des Volksgeistes suchen, wir fühlen uns nur berufen, die Bausteine hierzu zu liefern.

Ohne auf die verschiedenartigen Erklärungen des Begriffes „Volkskunde" näher einzugehen, wage ich zu behaupten, daß diese bereits seit mehr als einem Jahrhunderte, freilich nicht unter der jetzt üblichen Bezeichnung, eine freundliche Pflege in unserem Lande fand.

Der Zug des Herzens bestimmte schon den Chronisten, ich denke dabei an Dückhers von Haslaus Chronik, im Rahmen der Gesamtgeschichte uns Vorfälle zu überliefern, die seiner nächsten Umgebung entstammten, wobei aber nicht das volkskundliche Interesse, sondern meist die natürliche Freude am Merkwürdigen oder auch kirchliche und staatliche Rücksichten in Betracht kamen.

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts trat auf diesem Gebiete ein Aufschwung ein. Die damalige Strömung in der Literatur, welche „Natur- und Menschenschilderung voll Wahrheit und Sprachgewalt" in sich schloß, blieb nicht ohne Einfluß und damit brach sich das Verständnis für die naiven Schöpfungen des Volksgeistes immer mehr Bahn.

Der Urquell für die Salzburger Volkskunde ist die Beschreibung des Erzstiftes von Professor Lorenz Hübner. Im Jahre 1792 erschien die Beschreibung der Hauptstadt in zwei Bänden, der im Jahre 1796 die des Erzstiftes in drei Bänden folgte. Mit diesem Werke hat Hübner nach dem Ausspruche des Domherrn Friedrich Graf Spaur „den Salzburgern ihr Land entdeckt". In der Tat, wer überhaupt sich mit irgendeinem Zweige der Landeskunde beschäftigte, war und ist gezwungen, nach dieser Schrift zu greifen und gerade von unvergänglichem Werte ist die Fülle des Stoffes auf volkskundlichem Gebiete, die Hübner dort verzeichnete. Ihm allein verdanken wir die Kunde von manchem Brauch, der heute verschwunden ist und seine Schilderungen sind um so wertvoller, als er einen Stab von Mitarbeitern besaß, die ihm unmittelbar aus dem Leben und aus eigener Anschauung berichteten.

Es mögen hier nur einige Momente hervorgehoben werden, über die der Verfasser sich verbreitet; er schildert uns Werbung und Hochzeit, die Familie, den Tod und Totenkult, Haus und Hof und führt uns ein in die Rechtsanschauung des Volkes, in das Wirtschafts- und Hauswesen, in Volksglaube, Sitte, Spiel und Brauch. Aber auch Namen und Sprache finden bei Hübner die größte Berücksichtigung, nicht nur, daß er zahlreiche Redensarten und Proben volkstümlicher Dichtungen in der Mundart verzeichnet, enthält sein dritter Band auch noch ein ziemlich reichhaltiges Idiotikon, welches Schmeller, der ja ebenfalls für die heimische Volkskunde als unentbehrlich genannt werden muß, in sein monumentales Werk aufgenommen hat.

In den im Jahre 1784 erschienenen „Naturhistorischen Briefen" von Schrank und Moll ist weiter ein wahrer Schatz volkskundlicher Beobachtungen niedergelegt. Wer das Leben des Älplers am Ende des 18. Jahrhunderts in allen seinen Erscheinungen kennen lernen will, wird in dem zweibändigen Werke die eingehendste Darstellung und zwar in möglichst naturalistischer Treue finden. Der Verfasser zeigt uns in Tagebuchform die Beschäftigung des Melkers während seines Aufenthaltes in luftiger Höhe sein ganzes Denken und Tun. Wir lernen darin die Zeitrechnung der Alpenbewohner, ihre Sternkunde, ihre Heilmittel kennen. Das wirtschaftliche Leben ist durch die Schilderung der Pflichten und Rechte des männlichen und weiblichen Gesindes eines wohlhabenden Pinzgauer Bauers veranschaulicht. Es ist ein höchst patriarchalisches Bild, welches uns der Verfasser mit gewissenhafter Beobachtung entwirft.

Einen besonders wertvollen Abschnitt bringt der Verfasser in den Ausführungen über die volkstümliche Benennung der Tiere und Pflanzen und ihrer Verwendung in der Volksmedizin, das dort Gesagte findet noch zum Teil in der Gegenwart seine Bestätigung.

In geistvoller Weise schildert der Domherr Graf Spaur die kulturellen Zustände des Landes um das Jahr 1800. Das Werk, welches in Briefform, einer zu jener Zeit beliebten Manier, verfaßt wurde, führt den Titel „Reisen durch Ober-Deutschland", der Name des Autors bleibt aber verschwiegen.

Das Buch bringt eine Unzahl volkstümlicher Züge, der Verfasser bespricht darin die Kleidertrachten des Landvolkes, stellt Betrachtungen über Wallfahrten an und behandelt damit zugleich den Volksglauben. Er beobachtete das Volk bei seinen Spielen und ländlichen Unterhaltungen, z. B. schreibt er über Hosenrecken und Kegelspiel, Wettlauf und Tanz, Perchtenlauf, Purösseln und Gasselgehn. Der bäuerlichen Dichtkunst widmet er einen längeren Abschnitt und unternimmt zugleich den Versuch, ein kleines Idiotikon zusammenzustellen. Besonders fesselt den Volksforscher seine Beschreibung des Hauswesens eines Pinzgauer Patriarchen, die als willkommene Ergänzung zu den früher erwähnten Schriften von Moll und Schrank anzusehen ist.

Ebenso weiß der um Salzburgs Schulwesen hochverdiente Pädagoge Vierthaler in seinen Büchern „Wanderung durch Salzburg" — 1816 — und „Reisen durch Salzburg" — 1799 — manche bemerkenswerte Beobachtung mitzuteilen, so bespricht er die Halloren und ihre Spiele, Lebensart und Wohnung der Landleute, den Charakter des Lungauer, die Volksjagden und verschiedenes andere.

Auch die kleineren Schriften wie Winkelhofers „Salzachkreis", Hubers „Topographie des Lungau" und Raysiegls „Pinzgau" sollen nicht unerwähnt bleiben, gerade des letzteren Abschnitt über „Benedizieren, Wettersegnen, Hexen- und Gespensterglaube" verdient gebührende Beachtung.

Mit diesen Schriften schließt die volkskundliche Literatur an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Im Anschlusse daran möchte ich als Vorläufer jener Ortschroniken, die wir im oberbayerischen Archiv in so großer Zahl vertreten finden, die mit staunenswertem Fleiße ausgearbeitete, handschriftliche Chronik der einst salzburgischen Stadt Laufen vom Pfleger Seethaler nennen, aus der wir über das Dienstbotenwesen im salzburgischen Flachgau, über die Gebräuche und das ganz eigenartige Idiom der Laufener Schiffer unterrichtet werden.

In der Zeit von 1820 bis 1860 sind es hauptsächlich Koch-Sternfeld, Kürsinger, Pillwein, Dürlinger und Muchar, die uns in ihren Schriften volkskundliches Material überliefert haben.

In den zahlreichen Schriften Koch-Sternfelds

ist das volkskundliche Moment weniger im Zusammenhange als meist in zerstreuten Notizen vertreten, was dagegen Hübner in seiner Beschreibung des Erzstiftes für das gesamte Land, das hat Pfleger Ignaz von Kürsinger, „dieser ideal und romantisch veranlagte Mann, voll Phantasie, Geist und Gemüt, von nimmer ruhender Schaffenskraft", wie ihn sein Biograph charakterisiert, in seinem umfangreichen Werke „Der Lungau" (1853) für diesen Gau geleistet. Es wird dasselbe für den volkskundlichen Forscher eine nie versiegende Quelle für alle Zeiten bleiben; desselben Verfassers Buch über den „Oberpinzgau" ist in ähnlicher, aber kürzerer Form gehalten. Pillwein in seinem Buche „Geschichte, Geographie und Statistik des Herzogtumes Salzburg", das zwar in erster Linie als Topographie gedacht ist, weiß auch die volkskundliche Seite durch kurze, aber bedeutsame Bemerkungen zu berücksichtigen, so erzählt er von den sieben Hufeisen an der Kirchtüre von Weng, der Länge Christi in der Kirche zu Breiing, von interessanten Votivopfern zu St. Leonhard u. s. w.

In den Handbüchern des Pongaues und Pinzgaues (1867) von Jos. Dürlinger sind es insbesonders die Nachrichten von den einzelnen Kirchen, die der Verfasser mit größter Sorgfalt sammelte, damit bietet er aber dem Volksforscher zugleich viele willkommene Einzelheiten.

Auch Dr. Muchars „Gastein" (1834) enthält einen sehr wertvollen Abschnitt, welcher die Bewohner dieses Tales, ihre Lebensweise, ihre Feld- und Alpenwirtschaft, ihre Kleidung, ihren moralischen und religiösen Charakter, ihre Sitten, Gebräuche und Sagen zum Gegenstand hat.

Gleichzeitig ist die heimische Zeitungsliteratur vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis herauf zu den siebziger Jahren ziemlich reich an Aufsätzen volkskundlichen Inhaltes; viele derselben sind ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis heimatlichen Brauches, andere entsprechen zwar in Bezug auf ihren Inhalt nicht immer dem, was der Titel voraussetzt, bei den meisten aber ist ein Zug sinniger Pietät, ein liebliches Hinneigen zu der Väter Sitte, unverkennbar.

Eine besondere Ergänzung des vorigen bildet die Kalenderliteratur vergangener Zeit. Der Kalender war von jeher für den Mann aus dem Volke unentbehrlich und dessen Inhalt wurde gerne dem Anschauungskreis des letzteren entnommen, daher finden wir darin vieles, was „dem primitiven Wirtschaftsbetrieb, der primitiven Lebensführung, dem urwüchsigen Geisteszustand" des Volkes entspricht. Gerade der einstige „Salzburger Schreib- und Hauskalender" bietet in seinem äußerst schlichten Kleid dem Forscher auf volkskundlichem Gebiet manch bemerkenswerten Fund.

Im Jahre 1860 wurde die „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde" gegründet, welche sich die Aufgabe stellt, „die Förderung der Kunde vom Lande Salzburg und seinen Bewohnern mit Rücksicht auf Gegenwart und Vergangenheit zu pflegen". In diesem Rahmen fand auch die Volkskunde ihren Platz; nicht nur, daß in den Vortragsabenden des Winters fast in jedem Jahr ein oder das andere volkskundliche Thema auf der Tagesordnung war, so finden sich auch in den Mitteilungen des Vereins eine Anzahl von Arbeiten, die freilich sehr häufig kultur- oder sprachlich-historischen Rücksichten ihre Entstehung verdanken, aber doch manchen volkskundlichen Stoff in sich schließen.

Unter den Männern, welche unermüdlich ihre Kraft der Erforschung des Heimatlandes widmeten, nenne ich zunächst Dr. F. V. Zillner. Einzelne seiner Arbeiten wurzeln ganz und gar in der Volkskunde, so die Untersbergsagen im I. und die Salzburger Sagen im II. und III. Band der Mitteilungen, auch die im Verein mit Dr. Wallmann bearbeiteten Aufsätze „Kulturhistorische Streifzüge durch den Pongau und Lungau" sind hierher zu rechnen. Dem jüngsten Zweige der Volkskunde der Flurforschung trug der Verfasser in den Themen „Brand, Schwant, Maiß und Reut in salzb. Orts- und Gütternamen", ferner „Busch und Baum, Wald und Au in salzb. Flur- und Ortsnamen" und endlich „Das Wasser in salzb. Flur- und Ortsnamen" Rechnung. Eine ziemlich der letzten Arbeiten desselben war „Der Hausbau im Salzburgischen", die sich mit der äußeren Erscheinung und inneren Einteilung des bäuerlichen Wohnhauses und mit dem Schmuck und der Gruppierung der ländlichen Wohnung beschäftigt, derselben reiht sich würdig an die Studie „Salzburgische Dörfer im Mittelalter". Ebenso schrieb Dr. Zillner eine Kulturgeschichte Salzburgs in Umrissen und in dem Band „Salzburg-Oberösterreich" des Werkes die „Österr.-ungar. Monarchie" den Abschnitt über Volkscharakter, Trachten, Bräuche, Sitten und Sagen, Ortsanlagen und Wohnungen, in welchem er in dem ihm zur Verfügung gestellten Raum ein treues Bild heimischen Volkslebens entrollt.

Weiter hat Dr. Aug. Prinzinger, dessen Name weit über Salzburgs Grenzen mit Ehren genannt wird, fußend „auf dem lebendigen Quell des Volkstums" in den Mitteilungen der Gesellschaft eine Reihe von Abhandlungen volkskundlicher Natur veröffentlicht. Ich erwähne davon: „Die Höhennamen in der Umgebung von Salzburg. Ein Beitrag zur Orts-, Sprach- und Volkskunde. — Die Tauern. — Über Wiesbachhorn, Hochgöll und Stauffen. — Die bairisch-österr. Volkssprache und die salzb. Mundarten. — Der vorchristliche Sonnendienst im deutschen Südosten. — Die Gerichtsschranne in Oberalm. — Altsalzburg mit einem Anhang über die Grundworte: Au und Gau, Ache und Bach". — Seine Schrift „Zur Namen- und Volkskunde der Alpen", worin er das hohe Alter der Bergnamen zu erweisen suchte, ist 1890 in München erschienen.

Es würde unbedingt zu weit führen, alle Autoren zu nennen, welche durch volkskundliche Arbeiten im Laufe der Jahre in den Mitteilungen der Gesellschaft aufscheinen, ich will nur die wichtigsten der letzteren selbst erwähnen. Es sind dies „die Pinzgauer Wallfahrt" von Schallhamer, „Eine Meinung über den Namen Untersberg" von Steinhauser, „Wanderung und kulturhistorische Streifzüge durch den Salzburggau" von Wallmann, „Charakteristik der salzburg. Bauernhäuser" von Eigl, bei der Gelegenheit sei auch gleich des Verfassers größeren Werkes „Des salzburg. Gebirgshauses, speziell des Typus des Pinzgauer Bauernhauses" gedacht, ferner „Wahrzeichen am Abersee" von Zeller, „Über die Salzburger Haus- und Hofmarken" von Becker und „Alperer und Kasmandel" von Adrian. Auch eine große Zahl Miszellen aus dem Bereiche der Volkskunde enthalten die Mitteilungen, von denen die meisten der Feder Pyrkmayers entstammen. Die neueste Publikation der Gesellschaft, die sich h. T. als Festgabe in ihren Händen befindet, steht übrigens auch zum größten Teile im Zeichen der Volkskunde, indem sie uns über „Salzburger Volkskunst" und „Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze" erzählt.

Wie früher bemerkt wurde, sind bereits in den ersten Bänden der Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde eine bedeutende Zahl salzburgischer Sagen veröffentlicht worden, als selbständig herausgegebene Sagensammlungen sind zu nennen die „Salzburger Volkssagen" von Freisauff,

ferner Dr. Storchs „Sagen und Legenden des Gasteinertales“ und dessen „Volkssagen aus Salzburg“, letztere sind durchgehends in poetischer Form bearbeitet. Die liebliche Schwester der Sage, die Legende, hat Nikolaus Huber unter dem Titel „Fromme Sagen und Legenden aus Salzburg“ erscheinen lassen, das Material hierfür fand er meistenteils in den vorerwähnten Handbüchern Dürlingers, in Pillweins „Erzählungen und Volkssagen aus den Tagen der Vorzeit“ und in der bestehenden Wallfahrtsliteratur.

Wer die Volksseele erforschen will, muß unbestritten die Sprache des Volkes kennen, „denn die Mundart ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“, wie Goethe sagt. Der bewährteste Führer nun auf diesem Felde ist die fleißige Arbeit Hubers „Die Literatur der Salzburger Mundarten“, welche durch Schulrat Professor H. Wagner für den 40. Band der Mitteilungen ergänzt und neu bearbeitet wurde.

Die Volksdichtung ist ihrer Natur nach ebenso vielseitig als umfangreich, V. M. Süß war der erste, der sie sammelte und unter dem Titel „Salzburger Volkslieder“ herausgab. Das Buch enthält das Kinderlied, das geistliche Lied, das weltliche Lied in allen seinen Varianten und eine ungemein große Zahl „Vierzeiliger“, der derben Spruchweisheit des Bauern. Der Anhang schließt mit einem Weihnachtsspiel, dem Sommer- und Winterspiel und den um die Stadt üblichen Hochzeitssprüchen.

Das Volkslied und das Volksschauspiel Salzburgs, insbesonders das letztere, fand sowohl in den Werken Schlossars, vor allem aber Dr. Aug. Hartmanns eine umfassende Darstellung. In Hartmanns „Volksliedern aus Baiern und Österreich“ ist Salzburg mit 23 Liedern vertreten, während desselben Verfassers „Volksschauspiele“ 13 Nummern salzburgischer Herkunft ganz oder bruchstückweise enthalten.

Als Einzelausgaben Salzburger Volksschauspiele erwähne ich „Das Hexenspiel“, ein salzb. Bauernstück, herausgegeben von Dr. W. Hein im Jahrgang 1895 der Zeitschr. f. österr. Volkskunde, „Das Halleiner Weihnachtsspiel“ von K. Adrian im Jahrgang 1903 der Zeitschrift f. österr. Volkskunde, „Das Brucker St. Nikolausspiel“ von Dr. H. Widmann im Gymnasialprogramm vom Jahre 1891 und die „Komedy vom jüngsten Gericht“, ein altes Volksschauspiel aus Altenmarkt, herausgegeben von Professor M. Jäger im Programm d. Gymnas. Borromäum 1899. Eine geschichtliche Darstellung über diesen Gegenstand lieferte Professor H. Wagner in der Schrift „Das Volksschauspiel in Salzburg“.

Was endlich den Inhalt volkskundlicher Zeitschriften anbelangt, so ist in den beiden in Betracht kommenden, nämlich die Zeitschr. f. Volkskunde, Berlin, und die Zeitschrift f. österr. Volkskunde, unser kleines Land mit einer bedeutenden Zahl von Aufsätzen bedacht. Frau Dr. Andree-Eysn, die treffliche Kennerin unserer Volkseigenart, veröffentlichte in der Berliner Zeitschrift bis zum Jahre 1904 sieben, in der Wiener Zeitschrift zwei größere Arbeiten aus dem heimatlichen Volksleben von bleibendem Werte.

Auch Kustos von Strele hat in zahlreichen Feuilletons Stoffe volkskundlicher Natur in anziehender, lebenswahrer Form behandelt, besonders wissen uns dessen Aufsätze in der Zeitschrift des Alpenvereins „Das Präschießen in Pinzgau“ und „Der Palmesel“ zu fesseln. Im Bereiche der heimischen, volkskundlichen Literatur vermissen wir ein Gebiet, welches in letzter Zeit eine intensivere Pflege fand, das ist Glaube und Meinung des Volkes, Kult und Weihopfer, es mangelt uns über diesen Teil der Volkskunde eine zusammenhängende Darstellung; was vorhanden ist, findet sich nur in einzelne Abhandlungen verwoben, daher begrüßen wir die Schriften P. Amand Baumgartens, Dr. Höflers und insbesonders das Ende 1904 erschienene Werk Dr. Andrees „Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süd-Deutschland“, dessen Inhalt besonders für Salzburg von größter Bedeutung ist.

Wenden wir uns von der Theorie dem goldenen Baum des Lebens zu, so muß man gestehen, daß sich in unserem Lande noch manche schöne, alte Sitte erhalten hat, der heutige Abend mit seinen volkstümlichen Vorführungen im Franz Joseph-Parke soll für diese Behauptung Zeugnis ablegen. Unvermeidlich ist es freilich, daß im geschäftigen, gleichmachenden Hasten der Gegenwart mancher Brauch schon verloren gegangen ist oder in nächster Zeit zu verschwinden droht. Insofern demselben aber tatsächlich zur Kennzeichnung der Eigenart unseres Volkes ein ethischer Wert, fern von jener oft übergroßen Derbheit vergangener Zeit, innewohnt, wäre es Aufgabe verschiedener Faktoren, helfend einzugreifen, das wirklich Wertvolle vor dem Verfalle zu bewahren oder es neu zu beleben. Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde hat bereits mehrere Male Gelegenheit gehabt, sich in der Richtung zu betätigen, so z. B. seinerzeit durch die Stiftung eines Ranglerpreises und in den letzten Monaten durch die Wiederbelebung des Dürrnberger Schwerttanzes.

Eine erfreuliche Tatsache ist, daß im Volk selbst sich das Streben regt, alten Brauch und heimische Sitte neu zu pflegen, das Interesse daran wächst in weiteren Kreisen immer mehr, ich erinnere z. B. nur an den diesjährigen Gnigler Hochzeitszug, der, mit bedeutenden Kosten inszeniert, wirklich Anspruch auf Beachtung machen konnte, ebenso können einzelne Vereine und Gesellschaften auf diesem Felde schon ganz schöne Erfolge aufweisen; leider läßt sich dabei nicht leugnen, daß manchmal in der Pseudonachahmung volkstümlicher Sitten Erscheinungen zutage treten, die nicht zu billigen sind.

Als praktisches Ergebnis all dieser Tätigkeit dürfte wohl auch die Einrichtung der volkskundlichen Abteilung unseres Museums angesehen werden, welche nun, über ein Jahr bestehend, gewiß einzelne sehr beachtenswerte Objekte in sich birgt.

Zum Schlusse bemerke ich, daß ich meine Aufgabe darauf beschränkte, nur jene literarischen Erzeugnisse, mit Ausnahme weniger Autoren, und jene volkskundliche Tätigkeit zu besprechen, die rein im salzburgischen Boden wurzelt, während in Betreff jener übergroßen Zahl von Verfassern, die in ihren Werken ebenfalls heimatlichen Stoff verarbeiteten, auf Doblhoffs „Beiträge zum Quellenstudium salzburgischer Landeskunde“ verwiesen sei.

Ist es mir gelungen, durch diesen knappen Umriß einen kleinen Beitrag zu dem neu aufblühenden Gebiete der Volkskunde zu bringen, so leitete mich dabei nur der eine Gedanke, den Schiller mit den Worten ausspricht:

„Immer strebe zum Ganzen und kannst Du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an.“

Der **Vorsitzende:**

Bevor wir weiter gehen, bitte ich Herrn Hofrat Dr. Toldt ein Telegramm zu verlesen, was ihm zugegangen ist.

Herr Hofrat Professor Dr. **Toldt**-Wien:

Ich habe der geehrten Versammlung die Mitteilung zu machen, daß Se. Exzellenz der Herr Minister für

Kultus und Unterricht, welcher die Absicht hatte, die Versammlung persönlich zu begrüßen und seiner Sympathien zu versichern, nun verhindert ist und das folgende Telegramm hierher abgeschickt hat:

Wenn auch am 28. August verhindert, persönlich der Versammlung anzuwohnen, bitte ich dieselbe in meinem Namen zu begrüßen und ihren Beratungen besten Erfolg zu wünschen. Hartl.

Der **Vorsitzende:**

Ich nehme an, daß die Gesellschaft mit großem Danke dieses sympathische Telegramm entgegennimmt und daß wir Herrn Hofrat Dr. Toldt beauftragen, Sr. Exzellenz unseren Dank zum Ausdruck zu bringen.

Herr Sanitätsrat Professor Dr. **Lissauer**-Berlin:

Bericht über den Fortschritt der prähistorischen Typenkarten.

Zu den im vorigen Bericht angeführten Mitarbeitern sind neu hinzugetreten die Herren: Buchholz-Berlin, Eichhorn-Jena, Größler-Eisleben, Hahne-Magdeburg, Kofler-Darmstadt, Löwenhöfer-Budweis und Palliardi-M. Budwitz. An Stelle des verstorbenen Mitgliedes der Zentralkommission, des Herrn Professor Sixt in Stuttgart, wurde Herr Hofrat Schliz-Heilbronn als Mitglied für Württemberg kooptiert.

Von dem massenhaft eingegangenen Material (für die Absatz- und Lappenäxte und für die Nadeln mit einer Vorrichtung am Kopfe zum Durchziehen eines Fadens), dessen Bearbeitung für das Jahr 1904/05 in Aussicht genommen war, konnte nur der Teil für diesen Bericht benutzt werden, welcher über die Verbreitung der Absatzäxte handelte.

Wie im vorigen Jahre die Typenkarte der „Randäxte", so wurde nun eine Typenkarte der Absatzäxte vorgelegt. An der Hand der von Herrn Helbig-Berlin hergestellten vortrefflichen Abbildungen wurde die Entwicklung der fünf verschiedenen Typen der Absatzäxte demonstriert, welche teils nach ihrer geographischen Verbreitung teils nach ihrem Gebrauch unterschieden werden müssen.

Die erste Stufe bilden die Absatzäxte mit einem queren Steg in der Mitte, auf dem die beiden Lappen des Axtstils aufruhten. Aus diesen entwickelten sich bald die Äxte mit rechteckigem Absatz, welche nach ihrer Verbreitung als „westeuropäischer Typus" bezeichnet werden. Die älteste Form dieser Äxte hat zwei Öhren, kommt nur auf der pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich und Großbritannien vor und bezeichnet vermutlich den Weg des alten Zinnhandels zwischen Cornwallis und der pyrenäischen Halbinsel.

Ein anderer Typus der Absatzäxte, der durch seine schöne Verzierung in der Gegend des Absatzes ausgezeichnet ist, kommt nur im Norden vor, wo er die charakteristische Waffe für dasjenige Gebiet darstellt, welches in neuerer Zeit als die Heimat der Indogermanen in Anspruch genommen wird. Dieser Typus wird als „nordischer" besonders unterschieden. Aus den westeuropäischen Absatzäxten entwickelte sich weiterhin der „norddeutsche" Typus mit bogenförmigem Absatz, welcher am häufigsten in Hannover, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Westfalen, Braunschweig und der Provinz Sachsen gefunden wird, aber auch sonst sehr verbreitet ist.

Endlich tritt im Osten Europas ein eigenartiger Typus auf, welcher durch einen herzförmigen, spitz zulaufenden Absatz gekennzeichnet wird und gerade dort am meisten verbreitet ist, wo die anderen Typen gar nicht oder nur selten vorkommen. Fast der vierte Teil aller mitgeteilten Exemplare dieser Form stammt aus Böhmen her, daher wird der Typus als „böhmischer" bezeichnet. Er kommt aber auch sehr oft in Österreich, Ungarn, Bayern, Schlesien, Brandenburg und Sachsen vor, fehlt jedoch ganz in Italien, England und Skandinavien.

Die Chronologie aller Absatzäxte aus Bronze ist nach den begleitenden Funden ziemlich gleich. Sie gehören alle der älteren Bronzezeit an und waren von der II. bis zur III. Periode Montelius in Gebrauch.

Der ausführliche Bericht wird nebst der Kartenbeilage in der Zeitschrift für Ethnologie und im Archiv für Anthropologie erscheinen und den Mitarbeitern der erweiterten Kommission zugehen. Andere Mitglieder der Gesellschaft, welche denselben zu erhalten wünschen, werden ersucht, sich spätestens bis zum 15. November d. Js. bei dem Privatdozenten Herrn Dr. F. Birkner-München VI zu melden.

Herr Dr. **Jos. Halkin**-Lüttich:

Meine erste Pflicht, indem ich vor Ihnen das Wort ergreife, ist, dem Vorstand bestens zu danken, weil er mir die Erlaubnis gegeben hat, hier von dem internationalen, weltwirtschaftlichen Ausdehnungskongreß zu sprechen.

Der internationale weltwirtschaftliche Ausdehnungskongreß, dessen Beratungsgegenstand hauptsächlich die Weiterentwicklung der Handelsbeziehungen von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil ist, wird seine Sitzungen in Mons in Belgien am 24. September dieses Jahres abhalten und fünf Tage dauern. Er hat besonders den Zweck, die Ausdehnungsfrage zu diskutieren und dabei die Mittel zu bestimmen, um die Ausdehnungsideen in allen Schichten des Volkes zu verbreiten. Ich habe die Ehre, hier mehrere Exemplare des Programmes zu deponieren, so daß Sie von den Fragen, die berührt werden, Kenntnis nehmen können.

Mit dem Auftrage, Sie, geehrte Herren, zu diesem Kongreß einzuladen, bin ich hierher gekommen. Der Vorstand des Kongresses wünscht, daß die Deutsche und Wiener anthropologische Gesellschaft durch einige Delegierte sich vertreten lassen.

Es scheint auf den ersten Blick, daß die anthropologische und ethnographische Wissenschaft in diesem Kongreß nichts zu tun haben. Das ist ein Irrtum.

Derjenige, der in einem neuen Lande sich ansiedeln wird, um dort Handel, Landwirtschaft, Viehzucht oder Bergbau zu treiben, muß Erkundigungen über den Boden, die Pflanzenwelt, die Fauna, den Mineralreichtum dieses Landes haben.

Aber was man zu oft vergißt, er muß auch das Volk kennen, mit welchem er in Berührung kommt, das Volk, welches ihm helfen kann, ihm die Arbeitskräfte geben wird. Also er muß mit der Lebensweise, den Gebräuchen, den Sitten, den Gewohnheiten und dem Herkommen dieses Volkes vertraut sein und so ist die Völkerkunde eine Wissenschaft, deren Ergebnisse für die Ansiedler, für die Beamten in Kolonien und auch für die Regierungen, welche Kolonien besitzen, sehr wichtig, ja von allergrößter Wichtigkeit sind.

Die ethnographische Wissenschaft sollte im Unterricht, auf den Hochschulen und den Kolonialschulen, einer besseren Lage sich erfreuen und für alle, die ins Ausland gehen, Gelegenheit bieten, sich mit den Gewohnheiten der Völker vertraut zu machen.

Der internationale weltwirtschaftliche Ausdehnungskongreß (ich übersetze so den Titel: Congrès international d'expansion économique mondiale) ist in sechs

Abteilungen geteilt: 1. Unterrichtsfragen; 2. Statistik; 3. Wirtschafts- und Zollpolitik; 4. Marine; 5. Ausdehnung nach Ländern, die durch Naturvölker bewohnt sind; 6. Mittel und Beförderer der Ausdehnung.

Die fünfte Abteilung ist für uns die interessanteste, weil wir unter der Nummer 2 die folgende Frage lesen:

Welche sind die besten Methoden von ethnographischen und soziologischen Beobachtungen, um zu einer wissenschaftlichen Kenntnis des sozialen Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Eingeborenen zu gelangen und um diese Eingeborenen zu einer höheren Stufe der Zivilisation zu erheben?

Und bei dieser Frage sind einige Nebenfragen gestellt:

Um diesen Zweck zu erreichen, wäre es gut:

1. wissenschaftliche Stationen zu gründen;
2. Sendungen oder Missionen zu organisieren;
3. Fragebogen und wissenschaftliche Anleitungen für die Beamten, die Missionäre, die Ansiedler u. s. w. drucken und verteilen zu lassen;
4. einen besonderen Vorstand oder ein Bureau international d'ethnographie zu gründen mit dem Auftrag, die Auskünfte zu sammeln und zur Kenntnis aller zu bringen?

Sie sehen, wie diese Fragen wichtig sind, nicht nur für die Ansiedler, aber auch für die Gelehrten, Ethnographen, Anthropologen und Soziologen.

Die belgische soziologische Gesellschaft (Société belge de sociologie), welche ich die Ehre habe, hier zu vertreten, hat eine große ethnographische und soziologische Untersuchung der Naturvölker übernommen und dazu sind die folgenden Beschlüsse gefaßt:

Fragebücher zweier Arten werden gedruckt, erstens ein allgemeines Fragebuch, in dem nur die wichtigsten Fragen gestellt sind und zweitens spezielle Fragebogen über wichtige Sitten, z. B. Rechtsgewohnheiten, Heiratsformen und Heiratsgebräuche u. s. w. Ethnographische Karten der Naturvölker werden gezeichnet. Einige Mitglieder der Gesellschaft werden den Auftrag erhalten, die Antworten zu sammeln und für den Druck vorzubereiten, mit den Herren Korrespondenten in brieflicher Verbindung zu bleiben. Wollen ausländische Gesellschaften an dieser Untersuchung sich beteiligen, so sind in diesem Falle Verträge abzuschließen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden in Lieferungen herausgegeben und zwar eine besondere Lieferung für jeden Völkerstamm, und in allen Lieferungen mit derselben Ordnung der Auskünfte.

Das allgemeine Fragebuch ist schon gedruckt und in tausenden Exemplaren herausgegeben. Einige Stücke liegen hier zu Ihrer Verfügung auf. Mehr als ein Tausend sind schon in vielen Ländern an Beamte, Missionäre u. s. w. besonders im Freistaat Kongo verteilt. Dieses Fragebuch wird noch an alle Europäer, die bei Naturvölkern wohnen, geschickt mit der Bitte, Antworten auf die Fragen zu geben. Diese Antworten werden sobald als möglich nach ihrem Eintreffen gedruckt und herausgegeben ungefähr in derselben Weise wie die Rechtsgewohnheiten der Eingebornen Afrikas und Ozeaniens von Herrn Dr. Steinmetz.

Die speziellen Fragebogen sind jetzt in Vorbereitung und werden vor dem Ende des Jahres herausgegeben.

Die Wichtigkeit des Kongresses in Mons liegt, was die Ethnographie anbelangt, in folgenden Punkten:

1. daß die belgische soziologische Gesellschaft den Zweck, die Mittel, die Methode und schon einige Ergebnisse ihrer Untersuchung bekannt machen wird;
2. daß diese Gesellschaft die Gründung eines internationalen Bureaus vorschlagen wird; dieses Bureau würde mit der Sendung der Fragebücher und der Herausgabe der Antworten beauftragt;
3. daß man die Art und Weise der Arbeiten dieses internationalen Bureaus diskutieren wird;
4. daß man besprechen wird, wie die Regierungen, die anthropologischen, ethnographischen, soziologischen und geographischen Gesellschaften dabei arbeiten sollen.

Nach allen diesen Beweggründen habe ich die Ehre, die Deutsche und Wiener anthropologische Gesellschaft und ihre Zweige zu bitten, nach Mons Delegierte zu schicken und auch die Herren Anwesenden zu bitten, an diesem Kongresse teilzunehmen.

Der **Vorsitzende:**

Unsere beiden Gesellschaften werden gewiß den Vorschlag des Herrn Vortragenden in ernste Erwägung nehmen und, wenn es irgend möglich ist, an der Versammlung durch Delegierte sich beteiligen. Die Anregung können wir nur mit Dank entgegennehmen.

Herr Professor Dr. **Gustav Oppert**-Berlin:

Über Bohne, Haselnuss, Flintenkugel und Flinte.

Die Schlingpflanze Guilandina bonduc (nach dem deutschen Botaniker Wieland) oder Caesalpinia bonduc (nach dem italienischen Botaniker Caesalpini) hat als Frucht eine harte Bohne, die im Altertume wahrscheinlich auch als eine der Adlersteine bekannt war. In Sanskrit hieß sie Bandhūka, und über Persien und Syrien kam sie nach Arabien. Die sehr harte Bohne, erinnernd an unseren Ausdruck blaue Bohne, wurde auch als Geschoß benutzt und das Bambusrohr, durch das sie geschossen wurde, erhielt auch ihren Namen (im Sanskrit Nāla bandhūka).

Die Haselnuß, im Griechischen Karyon pontikon (Corylus Avellana), wurde ins Aramäische als Phunduq (pontikon) eingeführt, und im Arabischen wurde dieses Wort mit dem Worte Bunduq vermengt, so daß jetzt im Arabischen Bunduq Haselnuß bedeutet. Nun heißt im Arabischen Venedig Bunduqiyyatun, und der Plural von Bunduq Banādīq erinnert an unser Venedig und ähnliche Formen des Namens dieser Stadt. Venetianische Waren heißen im Arabischen Banediqiyun (Bandiqqiyun), besonders versteht man darunter die in Marokko kursierende venetianische Zechine, feines Leinen, sowie Flinten, welche später von Venedig nach dem Orient eingeführt wurden.

Das arabische Bunduq kam im Laufe der Zeit nach Indien zurück, und so wurde ein ursprünglich indisches als Fremdwort in die Heimat wieder eingeführt. Im Arabischen wurde durch die Aufnahme des griechischen Pontikon die Bedeutung von Bonduq Bohne in Haselnuß verändert und durch die Verwechslung von Bonduq mit Venedig, die ursprünglich im Osten einheimische Flintenkugel und Flinte von einigen als von Venedig stammend, angesehen.

Erste allgemeine Sitzung.

(Fortsetzung.)

Inhalt: Nachmittagssitzung: Vorsitzender, Telegramm von Voß. — W. Schmidt, Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens. Dazu E. Bälz, W. Schmidt. — G. Schwalbe, Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen. — Rzehak, Der Unterkiefer von Ochos. Dazu Makowsky. — Gorjanović-Kramberger, Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie.

Der **Vorsitzende,** Herr Hofrat Professor Dr. Toldt, eröffnet die Sitzung.

Ich bringe zunächst ein Telegramm zur Kenntnis, welches Herr Geheimrat Voß aus Berlin der Versammlung widmet:

Der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft entbietet herzlichsten Gruß und wünscht vollbefriedigenden Erfolg und zwar reichen, andauernden Erfolg der vereinigten Tagung.

Wir werden Herrn Geheimrat Voß den Dank für diese Kundgebung übermitteln.

Herr **P. W. Schmidt**-St. Gabriel, Mödling:

Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens.[1])

Frühere Versuche, die austronesischen (malayo-polynesischen) Sprachen mit den indogermanischen (Bopp) oder hinterindischen (Keane) in Verbindung zu bringen, sind hinfällig oder unzureichend. Stand

[1]) Der Vortrag erscheint in erweiterter Form unter dem Titel „Die Verwandtschaft der austronesischen (malayo-polynesischen) Sprachen mit den Mon-Khmer-

hält dagegen das Unternehmen (Kern), aus inneren Gründen ein geographisches Stammland, wahrscheinlich in Hinterindien, festzustellen.

Die wirklichen verwandtschaftlichen Beziehungen der austronesischen Sprachen gehen über die Mon-Khmer- und die mit ihnen verwandten Sprachen Hinterindiens zu den Munḍa-Sprachen Vorderindiens. Der Zusammenhang der Mon-Khmer-Sprachen untereinander wurde festgelegt durch die Arbeiten von Logan, Forbes, E. Kuhn, Himly und W. Schmidt. Dieser Gruppe fügte letzterer hinzu die Sprachen der Sakei und Semang auf Malacca, das Khasi auf der Grenzscheide zwischen Hinter- und Vorderindien und die Palong-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin. Durch weitere Arbeiten Schmidts ist auch der innere verwandtschaftliche Zusammenhang des Nikobar mit diesen Sprachen gesichert. Daß mit all diesen Sprachen auch die Munḍa-Sprachen Vorderindiens in innerem Zusammenhang stehen, dafür werden in dem Vortrag die Gründe entwickelt, hergenommen aus den Lautverhältnissen, den Wortbildungsgesetzen (Gleichheit der Prä- und Infigierung mit Mon-Khmer-Khasi-Nikobar, der Suffigierung mit Nikobar), dem Wortschatz (schon jetzt an 350 Übereinstimmungen). Sten Konow weist auch in tibeto-birmanischen Sprachen des Südabhanges des Himalaya Spuren einer alten Beeinflussung durch Munḍa-Sprachen nach.

Dieses gesammte sprachliche Gebiet scheint auch anthropologisch zusammenzuhängen durch folgende physische Eigenschaften seiner Bewohner: 1. dolichocephale bis höchstens mesocephale Schädelbildung, 2. horizontal-, nicht schiefliegende Augen, runde, weite, nicht enggeschlitzte Augenöffnungen, 3. breite Nasenflügel, 4. dunklere Hautfarbe, 5. mehr oder weniger welliges Haar, 6. kleine bis mittlere Statur. Bestimmtere Nachrichten und Messungen liegen vor von den Senoi (Sakei) auf Malakka, den Khmer, den Bahnar, Sedang, Stieng und mehreren anderen hierhin gehörigen Moi-Stämmen Hinterindiens, den Nikobaren und den Munḍa-Völkern. Von den übrigen sind die Nachrichten noch lückenhaft und unbestimmt; was aber wirklich bekannt ist, liegt auf der oben bezeichneten Linie.

Mit der hier in Hinter- und Vorderindien aufgedeckten Spracheneinheit stehen auch die austronesischen (malayo-polynesischen) in innerem verwandtschaftlichen Zusammenhang. Der Beweis dafür liegt: 1. in der wesentlichen Gleichheit des Lautsystems beider Sprachengruppen (Aspiraten bei Mon-Khmer-Khasi-Munḍa schon jetzt als teilweise sekundär erwiesen), 2. in der völligen ursprünglichen Einheit des Wortbaues (gleiche Form des Wortstammes, gleiche einfache Präfixe, gleiche Verstärkung der einfachen Präfigierung durch Infigierung eines Nasals (*n̂*, *ń*, *n*, *m*) oder einer Liquida (*r*, *l*), gleiche Infixe (*n*, *m*, *p*, *mn*, *r*, *l*), Gleichheit der Suffigierung zwischen Munḍa-Nikobar und austronesischen Sprachen), 3. in mehreren wichtigen Punkten der Grammatik (Nachstellung des Genitivs [auch bei den Munḍa-Sprachen ursprünglich], Anfügung des Possessivum, exklus. und inklus. Form der 1. Pers. Plur. des Personalpronomen in mehreren dieser Sprachen, Dual und Trial beim Personalpronomen in mehreren dieser Sprachen), 4. in einer weitgehenden Übereinstimmung des Wortschatzes (schon jetzt über 200 Übereinstimmungen); die einzelnen Punkte werden des näheren ausgeführt.

In Übereinstimmung mit der Nachstellung des Genetivs stellen sich beide große Sprachengruppen als im wesentlichen präfigierende dar. Es treten aber umfassende Anzeichen hervor, für deren richtige Deutung besonders die Wortbildung des Nikobar von Wichtigkeit ist, daß auf einer noch früheren Stufe weitgehende Suffigierung bestand. Nach dieser Erkenntnis würden die jetzigen *p*-, *m*-, *ć*-, *ś*-, *ń*- und *t*-, vielleicht auch noch andere Auslaute ehemalige Suffixe darstellen, die man erst abtrennen müßte, um an die Ur-Ur-Wurzel zu gelangen. Darin eröffnet sich die Aussicht, die Beziehungen dieser beiden Sprachengruppen später vielleicht noch weiter führen zu können.

Neuere Forschungen lassen hervortreten, daß die oben für die Völker des hinter- und vorderindischen Sprachenkreises konstatierten anthropologischen Eigenschaften auch bei manchen Völkern des austronesischen Sprachengebietes, besonders den Dayak und Battak, vorhanden sind. Wenn sich das in weiterem Umfange bestätigt, so müßte der Begriff der „malayischen Rasse“ reformiert oder eigentlich eliminiert werden. An Stelle derselben hätte dann jene Rasse zu treten, deren Bestehen in Hinter- und Vorderindien schon jetzt nachgewiesen ist und die dann auch auf der Inselwelt Austronesiens nachgewiesen wäre; mehr noch als bis jetzt müßte dann betont werden, daß die Abweichungen der eigentlichen Malayen, Javanesen, Philippiner u. a. von dieser Rasse erst durch spätere Beeinflussung von seiten der Mongolen entstanden seien.

Auf der Bezeichnung „austronesische Sprachen“ weiterbauend, die er schon früher statt der jetzt nicht mehr zutreffenden Bezeichnung „malayo-polynesisch“ eingeführt, schlägt Schmidt vor, den Sprachen Hinter- und Vorderindiens, deren Zusammenhang hier dargelegt, den Namen „austroasiatische Sprachen“ beizulegen. Die hier gleichfalls bewiesene generische Einheit dieser beiden großen Gruppen käme dann passend, nach Weglassung der beiderseitigen differentia specifica, in dem Namen „austrische Sprachen“ zum Ausdruck.

Herr Geh. Hofrat Dr. **E. Bälz**-Stuttgart:

Der Herr Vorredner hat erwähnt, daß man die Zusammengehörigkeit der malayischen und mongolischen Rasse mehr als bisher betonen sollte. Ich glaube, Cuvier hat diese schon so sehr betont, daß er überhaupt beide zu einer Rasse zusammenfaßt, und ich bin in meinen Studien zu ganz demselben Resultate gekommen und habe bei jeder Gelegenheit diese Zusammenhörigkeit betont. Ich betrachte die malayische Rasse einfach als den südlichen Teil der ostasiatischen (austrasischen), oder, wenn man will, der gelben Rasse, und als deren nördlichen Teil die Mandschus, Nordchinesen, Japaner u. s. w.

Ich habe früher auch schon immer betont, daß gerade bei der sogen. malayischen Rasse, die also in Wahrheit bloß die südliche Hälfte der gelben Rasse ist, die Augen fast durchweg horizontal liegen, daß der Höhendurchmesser der Augen da viel größer ist im Verhältnis zum Querdurchmesser als bei den Nordasiaten. Aber ich glaube doch, daß beide nicht getrennt werden können. Der beste Kenner der Malayen, Wallace, sagt, daß, als er zuerst nach Java und die anderen austrasischen Inseln kam, ihm nichts leichter schien, als Chinesen von Malayen zu unterscheiden, daß es ihm aber, nachdem er 15 Jahre unter den Leuten gelebt hatte, unmöglich war, einen charakteristischen

---

Sprachen, dem Khasi, dem Nikobar und den Munḍa-Sprachen Hinter- und Vorderindiens“ im „Archiv für Anthropologie“ und darnach in einer Separatausgabe.

Unterschied herauszufinden. Ich habe das Zeugnis von Chinesen, Japanern, Koreanern, Tonkinesen, daß sie selber keine Unterschiede unter sich finden können. Ich bin überzeugt, daß mit der Zeit eine Klärung in diesem Sinne erfolgt, daß man also einen ganz allmählichen Übergang zwischen der nordostasiatischen und der malayischen Rasse anerkennt, der eine strenge Scheidung derselben unmöglich macht. Was die Namensgebung betrifft, so habe ich den Namen „austrasisch" schon verwendet, und zwar als Bezeichnung für die gesamte sogen. gelbe Rasse, wie sie ganz Ostasien von Kamtschatka bis Sumatra und Java bewohnt. Die topographische Bezeichnung austrasisch (= ostasiatisch) ist der physischen Bezeichnung „gelb" als unverfänglicher und zugleich treffender vorzuziehen, denn es gibt einerseits unter den Ariern Indiens, namentlich Nordindiens, Leute von derselben Farbe, wie wir sie bei den Ostasiaten finden, andererseits sieht man unter den letzteren ebenfalls alle Abstufungen von fast reinem Weiß (bei manchem Mandschu) bis zum satten Braun (bei südlichen Malayen).

Es will mir scheinen, als ob diese Anwendung des Wortes austrasisch schon seiner Bedeutung nach richtiger sei, als die von dem Herrn Vorredner vorgeschlagene, welche sich doch nur auf den äußersten Süden von Ostasien bezieht.

Herr **P. W. Schmidt**-Mödling:

Ich weiß doch nicht, ob es methodisch zulässig ist, die sogen. malayische Rasse einfachhin zur mongolischen zu rechnen. Denn wenn doch zugegeben werden muß, „daß gerade bei der sogen. malayischen Rasse .... die Augen fast durchweg horizontal liegen, daß der Höhendurchmesser der Augen da viel größer ist im Verhältnis zum Querdurchmesser als bei den Nordasiaten", wenn andererseits gerade diese von dem Habitus der Nordasiaten abweichenden Stücke als Specifica bei einer anderen Rasse sich finden, mit denen die malayische Rasse die Sprache gemeinsam hat, was jedenfalls einen längeren Verkehr mit ihr voraussetzt: so liegt es doch näher, die malayische Rasse als hervorgegangen aus einer Mischung von Mongolen mit jener anderen Rasse zu bezeichnen. Was dann die Benennung „austroasiatisch" angeht, so darf ich ja wohl darauf aufmerksam machen, daß „auster" nicht „Osten" sondern „Südost(wind)" bedeutet. Dann paßt dieser Name doch wohl nicht für die gelbe Rasse, „wie sie ganz Ostasien von Kamtschatka" an bewohnt, die aber nachweisbar gerade in dem Südosten Asiens, in Hinterindien erst später eingewandert ist, welches eben die andere Rasse ursprünglich ganz in Besitz hatten.

Herr Professor Dr. **G. Schwalbe**-Straßburg i. E.:

Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen.

Durch die Güte des Herrn Szombathy war ich in der glücklichen Lage, das im Jahre 1871 südlich von Brüx in Böhmen aufgefundene Schädelfragment untersuchen zu können, welches seitdem durch Quatrefages und Hamy eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, da diese Forscher es mit den Schädeln von Cannstatt, Egisheim, Neandertal und anderen wirklich oder vermeintlich fossilen Schädeln der ältesten Menschenrasse zugeschrieben wurde, welche die genannten französischen Forscher als Rasse von Cannstatt bezeichneten. Ich habe in der Folge gezeigt, daß innerhalb dieser „Rasse von Cannstatt", die von de Mortillet und Fraipont besser als Neandertalrasse bezeichnet wurde, zwei voneinander sehr verschiedene Schädelformen vereinigt worden sind. Die unbedingt ältere, zu welcher die Schädel und Skelettreste von Neandertal, Spy und Krapina nebst verschiedenen einzelnen Unterkiefern gehören, habe ich in der Folge als eine besondere Spezies des Genus Homo, als Homo primigenius, von der anderen rezenteren, aber schon im jüngeren Diluvium auftretenden Form unterschieden. Die letztere Schädelform unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der der jetzt lebenden Menschen, so daß ich die Träger dieser Schädelform mit letzteren zu der Art Homo sapiens vereinigte. Homo primigenius würde dem älteren Diluvium angehören, Homo sapiens mit seinen mannigfaltig sich differenzierenden, aber später vielfach wieder sich mischenden Rassen vom jüngeren Diluvium an sich entwickelt haben. Als charakteristischste spezifische Merkmale des Schädels des Homo primigenius führte ich unter anderen die geringe Höhe, wie sie durch meinen Kalottenhöhenindex und den Bregmawinkel veranschaulicht wird, an. Die niedrigen Werte dieser beiden Formelemente sind von den entsprechenden minimalsten für den Homo sapiens gefundenen Werten durch eine tiefe bisher nicht überbrückte Kluft getrennt. Ein ganz hervorragendes Merkmal aber des Homo primigenius ist die auffallende Gestaltung der Supraorbitalregion. Die oberen Ränder der beiden Augenhöhlen sind hier von mächtigen kontinuierlichen, nur in der Medianebene leicht eingetieften Wülsten, die ich Tori supraorbitales genannt habe, gebildet, während beim Homo sapiens zuweilen auch ansehnlich entwickelte Arcus superciliares nicht längs des Oberaugenhöhlenrandes lateralwärts bis zur Jochbeinverbindung laufen, sondern schon über der Mitte des Oberaugenhöhlenrandes schräg lateralwärts aufsteigen und somit über dem lateralen Teile der Orbita ein bis zur Jochbeinverbindung reichendes dreiseitiges planes oder sogar leicht konkaves Feld freilassen, das ich Planum supraorbitale nenne. Hält man sich an diese hier kurz skizzierten und einige andere von mir früher hervorgehobene spezifische Merkmale, so wird es stets leicht sein, unter den fossilen Schädeln die zum Homo primigenius gehörigen von denen des Homo sapiens zu sondern. So gelang es mir in früheren Mitteilungen, den von Quatrefages und Hamy für neandertaloid erklärten Schädel von Egisheim, wenn auch aus dem jüngeren Diluvium stammend, doch dem Homo sapiens angehörig nachzuweisen. Daß auch die Schädel von Tilbury, Cannstatt, das Stirnbeinfragment von Denise dem letzteren, nicht dem Homo primigenius angehören, habe ich ebenfalls früher schon nachgewiesen. Eine ausführliche Beschreibung des Schädelfragments von Cannstatt wird in Kürze erscheinen. Ich habe ferner den Nachweis geliefert, daß entgegen der immer noch wieder ausgesprochenen Meinung neandertaloide Formen seit dem jüngeren Diluvium nicht mehr nachzuweisen sind. Alle als solche beschriebenen Schädel, wie der berühmte Batavus genuinus, wie einige neuerdings von polnischen Forschern (Stolywo, Czarnoski) als neandertaloid beschriebene Schädelfragmente halten meiner genauen Formanalyse gegenüber nicht stand, ergeben sich als Schädel des Homo sapiens. Zu einer derartig falschen Auffassung ist man im wesentlichen, wie ich schon für das Stirnbein von Denise gezeigt habe, wie dies ganz besonders aber für die neuesten polnischen Publikationen gilt, durch falsche Orientierung der betreffenden Schädelfragmente gekommen. An einem anderen Orte werde ich dies für die jüngst von polnischen Autoren beschriebenen Schädel genauer nachweisen.

Diese Einleitung ist zur Orientierung notwendig, wenn wir uns über die Stellung des Schädelfragments von Brüx ein sicheres Urteil verschaffen wollen. Da das Fragment nur aus dem Stirnbein und den beiden fest synostosierten Scheitelbeinen besteht, so war zunächst die Lage des Lambda festzustellen; das Bregma war, obwohl die Kranznaht bereits im Verstreichen ist, leicht zu bestimmen. Die sorgfältigste Untersuchung ergab, daß das Lambda in der Mittellinie an der hinteren Grenze der vereinigten Parietalia sich befunden haben mußte, da keine Spur eines mit den vereinigten Parietalia etwa noch verbundenen Hinterhauptbeinrestes nachzuweisen war. Man hat also in der Mediankurve Nasion, Glabellahöhe, Bregma und Lambda festgelegt, kann die Glabella-Lambdalinie und die darauf zu errichtende Lambda-Kalottenhöhe sowie ihren Index sicher bestimmen. Bevor eine weitere Untersuchung vorgenommen werden konnte, war aber noch der schon von Luschan für den Brüxer Schädel, von Houzé neuerdings für den Schädel von Galley Hill erhobene Einwand zu beseitigen, als handle es sich hier um einen pathologischen, durch frühzeitigen Schluß der Sagittalnaht skaphocephalen Schädel. Unsere anatomische Anstalt in Straßburg verfügt über drei exquisite skaphocephale Schädel, welche sich sowohl in der Frontal- als Mediankurve auffallend vom Schädel von Brüx und auch von dem von Galley Hill nach den vorliegenden Abbildungen von Klaatsch unterscheiden. In der Frontalkurve fällt die kielförmige Zuschärfung nach der Mittellinie, in der Mediankurve das stark konvexe Vorspringen des Stirnbeines bei skaphocephalen Schädeln auf, so daß beide Kurven sich total verschieden verhalten von den entsprechenden von Brüx und Galley Hill. Ich muß also für beide die skaphocephale Natur zurückweisen, sie beide für normale Schädelformen erklären. Daß die Sagittalnaht synostosiert ist, beweist doch wahrlich nichts für Skaphocephalie, da, wie ich früher nachgewiesen habe (Neandertalschädel), normale Schädel von männlichen Individuen über 40 Jahre mit wenigen Ausnahmen Synostose der Sagittalnaht zeigen.

Hat man nun die Mediankurve bis zum Lambda, so kann man nach meinen in meinen Arbeiten über die Schädel von Pithecanthropus und Egisheim angestellten Untersuchungen annähernd die Lage der Glabella-Inion-Linie ermitteln. Es wurde der Rekonstruktion ein Winkelabstand der Glabella-Lambda- und Glabella-Inion-Länge von 20° zu Grunde gelegt. Auch die Lage der deutschen Horizontalebene läßt sich nach meinen und Nagels Ausführungen ermitteln, indem man letztere von der Glabella-Inion-Linie an der Glabella unter einem Winkel von 15° divergieren läßt. Meine vergleichenden Untersuchungen über die Größenverhältnisse von Lambda-Länge, größter Länge und Inion-Länge, wie ich sie in meiner Monographie über das Schädelfragment von Egisheim veröffentlicht habe, erlauben dann ferner als wahrscheinliche größte Länge 190 mm anzunehmen. Als größte Breite wurde auf Grund der Konstruktion an einer Frontalkurve 130 (bis 135) mm als die wahrscheinlichste ermittelt. Es ergibt sich daraus der Längenbreiten-Index von 68,4. Der Brüxer Schädel ist also hyperdolichocephal, aber nicht in einem so extremen Maße, wie es Luschan annahm, der einen Längenbreiten-Index von 62–63 für wahrscheinlich hielt. Man kann an dem Brüxer Schädelfragment deutlich nachweisen, daß es durch seitliche postmortale Verdrückung schmaler geworden ist, als es der wahren Natur entspricht. Für eine Kalottenhöhen-Bestimmung genügte die vorhin gegebene Lagebestimmung der Glabella-Inion-Linie. Die Kalottenhöhe wurde zu annähernd 88 mm ermittelt. Für die Bestimmung des Kalottenhöhen-Index wurde die Länge der Glabella-Inion-Linie nach den am Egisheimer Schädel entwickelten Grundsätzen zu 180—185 mm festgestellt und unter Annahme der verschieden kombinierten Möglichkeiten daraus ein Kalottenhöhen-Index von 48 berechnet. Das ist ein niederer Index, welcher unterhalb der mit 51 beginnenden Variationsbreite des Homo sapiens liegt, andererseits aber nicht zu den niedrigen Ziffern 40—44 der Neandertalgruppe (Homo primigenius) herabsinkt. Auch noch in einer zweiten Eigenschaft zeigt sich der Brüxer Schädel tiefer stehend, als die Schädelformen des Homo sapiens. Es ist dies die geringe Größe des Bregmawinkels, dessen Wert bei Brüx annähernd bei 48,2, beim Homo primigenius zwischen 44 und 47, beim rezenten Menschen zwischen 53 und 64° sich findet. Dies kommt in der Aufeinanderzeichnung der durch die Mitte des Augenhöhlendaches gelegten Sagittalkurven bei annähernd horizontaler Stellung der oberen Augenhöhlenwand deutlich in einem weniger steilen Verlauf der Stirnkurve zum Ausdruck. Dies sind aber die beiden einzigen Merkmale,[1]) in welchen der Brüxer Schädel aus der Variationsbreite der Schädel des Homo sapiens herausfällt, gewissermaßen eine Zwischenstellung zwischen Homo primigenius und sapiens einnimmt. In allen anderen für die spezifische Unterscheidung der beiden Menschenarten wichtigen Merkmalen schließt sich Brüx innig an Homo sapiens an. In erster Linie ist hier das Verhalten der Supraorbitalregion der Stirn zu nennen. Der Brüxer Schädel zeigt keine Tori supraorbitales, sondern nur die für den rezenten Menschen charakteristischen Arcus superciliares und lateral davon das Planum supraorbitale. Dem entspricht auch ein Verhältnis der beiden Teile des Stirnbeines, welche an der Mediankurve des Schädels als Pars glabellaris und Pars cerebralis zu unterscheiden sind, wie es nur dem Homo sapiens zukommt. Ich habe dafür in einem Index einen guten zahlenmäßigen Ausdruck gefunden, der sich aus der Sehnenlänge der Pars glabellaris und der der Pars cerebralis unter Ansetzung der letzteren = 100 berechnet. Es liegt darin ebenfalls ein höchst charakteristischer Unterschied des Homo primigenius und sapiens. Bei ersterem ist die Pars glabellaris gewaltig entwickelt, beträgt der Index 41 bis 44, bei letzterem dagegen nur 20—30. Den des Brüxer Schädels ermittelte ich zu 24,2.

Als Resultat meiner formanalytischen Untersuchung des Brüxer Schädels ergibt sich also, daß derselbe hyperdolichocephal ist, daß er in der Mehrzahl seiner Eigenschaften, insbesondere in der Bildung der Supraorbitalregion vollständig mit den Schädeln des Homo sapiens übereinstimmt, daß er aber in einigen Eigenschaften, wie in dem geringen Wert des Kalottenhöhen-Index und des Bregmawinkels gewissermaßen eine Zwischenstellung zwischen dem Neandertal- und rezenten Menschen einnimmt.

Fragen wir nun, ob in der Gegenwart und Vergangenheit nicht Schädelformen der Gattung Homo existieren, denen sich der Brüxer Schädel unmittelbar anschließen läßt, so muß ich hier zunächst ganz kurz auf die Schädel der Australneger zu sprechen kommen. Dieselben sind wiederholt als dem Neandertalmenschen besonders nahestehend beschrieben worden, auf Grundlage von Mediankurven, die bei vollständig verschiedener, also falscher Orientierung der Grundlinie

[1]) Dazu gehört auch noch der niedere Wert des Stirnwinkels, den ich hier nicht berücksichtige.

ineinander gezeichnet wurden. Entscheidend sind hier Zahlen. Ich fand für 12 Australnegerschädel der Freiburger Sammlung den Kalottenhöhen-Index im Mittel zu 56,5, den Bregmawinkel zu 56,9°, den Index aus Sehnenlänge der Pars glabellaris und cerebralis gar nur 20, alles Zahlen, welche vollkommen in die Variationsbreite des Homo sapiens fallen. Die Australneger haben ferner keine Tori supraorbitales, sondern nur, wenn auch zuweilen stark entwickelte, Arcus superciliares und lateral davon ein Planum supraorbitale. Sie schließen sich also ganz und gar an den Typus Homo sapiens an. Von einer näheren Verwandtschaft mit dem Homo primigenius kann formanalytisch nicht die Rede sein.

Dagegen scheint unter den alten fossilen Schädeln der von Newton und zuletzt von Klaatsch beschriebene von Galley Hill dem Brüxer sehr nahe zu stehen. Ich habe schon hervorgehoben, aus welchen Gründen ich ihn nicht für skaphocephal mit Houzé halte. Er ist ultradolichocephal (Index nach Klaatsch 63,4), welche starke Dolichocephalie wohl zum Teil auf Rechnung postmortaler seitlicher Kongression zu setzen ist. Sein Kalottenhöhen-Index beträgt 48,2, ist also sehr niedrig, sein Bregmawinkel ist relativ groß, fällt mit 52° in das unterste Gebiet der menschlichen Variationsbreite. In der Bildung der Supraorbitalregion entspricht er vollkommen dem Homo sapiens; er würde also zwischen letzterem und dem Schädel von Brüx vermitteln.

Mit dieser anatomischen Untersuchung der Schädel von Galley Hill und Brüx steht nun zur Zeit das geologische Alter nach den vorliegenden Mitteilungen nicht in Einklang, am besten noch für den Schädel von Brüx, der nach Woldrich altalluvial ist; es besteht aber die Wahrscheinlichkeit, daß er nicht in seiner ursprünglichen Lagerstätte gefunden wurde, sondern erst sekundär aus dem benachbarten Löß hineingelangte, wofür die abgeschliffenen Bruchränder entschieden sprechen. Eine Zugehörigkeit zum jüngeren Diluvium ist also für den Brüxer Schädel wohl anzunehmen. Nun soll aber nach Rutot der Schädel von Galley Hill dem ältesten Quartär angehören, während er die Funde von Homo primigenius der älteren Periode des jüngeren Quartär, der Cro-Magnon-Rasse der jüngeren Periode des letzteren zurechnet. Wenn letztere geologische Bestimmungen richtig sein sollten, so würde eine dem rezenten Menschen sich unmittelbar anschließende Zwischenform (Galley Hill) ein viel höheres geologisches Alter besitzen, als die anatomisch ungleich primitivere des Homo primigenius, was mir außerordentlich unwahrscheinlich erscheint. Der Form nach reiht sich der Schädel von Galley Hill nach den vorliegenden Untersuchungen zwischen Homo primigenius und sapiens ein und zwar unmittelbar an letzteren an. Ich möchte aber auf die klar sichtbaren Formverhältnisse hier mehr Gewicht legen, als auf die von Rutot angenommene Zugehörigkeit zum ältesten Diluvium, zumal da die Fundverhältnisse von anderer Seite auch anders gedeutet sind. Ich begnüge mich, den anatomischen Nachweis geliefert zu haben, daß das höchst wahrscheinlich dem jüngeren Quartär angehörige Schädelfragment von Brüx nicht dem Homo primigenius, sondern dem Homo sapiens angehört, aber in einigen Charakteren eine tiefere Stellung einnimmt, als der Schädel des rezenten Menschen. Inwieweit zu diesem vermittelnden Typus außer Brüx und Galley Hill etwa noch die Schädelfragmente von Brünn und Gibraltar gehören, vermag ich nicht ohne eigene Untersuchung zu sagen. Ich bemerke aber, daß der von Klaatsch untersuchte Schädel von Brünn in allen spezifisch wichtigen Eigenschaften sich dem der rezenten Menschen anschließt. Nur der Kalottenhöhen-Index des Brünner Schädels liegt mit 51,2 an der unteren Grenze der menschlichen Variationsbreite.

Die vorstehenden Mitteilungen wurden durch Tabellen und Zeichnungen genauer erläutert, welche in einer ausführlichen Abhandlung über das Schädelfragment von Brüx demnächst erscheinen werden.

Herr Professor **A. Rzehak**-Brünn:

Der Unterkiefer von Ochos.

Der vorliegende Unterkiefer wurde mit zahlreichen Resten diluvialer Tiere in einer kleinen Höhle des Brünner Höhlengebietes entdeckt. Er besitzt alle Eigentümlichkeiten, die in neuerer Zeit als typisch für die Unterkiefer des altdiluvialen Menschen (homo primigenius) erkannt worden sind. Die Basis fehlt leider, dagegen ist der ganze Zahnbogen (mit Ausnahme des rechtsseitigen Weisheitszahnes) tadellos erhalten. Die Dimensionen des einem etwa 35jährigen Individuum angehörigen Kiefers sind solche, daß die seinerzeit so angestaunten Größenverhältnisse des kindlichen „Schipkakiefers" durchaus nicht als abnorm bezeichnet werden können. Besonders bemerkenswert ist an dem Ochoskiefer die Beschaffenheit der inneren Kieferplatte, welche nicht senkrecht, sondern schräg nach innen abfällt und zwar in einem Grade, wie dies bei keinem der bisher beschriebenen diluvialen Unterkiefer der Fall ist. Die seichten Depressionen seitlich der im oberen Teile durch einen sanften Wulst bezeichneten Symphyse, der Lingualwulst und die unter demselben befindliche, mit einem Foramen versehene Grube sind durchwegs Merkmale, die allen sicher altdiluvialen Unterkiefern zukommen. Auf der vorderen Kieferplatte fällt insbesondere die enorme Länge der Wurzeln der Eck- und Vorderzähne, sowie deren Krümmung nach außen auf. Der labio-linguale Durchmesser der Vorderzahnwurzeln beträgt 8,5 – 9 mm. Der Zahnbogen nähert sich deutlich der U-Form. Obwohl die Basis fehlt, kann man doch behaupten, daß ein Kinn nicht vorhanden war. Der Kiefer von Ochos schließt sich am besten an den Unterkiefer von Spy I an.

Herr Professor **Alex. Makowsky**-Brünn berichtet in Ergänzung des Vortrages des Professors A. Rzehak-Brünn über den Unterkiefer des altdiluvialen Menschen von Ochos in Mähren über die Resultate der Untersuchung der kleinen Kalksteinhöhle bei Ochos, in welchen der menschliche Unterkiefer mit zahlreichen Resten von diluvialen Tieren im Frühling des Jahres 1905 aufgefunden wurde.

In einem zum Teil versinkenden Seitenschlote obiger hochgelegenen Höhle fanden sich im Höhlenlehm fest eingebettet die vortrefflich erhaltenen, nicht im Wasser abgerollten Knochenreste von Tieren, die teils dem Menschen zur Nahrung gedient haben, teils von Raubtieren, welche Nachlese gehalten und so wahrscheinlich auch den menschlichen Kiefer in das Höhleninnere eingeschleppt haben.

Von ersteren Tieren sind konstatiert worden: Mammut, zahlreiche Zahnlamellen von jungen Exemplaren, sowie aufgeschlagene mit deutlichen Schlagmarken versehene Tibien, deren spongiöses Markgewebe ausgekratzt worden ist; Rhinoceros tichorhinus, zahlreiche Zähne, deutlich ausgekratzte Oberarmknochen; Bos priscus, viele Zähne und Unterfußknochen; Cervus (ob Elaphus?) mit gewaltigen Geweihresten und Kieferstücken; Tarandus rangifer, gleichfalls Kieferstücke und Geweihstücke; Equus fossilis, am häufigsten, hat die Hauptnahrung des Menschen gebildet.

Unter den Nagetieren sind das sibirische Murmeltier, der Bobak, in einigen Kieferresten vertreten und von kleinen Nagetieren der Halsbaldlemming (Myodes torquatus).

Von Raubtieren sind konstatiert: zahlreiche Zähne und einige Skeletteile vom Höhlenbär (Ursus spelaeus), der Höhlenhyäne (Hyäna spelaea), Höhlenwolf und Höhlenfuchs (ob Eisfuchs?). Aus dieser Untersuchung geht unzweifelhaft hervor, daß der menschliche Kieferrest sich nur in Gesellschaft von diluvialen Tieren vorgefunden hat, also gleichzeitig ist.

Herr Professor Dr. **Gorjanović-Kramberger** - Agram:

Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie.

(Nach den Ausgrabungen im Sommer des Jahres 1905.)

Die im verflossenen Juli durchgeführten endlichen Ausgrabungen der Lagerstätte von Krapina ergaben sehr zufriedenstellende Resultate. Obzwar der ausgehobene Teil bloß auf eine kleine, nach Norden sich aussackende Stelle der Höhle beschränkt war, welche eine nur 4 m lange und etwa 1/2 m dicke Zone umfaßte, so war die Ausbeute speziell an menschlichen Resten eine hervorragende. Es wurden nämlich weit vollständigere Skeletteile gefunden als es die bisher aus Krapina vorliegenden sind. Insbesondere sind es wiederum Teile des Schädels, dann der Extremitäten, der Wirbelsäule und des Beckens, die in sehr erwünschter Weise das bereits vorhandene und bekannte Material vervollständigen.

Es wurden nämlich über 200 Skeletteile vorgefunden und zwar: 2 unvollständige Kalotten, 3 isolierte Supraorbitalwülste nebst vielen Schädelscherben. Ferner ein Gesichtskelett mit der unteren Stirnpartie, den beiden Supraorbitalwülsten, den Unteraugenrändern und den Nasalknochen. 13 Temporalstücke, 5 Unterkiefer verschieden alter Individuen, mehrere Ramus, 2 Oberkieferstücke, 38 isolierte Zähne, mehrere Wirbel, Rippen, 10 Scapulae, 11 Claviculae, 15 Humeri, 9 Radiis, 6 Ulnen, einige Metacarpalien und Finger, 3 Beckenfragmente, 2 obere Femurstücke, Fragmente der Tibia, 15 Fibulae, mehrere Tarsal-, Metatarsalknochen nebst vielen Fingern und 10 Patellen.

Es sei bemerkt, daß die hier nominierten Knochen in größter Unordnung vermengt vorgefunden wurden und zwar zumeist knapp über Feuerlagerstätten und in Gesellschaft mit Silex. Nur sehr wenige Tierreste wurden darunter beobachtet, so: Rhinoceros Mercki, der stete Begleiter des Menschen, Bos primigenius, Cervus capreolus, C. elaphus, Equus u. s. w. Die ausgehobenen Reste konnten natürlich noch nicht eingehender untersucht werden und ich muß mich begnügen — Ihnen meine Herren — vorläufig nur einen kurzen Bericht über die augenfälligeren Erscheinungen an den diesjährigen Funden des diluvialen Menschen von Krapina hier vorzuführen.

Vor allem möchte ich zweier unvollständiger Kalotten jugendlicher Individuen Erwähnung tun, wovon die eine insoferne bemerkenswert erscheint, weil man sie auf den ersten Blick für die einer anderen Rasse auffassen könnte. Diese fragliche Kalotte zeigt uns die vordere und obere Schädelpartie von der Glabella bis nahe zur Lambda und besitzt eine noch offene Sutura frontalis u. s. w. Besonders ist zu erwähnen, daß die Supraorbitalränder nicht in der beim Homo primigenius gewohnten Weise verdickt und vorgezogen sind, vielmehr sie sind hier nur sehr schwach angedeutet dabei dünn und erinnern auf den ersten Blick an solche des rezenten Menschen. Doch gewahrt man bei günstiger Beleuchtung des Objektes sofort, daß der Arcus supraorbitalis mit dem Arcus superciliaris ein kontinuierliches Ganze, d. h. den Supraorbitalwulst bildet, der hier jedoch erst in Entwicklung begriffen ist. Ich besitze noch ein Bruchstück eines Supraorbitalrandes eines ebenfalls sehr jungen Individuums, der ganz und gar demjenigen der vorliegenden Kalotte gleicht. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß auch beim Homo primigenius, wie dies beispielsweise beim Schimpansen und Gorilla der Fall ist, die Ausbildung der Tori supraorbitales mit dem zunehmenden Alter und der wachsenden Stärke der Schläfenmuskel im Zusammenhange steht. — Im übrigen ist der vorliegende Kalottenteil flach, flacher als beim Neandertaler und diesbezüglich mehr dem des Pithecanthropus ähnlich, doch hat er eine konvexere Stirne.

Die andere, ebenfalls einem jungen Individuum angehörige Kalotte zeigt uns wiederum die hintere Schädelpartie — vom Foramen magnum bis zum Bregma. Der Schädel war offenbar kurz und rund und die occipitale Knickung ist noch nicht so stark ausgeprägt wie dies an Schädeln erwachsener Individuen des Homo primigenius der Fall ist.

Von den neuaufgefundenen Unterkiefern werde ich vier kurz besprechen. Drei davon gehören erwachsenen Individuen an, der vierte aber einem etwa 13jährigen Kinde. Die übrigen zwei Kiefer sind bloß kleinere Fragmente der vorderen Kieferpartie an der Symphysis. Eines davon gehörte einem etwa 8—9 jährigen Kinde, dem die beiden J gerade hervorbrechen wollten; das andere Stück aber einem erwachsenen Individuum. Beide diese Fragmente zeichnen sich durch eine ebene vordere Kieferplatte und die dicke Kieferbasis aus und reihen sich so an die bereits beschriebenen Kiefer von Krapina an.

Viel wichtiger sind die drei Unterkiefer der Erwachsenen. Alle drei gehören einem und demselben Typus an, der sich durch die vordere ebene Kieferplatte, die verdickte ebene Basis und eine gleiche Beschaffenheit der inneren Kieferplatte auszeichnen. In allen diesen Punkten stimmen diese Kiefer mit demjenigen von Spy I genau überein, nur daß bei einem die M nach rückwärts kleiner werden und daß ein anderer davon wiederum prognather ist (109°) als der Spy-Kiefer. — Unsere neuen Kiefer sind nun: ein linker Unterkieferkörper mit 8 Zähnen ($rJ_2 - lM_2$), vorne 35,3 mm (ohne Zähne) hoch und mit einem Symphysen-Winkel von 95,5°. Ein rechter Unterkiefer mit Ast, dem nur der hintere Rand fehlt. Vor demselben Kiefer liegt auch der Bruchteil des linken Körpers mit $P_2 - M_2$ vor, so daß ich von diesem Kiefer im ganzen 14 Zähne besitze, wovon 11 eine zusammenhängende Reihe und zwar vom 1C bis zum rM_3 bilden. — Dieser Kiefer gleicht sehr dem Spy I — Kiefer; er besitzt dieselbe Alveolar- und Kieferprognathie, dieselbe Beschaffenheit der vorderen und inneren Kieferplatte an der Symphysis und ist da noch um ca. 3 1/2 mm höher als der belgische Kiefer. Auch beträgt die Entfernung von der Mitte der J_2 bis zur Mitte des Hinterrandes des M_3 wie beim Spy-Kiefer 64 mm. Ich möchte noch bemerken, daß die Zähne $P_2 - M_3$ mit Zahnstein belegt sind und daß außerdem der Kiefer krankhaft war (Arthritis deformans). Das Capitulum des Unterkieferastes ist nämlich sehr uneben und besitzt an der Außenecke ein Loch. Ferner beobachtet man noch an der Basis des M_1 und P_2 am Aussenrande des Kiefers zahlreiche Löchelchen, welche

den betroffenen Alveolarfortsatz zum Teil schwammig erscheinen lassen.[1])

Ferner habe ich den prachtvoll erhaltenen Unterkiefer eines vollkommen erwachsenen Individuums, welchem leider die Aste fehlen, zu erwähnen. Der Kieferkörper enthält 15, also alle mit Ausnahme des rechten M_3.[2]) — Dieser Kiefer ist genau so hoch wie jener von Spy I nur ist er prognather (109°) und sein Zahnbogen ist, zum M_3 gehend, nach außen gebogen. Die M sind fast von gleicher Größe und ich möchte ausdrücklich betonen, daß der M_3 nicht etwa der kleinere von den M ist. Die Entfernung der Mitte zwischen den J_2 bis zum hinteren Rand des M_3 beträgt 64.3 mm.

Ich erwähne noch den gut erhaltenen linken Unterkiefer eines erwachsenen Menschen mit noch einer zusammenhängenden Reihe von 8 Zähnen und zwar von $rJ_2 - lM_2$. Dieser Kiefer stimmt wegen seines geringeren Symphysen-Winkels u. s. w. genau mit dem erst beschriebenen krankhaften Kiefer überein.

Noch habe ich jenes linken Unterkiefers zu gedenken, den ich als den Kiefer eines 13jährigen bezeichnete. Dem Kiefer fehlt blos der Gelenkkopf des Astes und der vordere, an die Symphysis grenzende Körperteil. Am niederen, jedoch dicken Kiefer sehen wir zwei bleibende M (M_1 M_2), den ziemlich stark abgekauten Milchbackenzahn und im Kiefer- und zwar unter dem Milchzahn — den P. — Auffallend sind an diesem Kiefer die beiden M mit 12,9—13 mm Länge, bei einer Breite von 12 mm. Gegen diese bedeutende Zahngröße und im Vergleiche zu den übrigen Kiefern erscheint die Kieferhöhe beim Foramen mentale mit 22 mm gering, dagegen ist die Dicke des Kiefers unter dem Foramen mit 19 mm sehr stark zu nennen. Was Zahngröße anlangt, stimmt dieser Kiefer mit dem von Predmost überein.

Bezüglich der Oberkiefer möchte ich bemerken, daß davon zwei Stücke vorliegen, von denen einer etwa einem 15jährigen Individuum angehört hat, da der P_2 durchzubrechen begann und die Sutura palatina mediana unverwachsen und tief eingeschnitten ist. Der Zahnbogen unseres Kiefers ist schmäler als jener des Spy II, dabei beim M_2 etwas nach auswärts gebogen. Im Kiefer stehen: der rJ_2, der hervorbrechende rP_2, dann der linke dM und die definitiven M_1, M_2. Von diesen letzteren ist der M_1 der größere und mißt an 13,4 mm Länge! Ich bemerke noch, daß dieser Kiefer stark prognath ist und seine Höhe an der Symphysis von der Spina nasalis anterior zum Alveolarrande 21,4 mm beträgt. Dadurch unterscheidet sich dieser Kiefer von dem 27 mm hohen, bereits beschriebenen Oberkiefer aus Krapina, welch letzterer auch einen weiteren Zahnbogen besitzt.

Der andere Oberkiefer dürfte einem 7—8 Jahre alten Kinde angehört haben, da noch die meisten zukünftigen definitiven Zähne im Kiefer stecken. Der Zahnbogen dieses Kieferstückes ist ebenfalls schmäler als jener des Spy I-Kiefers.

Erwähnenswert ist ein Gesichtsteil des Schädels mit dem basalen Stirnbein, den Nasenbeinen und der rechten Augenhöhle. Ich glaube, daß dieses Gesichtsskelett jenem vorher genannten Oberkiefer des 15jährigen Individuums angehört, da beides zusammen gefunden wurde. An diesem Schädelstücke sind die starken Supraorbitalwülste, die breite Nasenwurzel, die große, etwas rhombische Augenhöhle mit den Durchmessern 42 und 38 mm (also Hypsikonchie), das kräftige Os zygomaticum und dann der Verlauf der Sutura zwischen den beiden Nasalbeinen als besonders bemerkenswert zu nennen. Die beiden Nasale sind ungleich und zwar ist das rechte größer, weil mit dem oberen Teile des linken verschmolzen. Es verläuft daher die Internasalsutur von unten bis zum beiläufig $^3/_4$ Teil herauf normal, biegt dann plötzlich winkelig zur linken Sutura naso — frontalis ab. Auch der ganze Verlauf der letztgenannten Sutura als auch die Fronto-Nasalprofillinie ist bemerkenswert. Letztere zeigt, wie die ganze an das Nasale angrenzende Stirnpartie mit dem Nasale vorgezogen ist, wie ich dies bereits in dem eben erschienenen Hefte meiner Untersuchungen gezeigt habe.

Zu diesem Gesichtsteile gehört noch das linke Os zygomaticum als auch das rechte Parietalstück mit dem entsprechenden Os temporale. Die Zusammengehörigkeit beider Schädelstücke wurde nachträglich festgestellt, da die Schädelteile getrennt und mit primären Bruchbändern versehen vorgefunden wurden.

Bezüglich des Schläfenbeines hätte ich abermals zu bestätigen, daß das Proc. mastoideus überall noch sehr klein, das Tympanicum dagegen sehr kräftig ist. Nur bei ganz jungen Individuen ist der an die Fisura Glaseri grenzende Teil des Tympanicum sehr dünn und wird erst mit der erhöhten Tätigkeit des Unterkiefers verstärkt.

Es wurden mehrere Schulterblätter gefunden und an diesen ist bemerkenswert, daß die Spina stärker zur Scapula geneigt und daß das Acromion weniger ausgebreitet ist als beim rezenten Menschen. Ferner ist die Incisura scapulae weit, zufolge einer schwächeren basalen Breite des Proc. coracoideus. Die Schlüsselbeine sind niemals so stark wie beim Neandertaler; zumeist sind sie schlank und gedreht. — Allem dem entspricht auch der Bau der ganzen vorderen Extremität; sowohl Humerus als auch Radius und Ulna sind schlank gebaut. Die Fossa olecrani des Humerus ist gewöhnlich durchlöchert.

Vom Becken liegen ebenfalls Bruchstücke der Umgebung des Acetabulum mit der vorderen Partie des Os ilium, und den basalen Teilen des Os ischii und des Os pubis. Bemerkenswert ist die relativ breite Rinne des Obturator internus, wie man solche hie und da bei Naturvölkern, jedoch bei den Affen allgemein beobachtet (Orang, Hylobates u. s. w.). Ferner liegen zwei obere Gelenkteile des Femur mit nur einem kurzen Stücke des Schaftes. Zu bemerken wäre, daß der Caput femoris einen bedeutenden Durchmesser von 53 mm aufweist, daß die Crista intertrochantaria schwach ausgeprägt und der Schaft von vorne nach hinten abgeflacht ist. In allen diesen Punkten entspricht der Femur von Krapina jenem von Spy.

Von der Fibula liegen mehrere fast ganze Exemplare vor. Der Knochen ist beinahe gerade, leicht gedreht und glatt zu nennen. Nur an einem Stücke sind im oberen Drittel leichte Rauhigkeiten sichtbar. Je nach Alter variiert auch dieser Knochen bezüglich seiner Eckigkeit u. s. w.

Es liegen noch mehrere Fußwurzelknochen, dann Metatarsalia und Finger vor, die ganz das Aussehen des modernen Menschen zeigen, somit auch die ganze untere Extremität im großen und ganzen derjenigen des rezenten Homo entsprach.

Auch Teile der Wirbelsäule und Rippen liegen vor, insbesondere gut erhaltene Halswirbel (2—5).

---

[1]) Diesen Kiefer habe ich nachträglich vervollständigt und er ist nun der erste ganze Unterkiefer des Homo primigenius.

[2]) Auch dieser fehlende Zahn ist jetzt aufgefunden worden.

Endlich muß ich noch erwähnen, daß mehrere Röhrenknochen des Menschen der Länge nach zerschlagen vorgefunden wurden, womit nun ein weiterer Beweis für den Kannibalismus des damaligen Menschen erbracht ist.

Noch hätte ich einige Worte bezüglich der Industrie des Menschen von Krapina zu sagen. Ich habe meine diesbezüglichen Ansichten in drei Aufsätzen, betitelt „Zur Altersfrage der diluvialen Lagerstätte von Krapina", als Antwort auf gewisse Äußerungen des Herrn Rutot bereits ausgesprochen. Nur möchte ich noch die in Frage stehende Industrie hier vergleichend vorführen.

Ich will zu diesem Zwecke die Industrien von Krapina und Taubach miteinander vergleichen und zwar aus paläontologischen Gründen. In dieser Beziehung decken sich nämlich beide Fundorte, mit Ausnahme des Elephas antiquus, der sich in Krapina nicht vorfand, sonst sehr gut. Anders scheint es mit den Industrien zu stehen. In Taubach beobachtet man zumeist kleine scharfkantige Gesteinsabsprenglinge, die selten retouchiert, aber häufig geschartet angetroffen wurden. Die retouchierte Silex, wovon ich bloß eines von Herrn Dr. Vervorn in Göttingen erhielt, stellt uns einen etwas größeren, leicht gebogenen, gut retouchierten Mousterien-Schaber vor. Die unretouchirten Taubacher Silex halte ich aber für zu klein, um daß sie retouchiert werden konnten; sie wurden sogleich als Schaber u. dergl. benutzt und dabei häufig geschartet. Die Schartung der Taubacher Silex ist also eine sekundäre, durch den Gebrauch entstandene Beschädigung des scharfen Gesteinsabsprenglings. Besonders interessant ist es, daß in Taubach laut Angabe des Herrn Dr. Klaatsch auch ein 10 cm großes „Mesvinien"-Artefakt gefunden wurde! Auf Grund dessen hat man eben der Taubacher Industrie ihr Alter als „Mesvinien" oder „Reutelo-Mesvinien" zugesprochen. Nun aber bestehen bezüglich der Industrie in Krapina ganz analoge Verhältnisse wie in Taubach. Auch hier wurden nur wenige retouchierte Silex gefunden, dieselben sind aber größer als die Taubacher und gehören dem Typus Mousterien und Eburnéen an. Ich muß hier bemerken, daß man jene unretouchierten aber gescharteten Silex von Taubach ebenfalls als Eburnéen anzusprechen hat, da sie ja bloß Absprenglinge sind. Freilich kommen solche Absprenglinge auch in den ältesten Industrien vor, wo man sie mehr oder weniger gut retouchiert vorfindet. Dieser Umstand ist es auch, der eine nähere chronologische Klassifikation einer paläolithischen Industrie erschwert und ohne anderweitige Belege geradezu unmöglich macht. — Höchst wichtig ist es für die Industrie von Krapina, daß sich da (heuer im Juli) unter den Silex auch drei Stück vorfanden, die ganz dem „Mesvinien" entsprechen, wovon Sie sich meine Herren überzeugen können, wenn Sie die entsprechenden Silex aus Krapina mit solchen aus Spiennes vergleichen, die mir Herr Rutot freundlichst gespendet hat und wovon zwei jene charakteristischen „bulbe de percussion" zeigen. Daraus aber ergibt sich eine vollständige Übereinstimmung der Lagerstätte von Krapina mit Taubach. — Ich lehne daher auch bei dieser Gelegenheit die Rutotsche Ansicht, Krapinas Industrie gehöre dem Eburnéen — im chronologischen Sinne — an, ab und zwar nicht nur aus paläontologischen und geologischen Gründen, sondern auch mit Bezug auf die Industrie selbst, die, wie wir gesehen haben, uns ein Gemisch von typischen Mousterien, Eburnéen und Mesvinien darstellt. Taubach und Krapina gehören einem und demselben älteren interglazialen Abschnitte des Diluviums mit paläolithischer Industrie des Mousterien an.

Der **Vorsitzende:**
Ich schließe die Sitzung.

Zweite allgemeine Sitzung.

Inhalt: Vormittagssitzung: Vorsitzender v. Andrian, Geschäftliches. — M. Much, Dank an das Lokalkomitee. Dazu Waldeyer. — J. Ranke, Büchervorlagen. — W. Smid, Über das Gräberfeld von Krainburg. — R. Much, Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer. Dazu Oberhummer, R. Much. — Vorsitzender, Geschäftliches zu Makowsky. — R. Henning, Über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter. Dazu M. Much, Henning. — H. Hahne, Über den Stand der sogen. Eolithenfrage. Dazu Birkner, Vorlage von Obermaiers sogen. Eolithen aus Mantes, Fraas, Hahne, E. Krause. — G. Thilenius, Demonstration brustförmiger Kindersparbüchsen. Dazu Sökeland. — R. Andree: Einige Bemerkungen über Votiv- und Weihegaben. — C. Toldt: Über die Kinnknöchelchen. Dazu Waldeyer, E. Fischer.

Nachmittagssitzung: E. Fischer, Anatomische Untersuchung an den Kopfweichteilen zweier Papua. Dazu Waldeyer, Birkner, Thilenius, B. Hagen, Fischer, R. Martin, J. Ranke. — J. Ranke, Über Platyskelie. Dazu Waldeyer, Toldt. — F. Birkner, Haut und Haare der Chinesen. — Schlaginhaufen, Beiträge zur Kenntnis der Reliefs der Planta, der Primaten und der Menschenrassen. Dazu Fischer.

Den Vorsitz führt **Frhr. v. Andrian-Werburg.**

Der **Vorsitzende:**

Ehe wir zur eigentlichen Tagesordnung übergehen, erlaube ich mir, eine Zuschrift des Kunstvereins in Salzburg vorzulegen, welcher die verehrten Teilnehmer des Kongresses der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft zum Besuch der 21. Jahresausstellung einlädt. Die Vorweisung der Teilnehmerkarte berechtigt zum freien Eintritt in diese Ausstellung. Ich bitte die Herren, davon freundlichst Kenntnis nehmen zu wollen.

Herr Regierungsrat Dr. **Much**-Wien:

Beschlussantrag.

Wo immer die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft ihre Versammlungen abgehalten haben, wurden sie durch die freundlichste Aufnahme und durch die werktätigste Förderung ihrer Bestrebungen erfreut; sie konnten im vorhinein das gleiche von der Stadt Salzburg erwarten, deren Ruf als Kongreßstadt ein wohlbegründeter ist.

Unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden, denn wir wurden hier in gleich freundlicher und gleich

gastlicher Weise, wie in den anderen Versammlungsorten aufgenommen. Durch eines aber hat Salzburg alle anderen überboten: durch die Vorführung eines Stückes alten Volkslebens in seiner natürlichen, nicht erkünstelten Gestalt. Wir haben durch diese Vorführung einen Einblick nicht nur in noch lebendige, langjährige Sitten des Landes sondern auch in Überbleibsel uralten Glaubens und sich an ihn schließender Gebräuche gewonnen, wie er sonst kaum wieder gewährt werden kann, und das alles in ihrer ureigenen Form, dargestellt durch die Träger dieser Sitten, also durch die ländliche Bevölkerung selbst, mit ihrem aus alter Zeit treu bewährten Schatze an Liedern, Musik und Tanz, ihrem Bestande an Kleidung und Pferderüstung und sonstiger Ausstattung.

Der Genuß, den uns dieses Schauspiel gewährte, ist ein großer gewesen und der Beifall ein einstimmiger; was uns aber ganz besonders gefreut hat, ist die Teilnahme der Bevölkerung, wodurch es zu einem allgemeinen Volksfeste geworden ist.

Schließlich dürfen wir die feine Bewirtung nicht vergessen, die uns durch die Hände der reizenden Töchter dieser schönen Stadt dargeboten worden ist.

Es mag richtig sein, daß kaum eine andere Stadt in der Lage sein dürfte, ihren Besuchern Gleiches vorzuführen, allein wir dürfen nicht vergessen, daß hierzu die Landbevölkerung auch aus den entlegenen Teilen des Landes aufgeboten werden mußte, daß für die Inszenierung ebenso viel Erfahrung als Geschick gehörte, und vor allem das große Verdienst, die Pflege dieser alten Sitten und Gebräuche gefördert zu haben, ohne die auch sie längst verschwunden wären.

Den gleichen Anteil hieran haben die Verwaltung der Stadt Salzburg und die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und ihnen gebührt für den schönen Genuß unsere Anerkennung und unser Dank.

Der Vorstand der IV. Gemeinsamen Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft stellt daher folgenden Beschlußantrag:

„Die IV. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft spricht dem Bürgermeister und Rat der Landeshauptstadt Salzburg und der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde für die freundliche Aufnahme, insbesondere für die durch das gebotene Fest bereitete reiche Belehrung und den wahren Genuß ihren lebhaften Dank aus und beauftragt ihren Vorstand, diesen den Darbietern auf schriftlichem Wege bekannt zu geben."

Herr Geheimrat **Waldeyer**-Berlin:

Ich glaube, wir können alle Herrn Regierungsrat Much sehr dankbar sein, daß er uns diese Anregung gegeben hat, und es dürfte wohl nur eine Stimme darüber herrschen, daß das, was Herr Much in seinem Schreiben zur Motivierung gesagt hat, in unserem Herzen vollständigen Widerhall finden wird, und so glaube ich, daß wir alle zustimmen, diesen schriftlichen Dank auszusprechen. Zugleich möchte ich beantragen, daß wir in einem kurzen Schreiben — ich bin bereit, dasselbe zu entwerfen — dem Verein der Künstler für die uns zugegangene Einladung unseren Dank aussprechen. Diese Einladung ist an mich gerichtet, deshalb erlaube ich mir, den Antrag zu stellen.

Die Anträge Much und Waldeyer wurden mit begeisterter Zustimmung angenommen.

Generalsekretär d. Deutsch. anthr. Ges., Herr Prof. Dr. **J. Ranke**-München:

Büchervorlagen.

Ich bin beauftragt, der Versammlung eine Anzahl neu erschienener Werke vorzulegen.

I. Prähistorische Botanik.

Johannes Hoops, ord. Professor an der Universität Heidelberg, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Mit 8 Abbildungen im Text und 1 Tafel. Straßburg, K. J. Trübner. 8°. S. XVI, 689.

Die verdienstvolle Verlagsbuchhandlung, der die germanische Forschung schon so viel bleibende Bereicherung verdankt, hat uns hier mit einem Werke beschenkt, welches allseitig lebhafte Beachtung finden wird. Das schön ausgestattete stattliche Werk eines so ausgezeichneten Kenners, wie es Herr J. Hoops ist, kommt einem in der letzten Zeit vielfach empfundenen Bedürfnis entgegen: zum ersten Male wieder wird uns seit V. Hehns unvergänglichem Werke hier eine zusammenfassende Darstellung der neueren Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen, altertumskundlichen und naturwissenschaftlichen Forschung auf einem besonders anziehenden und allgemein interessierenden Gebiete dargeboten. Die Darstellung ist überall eine ansprechende und obwohl auf der Höhe der wissenschaftlichen Diskussion stehend, doch im edlen Sinne des Wortes gemeinverständlich. So verdient es das Buch, sich viele Freunde in den Kreisen der Fachgelehrten und aber auch aller Liebhaber des Faches zu gewinnen. Es bringt vieles und daher auch vielen etwas. Der Verfasser hat seine großartig angelegte Spezialstudie von vornherein auf eine möglichst breite Basis gestellt und den Forschungen nach allen Seiten hin weite Perspektiven gegeben; er hat nicht bloß gelegentliche Blicke in die Nachbardisziplinen geworfen, sondern sich eindringend und gründlich darin umgetan. „Denn nur wenn man jeden Augenblick imstande ist, das Licht aller in Betracht kommenden Wissenschaften auf jeden Punkt der Untersuchung zu konzentrieren, wird man zu allseitig befriedigenden Ergebnissen gelangen, die ihrerseits wieder klärend und fördernd auf die Fachwissenschaften zurückwirken können. Dadurch werden solche Spezialarbeiten über den Rang bloßer Materialiensammlungen und Bausteine emporgehoben und vermögen sich zu Monographien von selbständigem und bleibendem Werte auszuwachsen. Eine Jugendneigung zur Botanik bot dem Philologen das nötige Anschauungsmaterial, ohne das eine derartige Arbeit gar nicht zu machen ist. Eine langjährige Beschäftigung mit der prähistorischen Forschung lieferte die unumgänglichen archäologischen Kenntnisse." Mit diesen Worten erklärt J. Hoops seinen speziellen Beruf für das großartig geplante Unternehmen und fährt dann fort: „Es war mein Augenmerk überall darauf gerichtet, aus der Fülle des Stoffes die leitenden Ideen deutlich erkennbar hervortreten zu lassen. Eine derartige Darstellung dürfte am besten geeignet sein, den Vertretern der einzelnen Fachwissenschaften eine klare Übersicht über das ganze vielgestaltige Gebiet zu ermöglichen." „Da das Thema dieses Buches so leicht kaum von einem anderen wieder angeschnitten werden dürfte, habe ich es für ratsam gehalten, sowohl in der sprachlichen wie in der botanischen und archäologischen Untersuchung Rückblicke in die prähistorischen Epochen zu werfen. Dadurch ergaben sich mancherlei neue Gesichtspunkte hinsichtlich der Kultur und der Urheimat der Indogermanen, und zugleich erhielt so die Behand-

lung der historischen Zeiten erst die wünschenswerte entwicklungsgeschichtliche Grundlage. Zugleich war es mein Bestreben, die Konsequenzen meiner Untersuchung möglichst selber nach allen Seiten hin zu verfolgen und die Ergebnisse derselben für die verschiedenen Wissenschaften fruchtbar zu machen." Es ist unmöglich, hier ins einzelne einzugehen, von der Fülle des Gebotenen mögen die Hauptüberschriften der Kapitel eine Andeutung geben:

Inhalt: Erster Teil: Waldbäume. — I. Die Wandlungen der Baumflora Nord- und Mitteleuropas seit dem Ende der Eiszeit. — II. Die Baumflora Nord- und Mitteleuropas im Steinzeitalter. — III. Wald und Steppe in ihren Beziehungen zu den prähistorischen Siedlungen Mitteleuropas. — IV. Die Baumnamen und die Heimat der Indogermanen. — V. Die Waldbäume Deutschlands zur Römerzeit und im frühen Mittelalter. — VI. Die forstliche Flora Altenglands in angelsächsischer Zeit. — Zweiter Teil: Kulturpflanzen. VII. Die Kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas im Steinzeitalter. — VIII. Die Kulturpflanzen der ungetrennten Indogermanen. — IX. Rückschlüsse auf die Lage der Heimat der Indogermanen. — X. Die Kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas zur Bronze- und älteren Eisenzeit. — XI. Die Kulturpflanzen der Germanen in vorrömischer Zeit. — XII. Die wirtschaftliche Bedeutung des altgermanischen Ackerbaues um den Beginn unserer Zeitrechnung. — XIII. Die Einführung der römischen Obstkultur in die transalpinischen Provinzen. — XIV. Die kontinentale Heimat der Angelsachsen und die römische Kultur. — XV. Die Kulturpflanzen Altenglands in angelsächsischer Zeit. — XVI. Die Kulturpflanzen der altnordischen Länder in frühliterarischer Zeit.

J. Hoops erwähnt in der Vorrede (s. oben) selbst als ein besonders wichtiges Ergebnis seiner Untersuchung die mancherlei neuen Gesichtspunkte hinsichtlich der Kultur und Urheimat der Indogermanen. Als Beispiel der Darstellungsart sei hier auf die in dieser Hinsicht sich ergebenden Schlüsse (S. 129 ff.) spezieller eingegangen. „Aus dem Nachstehenden ergibt sich, sagt Hoops, jedenfalls zur Genüge, daß es in der Urheimat der Indogermanen außer Birken und Weiden auch Eichen, Buchen, Nadelhölzer sowie Eschen und Espen gegeben haben muß." — „Eines scheint mir jedenfalls aus der nicht unbeträchtlichen Zahl der zweifellos urindogermanischen Baumnamen aus der bedeutenden Rolle, die das Holz im Leben der Indogermanen schon gespielt hat, und aus der geographischen Verbreitung der behandelten Baumarten unwiderleglich hervorzugehen: daß der Stammsitz der Indogermanen vor ihrer Trennung nicht in Asien und Südeuropa, sondern daß er in einem mit Wald durchmischten Gebiete des nordalpinen Europas zu suchen ist. Und seitdem der Buchenname mit überzeugenden Gründen als urindogermanisch erwiesen ist, scheidet auch Osteuropa als mögliche Heimat aus. Von den innerhalb der Buchenverbreitung gelegenen Ländern aber fallen die Balkanhalbinsel, Italien und Westeuropa außer Betracht, weil die indogermanischen Völker in diese nachweislich spät eingewandert sind. Nordeuropa andererseits kommt deswegen nicht in Frage, weil die Buche dort wahrscheinlich erst zur Bronze- oder gar zur Eisenzeit ihren Einzug hielt, als die asiatischen Indogermanen sich längst von den europäischen getrennt hatten. Es bleibt somit als „Heimat der Indogermanen nur Mitteleuropa westlich der Linie Königsberg-Odessa übrig" — als das Gebiet, „wo dieselben unmittelbar vor ihrer Trennung in Asiaten und Europäer wohnten". Die Frage bleibt unerörtert, „wo sich der Rassentypus der Indogermanen ausgebildet hat, wo ihre Sprache, wo ihre Kultur entstanden ist". Hoops will nur die „Richtung angeben, nach der die Ergebnisse (seiner) speziellen Untersuchungen zu deuten scheinen". „— Eine endgültige Lösung — ist nur möglich auf Grund einer erschöpfenden Vergleichung der Ergebnisse aller in Betracht kommenden Wissenschaften." „Beachtenswerte Versuche in dieser Richtung haben kürzlich Matthäus Much in seinem Buch: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung — und ganz neuerdings der italienische Gelehrte E. de Michelis in einem gründlichen Werk: L' origine degli Indo-Europei gemacht. Much ist in einem Aufsatz: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, von Kossinna heftig angegriffen worden, der seinerseits wieder von Hoernes (im Globus) wegen zu großen Vertrauens auf den Wert archäologischer Kriterien zurechtgewiesen wird. Much wie Kossinna verlegen die Ursitze der Indogermanen in die westbaltischen Länder und die norddeutsche Ebene", Michelis die Entstehung der Indoeuropäer in die mittlere Donaugegend. „Beide Theorien, die westbaltisch-norddeutsche von Much und Kossinna, wie die österreichische von Michelis sind, soweit die Baumnamen in Frage kommen, möglich." S. 382 wird die Grenze noch enger gezogen: „Die Heimat der Indogermanen vor ihrer Trennung ist somit am wahrscheinlichsten in Deutschland, besonders im nördlichen Deutschland, vielleicht mit Einschluß Dänemarks, zu suchen." Das war im Anfang des Jahres 1905 der Stand dieses Forschungsgebietes.

Inzwischen sind neue Untersuchungen ans Licht getreten. Besonders wichtig ist:

E. Neuweiler, Die prähistorischen Pflanzenreste Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Funde. Zürich, Verlag von Albert Raustein, vormals Meyer & Zellers Verlag, 1905. — Botanische Exkursionen und pflanzengeographische Studien in der Schweiz. Herausgegeben von Dr. C. Schröter, Professor der Botanik an dem eidgen. Polytechnikum in Zürich. 6. Heft. 8°. 110 Seiten. Arbeiten aus dem botanischen Museum des eidgen. Polytechnikums (unter Leitung von Professor C. Schröter). — Sonderabdruck aus Jahrgang L, 1905 der Vierteljahrschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich.

Oswald Heer war der erste, welcher die Pfahlbauflora einer eingehenden Bearbeitung unterwarf und dadurch die „prähistorische Botanik" begründete. Er stellte im Jahre 1866 eine Liste von 119 Arten vorzugsweise aus Schweizer Pfahlbauten auf. Da seither viele neue prähistorische Sämereien gefunden wurden und an einigen der Heerschen Bestimmungen von verschiedenen Seiten berechtigte Kritik geübt wurde, erscheint eine neue Zusammenstellung, verbunden mit einer Nachprüfung der vorliegenden Bestimmungen an Hand eines möglichst sicheren Vergleichsmaterials, wünschenswert, um so mehr, als eine solche Zusammenstellung aller pflanzlichen Reste bisher fehlte, so daß Nichtfachleute so gut wie ausschließlich auf die Publikationen G. Buschans, speziell: „Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt", 1895, angewiesen waren, denen als Erstlingsversuche einer solchen Zusammenstellung selbstverständlich manche Mängel, für die der Autor nicht verantwortlich gemacht werden kann, anhaften müssen. Durch die Arbeiten von Neuweiler hat sich eine Reihe neuer Fundstellen für schon

früher bekannte Arten ergeben, daneben konnte auch eine große Anzahl neuer Arten bestimmt werden, einige Arten mußten getilgt werden oder haben eine andere Deutung erhalten. Heer hat eine Liste von etwa 120 Arten aufgestellt, welche Zahl (ohne Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, die von dem ersten Kenner dieses Gebietes, Herrn Professor Dr. C. Schröter, zum Gegenstand einer Spezialarbeit gemacht werden, die wir in Bälde erwarten dürfen) auf etwa 220 angewachsen ist. Davon entfallen auf die Algen 2, Moose 16, Pilze 10, Flechten 1, Farrenkräuter 1, Gymnospermen 7, Monokotyledonen etwa 30, Dikotyledonen etwa 160 Arten. Über 170 Arten sind für die Schweiz nachgewiesen. Zum ersten Male wurden für dieselbe ca. 70 Arten bestimmt, 2 Kulturpflanzen, die übrigen wildwachsende Pflanzen. Von den Heerschen Bestimmungen konnte eine Anzahl nicht aufrecht erhalten werden, sie müssen entweder gestrichen oder neu gedeutet werden. Die Untersuchung hat das wichtige Ergebnis gehabt, daß für die prähistorischen Zeiten sich keine Besonderheiten ergeben. „Die damalige Pflanzendecke stimmt mit der heutigen überein, wenn auch wenige Pflanzen, wie Trapa und Taxus, zurückgegangen sind." Das Bild, welches Heer von der damaligen Vegetation entworfen, wird im großen nicht geändert. Über einige Kulturpflanzen, wie Hirse, Lein, Wein und Nuß, erhalten wir neue Aufschlüsse. Wie vorsichtig man bei Benützung der älteren botanischen Bestimmungen sein muß, ergibt folgendes Beispiel. Nach den neuen Bestimmungen steht der in den Schweizer Pfahlbauten gefundene Lein dem Linum austriacum L. am nächsten. Heer hatte aus dem Vorkommen von L. angustifolium und aus den Funden von einem Leinkraut, das er zu Silene cretica gestellt, gefolgert, daß die Pfahlbauer den Leinsamen aus dem Süden bezogen und daß sie von Zeit zu Zeit die Sameneinfuhr erneuert haben. Nachdem aber die Bestimmung des kretischen Leinkrauts sich als unrichtig erwiesen und auch der Pfahlbaulein nicht mit dem rein mediterranen Linum angustifolium identifiziert werden kann, liegt kein Grund vor, dem Pfahlbaulein direkte Einführung aus dem Süden zuzuschreiben, S. 70 [92]. Damit werden auch die Bestimmungen von J. Hoops S. 339 und 340 hinfällig.

„Durch menschliche Eingriffe ist die Kultur (der Pflanzen) in andere Bahnen geleitet worden und hat Fortschritte gemacht; aber die spontane Pflanzendecke, als das konservativere Element, hat sich fast unverändert erhalten, so daß für diese (prähistorischen) Zeiten keine klimatischen Veränderungen zu verzeichnen sind." „Für die Geschichte der Entwicklung der Vegetation von der Glazialzeit bis zur neolithischen Zeit liefern die hier besprochenen Funde kein Material." Die für einen Teil Skandinaviens nachgewiesenen Veränderungen des Klimas und die dort festgestellte Aufeinanderfolge klimatisch verschiedener Perioden ließen sich in der Schweiz im allgemeinen nicht nachweisen, nur im Kurtzel-Ried bei Schwerzenbach fand sich ein Anklang an die skandinavischen Verhältnisse, was daher zunächst als eine lokale Erscheinung aufzufassen sein wird. —

Weitere neue Beiträge zur prähistorischen Botanik finden sich in der Publikation von **C. Truhelka**, Über den vorgeschichtlichen (hauptsächlich der La Tène-Zeit angehörigen) Pfahlbau im Savebette bei Donja Dolina (s. unten das Referat):

Karl Maly, Früchte und Samen aus dem prähistorischen Pfahlbaue von Donja Dolina in Bosnien (a. a. O. S. 165–170). Es wurden sicher bestimmt: Getreidearten: Triticum vulgare Vill., gemeiner Weizen; Hordeum sativum Jessen, Saatgerste; Panicum miliaceum L., Rispenhirse; Hülsenfrüchte: Vicia faba L., Saubohne; Lens esculenta Moench., Linse; Pisum sativum L., Erbse; Obstsorten: Pirus malus L., Apfelbaum; Cornus mas L., Kornelkirsche; Prunus spinosus L., Schlehe; Prunus institicia L., Haferschlehe; Prunus padus L., Traubenkirsche; Vitis vinifera L., Wein; Rubus idaeus L., Himbeere; Corylus avellana L., Haselnuß; andere Früchte und Samen: Chenopodium spec., Gänsefuß; Amarantus retroflexus L., Fuchsschwanz; Polygonum spec., Knöterich; Polygonum lapathifolium L., kampferblätteriger Knöterich; Ranunculus spec., Hahnenfuß; Verbena officinalis L., Eisenkraut; Quercus spec., Eiche. Dazu kommen noch acht zweifelhafte Bestimmungen.

Hier einschlägig ist auch eine vortrefflich gearbeitete Publikation:

Dr. **Gustav Hegi**, Beiträge zur Pflanzengeographie der bayerischen Alpen. Habilitationsschrift. München 1905.

Ganz unerwartet sind die Ergebnisse der prähistorisch-botanischen Forschung betreffs der Pflanzendecke Asiens während der Eiszeit.

In dem Maul und im Magen des letztaufgefundenen, im Eise konservierten Mammuts fanden sich Massen von Speiseresten, welche alle aus Gräsern und Futterpflanzen bestehen und vollkommen den Pflanzen entsprechen, welche heute in der gleichen Gegend die Pflanzendecke des Bodens bilden. Es hat sonach seit der Eiszeit dort eine Änderung der betreffenden Vegetation nicht stattgefunden.

Professor **W. Salensky**-St. Petersburg, Über die Hauptresultate der Erforschung des im Jahre 1901 am Ufer der Beresowka entdeckten männlichen Mammutkadavers. 6me Congrès international de Zoologie. Compte rendu des séances 1904. Berne. S. 67–86.

Ich will heute hier nur die botanisch-biologische Seite des außerordentlich wichtigen Fundes erwähnen. Das mächtige Tier war so plötzlich durch einen Sturz verunglückt, daß es nicht Zeit hatte, das Futter zwischen seinen Backenzähnen zu verschlucken, es bildete eine Platte aus zusammengepreßtem Heu, außerdem fand man den ganzen Magen, welcher ungefähr 12 kg unverdauten Futters enthielt. Herr J. Barodin hat die Pflanzen, aus denen das Futter bestand, bestimmt. Die Flora ist keineswegs mannigfaltig, bietet aber ein hervorragendes Interesse dadurch, daß sie aus den Pflanzen besteht, die noch jetzt an demselben Ort wachsen. Es wurden fast ausschließlich Gräser gefunden, Nadeln der Koniferen sind in außerordentlich geringer Menge vertreten. Die Futterpflanzen des Mammut gehören zu sechs Pflanzenfamilien, von denen die Repräsentanten der Gramineen und der Cyperaceen durch ihre Menge und durch die Mannigfaltigkeit ihrer Arten prävalieren. Aus den Gramineen gehören die meisten folgenden Arten an: 1. Alopecurus alpinus Sm., Fuchsschwanz, von denen Stengel, Rispen und einzelne Ährchen in reichlicher Menge gesammelt wurden; 2. Hordeum jubatum L., mit sehr vielen Stengeln und einzelnen Ährchen; 3. Agrostis borealis Hartm., Stengel, Rispen, teilweise mit gut erhaltenen Ährchen; 4. Atropis destans Grideb., nicht besonders gut konservierte, teilweise mit Ährchen versehene Stengel; 5. Beckmannia crucaeformis Host., wenige Ährchen. Die Familie der Cyperaceen ist nur durch zwei Arten von Carex repräsentiert: 6. Carex glareosa Wg., von denen viele Hüllpelze und Samen

gefunden wurden, und 7. Carex incurva Lightf., durch sehr viele Hüllpelze, Samen und ganze Ährchen repräsentiert. — Die übrigen Familien sind bloß durch einzelne Arten repräsentiert. Von Labiaten 8. Thymus serpillum L.; in viel größerer Menge sind im Futter die manchmal gut konservierten Bohnen der Leguminose 9. Oxytropis campestris Dc. vorhanden; aus der Familie der Papaveraceen wurden einige Samen von 10. Papaver alpinum L. gefunden. Endlich ist die Familie der Ranunculaceen nur durch zwei Früchte von 11. Ranunculus acris L. var. borealis vertreten.

Alle erwähnten Pflanzenreste gehören zu den Pflanzen, die noch jetzt an denselben Stellen wachsen und stellen sich als charakteristische Wiesenflora dar. Typische Tundrapflanzen, außer dem Alopecurus alpinus Sm. und Papaver alpinum L., welche auch in der Tundra vorkommen, wurden nicht aufgefunden.

Außer den aufgezählten Pflanzen wurden noch einzelne kleine Stücke von Holz angetroffen, die bis jetzt noch nicht näher bestimmt sind.

Der Charakter der Flora gibt keinen Grund für die Bestätigung der Hypothese von Fr. Brandt, nach welcher das Klima des hohen Nordens in der Mammutzeit milder als das gegenwärtige gewesen sei, so daß es eine weit größere Ausdehnung der Wälder (Koniferen) nach dem Norden gestattete. Die Identität der Wiesenflora, welche im Mammutfutter entdeckt wurde, mit jener der heutigen Tage, weist vielmehr darauf hin, daß das Mammut unter ganz anderen Bedingungen als seine gegenwärtigen Verwandten, der afrikanische und der indische Elefant, lebte. Das Mammut war ganz entschieden ein hochnordisches Tier; es bewohnte kalte Gegenden und war dafür durch verschiedene Einrichtungen, die wir bei den jetzt lebenden Elefanten nicht antreffen (Wollpelz, eine 9 cm dicke Fettschicht unter der Haut), angepaßt. Tatsächlich haben wir keinen Grund für die Annahme, daß es sich größtenteils von Nadelhölzern ernährte (Fr. Brandt). Nach den gehörigen Quantitäten der Nahrung, welche im Mammutmagen gefunden wurde, darf man schließen, daß die Wiese, auf der es kurz vor seinem Tod weidete, ihm die nötige Menge des Futters geliefert habe. Nach der angeführten Liste der im Magen aufgefundenen Pflanzen kann auch die Jahreszeit, in welcher das Mammut verunglückte, bestimmt werden. Alle gefundenen Pflanzen sind bereits mit Samen versehen; daraus folgt, daß dieselben entweder im späten Sommer oder im Anfang des Herbstes abgeweidet wurden. Zu dieser Zeit kommen schon im hohen Norden starke Fröste vor, von denen der Boden gefrieren kann, woraus sich zum Teil die Konservierung der Leiche für die Jahrtausende erklärt.

Das Klima Nordsibiriens war in der Mammutzeit sonach das gleiche wie heute.

Der „Wollpelz" des Mammuts bestand aus 1. einem dichten Pelz kürzerer Wollhaare, teils gerade, teils gekräuselt; 2. aus Granenhaaren zwischen den Wollhaaren zerstreut, an einigen Körperstellen wie an den Wangen, an der Schulter, am Oberarm, an der Bauchseite des Körpers treten sie gruppenweise auf und führen zur Bildung bart- resp. mähnenähnlicher Organe. Eine eigentliche „Mähne" (Adams) konnte nicht konstatiert werden. Die Granenhaare scheinen zwei von den Wangen an bis zu den Hinterfüßen sich hinziehende Haarfransen gebildet zu haben (ähnlich wie beim Yack und den französischen Höhlenbildern). An dem 60 cm langen Schwanz befand sich eine stark entwickelte Haarquaste aus Borstenhaaren.

Die Stoßzähne sind nicht nach auswärts, sondern nach einwärts gebogen.

Der Fuß des Mammuts ist vierzehig, während der jetzt lebende Elefant fünfzehig ist. Dadurch wird die direkte Abstammung des letzteren vom Mammut vollkommen in Abrede gestellt, das Mammut war keiner der Vorfahren des heutigen Elephanten; die Vorfahren derselben müssen in irgend welchen anderen Arten fossiler Elefanten gesucht werden.

Die Abhandlung enthält noch eine Fülle der wichtigsten Ergebnisse.

II. Urgeschichte.

Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom Bosnisch-Herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigiert von Dr. **Moritz Hoernes.** IX. Band. Mit einem Bildnis Benjamins von Kallay, 97 Tafeln und 308 Abbildungen im Text. Groß-8°. 581 S. Wien 1904, Karl Gerolds Sohn.

Wieder liegt hier einer jener großen, vornehm ausgestatteten Bände vor, in welchen das Bosnisch-Herzegowinische Landesmuseum durch seinen Leiter und seine Beamten sich seit lange als den wichtigsten Faktor der wissenschaftlichen Erschließung des der modernen Kultur wiedergewonnenen uralten Kulturlandes erweist. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, unsere freudige Anerkennung auszusprechen. Der neue Band bietet wieder dazu ganz besonderen Anlaß. Wenn wir auch von den vortrefflichen, unserem Forschungsgebiete ferner stehenden Abhandlungen des II. Teiles aus dem Gebiete der Naturwissenschaft hier absehen müssen, so bleiben im I. Teil zwei Abhandlungen von ganz hervorragender Bedeutung:

Karl Patsch, Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien. VI. Teil. Mit Tafel LXXXV und 186 Abbildungen im Text, S. 171—301.

Die Abhandlung führt die von W. Radimsky begonnenen Zusammenstellungen der antiken Überreste des Bezirkes Županjac wieder in der erfolgreichsten Weise fort, so daß wir jetzt über die Besiedlung und Kultur in der Römerzeit in eingehender Weise durch schöne Funde der mannigfachsten Art ausgiebig unterrichtet sind. Besonders bedeutsam ist das Auffinden des Forums einer größeren römischen Stadtanlage, welche als der bisher vergeblich gesuchte alte Vorort der Delmatae Delminium angesprochen werden darf.

Die andere oben schon erwähnte Abhandlung ist:

Dr. **Ciro Truhelka,** Der vorgeschichtliche Pfahlbau im Savebette bei Donja Dolina, Bezirk Bosnisch-Gradiška. Bericht über die Ausgrabungen bis 1904. Mit einem Anhang von Dr. Joh. Nep. Woldřich: Wirbeltierfauna des Pfahlbaues von Donja Dolina in Bosnien, und von Karl Maly (s. oben): Früchte und Samen aus dem prähistorischen Pfahlbau von Donja Dolina in Bosnien. S. 3—170, mit 108 Figuren im Text und LXXXIV Tafeln. Die Abhandlung erschien auch in Separatausgabe in zwei stattlichen Bänden, I. Bd. Text, II. Bd. Tafeln.

C. Truhelka hat mit Unterstützung des Assistenten Vejsil Curčić mit einer bisher bei Pfahlbauten noch niemals möglich gewesenen Exaktheit die Ausgrabungen durchgeführt, wodurch der Einblick in die ganze Anlage eine Bestimmtheit gewann, welche sich noch über die bestausgeführten Pfahlbaugrabungen in der Schweiz und a. a. O. erhebt. Die Ausgrabungen lieferten den Nachweis, daß hier ein Pfahlbau von bedeutender Ausdehnung vorlag, der in mancher Beziehung von den

meisten bekannten abwich: zunächst durch seine Zeitstellung — er reicht von einer ersten Eisenzeit bis in die späte La Tène-Epoche —, dann aber durch seine Ausdehnung, denn es lag hier eine größere geschlossene Ortschaft vor, mit zwar freistehenden, aber nahe zusammengebauten Wohnhäusern, zwischen denen nur hie und da breite Plätze gelassen sind, die als Versammlungsorte oder dergleichen dienen konnten — an dem Ufer standen auf Terrassen die Häuserfronten — und endlich auch dadurch, daß es gelang, auch die zu dem Pfahldorf gehörige Nekropole zu entdecken, wodurch das Bild, welches die Wohnstätten entwerfen, auf das wesentlichste ergänzt wird.

Hinter einem durch eingedämmte Pfähle gefestigten Schutzdamm standen auf zahlreichen Rammpfählen die Terrassen und Häuser, letztere in der Form von Blockhäusern, mit der Längsseite dem Fluß zugewendet. Die Grundform des Hauses ist ein etwas längliches Viereck, welches durch eine Querwand in einen größeren Raum und durch eine andere in zwei kleinere geteilt ist. Der erstere mit der Feuerstelle im Hintergrund diente als Wohnraum und Küche, die beiden Nebenräume als Vorrats- oder Schlafkammern. Die für den Bau verwendeten Hölzer waren durchweg unbearbeitete Rundhölzer, die Sockelbalken 20, die darüber liegenden nur 10 bis 15 cm stark. Entsprechend den heutigen Blockhausbauten bestanden die Außenwände aus horizontal übereinanderliegenden Balken resp. Rundhölzern, indem je zwei gegenüberliegende Längsbalken durch je zwei gegenüberliegende Querbalken, die mit ihnen an den Kreuzungspunkten verstemmt waren, festgehalten wurden, so daß die Balkenköpfe an den Ecken kreuzförmig hervorragten. Die Innenwände bestanden in ihrem unteren Teile aus einem Flechtwerk, aus einer dichtgestellten Reihe senkrecht stehender, durch ein Flechtwerk untereinander verbundener armsdicker Pfähle gebildet, oben befanden sich Balkenlagen. Es ist selbstverständlich, daß ein so luftig aufgeführtes Bauwerk zum mindesten von der Innenseite einen Lehmverputz erhielt. Zu den wichtigsten Beobachtungen innerhalb der Häuser gehört die Auffindung wahrer Heitz- und Kochöfen, von denen ein Exemplar so wohl erhalten ist, daß es in der Landessammlung in Sarajevo aufgestellt werden konnte. In jedem Hause wurden ein oder zwei Herdstellen entdeckt. Die einfachste Form besteht in einem entsprechend dicken Lehmanstrich am Fußboden, welcher die Eichendielen desselben gegen das Feuerfangen schützen sollte, daneben aber auch wahre Heizöfen, „welche das Heizproblem in denkbar vollendetster Weise" lösten, mit Luftzufuhr zu dem auf einem Tonrost brennenden Feuer und Aschenfall. „Die Barbaren, welche die Römer bei ihrem Eroberungszug in Süd-Pannonien vorfanden, standen demnach den Unbilden des strengen Winters nicht schutzlos gegenüber, sie verstanden es vielmehr, sich ein recht behagliches Heim einzurichten, und am häuslichen Herde, vielleicht auf einer vorgeschichtlichen Ofenbank sitzend, den Winterstürmen Trotz zu bieten. Die zahlreichen, zum Teil in großer Anzahl innerhalb der Häuser auf Herden aufgefundenen, zum Teil interessant ornamentierten, sehr verschieden großen sogen. „Webegewichte", „jene wohlbekannten, oben querdurchlochten Tonprismen", erklärt Truhelka für Sudsteine. — Die zu dem Pfahlbau gehörenden Gräberfelder sind außerordentlich reich. Auch innerhalb der Häuser wurden mehrfach „Särge" mit Bestattungen aufgefunden, in den Stützpfählen auch ein Einbaumkahn. — Für jeden Pfahlbauforscher sind die Methoden Truhelkas beherzigenswert. Es gelang ihm, das Holzwerk durch mehrmaligen Anstrich mit Karbolineum in mustergültiger Weise billig und einfach zu konservieren. Truhelka richtete auf die Anlage und innere Struktur des Pfahlbaues sein besonderes Augenmerk und zwar nicht nur auf das Horizontal-, sondern auch auf das Vertikal-Profil. Beide wurden sorgfältig aufgezeichnet, zu diesem Zweck wurde in der betreffenden Fläche mit Bindfaden und kleinen Pflöcken ein Quadratnetz angelegt, dessen Maschen je einen Quadratmeter der zu zeichnenden Fläche umfaßten, die Details wurden dann auf ein anderes, entsprechend reduziertes Quadratnetz übertragen, nur wo das nicht anging, wurde von Fixpunkten aus mit dem Meßband gemessen.

Für die Altersbestimmung des Pfahlbaues sind die gefundenen Münzen entscheidend. Es sind barbarische Imitationen mazedonischer Tetradrachmen nach dem Typus jener Philipps II. (356—336 v. Chr.) und gehören demnach in jene reiche Münzgruppe, welche unter dem Einfluß keltischer Wanderungen in Pannonien, Dazien und Norikum in so großer Menge nachgeprägt wurden und in jener Zeit, sonach auch in Bosnien Kurs hatten. Sie sind, wenigstens zum Teil, von der Form der bekannten „Regenbogenschüsselchen". —

Moritz Wosinsky, Abt-Pfarrer in Szekszárd, Landesinspektor der ungarischen Provinzialmuseen, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit. Mit 1447 Abbildungen. Berlin, A. Asher & Co., 1904. 8°. 188 Seiten und CL Tafeln.

Moritz Wosinsky, welcher sich schon durch sein berühmtes Buch: „Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel" als ein Lokalforscher ersten Ranges gezeigt hatte, tritt in dem neuen, in großartiger Weise illustrierten Werke in die vorderste Reihe der archäologisch-prähistorischen Systematiker. Die Originalarbeit erschien als akademische Publikation zuerst in ungarischer Sprache. Da jedoch die hier behandelte spezifische Keramik in ihrer reichsten und mannigfaltigsten Gestalt bisher in Ungarn vertreten ist, ohne daß die Wissenschaft außerhalb Ungarns hiervon genügende Kenntnis erhalten hat, so begrüßen wir die deutsche Ausgabe mit lebhafter Genugtuung, um so mehr, da Wosinsky auch sämtliche hierher gehörige Daten der verschiedenen Länder berücksichtigt hat, so daß er eine soweit irgend möglich abschließende Darstellung der Frage zu geben vermag. In der Einleitung nimmt Wosinsky zunächst Stellung zu den bisher geltenden archäologischen Systemen der Gliederung der neolithischen Periode. Indem er der Keramik in dieser Hinsicht die führende Rolle zuerkennt, teilt er, wie mir scheint sehr glücklich, die keramischen Verzierungen der Steinzeit auf Grund der Technik ein in 1. plastische, 2. vertiefte, 3. bemalte Keramik. Welche dieser Dekorationsweisen am frühesten auftritt, kann nicht im allgemeinen, sondern nur für jedes Land durch die Funde entschieden werden.

Die plastische Verzierung, welche in der Form an die Seitenwand der Gefäße geklebter und meistens mit Fingereindrücken belebter Bänder auftritt, wird nach Wosinsky nur an den gewöhnlichen, für den Küchengebrauch bestimmten Gefäßen angewandt und zwar von der ältesten Stufe der Steinzeit bis in die entwickelte Bronzezeit. Wir möchten aber darauf hinweisen, daß z. B. in Butmir auch feinere Gefäße mit verschiedenen plastischen Mustern vorkommen. Von den übrigen Dekorationsweisen erscheint vom Standpunkte der Technik die vertiefte Linie als die einfachste. Mühsamer, schwieriger ist die Verzierung mit Hilfe eines anders gefärbten Materials, das Bemalen, und darum

im allgemeinen auch jünger als jenes. Noch mühsamer mag die Inkrustation mit einem andersfarbigen Material sein. Die bisherigen Ausgrabungen bezeugen, daß die Inkrustation in Ägypten, Kleinasien und den griechischen Inseln früher vorhanden war, bevor das Bemalen der Gefäße allgemeine Verbreitung gefunden hatte. Anders in Ungarn; in den dortigen steinzeitlichen Niederlassungen ist die Bemalung und zwar mit Spiralmotiven (Lengyel) bekannt, während die Inkrustation mit Kalkeinlage in ausschließlich geometrischen Motiven (Lengyel) erst später und zwar überwiegend erst in der Bronzezeit auftritt.

Die „vertiefte keramische Dekoration", mit welcher Wosinsky sich in diesem Werke beschäftigt, teilt er weiter ein: a) Dekorationsweise mit Schnureindrücken; b) einfache Linienverzierung mit seichten Furchen; c) mit tiefen Furchen und Eindrücken zum Zweck der Inkrustation. Wosinsky beschreibt dann die Methode der Inkrustation und stellt für Ungarn die eingebettete weiße Kalkmasse als im wesentlichen phosphorsaueren Kalk resp. als Knochenerde fest.

Es ist unmöglich, hier ein Bild von anderthalb Tausend verschiedenen Mustern der Inkrustation, welche uns Wosinsky vorführt, zu geben. Nur noch einige allgemeine Ergebnisse, speziell für Ungarn, seien hervorgehoben.

„In Ungarn drang die bisher bekannte älteste steinzeitliche Kulturströmung von Osten nach Nordwesten vor. Die Toten wurden in hockender Lage bestattet und ihnen mit lebhaft rot gemalten Ranken- und Spiralmustern verzierte Gefäße mitgegeben. Eine der beliebtesten Formen ist das mit engem Boden, kugelförmigem Körper, oben mit enger runder Öffnung ohne Hals und mit einer Reihe kleiner Buckeln verziert. Eine zweite Hauptform ist die Schüssel mit hohem Röhrenfuß. In diesen Gräberfeldern kommt die Verzierung mit Kalkeinlage niemals vor. In diese Gruppe gehören im Komitate Tolna: Lengyel, Tevel und Simontornya, auch Butmir gehört hierher, die Verzierung mit Kalkeinlage fehlt vollkommen. Am Ende der neolithischen Periode gelangt eine neuere Kulturströmung durch den Balkan nach Siebenbürgen, sowie nach Bosnien, Kroatien und Slavonien. Die Toten werden auch noch in hockender Stellung bestattet, die dickwandigen Gefäße besitzen zum ersten Male die kraftvolle, tiefgefurchte, mit Kalk eingelegte Verzierung. Die Verzierungstechnik verbreitet sich dann von Slavonien aus nach Niederösterreich in die Pfahlbauten von Laibach und des Mondsees. Am Schluß der neolithischen Zeit kommt aus der Rheingegend eine neue Kulturströmung, welche in der Bronzezeit mit der allgemeinen Verbreitung des Leichenbrandes, in den oberen Teil des Gebietes jenseits der Donau jenen der Bronzezeit angehörenden Typus der Kalkinkrustation der Gefäße, welcher den Höhepunkt seiner Entwicklung in dem unteren Teile des Gebietes jenseits der Donau, besonders im Komitate Tolna in Lengyel, erreicht und an die untere Donau vordringt. Wosinsky möchte diese letztgenannte Kulturbewegung den Thrakern zuschreiben.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Nach der Einleitung folgt I. Die Keramik mit Kalkeinlage in Ungarn: Fundorte in Siebenbürgen; Bosnien, Kroatien, Slavonien; aus dem oberen Teile des Gebietes jenseits der Donau; aus dem unteren Teile desselben Gebietes; Funde von der unteren Donau. Dann folgt die Aufstellung von fünf Typen: 1. Der siebenbürgische, 2. der bosnische und kroatisch-slavonische Typus, 3. der Typus des oberen und 4. der des unteren Teiles des Gebietes jenseits der Donau, 5. Typus der unteren Donau. Folgerungen aus der Vergleichung dieser fünf Typen. — II. Keramik und Kalkeinlage außerhalb Ungarns: 1. Gruppe der Funde vom Küstengebiete des Mittelländischen Meeres (Chaldäa, Ägypten, Sizilien, Cypern, Kreta, Hissarlik, Kaukasus, Rumänien); 2. West- und nordeuropäische Gruppe (Spanien, Frankreich, England, Dänemark, Schleswig-Holstein); 3. Mitteleuropäische Gruppe (Deutschland, Pfahlbauten der Schweiz und Österreichs, Mähren, Böhmen, Galizien, Istrien, Oberitalien). III. Vergleichung der Analogien und Entscheidung folgender Fragen: a) Kann die Technik der Verzierung mit Kalkeinlage auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden? b) Die Verbreitungsweise der inkrustierten Verzierung. c) Verbreitungsrichtung der inkrustierten Verzierung. d) Zeitbestimmung. Schlußfolgerungen. Die rote Inkrustation. Die Metalleinlage. Was mag das Aufhören der Verzierung mit Kalkeinlage verursacht haben?

III. Ethnologische Archäologie.

Die aus den prähistorischen Fundstätten erhobenen Altsachen sind Dokumente der Vorzeit, die prähistorischen Sammlungen sind die Archive, in welchen diese Dokumente gesammelt sind. Im Gegensatze gegen die schriftlichen, an sich schon redenden Dokumente waren aber bei Beginn der Sammlungstätigkeit jene prähistorischen Dokumente stumm, man mußte erst den Schlüssel zu der Sprache entdecken, in welcher sie geschrieben sind. Immer sicherer lernen wir nun diese Zeichen entziffern, welche uns von der Vergangenheit der europäischen Völker, von der Vergangenheit der Menschheit berichten. Wenn es gelingen sollte, die Gesamtheit der prähistorisch-archäologischen Dokumente für einen begrenzten Landstrich dem wissenschaftlichen Studium zugänglich zu machen, so würde schon jetzt die Wissenschaft der Vorgeschichte imstande sein, mit großer Sicherheit die wesentlichsten Züge des Geschichtsbildes jener ältesten Zeiten zu entwerfen, auch wenn von ihnen in Buchstabenschrift verfaßte Berichte fehlen sollten. In diesem Sinne muß es auf das lebhafteste beklagt werden, daß so viele prähistorische Reliquien noch immer, wenn nicht vollkommen zerstört, doch verschleudert und zerstreut werden, so daß eine allgemeine Übersicht über das Vorhandene oder vorhanden Gewesene sich kaum irgendwo mehr gewinnen läßt. Die Dokumente sind zerrissen, aus ihren oft nur spärlichen Resten müssen wir, wie aus Fragmenten von Inschriftsteinen oder Papyrusfetzen, das was sie uns in ihrer Gesamtheit so sicher erzählen könnten, zu erraten suchen.

Prof. Dr. **Kossinna** gibt uns in seiner Abhandlung: Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Z. E. Heft 2 u. 3, 1905. S. 369 bis 407, ein Beispiel für den hohen Grad von Sicherheit, mit welcher jetzt schon jene prähistorischen Dokumente gelesen werden. Kossinna ist einer der energischsten Vertreter der „ethnologischen Archäologie", welche er als Disziplin an der Berliner Universität ins Leben gerufen hat. Nachdem in der zitierten Abhandlung die von ihm charakterisierten, scharf erkennbaren Unterschiede der verzierten Lanzenspitzen dargelegt sind, die den Schluß der La Tène Periode, also den letzten 100 bis 150 Jahren vor Christus, und dann wieder der spätrömischen Kaiserperiode, vom Ende des 2. bis Ende des 4. Jahrhunderts angehören. folgt eine archäologische-ethnologische Feststellung der Grenzen zwischen Ost- und Westgermanen lediglich auf Grund archäologischer Daten. Namentlich benützt

Kossinna neben dem Grabritus und den Fibelformen, gewissermaßen als Leitfossile die „Mäanderurnen", die am Schluß der La Tène-Zeit aufkommen und nach Kossinna bis zum Beginn des 3. Jahrhunderts nach Christus reichen und bei Ost- und Westgermanen in Muster und Technik ganz verschieden hergestellt wurden. Der westgermanische Mäander wird durch ein mit Randkerben versehenes Rädchen hergestellt, erscheint daher als ein aus Reihen von Punkten oder kürzeren Strichen gebildetes Strichmuster, der ostgermanische Mäander besteht stets aus scharf geschnittenen, langen Linien. Mit Benützung der drei genannten wichtigsten Gesichtspunkte konstatiert Kossinna, daß im 1. Jahrhundert nach Christus die Ostgermanen an der Pommerschen Küste bis nach der Insel Wollin reichen, daß weiter landeinwärts aber noch rechts von der Oder bei Stargard u. a. Spuren der Westgermanen sich finden. Im 2. Jahrhundert gewinnen dann die Ostgermanen ganz Rügen und Vorpommern. In der Neumark erweist sich der ganze östliche Uferstrich längs der Oder vom Kreise Königsberg bis nach dem Kreise Krossen hin als westgermanisch für das 1. und teilweise noch 2. Jahrhundert, im 3. und 4. Jahrhundert aber als westgermanisch. Die Westgrenze der Ostgermanen der späten Kaiserzeit reichte also bis an die Westgrenze der Niederlausitz. Weiter nordwärts bleibt die ganze Uckermark u. a. in dieser Zeit fast leer. In der Hauptsache sind jetzt im Norden wie im Süden der Mark Brandenburg Ost- und Westgermanen durch einen allmählich immer breiter werdenden Gürtel von Ödland geschieden. — Diese wenigen Mitteilungen aus der reichen Fülle des von Kossinna Beigebrachten lassen wenigstens die hier befolgte Methode erkennen. Kossinna selbst sagt darüber S. 393: „In der Hauptsache jedoch sind west- und ostgermanische Mäanderurnen ganz vortreffliche, untrügliche, ethnologische Kennzeichen, denn wo sie von Fibelbeigaben begleitet sind, zeigen diese hervorragendsten Kennstücke ethnologischer Scheidung jedesmal nach derselben Richtung: ostgermanische Fibeln begleiten den ostgermanischen Mäander, wie westgermanische den westgermanischen. Gibt es eine hellere Beleuchtung des Übergewichtes der archäologischen Untersuchung über die trüben, zum mindesten stets unbestimmten Nachrichten, die uns die antiken Quellen über die Wohnsitze der germanischen Völker bieten können? Mit des Ptolemäus Oderlinie als Grenze der Ost- und Westgermanen konnte man sich begnügen, solange es keine mit ethnologischem Blicke begabte Archäologie gab. Jetzt aber — das muß ich gegen die fachunkundigen Anzweiflungen mancher Historiker immer wieder hervorheben — hat diese das entscheidende Wort." Soweit die Worte des Herrn Kossinna.

In das Gebiet der ethnologischen Archäologie gehört auch:

Eduard Krause, Konservator am K. Museum für Völkerkunde in Berlin: Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Eine vergleichende Studie als Beitrag zur Geschichte des Fischereiwesens. Mit 618 Abbildungen auf 16 Tafeln und im Text. Berlin, Verlag von Gebrüder Borntträger. SW. 11, Dessauerstraße 29, 1904. 4°. 168 S. Die Arbeit erschien zugleich in der Zeitschrift für Fischerei, XI. Band. Vergleiche auch Derselbe, Fischspeere. Z. E. 1905, 446 f.

Ein Werk voll lebhafter Anregungen für Ethnologie und Vorgeschichte. Die schönen Abbildungen sind fast ausschließlich neue Originale nach den Objekten großenteils von dem Verfasser selbst gezeichnet; sie geben eine überraschende Übersicht über das ganze Gebiet der einschlägigen Altsachen und deren modernen Vergleichsstücken. Aus dem Inhalt seien speziell hervorgehoben die Abhandlungen über: Standort des Fischers, Flöße, Kähne, Einbaumkahn, Rindenbaum; Fischfang mit der Hand, mit der Keule, mit der Schlinge, mit Speer und Harpune, unter eingehender Beschreibung der Speere, der Wurfspitzen mit Widerhaken, der Harpunen und Speerspitzen aus Stein, Fischgabeln und Dreizack. Daran reiht sich der Fischfang mit Pfeil und Bogen mit Beschreibung der vielfach verschiedenen Formen der betreffenden Pfeilspitzen, einfache, breite blattförmige mit zwei Widerhaken und kurzem oder langen Stiel, oder mit einer Reihe Widerhaken, mehrzinkige Pfeilspitzen, Gabeln und Dreizackpfeile, Pfeilspitzen mit Querschneide. Der Fischfang mit der Angel, Angelhaken mit einer glatten Spitze Angelhaken aus Feuerstein u. a., andere mit Widerhaken, mit zwei und mehr Spitzen, Knebelangeln; Angelsenker. Haken zum Aufholen der Angelleinen und Reusen, Landungshaken, Heuangeln. Der Fischfang mit dem Netz, Netzformen, Wurfnetz, Netzschwimmer, Netzsenker und Gleiter, Steindraggen und Anker aus Stein, Netznadeln, Maschenstäbe oder Strickhölzer, Fischfang mit Reusen. Der Fischfang mit Wehren, durch Betäuben, mit dem Drachen. Eisfischerei. Das Fischwasser. Die Weife, Handspinngerät. Die Zubereitung der Fische. Die Schnellwage. Die sogenannten Fischotter- oder Biberfallen sind Entenfallen.

Das Resultat ist ein in hohem Grade eindeutiges. Wie der Mensch in seinen Ansprüchen an die Natur, die ihm außer dem Wohnplatz noch Kleidung und Nahrung geben soll, sich überall ähnelt, so ähneln, ja gleichen sich überall bei gleichen Anforderungen die von dem Menschen erfundenen Geräte zur Befriedigung derselben. So zeigen diese Untersuchungen, daß schon seit unerdenklichen Zeiten (speziell schon im Diluvium) und bei allen Völkern auf allen Teilen der Erde der Mensch Fischfang getrieben hat und daß die Fanggeräte und Fangweisen schon in allerältester Zeit dieselben oder fast dieselben waren wie heute. Die Zusammenfassung ergibt eine Fülle neuer Aufschlüsse und Anregungen und zeigt, wie viel des Interessanten sich auftut, wenn man auch nur in einen kleinen Teil menschlicher Arbeit tiefer hineinsieht.

Diesen letzteren Gedankengang baut ein zweites Werk weiter aus ebenfalls von Eduard Krause, Die Werktätigkeit der Vorzeit. Mit einer Einführung: Die Anfänge der Technik von Max von Eyth, Geheimer Hofrat zu Ulm, 1904. Die Abhandlung (erschienen in „Weltall und Menschheit", Bd. 5) 4°. 96 S., mit zahlreichen Abbildungen im Text und 6 farbgien Tafeln, gibt eine gedrängte Übersicht von den „Eolithen" an bis zur Bronzezeit. —

Joseph Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Beschrieben und erläutert in drei Bänden. Lexikon-Format. Preis geheftet 60 Mark, in Halbfranz., 69 Mark.

Erster Band. Systematische Erläuterung, Mit 2359 Abbildungen und 2 Tafeln, XXXIV + 853 S.

Zweiter Band. Fundbeschreibung, mit vielen Abbildungen, XVI + 1006 S.

Dritter Band. Atlas mit 539 Tafeln. Verlag von Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig, 1905.

Der berühmte hochverdiente ungarische Historiker und prähistorischer Archäologe Joseph Hampel legt uns hier in deutscher Sprache ein seit lange sehnlich erwartetes Werk vor, in welchem er die bisher ungarisch veröffentlichten Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die Altertümer des frühen Mittelalters

in Ungarn zusammengefaßt hat. Damit hat er die archäologische Literatur um ein grundlegendes Werk bereichert, welches nun kein mitteleuropäischer Forscher auf dem Gebiete des frühen Mittelalters mehr entbehren kann. Vor allem freuen wir uns, nun für die entsprechenden Funde auf dem Boden des heutigen Deutschlands und Österreichs hier einen Leitfaden erhalten zu haben, der uns durch die viel verschlungenen Pfade jener historisch so dunklen Epoche zu leiten vermag. Die Beziehung des Ungarlandes zu germanischen, slavischen und turanischen Völkern und Stämmen spiegeln sich in den Altertumsfunden wieder und Hampel ist es gelungen, die Funde den verschiedenen einstigen Besitzern mit Sicherheit zuzuweisen, so daß wir auch hier einen wichtigen Beitrag zur historischen Ethnologie im Sinne Kossinnas erhalten haben über ein Gebiet, welches den interessierten Kreisen bisher noch fast ganz unbekannt geblieben war. Und doch bietet Ungarn, wie kaum ein anderes Land, eine große Mannigfaltigkeit und Fülle der reichsten Altertumsfunde, unter welchen sich prachtvolle reiche Kunstschätze befinden, speziell aus dem 4. bis 11. nachchristlichen Jahrhundert. (Näheres siehe in meiner Besprechung im Archiv f. Anthr.) Ungarn, aber mit ihm die gesamte Altertumswissenschaft Mitteleuropas, darf mit Stolz auf diese großartige Leistung blicken, und wir ergreifen die Gelegenheit um der hochverdienten Verlagsbuchhandlung Fr. Vieweg & Sohn, der die deutsche Wissenschaft und speziell die Anthropologie und vor allem unsere Gesellschaft so viel verdankt, hier an dieser hervorragenden Stelle den lebhaftesten Dank auch für diese neue Gabe zuzurufen. —

Der Reihengräberfund von Gammertingen. Auf höchsten Befehl seiner **Königlichen Hoheit des Fürsten von Hohenzollern** beschrieben von **J. W. Gröbbels,** Direktor des Fürstlich Hohenzollernschen Museums. Mit 21 Tafeln und 27 Textillustrationen. Text und Tafeln in Großfolio (62:48 cm). Unter den 21 Tafeln sind zwei Dreifarbendrucke, zwei Chromolithographien farbige Autotypien, sieben Heliogravüren. Preis in eleganter Mappe 30 Mark. Piloty und Löhle, München, K. Bayer. priv. Kunst- u. Verlagsanstalt. 1905.

In den langen Jahren, seitdem ich die anthropologischen Publikationen in Deutschland verfolge, habe ich eine ähnlich schön und vollendet ausgestattete Veröffentlichung nicht zu Gesicht bekommen. Es ist ein im wahrsten Sinne des Wortes fürstliches Werk dem Inhalt und der Ausstattung nach. Das große allemannische Reihengräberfeld bei dem Hohenzollernschen Städtchen Gammertingen gehört im Hinblick auf die zahlreichen, großenteils prachtvoll erhaltenen Grabbeigaben: Waffen, Geräte und Schmucksachen zu den bedeutendsten und wichtigsten Gräberfeldern, denen die Altertumswissenschaft die Materialien entnimmt, um das lebhafte farbenreiche Bild der Kulturzustände des 6. und 7. nachchristlichen Jahrhunderts vor unseren Augen entstehen zu lassen. „Dem lebhaften Interesse des Fürsten für die vorgeschichtlichen und geschichtlichen Forschungen und seinem Wunsche, das reiche Material der Spezialforschung zugänglich zu machen, verdankt die vorliegende Publikation ihre Entstehung. Dank der fürstlichen Munifizenz liegt nun ein Werk vor, welches, was Inhalt und Ausstattung betrifft, als Leistung allerersten Ranges zu bezeichnen ist. Da der Fürst den lebhaften Wunsch hat, das Werk in den Händen recht vieler Interessenten zu sehen, wurde der Preis auf nur 30 Mark festgesetzt. Mit der Bearbeitung des Fundmaterials wurde der Direktor des Fürstlichen Museums, Professor J. W. Gröbbels, betraut, welcher in ausgezeichneter Weise seiner schönen Aufgabe gerecht wurde. Unter den Fundgegenständen nehmen zwei Waffenstücke wegen ihrer großen Seltenheit die erste Stelle ein, ein Ringpanzer und ein goldplattierter Spangenhelm. Von letzterer Helmform sind bis jetzt nur neun gefunden worden. Hier werden sie alle zum ersten Male vereinigt in prachtvoll gelungenen großen Reproduktionen veröffentlicht und auf Grund eingehender Untersuchungen, welche Herr Gröbbels an Ort und Stelle vorgenommen hat, miteinander verglichen.

Ich habe an anderem Ort (Archv f. Anthr.) ausführlich die Ergebnisse der Untersuchung gewürdigt und kann hier um so eher von einer weiteren Darlegung absehen, als wir die Freude haben, einen eigenen Vortrag über diese Spangenhelme von Seite eines so ausgezeichneten Kenners wie Professor Dr. R. Henning entgegensehen zu dürfen. Nur das bitte ich, mir noch zu gestatten, der berühmten Verlagsanstalt zu diesem Triumph wissenschaftlich-künstlerischer Darstellung wiederholt meine lebhafte Bewunderung aussprechen zu dürfen.

IV. Anthropologie und Ethnologie.

Dr. **Rudolf Martin,** ord. Professor der Anthropologie und Direktor des anthropologischen Instituts der Universität Zürich: Die Inlandstämme der malaiischen Halbinsel. Wissenschaftliche Ergebnisse eine Reise durch die vereinigten Malaiischen Staaten. Mit 137 Textabbildungen, 26 Tafeln und 1 Karte XIII, + 1052 S. Lexikon-Archiv. Preis 60 Mark. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1905.

In der deutschsprachigen Literatur existiert bisher noch keine Werk auf dem Gesamtgebiete der Anthropologie und Ethnologie, welches dieser großartigen Monographie Martins an die Seite gestellt werden könnte. Martin zeigt sich hier als Meister auf allen Einzelgebieten der einschlägigen Forschung. Die Methode ist eine vollendete, das Werk im ganzen bleibendes Vorbild für alle Anthropologen und Ethnologen. Es ist damit nicht nur eine feste Grundlage geschaffen für „künftige weiterausgreifende Untersuchungen" in einem der dunkelsten anthropologisch-ethnographischen Gebiete, auf welchem sich bisher Hypothese auf Hypothese drängten. Die Geschichte, die Literatur sind in mustergültiger Weise behandelt, die Vergleiche mit eingehender Sorgfalt gezogen, jede vorschnelle Verallgemeinerung der Einzelergebnisse zurückgewiesen. da wir die Variationsbreite der menschlichen Formen noch keineswegs kennen. Für diese sorgfältige kritische Abwägung Martins sind seine Auseinandersetzungen mit Kollmann und Klaatsch u. a. speziell typisch. Über die Resultate wird im Archiv für Anthropologie eingehend berichtet werden, aber darauf möchte ich doch auch hier hinweisen, daß durch Martin das schon von Virchow 1889 ausgesprochene Ergebnis im wesentlichen bestätigt wird, daß eine breite Zone welliger und lockiger Haarformen sich zwischen die papuanischen und malaiischen einschiebt, eine Zone, die im Norden an die Wedda, im Süden an die Australier anzuschließen scheint.

Martin faßt seine Ergebnisse in die Worte: „Auf Grund meiner Untersuchungen haben wir also auf der malaiischen Halbinsel zunächst eine selbständige (wellhaarige) kymotriche Unterschichte (die Senoi), die mit großer Wahrscheinlichkeit als die älteste Bevölkerung bezeichnet werden kann. Daneben besteht im Norden mit begrenzter Ökumene ein (kraushaariges) ulotriches Element, das aber im übrigen physisch und

ergologisch keine markanten Unterschiede von der südlicher wohnenden kymotrischen Gruppe erkennen läßt und dessen Alter wir noch nicht kennen (die Semang.) Das heute vorliegende Semangmaterial ist eben noch nicht genügend, um diese Fragen definitiv zu entscheiden. Als dritte Komponente in dem Bilde der Inlandstämme erscheint dann besonders im Süden eine primitiv malaiische Gruppe, die durch Kreuzung mit den beiden erstgenannten Formen und durch mannigfache Zumischungen von den Küsten her im Laufe der Jahrhunderte, physisch und anthropologisch gesprochen, eine vielgestaltige und wechselnde Physiognomie angenommen hat."

„Wenn wir Senoi und Semang heute auch als eine anthropologische Insel von heterogenen, rezenteren und ergologisch höher stehenden Varitäten umflutet finden, so werden wir diese Isolierung doch nur als einen sekundären Zustand auffassen können. Zusammenhänge müssen einmal vorhanden gewesen sein, aber sie liegen wohl Jahrtausende zurück. Wir müssen uns vor allem darüber klar sein, daß wir eben nur eine außerordentlich kurze Zeitspanne der mächtigen Völkerbewegungen im südlichen Ostasien zu überschauen imstande sind."

Die Beziehungen der kraushaarigen Semang weisen zu den Negritos der Philippinen und den Bewohnern der Andamanen, was Martin exakt durchführt. Für die verwandtschaftlichen Beziehungen der wellhaarigen Senoi kommen vor allem die Wedda in Betracht, welche, abgesehen von den Körperproportionen, im wesentlichen übereinstimmen; die Wedda haben relativ lange Extremitäten, die Senoi sind dagegen — in einer gewissen Angleichung an die mongoloiden resp. malaiischen Typen — kurzgliederig. Längst ist bekannt, daß auf anderen Inseln des indischen Archipels und in Vorderindien wellige Haarformen mit dunkler Haut vorkommen, und Martin weist auch auf sonstige Ähnlichkeiten mit den Senoi hin, ebenso auf die dunklen Stämme im nördlichen Hinterindien. „Es muß der Zukunft vorbehalten bleiben, auf reicheres Material und bessere Kenntnisse gestützt, die einzelnen Wege der genetischen Beziehungen genauer zu verfolgen und, wenn überhaupt noch möglich, einmal ganz klar zu stellen. Soviel aber ist sicher, daß die kymotriche Unterschichte, die auf der malaiischen Halbinsel durch die Senoi repräsentiert wird, heute jedoch von malaiischen und mongoloiden Rassen überlagert ist, im Rassenbild und auf der Rassentafel des südlichen Ostasiens nicht mehr fehlen darf." Das festgestellt zu haben, ist das Verdienst Martins. Möge das von ihm aufgestellte Beispiel viele gleich befähigte Nachfolger finden. Martin hat bewiesen, daß Anthropologie und Ethnologie in engster Verbindung, in einer Hand und in einem Kopf, die schönsten Resultate zu liefern vermögen. —

Mit lebhafter Freude möchte ich noch auf die neu erscheinende III. Auflage der: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, herausgegeben von Professor Dr. G. von Neumayer. 1. Lieferung. Hannover, 1905. Dr. Max Jänecke, Verlagsbuchhandlung, hinweisen. —

Mit anerkennenden Worten legt der Generalsekretär weiter vor die soeben zur Sitzung eingetroffenen Werke und Schriften:

Ferdinand v. Andrian, Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien. Alfred Hölder, K. u. K. Hof- u. Universitätsbuchhändler, 8°, S. 1—194 mit zahlreichen Abbildungen im Text (s. Archiv f. Anthr.).

K. Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slavischen Altertumskunde. I. Teil: Die Großhufen der Nordgermanen, S. 1—853, Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn, 1905. 8°.

Die um unsere Gesellschaft so hochverdiente Verlagsbuchhandlung Fr. Vieweg & Sohn legte außer den im vorstehenden schon besprochenen Werken noch folgende vor:

Archiv für Anthropologie, Organ der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Begründet von A. Ecker und L. Lindenschmit. Herausgegeben von Professor Dr. Joh. Ranke, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft und Professor Dr. Georg Thilenius. Neue Folge Bd. III (der ganzen Reihe XXXI. Bd.), Heft 1—4. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn, 1904.

Globus, Bd. LXXXIV—LXXXVII. Illustrierte Zeitschrift für Länder und Völkerkunde; vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland" und „Aus allen Weltteilen". Begründet 1862 von Karl Andree. Herausgegeben von H. Singer. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1905. 8°.

Zentralblatt für Anthropologie. In Verbindung mit F. v. Luschan, H. Seger und G. Thilenius. Herausgegeben von G. Buschan. IX. Jahrg., 1904; X. Jahrg. 1905, je Heft 1—4. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1904 u. 1905.

G. Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen. Mit einer Figurentafel, S. 1—52. Braunschweig, Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn, 1904. 8°.

Später sind für den Kongreß noch eingelaufen:

Professor Dr. Anton Herrmann, Mitteilungen zur Zigeunerkunde. Organ der Gesellschaft für Zigeunerforschung. Redigiert und herausgegeben von Prof. Dr, Anton Herrmann. I. Bd.: Erzherzog Joseph Zigeunergrammatik. Zugleich VII. Bd. der Ethnolog. Mitteilungen aus Ungarn, Budapest, K. u. K. Hofbuchdruckerei Viktor Hornysánky 1903. 8°. S. 1—160.

Professor Dr. Anton Herrmann, Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Illustrierte Zeitschrift für die Völkerkunde Ungarns und der damit in ethnographischen Beziehungen stehenden Länder; zugleich Mitteilungen zur Zigeunerkunde: Dr. Johann Janko, Haus und Hof aus Balaton. mit 57 Illustrationen, S. 1—76 VI. Bd., VIII.—X. Heft (Schluß). Budapest 1904. K. u. K. Hofbuchdruckerei Viktor Hornyánsky. 8°.

Professor Dr. Karl Gorjanović-Kramberger-Agram, Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Dritter Nachtrag (als vierter Teil). — Separatabdruck aus Bd. XXXV (der dritten Folge Bd. V) der Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Mit 3 Tafeln und 13 Textabbildungen. Wien, Im Selbstverlag der anthropologischen Gesellschaft, 1905. S. 197—229. 8°.

Dr. Martin Misch, Beiträge zur Kenntnis der Gelenkfortsätze des menschlichen Hinterhauptes und der Varietäten in ihrem Bereiche. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Figurentafel. Berlin 1905, Verlag von Max Günther. S. 1—105. 8°.

Dr. F. Mekus, Schiefschädel der Sammlung des anatomischen Instituts zu Halle a. S. Inauguraldissertation. Halle a. S. 1905. 8°. 124 Seiten.

(Einen Nachtrag siehe am Schlusse dieses Berichtes.)

Herr Dr. **Walter Šmid**, Kustos des Museums in Laibach:

Über das Gräberfeld von Krainburg.

Das altertümliche Städtchen Krainburg, die einstige Residenz der Markgrafen von Krain, wurde in den letzten Jahren öfters genannt. Die Funde aus der Völkerwanderungszeit, die dort gefunden worden sind, erregten das Interesse der gelehrten Welt, das sich steigerte, als man aus den zahlreichen Gegenständen, die aus dem Schoße der Erde hervorgeholt wurden, ersah, daß man es mit einem ausgedehnten Gräberfelde zu tun habe.

Die Entdeckung desselben hatte man, wie so oft, dem Zufall zu verdanken. Beim Ausheben des Grundes für ein Gebäude fanden die Arbeiter des Mühlenbesitzers Pavšlar Gräber mit Menschenknochen, die anfangs nicht beachtet wurden. Man findet ja öfter in der Gegend von Krainburg Überreste von französischen Leichen, die in den Napoleonischen Kriegen dort bestattet worden sind. Erst als wertvollere Beigaben — verrostetes Eisen blieb vorerst unbeachtet — zutage kamen und ein Knecht einen goldenen Fingerring, den er aus dem Handwägelchen auf den Erdhaufen geworfen, fand und ihn als Schmuck der Hand trug, widmete der Besitzer den Grabungen mehr Interesse und hob die Mehrzahl der Gegenstände auf. Die Funde der weiteren Grabungen Pavšlars beschrieb W. Neumann in den Mitteilungen der Zentralkommission 1900, S. 135 f. Von Erfolg begleitet waren auch die Grabungen, die das Landesmuseum in Laibach im Herbst des Jahres 1901 und Gymnasialprofessor Dr. Žmavc im Herbst 1903 unternahmen, während jener Teil des Gräberfeldes, den der Kustos des Hofmuseums, Szombathy, im Sommer des Jahres 1901 entdeckte, meist ärmliche Leichen aufwies. Bei Gelegenheit der Regulierung der Bezirksstraße, die durch das Gräberfeld hindurch führt, wurden die noch übrigen Gräber, 213 an der Zahl, in der Zeit vom 11. Mai bis 28. Juli von mir aufgedeckt. Die Länge des durchforschten Gebietes betrug beiläufig 80 m, die höchste Breite war 20 m.

Da man das Gräberfeld in seiner ganzen Ausdehnung überblicken kann, so kann man über den Umfang desselben folgendes sagen. Krainburgs frühmittelalterliche Nekropole erstreckte sich unter dem südöstlichen Teile der heutigen Stadt unter dem spätgotischen Sebastianikirchlein in Pungart (Baumgarten). Von zwei Seiten grenzten den Friedhof die beiden Flüsse Save und Kanker ab, die sich hier vereinigen, während nach Norden die Konglomeratterrasse, auf der Krainburg aufgebaut ist, Halt gobot. Nach Nordwesten wird das Überhandnehmen des feinen scharfen Sandes, der Erdreich und Lehm verdrängt, der Ausdehnung der Totenstätte eine Grenze gezogen haben. Dem Sande scheinen die Bewohner Krainburgs, die hier ihre Toten begruben, abhold gewesen zu sein. Sie legten die Leichname ihrer Teuren in Erde, Schotter und Lehm, von dem mehrere Adern das Gelände durchziehen. Das Grab unter der (oft bis zu 1/2 m mächtigen) Lehmdecke scheint bevorzugt gewesen zu sein, da die reichsten Leichen im Lehm bestattet wurden. Sehr viele Leichen waren von einer Steinbettung umgeben, die den Körper jedenfalls vor Verletzung durch Herabschütten des Erdreiches schützen sollte; die Kopfstelle wurde besonders sorgfältig mit großen Steinen gepflastert. Die Toten lagen mit dem Gesicht der aufgehenden Sonne zugewendet. Geringfügige Abweichungen von der östlichen Richtung erklären sich durch den jahreszeitlichen Gang der Sonne; man kann daraus auf eine sommerliche oder winterliche Zeit der Bestattung schließen. Eine Ausnahme machte die Leiche eines Kindes (Grab 202), die nach Norden orientiert lag.

Man kann nicht behaupten, daß die Gräberanlage eine regelmäßige war. Die Toten wurden in größerer oder geringerer Entfernung nebeneinander gebettet. Die Leichen lagen in der Regel in eigenem Grabe. doch kommen gemeinsame Bestattungen von zwei und auch drei Personen öfter vor. Bei Doppelbestattungen lagen die Leichen meistens knapp nebeneinander, einzelne auch übereinander (besonders die unteren Extremitäten). Kleine Kinderleichen lagen auch auf der Brust der Mutter. Hin und wider kamen auch Gräber vor die übereinander lagen, und in manchem Grabe oder in der Nähe desselben fand man Knochen zusammengelegt, die auf eine abermalige Benützung des Grabes hinweisen, wobei die Knochen des früheren Grabes gesammelt und in das neue Grab hineingelegt worden sind, ein Brauch, der auch heutzutage noch allgemein üblich ist.

Die Beisetzung einer Leiche in hölzernem Sarge konnte in einem einzigen Falle nachgewiesen werden. Fichtenbretter (von denen sich reichliche Überreste fanden) schützten die Leiche. die sonst auf bloßem Boden lag, von oben und der Seite: man sicherte also die Leiche nur gegen die herabfallende Erde. Sonst hüllte man fast durchgehends die Toten in ein breites, starkes wollenes Leichentuch, das über Kopf und Füße weit hinausragte und die Leiche wie ein breiter Mantel umgab. Spuren der Leichentücher waren sehr reichlich; die mikroskopische Untersuchung (ausgeführt von mag. pharm. Franz Šavnik) wurde dadurch sehr erleichtert.

Die Toten lagen in der Regel auf dem Rücken ausgestreckt, die Arme den beiden Seiten entlang, die Hände manchmal im Schoße gefaltet, hin nnd wieder lag eine Hand im Schoße, die andere lang ausgestreckt. Fälle, wo die (rechte) Hand den Kopf stützte, kamen vereinzelt vor. Die verschiedene Neigung des Kopfes nach rechts oder links kann durch das Zuschüttungsmaterial verursacht worden sein. Seitliche und außerordentliche körperliche Lagen kamen sehr selten vor Den einzigen Ausnahmefall machte das Grab 210, in dem die Leiche zusammengedrückt in der Seitenlage sich befand.

Die ursprüngliche Tiefe der Gräber kann man nicht mehr genau feststellen, da die Straße, oft geschottert. mitten durch das Gräberfeld führt, und auch das nordwärts gelegene Terrain stellenweise eine bedeutende Aufschüttung durch die städtischen Abfälle, die früher hier abgelagert worden sind, erfahren hat. Die durchschnittliche Tiefe betrug 1,40—1,50 m, obwohl niedrigere und höhere Tiefen (zwischen 1 - 3 m) häufig vorkommen. Die reicheren Gräber lagen regelmäßig in der Tiefe von 1,70—2 m, obwohl auch ärmere Gräber ähnlich und noch tiefer waren. Niedrigere Tiefen wiesen Gräber jugendlicher Personen und Kinder auf. Die Gräber an der Peripherie des Gräberfeldes machten sich durch auffallend geringe Tiefen bemerkbar; der Unterschied zwischen der Tiefe des vorletzten Grabes und des Randgrabes betrug fast 1 m; das Grab selbst lag oft nur 40—60 cm unter der wirklichen ehemaligen Oberfläche. Die meisten dieser Randgräber beweisen ihre Zugehörigkeit zum übrigen Gräberfelde durch ähnliche Beigaben.

Einen großen Prozentsatz der Leichen bilden Frauen und Kinder. Die Größe der Frauenleichen bewegt sich zwischen 1,50—1.60; die größte maß 1,77 m. Die durchschnittliche Länge der Männer 1,60—1,70, die größten 1,86 und 1,90 m.

Fast die meisten Toten hatten in der Regel als Beigabe Schweinszähne, Topfscherben und Rötel. Schweinszähne galten seit dem grauen Altertum als heilbringendes Schutzmittel. An Topfscherben, mit denen die Leichen bestreut waren, fanden sich in jedem Grabe nur vereinzelte Scherbchen; wie Chlingensperg (Das Gräberfeld von Reichenhall, S. 96) meint, um dem Verstorbenen nicht die Ruhe zu nehmen, und damit er nicht wiederkehre. Rötel wird zur Schminke gedient haben, er hat dieselbe chemische Zusammensetzung wie Bolus armeniaca, die in der Pharmazie früherer Zeiten als Schminke verwendet worden ist.

Die Beigaben waren am Krainburger Leichenfelde den Toten in der Ordnung beigelegt, wie sie sie im Leben zu tragen pflegten. Ausnahmen davon kamen nicht selten vor. Der Schmuck, Messer, Fibeln, Schnallen finden sich manchmal an einem Orte, an der Hand, am Knie oder hinter dem Kopf zusammengelegt, während am übrigen Körper gar nichts sich vorfand.

Aus der Fülle der Beigaben sei es mir gestattet, nur einige ckarakteristische hervorzuheben und bei ihrer Besprechung typische Einzelheiten aus anderen Gräbern, die das Gesagte erläutern und näher beleuchten, heranzuziehen. Langschwerter wurden verhältnismäßig wenige gefunden, auf dem ganzen Gräberfelde mit mehr als 800 Leichen nur sieben. Ihr seltenes Vorkommen spricht dafür, daß man sie nur Vornehmen mitgegeben; dafür sprechen auch die reichlichen Beigaben, die sich in solchen Gräbern vorgefunden. Einen analogen Vorgang hat auch Chlingensperg im Gräberfelde von Reichenhall beobachtet.

Dem Herrführer, der im Grabe 6 bestattet worden, hatte man die Spatha an der rechten Seite (von der Schulter bis zum Knie) beigelegt. Von der Schwertscheide blieben übrig die silberne Nebenleiste und das Ortband, in deren Rinne sich noch Lederüberreste vorfanden. Das Ortband ist nicht, wie gewöhnlich bei den Scheiden der Spathen der Fall, als ein offener, unten abgerundeter Bügel gebildet, sondern setzt sich aus zwei Nebenleisten zusammen. Die rinnenförmigen, halbzylindrischen Röhren sind zum besseren Anfassen mit je vier querlaufenden Kerben an den beiden Enden versehen. Der messingene Schwertknauf zeigt die häufige abgeplattete dreieckige Form mit nach einwärts eingebogenen Seitenlinien. Die kriegerische Ausstattung vervollständigte ein großer Speer, mehrere Messer verschiedener Länge und Pfeilspitzen, die in der Kniegegend niedergelegt waren. Der einzige Rest des Schildes, ein eiserner Buckel, lag in einiger Entfernung von der linken Schulter. In seinem unteren Teile besteht er aus einer zylindrischen Wandung, über der sich der gewölbte Oberteil mit einem Knopf an der Spitze erhebt. Der Befestigungsrand ist schmal; an seinem unteren Rande fand man an den vier Nägeln, mit denen er am Holzschilde befestigt war, Lederüberreste. An der inneren Schildbuckelwand war ein eiserner Schildgriff angebracht. (Breite des Buckels 17 cm, Höhe 7½ cm.)

Der Gürtel der Leiche war mit Bronzebeschlägen geziert und von einer Bronzeschnalle zusammengehalten. Auf der Brust schloß das Gewand eine 63 mm lange Silberschnalle in durchbrochener Arbeit, in deren Rand das Rankenmotiv anklingt. Unterhalb des Knies befand sich ein Beinkamm, der bei anderen Leichen oft an dieser Stelle, aber auch am Kopfe, Ellenbogen oder an der Hand beigelegt war.

Neben dem Schildbuckel lagen ein Pferdegebiß und Pferdeknochen. Überreste von Pferden konnten öfters konstatiert werden.

Wertvolle Aufschlüsse für die Bestattungsweise bot das Grab 11, das drei Leichen barg. Neben einem männlichen Leichnam, der nur einen Kamm in der Rechten hielt, lag ein vornehmer Krieger, der neben verschiedenen eisernen und silbernen Schnallen, Ringelchen, Feuersteineisen und Messern eine kleine Balancewage aus Bronze in der rechten Beckengegend liegen hatte. Am rechten Arme ruhte ein Schwert, dessen Klinge bei der Behandlung nach dem Kreftingschen Verfahren beiderseits Gravierungen (verschlungenes Bandwerk) zeigte.

Zur Linken des Kriegers ruhte seine Frau, an deren zierlich beschlagenem Gürtel ein kleiner Frauendolch — der in der Kniegegend gelagert war — herabhing, dessen Scheide mit gerillten silbernen Beschlägen versehen war. Kleine Messer in geschmückten Scheiden lagen auch anderen Frauenleichen bei; die Bügel solcher Scheiden sind eisern, hin und wieder auch aus vergoldetem Kupfer.

Das Kleid der Leiche schlossen übereinander am Gürtel zwei Spangenfibeln mit neun und sieben Zacken. Im Gegensatze zu den bisher gefundenen Langfibeln, deren Fußplatte rautenförmig gestaltet ist, haben unsere Fibeln eine rechteckige Fußplatte, die ebenso wie der gleich breite Bügel von silbernen mit reziproken Dreiecksäumen niellierten, nach der Kopfplatte hin sich verjüngenden rechteckigen Leisten durchzogen ist. Ebensolche gebogene Leisten folgen dem Rande der Kopfplatte, in den die in der Art einer Schraffierung mit Keilschnitt gezierten Zacken eingesetzt sind. Gruppen von verschieden zusammengesetzten Schraffenlinien in ziemlich weichem Keilschnitt, die durch geperlte Säume voneinander getrennt sind, bedecken die innere Fläche der Kopfplatte und die Ränder des Bügels und der Kopfplatte.

Über den Langfibeln schloß eine gewöhnliche eiserne Schnalle das Kleid (oder das Leichentuch). An den Fibeln befanden sich sehr gut erhaltene Kleiderüberreste, deren mikroskopische Untersuchung den Nachweis erbrachte, daß die Oberkleider der Toten durchgehend aus weißem Linnen bestanden.

Die weibliche Leiche des Grabes 11 hatte außerdem um den Kopf eine Perlenschnur und ein Armband aus Perlen, das ihr von der Hand zwischen die Schenkel herabgeglitten war. Unter den Perlen, einem in Krainburg sehr häufigen und beliebten Schmuck, ragen besonders die Millefioriperlen hervor, deren zwölf durchschnittlich ein Armband bilden. Manchmal mit Bernstein- oder Glasperlen durchsetzt, entzücken sie das Auge durch Verschiedenartigkeit der Formen und immer neue Zusammenstellungen der Farben; besonders beliebt sind Verbindungen von grün, blau, rot und weiß. Während bei vielen (besonders Glasperlen) die Ornamentierung (Streifen, Wellenlinien, Kreise) sich entweder auf die Oberfläche beschränkt oder durchgehend den ganzen Körper der Perlen bildet, lassen nicht wenige unter einer durchsichtigen Glashülle den in lebhaften Farbenmischungen leuchtenden Inhalt durchschimmern. Neben runden Formen kommen häufig längliche, herzförmige Formen der Trommel, Scheibe vor. (Die größte Glasperle maß im Durchmesser 34 mm.) In der Regel waren die Perlen einfach zu einem Armbande zusammengebunden, es fanden sich aber hin und wieder auch Schlußhaken aus Bronze in Form einer liegenden Nummer ∞, die verschieden verziert waren.

Noch reichere Ausschmückung zeigte das Grab 43, einer Frau, die einen mit Goldfäden durchwirkten Schleier trug, der ihr Gesicht und Schultern bedeckte

und unter dem Kopfe untergeschlagen mit zwei kleinen silbernen Nadeln festgehalten war. Solcher golddurchwirkter Schleier fanden sich mehrere und es hat den Anschein, wie man aus dem Funde kleiner Bronzenadeln zu beiden Seiten des Kopfes schließen darf, daß man auch sonst häufig Schleier um den Kopf der begrabenen Frauen gelegt hat, die aus bloßem Gewebe bestehend, keine Spur außer den Nadeln, mit denen sie zugesteckt waren, hinterlassen haben.

Neben dem golddurchwirkten Schleier schmückten den Kopf der Leiche noch zwei goldene Ohrgehänge und eine goldene Haarnadel, während das Kleid an den Schultern silberne und vergoldete, mit Tafelgranaten und Almandinen besetzte Scheibenfibeln zusammenhielten; den Finger der linken Hand zierte überdies ein goldener Ring mit einem großen Almandin.

Die Ohrgehänge haben als Hängezierde ein würfelförmiges Glied aus Goldblech mit abgestumpften Ecken, dessen durchbrochene Flächen mit weißen und grünen Glasplättchen belegt sind. Nach Hampel (Ungarns frühmittelalt. Altertümer I, 358) bestand die Fühlung der Würfel aus einer kreidigen oder schwefligen Masse. Die goldene Haarnadel besteht aus einem über einem Metallstäbchen getriebenem Goldblech, dessen Rillenornamentierung von Wellenbändern unterbrochen ist.

Die Scheibenfibeln Krainburgs zeigen recht verschiedenartige Formen. Neben kreisrunden mit glattem Rand, die konzentrische Zonen mit wechselnden sphärischen Dreiecken als Muster aufweisen, erscheinen öfters stern- oder rosettenförmige Gewandhaften, deren innerer Kreis eine Wirbelform, in der Mitte mit einem eingelegten Stein geziert. zeigt. Eine Scheibenfibel anderer Art ist jene, deren Außenrand aus Vogelköpfen mit eingesetzten Almandinenaugen gebildet wird, während der mittlere Kreisrand nielliert ist und den Mittelpunkt drei konzentrische Zonen umgeben, deren mittlere einen durch reihenweise eingepunzte Grübchen gemusterten Wulst darstellt; die äußere und innere Zone ist mit zartem Kerbschnittmuster geschmückt.

Sehr anziehend sind auch die in anderen Gräbern vorgefundenen sternförmigen Scheibenfibeln, deren Oberfläche mit roten Tafelsteinen bedeckt ist, und die auf zarte Silberstege sich beschränkende Silberfassung fast verschwindet.

Neben den bisher besprochenen Fibeln nehmen die S-Fibeln eine hervorragende Stelle ein. Die Fibeln sind meist aus Silber oder einem silberhaltigen Metall und vergoldet. Eine Ausnahme macht eine einzige, außerordentlich große kupferne Fibel, deren Enden in mächtige Köpfe mit starken Schnäbeln auslaufen; das Auge bildet ein Kreis mit zentralem Punkt. Die punzierten Linien des Mittelteils werden durch zwei ovale und eine viereckige Erhebung unterbrochen, die mit konzentrischen Kreisen und Punkten geziert sind. Bei den reicher ausgestatteten silbernen Fibeln mit den Greifenköpfen sind die Augen und Mittelteile mit Tafelgranaten geschmückt. In der näheren Behandlung des Mittelteils herrscht große Mannigfaltigkeit. Das barockste Beispiel dieser Fibelart bietet eine in ihrem ganzen Mittelteil mit Tafelgranaten geschmückte Fibel, deren ein Kopf einen herabhängenden Schnabel und über dem Kopfe Auswüchse, die man als Ohren deuten könnte, zeigt, während die Schnauze des anderen Kopfes wie ein Rüssel gebogen ist. Von der S-Form verschieden sind eine kleine silberne Fibel mit Sperberkopf und durch Linien angedeutetem Körper, welche Form in einer reicheren Fibel wiederkehrt, deren Schweif, Flügel und Schnabel mit Granaten geziert sind.

Die einzige Andeutung, daß das Christentum auch unter den Bewohnern Krainburgs bekannt war, kann man einem silbernen lateinischen Schmuckkreuze entnehmen, das, bei einer Frauenleiche an der rechten Schulter gefunden, als Gewandspange gedient hat. Die Arme des Kreuzes, dessen Mitte einst ein Stein zierte, sind durch divergierende Schraffenlinien belebt.

Neben diesen Fibeln, die das charakteristische Gepräge der Völkerwanderungszeit zeigen, kommen im Krainburger Funde auch solche aus früheren historischen Perioden vor. Hervorzuheben wären die Fibel mit dem bellenden Hund aus Silber (mit Bronzespirale), wie die mit dem nicht minder naturwahr dargestellten Widderkopf. Letztere Fibel zeigt in der Querstange eine Kombination mit der Armbrustfibel. Von der letztgenannten Form kommen Exemplare aus Eisen, Bronze, oder Eisen mit Bronze belegt vor, die auf dem Bügel mit Kreisfiguren mit zentralem Punkt gemustert sind.

Zur Vervollständigung der Schilderung des Frauenschmuckes mag schließlich noch des Wadenschmuckbehanges gedacht werden. Es sind das zierliche, zungenförmige Beschläge, meist aus vergoldetem Silber, deren unterer Teil im Mittelfelde mit Keilschnitt verziert und mit niellierten Dreiecksäumen umrandet ist. Sie dienten als blinkender Abschluß der langen Schuhbänder, und hingen an der Stelle, an welcher die Bänder unter dem Knie zu einem Knopfe verschlungen wurden, an der Außenseite der Waden herab.

Welcher Nationalität nun gehörten die Bewohner Krainburgs an, die am Saveufer ihre Ruhestätte gefunden?

Bereits der der Wissenschaft allzufrüh entrissene Hofrat Riegl in Wien hat entgegen der Ansicht jener, die in diesen Gräbern Spuren der ältesten slavischen Bevölkerung Krains zu entdecken glaubten, behauptet, daß diese Gräber einem germanischen Stamme, wofür alle Bestattungsbräuche sprechen, angehören. Auf Grund vieler Parallelen mit Funden aus Norditalien kam Riegl (Jahrbuch der Zentralkommission 1903, S. 147 ff.) zur Überzeugung, daß uns zu Krainburg die Hinterlassenschaft eines Wachtpostens erhalten geblieben ist, der die umwohnenden slavischen Stämme im Zaume halten sollte.

Diese durch Heranziehung der Funde gut gestützte Annahme wird noch durch folgende historische Betrachtung bekräftigt.

Seit dem 3. Jahrhundert gehörte Krain zu Italien. In diesem Verbande blieb es auch nach dem Sturze des römischen Reiches und während der Dauer des langobardischen Reiches, wie uns Paulus diaconus, der am Ende des 8. Jahrhunderts seine Historia Langobardorum verfaßte, ausdrücklich bezeugt (II 9, III 30). Selbst nach dem Sturze der langobardischen Herrschaft gehörte es bis 829 zur Mark Friaul, da die Karlinger wie ihre Vorgänger. die Langobarden im großen und ganzen die Grenzen der früheren Territorien beibehielten.

Paulus selbst bietet uns noch weitere Handhaben für die Richtigkeit unserer Annahme. In seiner Histor. Langob. IV, 38 berichtet er uns, daß „nach dem Tode Gisulfs, des (ersten) Herzogs von Friaul (um 610), dessen Söhne Taso und Cacco die Herrschaft über das Herzogtum übernahmen. Sie eroberten eine Landschaft der Slaven (regio Slavorum), die Zellia genannt wird, bis zum Orte Medaria. Daher zahlten diese Slaven bis zu den Zeiten des Herzogs Ratchis Zins den Herzogen von Friaul.[1]) Das Dunkel, das über der Landschaft

[1]) Mortuo (ut diximus) Gisulfo, duce Forojulensi, Taso et Cacco, filii ejus, eundem ducatum regendum

Zellia und dem Orte Meclaria schwebt, konnte bisher trotz vielfacher Bemühungen der Historiker nicht gelichtet werden; es wurden nur Hypothesen aufgestellt, von denen keine besonders zwingend ist. Es sind überdies die Namen urkundlich nicht einheitlich überliefert; neben Zellia kommt in einigen Handschriften Cagellia, Azellia, Agellia und neben Medaria Meclaria vor. Ich glaube daher, über die problematischen Namen hinweggehen zu können und mich an die Tatsache halten zu dürfen, daß Taso und Cacco slavisches Land erobert haben und daß die Bewohner dieses Landes den friaulischen Herzogen bis zu den Zeiten des Herzogs Ratchis Tribut zahlten.

Mit dieser Nachricht ist aber unbedingt eine andere Notiz bei Paulus VI, 52 zu verknüpfen, die folgendermaßen lautet: „Als Ratchis (um 738) in Friaul Herzog geworden war, fiel er mit de nSeinen in Karniola, die Heimat der Slaven (patria Slavorum), ein, tötete eine große Anzahl Slaven und verwüstete alles. Bei einem plötzlichen Überfall der Slaven konnte er seinen Speer nicht mehr aus den Händen des Waffenträgers nehmen und schlug den ersten, der sich ihm nahte, mit dem Stocke tot, den er in der Hand trug.“ [2])

Betrachten wir nun diese Stellen im Zusammenhange und erwägen wir dabei die Wahrscheinlichkeit, daß die kleinere Landschaft (regio) Zellia innerhalb der Grenzen der größeren patria Slavorum Carniola gelegen haben könne, so dürfte der Sachverhalt etwa folgendermaßen sich gestaltet haben.

Als die Langobarden in Italien einzogen, mußten sie als Eindringlinge erst das Land erobern. Die unterworfenen Völker werden daher gerne jede günstige Gelegenheit benützt haben, um das verhaßte Joch abzuschütteln. Die Niederlage, die den Friaulern die Avaren beigebracht haben, und der Tod des Herzogs Gisulf auf der Walstatt um das Jahr 610 boten den Slaven willkommenen Anlaß zur Empörung, besonders da die Söhne des Herzogs eine kurze avarische Gefangenschaft erdulden mußten. Taso und Cacco unterwarfen daher das slavische Land aufs neue ihrer Gewalt. Bis zu den Zeiten des Herzogs Ratchis erkannten die Slaven die Oberherrlichkeit Friauls an. Als jedoch Wirren auf dem friaulischen Hofe entstanden, und dem bei König Luitprand in Ungnade gefallenen Herzog Pemmo sein Sohn Ratchis um 738 in der Herrschaft nachfolgte, empörten sich die Slaven abermals und verweigerten im Gefühl ihrer Stärke den Tribut. Ratchis war gezwungen, gegen sie zu ziehen. Es scheint jedoch, daß es bei einem Plünderungszug verblieben ist, da die Slaven in großer Zahl über die Friauler herfielen. Die Tributzahlung entfiel; Herzog Ratchis scheint sich mit einer nominellen Herrschaft über Krain begnügt zu haben.

Die Empörungen machen es aber höchst wahrscheinlich, daß die Herrschaft Friauls über Krain nur durch langobardische Militärgarnisonen im Lande, denen andererseits auch als vorgeschobenen Wachtposten gegen die unverläßliche avarische Freundschaft die Grenzhut anvertraut war, aufrecht erhalten werden konnte. Und eine solche Garnison wird in Krainburg, dem Carnium im Lande Carneola des Kosmographen von Ravenna, dem natürlichen Mittelpunkte Oberkrains, stationiert gewesen sein und wird ihre Toten am Ufer der Save bestattet haben.

susceperunt. Ili suo tempore Sclavorum regionem, quae Zellia appellatur usque ad locum, qui Medaria dicitur, possiderunt. Unde usque ad tempora Ratchis ducis idem Sclavi pensionem Foroiulanis ducibus persolverunt.

[2]) Ratchis denique aput Foroiuli dux effectus, in Carniolam Sclavorum patriam cum suis ingressus, magnam multitudinem Sclavorum interficiens, eorum omnia devastavit. Ubi cum Sclavi super eum subito irruissent, et ipse adhuc lanceam suam ab armigero non abstulisset, eum, qui primus ei occurrit, clava, quam manu gestabat, percutiens, ejus vitam extinexit.

Herr Professor Dr. **R. Much**-Wien:

Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer.

Ihnen allen ist bekannt, daß unmittelbare Vorgänger der Germanen in ganz Süddeutschland und im westlichen Norddeutschland keltische Stämme gewesen sind. Kelten aber begegnen uns außerdem in dichten Massen auf den britischen Inseln, in Belgien und Frankreich, von vorgeschobenen Posten auf den drei südeuropäischen Halbinseln und in Kleinasien abgesehen. Ganz sicher ist dieses so ausgedehnte Keltenland von einer älteren, weit engeren Heimat des Stammes aus, und zwar in nicht allzuferner Vorzeit besetzt und besiedelt worden; andernfalls wäre es nicht verständlich, warum noch zu Beginn unserer Zeitrechnung die keltische Sprache nicht mehr und nicht deutlichere mundartliche Gliederung erkennen läßt, als es tatsächlich der Fall ist. Von wo die Bildung des keltischen Stammes ausgegangen ist, wo seine Wiege gestanden hat, ist nicht leicht festzustellen. Gerade Süddeutschland aber und vor allem die Alpenländer kommen dafür nicht in Betracht; hier bildet die keltische Bevölkerung, die von den Römern als die herrschende vorgefunden wird, nur eine Schicht, die sich in nicht allzuferner Vorzeit über andere ältere Bevölkerungsschichten gelegt hat. Wenn man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts jedes prähistorische Stein- oder Bronzegerät als keltisch bezeichnet hat, war dies gewiß unberechtigt. Ja noch bei dem Grabfelde von Hallstatt haben wir es mit der Hinterlassenschaft eines vorkeltischen Volkes zu tun.

Wer waren aber diese Vorläufer der Kelten in den Alpen? Ich denke dabei zunächst nur an ihre unmittelbaren Vorgänger, die aber selbst gewiß nicht die ersten Ansiedler auf diesem Boden sind. Ziemlich bestimmt ist anzunehmen, daß die neolithischen Steinzeitleute in den Alpenländern, unter anderen auch die Pfahlbaubewohner in dem nahen Salzkammergut keine Indogermanen gewesen sind, im Gegensatz zum nördlicheren Europa; und der prähistorischen Archäologie bleibt nebst anderem auch noch die Lösung des interessanten Problems vorbehalten, wann hier die ersten Indogermanen eingedrungen sind. Ich will aber auf diese Frage jetzt nicht weiter eingehen, sondern, wie gesagt, nur von jenen Völkern sprechen, die den Kelten oder Galliern hier unmittelbar vorausgingen.

Es kommen dabei zwei Namen vor allen anderen in Betracht, Illyrier im Osten und Ligurer in Westen. Vom Illyrischen hat sich bekanntlich eine Mundart, allerdings stark zersetzt und durchsetzt mit fremden Bestandteilen in der Sprache der Albanesen forterhalten. Wir begreifen aber hier unter Illyrisch in einem weiteren Sinne eine größere Anzahl von Dialekten, wie die Sprachen der Pannonier, Istrer, Veneter, der Illyrier im engeren Sinne und der von der Balkanhalbinsel nach Unteritalien übergetretenen Messapier und Japygier. Obwohl uns verschiedene Argumente veranlassen, all diese Völker in näheren Zusammenhang zu bringen, zeigen sich zwischen ihren Sprachen doch auch starke Unterschiede. So kennt das Venetische ein *f*, dem im Illyrischen im engeren Sinne nur *b*

gegenübersteht. Letzteres ist eine *a*-Sprache, hat also wie Germanisch, Urslavisch und Baltisch altes *o* durch *a* ersetzt; die nördlichen Dialekte haben *o* bewahrt. Diese scheinen sich mehr den centum-, ersteres den satem-Sprachen anzuschließen, was die Behandlung der vorderen Gutturale betrifft.

Mit den Venetern und Pannoniern stand aber einmal — wie das von Pauli, Stolz und Walde gezeigt worden ist — die Bevölkerung der östlichen Alpenländer sprachlich in engstem Zusammenhang und ist auch von den später eindringenden Kelten keineswegs überall ganz keltisiert oder verdrängt worden. Noch ist ein Stammname wie derjenige der *Focunates* im südlichen Tirol entschieden unkeltisch, da das Keltische ein *f* (außer in der Verbindung *fr*) damals nicht kannte. Auch Ortsnamen wie *Scarantia, Humiste, Parthanum* (Scharnitz, Imst, Partenkirchen) lassen sich als illyrisch rechtfertigen. Ich verweise noch als auf einen besonders charakteristischen auf den Namen des oberösterreichischen *Tergolape,* das mit venetisch *Opi-tergium* und istrisch *Tergeste* (Triest) zusammengehört und aus albanesisch *trege* (= slavisch *trŭgŭ*) „Markt" sich erklärt. Ein Ortsname *Poedicum* in Noricum kehrt wieder im Namen der messapischen *Poediculi* in Unteritalien u. s. w.

Nicht ganz so klar liegen die Verhältnisse im Westen. Auf eine weiter reichende Verbreitung der Ligurer in vorgeschichtlicher Zeit läßt hier allerdings schon die Tatsache schließen, daß diese auch noch zu Beginn der Geschichte an die nachdrängenden Kelten Boden verlieren. Aber hier ist erst noch die Frage des Verwandtschaftsverhältnisses der Ligurer und des Ligurischen mit anderen Völkern und Sprachen zu lösen und vor allem die Frage, ob wir es bei ihnen überhaupt mit Indogermanen zu tun haben oder nicht.

Die Ansichten der Gelehrten über diesen Punkt gehen weit auseinander. Cuno hat seinerzeit die Ligurer geradezu für eine Abteilung der Kelten genommen, wogegen sie Müllenhoff für Nichtindogermanen hielt. Zwischen beiden Meinungen mitten inne steht die eines französischen Gelehrten, des Herrn D'Arbois de Jubainville in seinem Buch Les premiers habitants de l'Europe. Ihm sind die Ligurer keine Kelten, aber doch eine indogermanische Abteilung, was übrigens auch früher schon Kiepert angenommen hatte. Und wirklich bewiesen hat D'Arbois de Jubainville nach meinem Dafürhalten seine Ansicht nicht. Charakteristische Besonderheiten des Ligurischen nachzuweisen, die es vom Gallischen trennen, ist ihm nicht gelungen. Und sicher schiebt er auch den Ligurern eine große Anzahl von geographischen Namen in die Schuhe, die offenbar keltisch sind.

Worauf es in erster Linie ankam, um den Satz, daß die Ligurer eine selbständige indogermanische Abteilung seien, zu erhärten, war, ein Merkmal ihrer Sprache nachzuweisen, das diese vom Keltischen unterschied, da sie, wie wir sahen, in Gefahr waren, selbst für Kelten genommen zu werden. Dies hat Kretschmer in seiner Schrift „Die Inschriften von Ornavasso und die ligurische Sprache" richtig erkannt. Die Denkmäler, die er behandelt, zeigen bei den maskulinen *o*-Stämmen eine Genitivwendung *oi ui*, die im Gegensatz zum Ausgang *ī* des Keltischen und Lateinischen steht, deren indogermanischer Charakter jedoch mit Rücksicht auf ihr Vorkommen bei Illyriern und Thessaliern nicht bestritten werden kann. Die Lepontii aber sind uns als ligurische Abteilung bezeugt. Durch den Hinweis auf die eigentümlichen Genitive der lepontischen Inschriften ist ein wichtiges Argument für das Indogermanentum der Ligurer zur Geltung gebracht, zugleich aber auch dem Versuch vorgearbeitet, ihnen innerhalb des Kreises der indogermanischen Sprachen und Völker einen bestimmten Platz zuzuweisen.

Wenn wir den erhaltenen ligurischen Namenschatz überprüfen, zeigt sich uns alsbald, daß sich der Lautstand des Ligurischen dem der nordeuropäischen Sprachen anschließt, in denen die alten aspirierten Medien zu einfachen Medien oder stimmhaften Spiranten geworden sind im Gegensatz zum Lateinischen und Griechischen, wo uns diese Laute ganz oder zum Teil als tonlose Spiranten und mehrfach mit Verschiebung der Artikulationsstelle entgegentreten. Es entspricht also dem indogermanischen *dh* und *gh* im Ligurischen *d* und *g*; nur bezüglich des *bh* ist die Sache nicht so klar, da einige Male in ligurischen Namen ein *f* überliefert ist, das an das *f* des Venetischen erinnert.

Nicht minder wichtig sind Übereinstimmungen in der Wortbildung. Wir kennen den ligurischen Namen des Po in der Gestalt *Bodencus-incus*. Und dasselbe Bildungselement zeigt sich uns auch auf der von Ligurern besiedelten Insel Korsika. Hier gibt es einen Berg *Revinco* und Gewässer *Bevinco* und *Saninco*. Ein Ort *Ἄσιγκον* steht schon bei Ptolomaeus. Die hier vorliegende Ableitung ist aber nicht etwa indogermanisch im allgemeinen, sondern für ein bestimmtes engeres indogermanisches Gebiet besonders eigentümlich und zwar gerade in Berg- und Flußnamen fruchtbar. Ich erinnere an deutsche Flüsse wie *Elbing* und *Mümling*. Eine *Gilling* und *Iſing* kennen wir aus altisländischen Quellen. Der Name *Agalingus* ist auf der Peutingerschen Tafel an den Oberlauf des Dniester gesetzt, der damals germanische Anwohner hatte. Von ebenso gebildeten deutschen Gebirgsnamen nenne ich als Beispiele *Soling, Osning, Drömling*. Mit diesen germanischen Namen, die altes *enk* in lautverschobener Gestalt als *ing* zeigen, vergleiche man keltische wie *Lemincum, Alisincum*, zu den Baumnamen **lemos* „Ulme", **alisā* „Erle" gehörig. Auch auf illyrischem, mindestens nordillyrisch-pannonischem Boden tritt uns dasselbe Suffix in gleicher Funktion entgegen, wie schon das sicher unkeltische *Aquincum* (Ofen) dartut. In Pannonien liegt ferner ein *Acumincum*, in Noricum ein *Sabatinca*, und einem nahestehenden Dialekt wird auch der Name des *Καρουάγκας ὄρος* entnommen sein. Wenn sich wie hier, so auch im Ligurischen neben *enk ink* eine Form *ank* der Ableitung findet — ich erinnere als Beispiel an den Flußnamen *Calanca* —, wird man an die germanische Ablautform *ung* neben *ing* anzuknüpfen haben, die z. B. in *Salzunga* (Salzungen) vorliegt. Im Germanischen beruht das *un* hier auf Vokalisierung von indogermanischem stimmhaften *n*, eines Lautes, aus dem sich im Gallischen und Britischen *an* entwickelt hat. Vermutlich geht also hierin das Ligurische und Pannonische mit dem Keltischen Hand in Hand.

Es ist natürlich nicht möglich, das Material hier zu erschöpfen; ich muß mich auf ein paar Stichproben beschränken. Bei gründlicher Behandlung des Problems müßten wir auch darüber Rechenschaft zu geben versuchen, wo wir in vorkeltischer Zeit die Grenze zwischen den Alpen-Illyriern und den Ligurern anzusetzen haben, oder ob es eine solche scharfe Grenze vielleicht überhaupt nicht gibt, ob wir etwa das Ligurische als den äußersten Ausläufer des Illyrischen betrachten dürfen. Diese Annahme drängt sich mir in der Tat mehr und mehr auf, ohne daß ich natürlich hier in der Lage bin, den vollen Beweis für ihre Richtigkeit zu erbringen.

Daß die Verkehrshindernisse der Alpen starke mundartliche Differenzierung ihrer Bewohner zur Folge hatten, also gewiß auch zur Entwicklung von Besonderheiten des Ligurischen gegenüber östlicheren Mundarten führten, ist im Grunde selbstverständlich; ebenso daß es in Folge der keltischen Nachbarschaft, in die es geriet, und der Durchsetzung seines Gebietes mit Kelten sich in mancher Hinsicht dem Keltischen zuneigte, gewissermaßen zu einem Bindeglied zwischen dem Illyrischen und Keltischen herausbildete.

Von einer auffallenden illyrischen Beziehung des Ligurischen, der Genitivendung auf *oi* war schon die Rede; ebenso davon, daß seine sporadischen *f* zum Venetischen oder besser gesagt Nordillyrischen im allgemeinen stimmen. Auch von diesem Laute abgesehen, gehört ligurisch *Flania* mit istrisch *Flanona*, **Carrufanius* mit venetisch *Carfanius*, der Flußname *Fertor* mit dem venetischen Volksnamen *Fertini* und Ortsnamen *Feltria* (aus **Fertria* dissimiliert?) zusammen.

Und solcher lexikalischer Übereinstimmungen zeigen sich uns noch viele. Hier nur ein paar Beispiele. Ligurisch *Tarantasia* enthält um eine Ableitung vermehrt den messapischen Ortsnamen *Τάρας-αντος*, *Tarentum*. Den *vada Sabatia* in Ligurien steht ein norischer Orts-, wahrscheinlich ursprünglich Flußname *Sabatinca* gegenüber. Man vergleiche ferner *Savo* mit *Savus*, *Vedantii* mit venetisch *Vedinum*, *Langates* mit istrisch *Longaticus*, *Segesta* mit *Segestica*, *Celelates* mit *Celeia*, *Labincus*, *Labonia* mit dalmatisch *Labeates*, *Libui*, *Libici*, *Libarna* mit *Liburni*, *Salluvii* mit *Salluntum* u. s. w.

Ich möchte hier nur noch auf einen Punkt aufmerksam machen. Bekanntlich waren die Illyrier, beziehungsweise ihre Nordabteilung, die Pannonier, zu Beginn der Römerzeit auch noch auf dem linken Donauufer an der untersten Gran oder Eipel durch eine Völkerschaft vertreten. Tacitus bezeugt uns ausdrücklich die pannonische Sprache der dort ansässigen Osi. Es ist von vornherein nicht unwahrscheinlich, daß wir es bei diesen mit dem letzten Rest einer ursprünglich weiter in den westlichen Karpaten und in den Sudetenländern ausgebreiteten illyrischen Bevölkerung zu tun haben. Für eine solche spricht auch der illyrische Charakter mehrerer von Ptolemäus in jenen Gegenden Germaniens angesezter Städtenamen. Besonders deutlich illyrisch ist *Λευκάριστος*, gebildet aus dem illyrischen Personennamen *Leukaros* mittelst eines für illyrische Ortsnamen charakteristischen Suffixes, das uns schon in *Tergeste* und *Humiste* untergekommen und sonst noch oft belegt ist. Ich erinnere hier auch an das pannonische *Sonista* und *Remista*. *Στραγόνα* ist ganz so abgeleitet wie *Albona* oder *Salona*. Selbst der Name eines in Nordböhmen seßhaften Völkchens, der *Κορκοντοί*, gemahnt uns an einen illyrischen, den des Flusses *Corcora*.

Andere Namen im südöstlichen Teile der Germania magna stimmen dagegen auffallend zu ligurischen. So gibt es in Oberungarn einen Fluß *Duria*, wie zwei solche im ligurischen Oberitalien. *Βροδεντία* ist wesentlich derselbe Name wie der der ligurischen *Brodiontii*, *Ἀσάγκα* von dem unwesentlichen Unterschied des Suffixablautes abgesehen derselbe wie *Ἄσιγκον* auf Korsika. *Παρίσνα* zeigt die gleiche Ableitung wie ligurisch *Bagienni* und dieselbe Wurzel wie *Paravenna* u. s. w.

Auch aus dieser Tatsache, daß die vorgermanische und vorkeltische Nomenklatur Südostdeutschlands teilweise an illyrische, teilweise an ligurische Namen angeknüpft werden kann, möchte ich schließen, daß Illyrier und Ligurer nicht durch eine breite Kluft getrennt waren, — abgesehen davon, daß uns diese Namen einen Fingerzeig geben, was für Volkselemente wir in vorkeltischer oder — archäologisch gesprochen — in der Hallstattzeit auch noch in den Sudetenländern zu suchen haben.

Herr Professor **Oberhummer**-Wien:

Ich möchte zu den höchstinteressanten Ausführungen des Herrn Vortragenden nicht etwas Weiteres beitragen, sondern mir nur erlauben, ein paar Fragen an ihn zu richten. Nur kurz will ich die Bemerkung streifen, daß in römischer Zeit die Kelten noch nicht scharf gesondert gewesen seien; das ist wohl möglich, aber ich weiß nicht, ob das Material, das wir von den Kelten aus dieser Zeit besitzen, ausreicht, um diese Behauptung mit solcher Sicherheit aufzustellen. Die Überreste sind außerordentlich dürftig, und wenn wir sehen, daß bei den britannischen Kelten schon in der ersten Zeit des Mittelalters zweifellos eine dialektische Spaltung sich zeigt, so weiß ich nicht, ob wir ohne weiteres behaupten dürfen, daß die Kelten auf dem Kontinent in Dialekte noch nicht gesondert gewesen seien, aber der Herr Vorredner kann darüber vielleicht noch bestimmtere Auskunft geben. Eine weitere Angabe betrifft die Ligurer; es war höchst wertvoll, was er vorgetragen hat, und es scheint sich mehr und mehr zu beweisen, daß wir mit den Ligurern als Verwandte der Illyrier zu rechnen haben. Nun geht eine ältere Ansicht dahin, daß die Ligurer vielleicht in näherer Beziehung zu den Iberern stehen; es ist das freilich nur eine Hypothese, für die manches spricht, so die merkwürdige Sitte der Couvade oder des Männerkindbettes, die für die Iberer und wenn ich nicht irre (durch Diodor) auch für die Ligurer bezeugt ist. Ich will nicht sagen, daß das ein Beweis wäre, da die Couvade bei sehr verschiedenen Völkern vorkommt, aber immerhin ein Anhaltspunkt, und wäre es mir erwünscht zu hören, wie der Herr Vortragende sich zu jener älteren Ansicht stellt, ob dieselbe als gänzlich unhaltbar zu verlassen ist. Ein anderes Element, mit dem man allerdings heute nicht mehr gerne rechnet, das aber in den Ostalpen eine große Rolle spielt, speziell in Tirol, ist das Rätische. Man hat bisher die Rätier als ein besonderes, geschlossenes Volk betrachtet, das nach den Forschungen von Steub u. a. mit den Etruskern in näherer Beziehung stehen sollte. Ich habe mich früher schon über diese Frage einmal mit dem verehrten Herrn Kollegen Hofrat v. Wieser unterhalten, wonach es den Anschein hat, als ob wir die Rätier als einen besonderen Volksbegriff aufgeben müßten. Ich möchte den Herrn Vortragenden fragen, ob er darauf verzichtet, die Rätier als ein besonderes Volkselement in den Alpen anzuerkennen oder ob er sie zu der illyrischen Gruppe zu rechnen geneigt ist, wofür manche Anhaltspunkte vorliegen. Das sind die Anfragen, die ich mir in Kürze zu stellen erlauben möchte.

Professor **Rudolf Much**-Wien:

Ich möchte keineswegs in Abrede stellen, daß Ansätze zu dialektischer Sonderentwicklung innerhalb des großen keltischen Sprachgebietes vorhanden waren. Stark ausgebildet können aber diese Mundarten nicht gewesen sein. Die Sache steht doch so, daß die aus der Römerzeit uns überlieferten keltischen Namen, deren wir viele Hunderte besitzen, überall den gleichen Lautstand zeigen, so daß wir nicht imstande sind einen solchen Namen einem bestimmten engeren Gebiet zuzuweisen auf Grund seiner Laute. Auch die

Elemente, mit denen Personen- und Ortsnamen gebildet sind, sind überall dieselben. Jedenfalls liegen die Dinge doch ganz anders als auf griechischem Boden etwa. Und ich kann mir nicht denken, daß eine Sprache bei Verbreitung über ein so ausgedehntes, geographisch und politisch keineswegs einheitliches Gebiet, wie es das keltische ist, lange ohne starke Spaltung in Mundarten fortleben kann.

Auf die Frage, ob mit einer Beziehung zwischen Ligurern und Iberern gerechnet werden kann, bin ich absichtlich nicht weiter eingegangen, weil sie mir durch die Ausführungen Müllenhoffs im 3. Band seiner Deutschen Altertumskunde erledigt zu sein scheint und zwar in negativem Sinne. Mir ist übrigens nicht erinnerlich, daß auch von den Ligurern die Sitte des Männerkindbettes bezeugt ist. Bezüglich der Räterfrage habe ich mich mit Rücksicht auf die knapp bemessene Zeit nicht geäußert. Bekanntlich wird uns berichtet, daß die Räter etruskisch oder eine dem Etruskischen ähnliche Sprache redeten, und dann müßten sie allerdings getrennt werden von den indogermanischen Elementen, die uns sonst in den Alpen entgegentreten. Aber die Namenforschung hat eine einleuchtende Bestätigung dieser Überlieferung bisher nicht ergeben. Vielleicht liegen ihr Beobachtungen in einem beschränkten Gebiet am Südrand des Gebirges zu Grunde, wo mit den Etruskern verwandte Elemente (vielleicht auch nur als herrschende) seßhaft gewesen sein mögen. Was an alten Namen aus Tirol — auch dem südlichen — überliefert ist, macht teilweise ganz deutlich den Eindruck des Indogermanischen. Den Flußnamen *Isarcus* z. B. wird man von dem oft belegten *Isara* nicht gern trennen wollen und ein Volksname wie *Focunates* kennzeichnet sich auch schon durch das ableitende Element als indogermanisch.

Herr Professor **Oberhummer**-Wien:

Ich möchte nur dem Herrn Vortragenden für seine Aufklärungen danken und die Hoffnung aussprechen, daß wir auf dem von ihm betretenen Wege einer weiteren Klärung der überaus schwierigen ethnographischen Verhältnisse im Altertum gelangen.

Der Vorsitzende Freiherr **v. Andrian-Werburg:**

Ich erlaube mir, der Versammlung mitzuteilen, daß Herr Professor Makowsky im Laufe des Vormittags im Bureau seine vorgestern besprochenen Funde demonstrieren wird. Ich bitte die Herren, welche sich dafür interessieren, sich hinüber zu bemühen.

Herr Professor Dr. **R. Henning**-Straßburg:

Über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter. [1])

Ich möchte Ihnen in aller Kürze berichten über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter, von denen Sie bereits gelegentlich der Sigmaringer Publikation gehört haben. Da auch im Elsaß ein solcher Helm gefunden ist, der jetzt unserem Museum angehört, sah ich mich veranlaßt, dem Gegenstande näher zu treten. Es handelt sich um die ersten festen Metallhelme, die seit dem ältesten spärlichen Import auf deutschem Gebiete wieder hervortreten und eine neue eigene Tradition begründen. Das Material ist mit einer gewissen Plötzlichkeit zusammengekommen. Während bis vor kurzem eigentlich nur ein einziger weiterhin bekannt war, haben wir jetzt neun solcher Helme, die allen anderen gegenüber eine geschlossene Gruppe bilden, von denen sechs allein während der Jahre 1901 bis 1903 zutage gefördert sind. Damit ist bereits eine Grundlage gewonnen. Es gilt jetzt Ordnung in die so rasch angewachsene Überlieferung zu bringen, ihre Zusammenhänge zu untersuchen, die Perspektiven zu erkennen, welche sie eröffnen.

Ich führe zunächst die einzelnen Stücke an. Es sind:

1. Der mehrfach veröffentlichte St. Petersburger Helm. Über seine Herkunft wissen wir nur, daß er aus dem Besitz der Herzogin von Berry in die späteren Sammlungen übergegangen ist.

2. Der Helm von Vézeronce im südlichen Frankreich, ein daselbst im Jahre 1872 oder 1873 gemachter Einzelfund. Jetzt in Grenoble. Von Gröbbels veröffentlicht.

3. Der Helm von Monte Pagano (alias Giulianova) östlich von Teramo (Abruzzen) an der Küste des Adriatischen Meeres. Ein Depotfund von 1896, jetzt im K. Zeughause in Berlin. Von Wulff und von Ubisch veröffentlicht.

4. Der Helm von Gültlingen (Oberamt Nagold), jetzt in Stuttgart, 1901 aus einem Reihengräberfeld abgeliefert. Von Dr. Sixt und Lindenschmit veröffentlicht.

5. Der Helm von Baldenheim bei Schlettstadt, jetzt in Straßburg, 1902 einem Reihengräberfeld entnommen.

6. Der Helm von Gammertingen, jetzt in Sigmaringen, 1902 gleichfalls in einem Reihengräberfeld gefunden, kürzlich von Gröbbels publiziert.

7. 8. Die beiden Helme von St. Vid im südlichen Dalmatien, 1902 in den Trümmern des alten römischen Narona gefunden. Von Dr. List veröffentlicht.

9. Der Helm von Châlons s. S. 1903 aus der Saone ausgebaggert, jetzt im K. Zeughause in Berlin.

Alle diese Helme haben nahezu dieselbe Form und Konstruktion. Bei überwiegend konischer Form sind sie in merkwürdiger Weise zusammengesetzt und haben dennoch, wie bei dem unseren schon die Probe gelehrt, ein außerordentlich festes Gefüge. Sie bestehen aus nicht weniger als 20 Stücken: einem kupferüberzogenen Ringbande, sechs kupfernen Bügeln, sechs silber- oder kupferüberzogenen Helmblättern, einer Scheibe, welche oben die Bügel zusammenhält und in welche der Fuß für die Helmzierde eingelassen ist. Inwendig sind noch füllende Laschen eingestückt. Auch Wangenklappen sind vorhanden. Außen ist alles vergoldet mit Ausnahme der Silberblätter, die sehr dekorativ zwischen den Spangen hervortreten. Das Ganze krönte oben sicher ein Helmbusch. Die Freude am Bunten, an Gold und Silber äußert sich lebhaft.

Trotz der nahen Verwandtschaft ist eine Klassifikation der Helme wohl möglich. Ein deutliches Kriterium liefern die Helmblätter, von denen die ovalen als die älteren, die eckigen als die jüngeren zu betrachten sind. Andere Merkmale der Form und Dekoration treten ergänzend hinzu. Danach werden die Helme von St. Vid, Monte Pagano und Baldenheim die ältesten, der Helm von Vézeronce einerseits, die beiden schwäbischen und derjenige von Châlons anderer-

[1]) Die obige knappe Skizze gibt den ungefähren Inhalt meines freien Vortrages wieder. Sie wird um so mehr genügen, da demnächst meine ausführlichere Abhandlung über den Gegenstand erscheinen wird (Straßburg bei Trübner, auch in den Mitteilungen unserer Gesellschaft für die Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses).

seits die jüngsten sein. Die auffälligste Verwandtschaft haben die Helme von Baldenheim und St. Vid, die trotz der weiten Entfernung sich nahezu als Zwillinge erweisen.

Von besonderem Interesse ist die Dekoration der Stirnbänder, die der geometrischen Spangenverzierung gegenüber einen mehr künstlerischen Charakter trägt. Die Muster gehen i. A. auf antike Vorbilder zurück. Meist ist eine Ranke mit Trauben und Vögeln verwendet und teilweise mit einem Arkadenmotiv kombiniert. Beide Arten sind gemein antik und gestatten keine spezielle Lokalisation. Daneben aber finden sich andere merkwürdige Dinge. Die Helme von Baldenheim und St. Vid I hatten ein Ringband, das sich aus drei Serien von 14 Bildern zusammensetzte. Zehn davon sind uns am besten auf dem St. Vider Streifen erhalten. Die eckigen sind mit einzelnen Palmen oder Zweigen, die runden meistens mit Menschen- und Tierbildern ausgefüllt. Das eine und wohl das charakteristischste ist, wie mir scheint, unverkennbar der alte persische König mit dem Löwen: Der König in barbarischer Tracht dem in ganzer Größe vor ihm aufgerichteten Tiere das Schwert in den Leib bohrend, während seine Linke den Löwen am Kopfe packt, aber von der rechten Tatze desselben umklammert wird. Wie merkwürdig, dies alte Bild nach so langer Zeit hier wiederzufinden! Die anderen Medaillons enthalten z. T. geflügelte Genien, aber in besonderen Zusammenstellungen, ferner eine nach Frauenart reitende Figur und eine Doppelranke, deren spezielle Vorgeschichte nicht der eigentlich klassischen Sphäre angehört.

Orientalischen Ursprunges ist auch das Löwenrelief des Petersburger und Gammertinger Helmes. Es ist die viel variierte, aber meist nur in mehr oder weniger ausführlichen Reminiszenzen bewahrte Gruppe, wo ein Kopf von zwei Löwen oder anderen wilden Tieren flankiert wird, unter dem auf dem Gammertinger Helm ein Pinienzapfen, auf dem Petersburger anscheinend eine hohe flache Schale und ein Vogel angebracht sind. Besonders zu beachten und für die Herkunft wichtig ist der bisher übersehene Kopfschmuck dieser Maske, der aus aneinandergereihten schmalen vertikalen Streifen oder Blättern besteht. Er ist unrömisch, wie er ungermanisch ist, dagegen in mancherlei Variationen schon in alter Zeit aus orientalischen und besonders persischen Darstellungen bekannt.

Ein Gemisch von griechisch-antiken und orientalischen Darstellungen enthält der Streifen von Châlons mit seinen Löwen-, Eber- und Hasenjagden, die fast alle zu Pferde ausgeführt werden und bei denen einige merkwürdige Züge hervortreten. Nach dem Osten weist nicht nur die phrygische Mütze, sondern vor allem der berittene, zum Schuß sich umdrehende Bogenschütze, ein echt sarmatisch-orientalischer Typus. Die sassanidischen Gefäße und Schalen liefern die nächsten Anknüpfungen.

In Summa haben wir auf all diesen Streifen als späteste Elemente die byzantinischen, wobei freilich zu bemerken ist, daß der Begriff und die Herkunft des „Byzantinischen" im einzelnen noch sehr der Erläuterung bedarf. Es folgen die gemeinsam antiken Motive, aber etwas spezifisch Römisches ist nicht darunter, einiges steht dem Griechischen näher, aber weniger dem Klassischen, als dem Hellenistisch-Barbarischen. Das Entscheidende bleiben die orientalischen Elemente und diese haben teilweise etwas so Ausgesprochenes und Handgreifliches, wie es mir auf älteren Denkmälern unserer Gegenden noch nicht bekannt geworden ist. So kann die Heimat dieser Helmdarstellungen auch nicht, wie Gröbbels vermutet, in Italien oder gar in Gallien, sondern nur im Osten liegen, wo Orientalisches und Griechisches zusammentrafen und ins Byzantinische übergingen. Ich würde zunächst an die Gegenden im Norden des Schwarzen Meeres denken, denn weiter nach Westen hin fehlen einstweilen diejenigen Anknüpfungen, die wir brauchen.

Wir streifen damit ein Thema, das neuerdings besonders von Strzygowski behandelt ist: Die Bewertung des Orientalischen in der frühmittelalterlichen Kunst. Unsere Beobachtungen scheinen Beziehungen, die auf dem Landwege bis in die Nähe von Persien führten, zu ergeben. Aber die Frage ist eine sehr verwickelte und greift bis in die römische Zeit zurück, ist auch keine rein archäologische. Es handelt sich zugleich um wichtige Kulturvorgänge. Für unseren speziellen Zweck käme es zunächst darauf an, ob jene ausgesprochen orientalischen Motive, wie so manche anderen, allmählich weiter durchgesickert sind, oder ob eine stärkere Welle sie bis in unsere Gegenden getragen hat.

Hierfür ist natürlich auch die Form der Helme von Belang. Die griechischen und römischen sind nicht näher verwandt. Zu den barbarischen Helmen der Trajanssäule bestehen wohl gewisse Beziehungen, aber sie bleiben sehr allgemeiner Art. Die Entwicklung, die zu unseren Metallhelmen hinführt, hat sich nicht in Europa vollzogen, denn alle sonstigen mitteleuropäischen Helme aus älterer Zeit haben andere Formen. Dagegen finden sich bei den orientalischen (assyrisch-persischen) sowohl die Zusammensetzung aus einzelnen Stücken wie die eingelegten ovalen Blätter. Den Exemplaren, auf die ich mich zunächst beziehe, fehlt allerdings die Helmspitze, aber diese ist sonst gerade für den Orient hervorragend charakteristisch. Die zusammengesetzten europäischen, sowohl die alpinen wie die rhätisch-pannonischen und die nordgermanischen Helme charakterisiert umgekehrt das Scheitelband. Der alte Typus des Hallstatthelmes von St. Margarethen scheint sich früh verloren zu haben. Mit den weitverbreiteten europäischen Bandhelmen, die schon in Giubiasco vorkommen, hängen die späteren Spangenhelme, wie der englische aus Derbyshire, zunächst zusammen. Mit unseren Helmen tritt dagegen in Europa ein neuer Typus auf, der dann freilich eine große Bedeutung gewinnt.

So steht die Form der Helme mit den stark orientalisierenden Ornamenten im Einklang und es ist wohl am natürlichsten, beide auf dieselbe aus dem Orient kommende Bewegung zurückzuführen. Die Zeiten der Völkerwanderung liegen den Reihengräbern, aus denen unsere deutschen Helme stammen, unmittelbar voraus. Sarmatisch-europäische und asiatische Scharen waren mit den Germanen vielfach vereint und haben mit ihnen gleiches Schicksal geteilt. An solche Mittelglieder wird man zunächst denken. Im Norden des Schwarzen Meeres, wo die Beziehungen nach Griechenland und dem Orient zusammentrafen, wohnten die Alanen, die später ihre Hauptmacht in Pannonien konzentriert zu haben scheinen. Im Anfang des fünften Jahrhunderts führt sie ein großer Völkersturm mit Sueben und anderen Germanen an den Oberrhein und nach Frankreich, wo namhafte Teile seßhaft werden. Sie waren die eigentliche schwere Kavallerie der Völkerwanderung (Jordans, Get. L. 259), und Kavalleriehelme sind auch die unseren sicher gewesen. Natürlich blieben die Helme aber nicht das Besitztum ihrer Erfinder, sondern wurden von anderen Stämmen nachgeahmt, die mit jenen sich berührten. Damit beginnt die eigentliche Verzweigung des Helmtypus, der bis jetzt von den Küsten der Adria über Süddeutschland nach Frankreich hin zu verfolgen ist.

Herr Reg.-Rat Dr. **M. Much**-Wien:

Ich möchte auf eine Parallele zu der eben erwähnten Erscheinung orientalischer Dekorationsweise auf frühgeschichtlichen Fundstücken aus dem mittleren Europa aufmerksam machen. Es sind dies Darstellungen auf Gürtelschließen aus den burgundischen Gräbern der westlichen Schweiz, welche eine männliche Gestalt zeigen, zu deren Seiten sich löwen- und bärenähnliche Tiere niederbeugen oder emporheben. Der damalige Sinn sah in dieser Darstellung Daniel in der Löwengrube, was durch Umschriften bezeugt ist; indes erscheinen auf den Gürtelschließen derselben Örtlichkeiten statt der menschlichen Gestalt eine Figur, in der man ein stilisiertes Kreuz, eine Säule oder einen Baum erkennen mag, und an den Seiten statt der Löwen menschen- und greifenähnliche Tiere, die in anbetender Stellung dargestellt sind. In einem gleichzeitigen Grabe in Villach (Kärnten) fand man eine emaillierte Scheibenfibel, auf der eine männliche Figur sichtbar ist, die in jeder Hand ein Tier am Halse emporhält und ihr schließen sich eine Gürtelschnalle aus den schon erwähnten burgundischen Gräbern und eine Darstellung auf dem bekannten Silberkessel von Gundestrup unmittelbar an, in der eine männliche Gestalt in jeder Hand ein greifenartiges Tier würgend emporhält.

Wie man sieht, handelt es sich keineswegs um Daniel in der Löwengrube, sondern um die Darstellung eines mächtigen Wesens, das die Tiere gewaltsam bändigt, oder dem sich Menschen und Tiere anbetend und vertrauensvoll nähern, wie auf der gleichfalls bekannten Kanne von Grächwyl in der Schweiz.

Das führt uns auf ganz gleichartige Darstellungen aus einer weitaus älteren Kulturperiode des Orientes, welche ebenfalls Menschen, Tiere und Fabelwesen zeigen, die sich beiderseits zu einer Menschengestalt, einer Säule (Altar) oder einem Baume in Anbetung wenden.

Man darf daraus nicht folgern, daß nun etwa auch die burgundischen Gürtelschnallen, die Scheibenfibeln u. s. w. selbst oder auch nur ihrem Wesen nach aus dem Oriente gekommen sind; was von dort übertragen wurde, ist ausschließlich das Dekorationsmotiv an sich. Ein Zeitraum von 2000 Jahren schiebt sich zwischen die orientalischen und unsere europäischen Darstellungen; er bildet keinen Hiatus, wie sich aus vielen verwandten Erscheinungen der Zwischenzeit ergibt, die sich jedoch auf den verschiedensten Gegenständen vorfinden. Die persische Teppichweberei hat das in Rede stehende Dekorationsmotiv bis auf die Gegenwart erhalten und da deren Erzeugnisse nun auch bei uns nachgeahnt werden, finden auch auf unseren ganz modernen Teppichen, Kaffeetüchern, Möbelstoffen dieses Jahrtausende alte Dekorationselement: eine göttliche Gestalt oder ihr Symbol dargestellt in ihrer Macht über alle Lebewesen.

Herr Professor Dr. **R. Henning**-Straßburg:

Herr Regierungsrat Much hat ganz recht, wenn er auf einige ältere Dinge hinweist, die ich teils überging, teils absichtlich nicht erwähnte. In jedem einzelnen Falle entsteht immer die Frage: liegen alte, sagen wir etrurisch-keltische Einflüsse vor, oder sind jüngere römische oder nachrömische anzunehmen. Ich habe dies speziell auch für das Löwenrelief möglichst untersucht, bin aber zu dem Resultate gekommen, daß keine Beziehungen zu den alten Darstellungen der etrurischen oder der La Tène-Zeit vorhanden sind. Die letzteren haben einen anderen Stil. Auch der durch die Beischrift als solcher bezeugte Daniel mit den Löwen gehört nach meiner Ansicht gar nicht oder nur in sehr entfernter Weise hierher. Ich weiß, wie viel für die Erledigung aller dieser Fragen noch zu tun ist und daß dafür hier im Lande mehr zu sehen ist als bei uns im Westen; deshalb bin ich hergekommen. Im übrigen ist das ganze Thema so umfassend, daß ich mich hier auf diese Andeutungen beschränken muß. Die Einflüsse, die in Betracht kommen, sind von sehr verschiedener Art. Sie können so stark und so handgreiflich werden, daß die Annahme eines bloßen Durchsickerns nicht mehr ausreicht und schon ein stärkerer Impuls vorausgesetzt werden muß, der sich übrigens in unserem Falle nahezu von selber erklärt. Aber alles dies müßte im einzelnen erörtert werden und das kann nur die Detailbetrachtung tun.

Herr Dr. **Hans Hahne**-Berlin:

Über den Stand der sogen. Eolithenfrage.

Ich habe die Ehre, Ihnen einiges über den Fortgang der Frage nach den ältesten Kulturstufen des Menschen zu berichten, die seit nunmehr vielen Jahrzehnten auf der Tagesordnung steht. Nachdem die paläolithische Steinindustrie als Hinterlassenschaft des Diluvialmenschen anerkannt ist, dreht sich die Erörterung noch um die von Mortillet so bezeichneten „Eolithen", die eine der paläolithischen sowohl technisch wie geologisch voraufgehende Steinindustrie des genus homo darstellen, und gefunden werden im Altdiluvium und im Tertiär. Außer den für das absolute Alter grundlegenden und ausschlaggebenden geologischen Untersuchungen stand und steht die Frage zur Erörterung, ob das Gefundene nicht Naturspiel sei. So war es auch, als noch das durchbohrte und polierte Steinbeil als Menschenwerk bestritten wurde! Diesem Streit gelten meine Auseinandersetzungen. Wie dies zu erwarten, können bei allerlei natürlichen Vorkommnissen durch zufällige, der Bearbeitung von Menschenhand ähnlich wirkende Vorgänge, Dinge entstehen, die bei oberflächlicher Betrachtung identisch scheinen mit Artefakten. Besonders dann wird das der Fall sein, wenn die zufällig wirksamen Faktoren den Eingriffen von Menschenhand sehr ähneln (Stoß, Schlag, Druck).

Das Material, meist im vorliegenden Falle der Kiesel (Silex, Feuerstein) antwortet ja infolge seiner inneren Struktur ähnlich auf ähnliche Eingriffe in weiten Grenzen. Nur eingehendes Studium der einschlägigen Funde schützt schließlich vor leichtfertigen unwissenschaftlichen Verwechslungen und Schlüssen. Tatsächlich haben sich mehr und mehr Gelehrte durch Augenschein überzeugt vom Vorhandensein jener primitivsten Artefakte.

Andererseits sind von jeher jene Faktoren in Betracht gezogen, welche gemahnen zur kritischen Sonderung der Funde! Nur in Unkenntnis oder Vernachlässigung der deutschen Literatur kann man übersehen, daß gerade die deutschen Verfechter jener primitiven Steinindustrie sich der Schwierigkeit der Differentialdiagnose bewußt sind. Ich verweise speziell auf die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft und der vorjährigen Kongresse von Greifswald und Breslau.

Schon aus rein logischen Gründen nehmen wir an, daß der paläolithischen eine primitivere eolithische Industrie voranging, wie dies ja an vielen Stellen erörtert ist. Das Studium einschlägiger Funde und Vergleichung mit jüngeren Industrien bestätigt diese Stufenfolge. Eine genaue (!) Bekanntschaft mit dem maßgeben-

den Material, wie es am besten Rutot in Brüssel besitzt, gehört allerdings dazu.

Die Verwertung der Beobachtungen sicher natürlicher Entstehung von Dingen, die jenen Artefakten ähneln, erfordert ebenfalls weitschichtige Untersuchungen, die erst jetzt in geeigneter Weise begonnen sind (Bracht, Vortragender, Schweinfurth, E. Krause, u. a.). Alle Schlüsse aus zufälligen einzelnen Beobachtungen sind unzulässig bevor nicht die Splitterungsfähigkeit des Kiesels und ähnliches genauer erforscht ist; ich selbst bin u. a. gerade an dieser Arbeit seit länger als einem Jahre. Hierbei stellt sich mehr und mehr heraus, daß doch Unterschiede bestehen zwischen den von Menschenhand intelligent bearbeiteten und verarbeiteten Kieselknollen und -splittern, und gelegentlich zufällig auf natürlichem Wege entstehenden Zertrümmerungen. Von solchen haben wir vor allem folgende studiert als „Nachtrag" zu Rutots Untersuchungen „sur l'éclatement du silex ...." 1. Die Befunde in den Moränen. Hiervon will ich als ein Ergebnis erwähnen, daß ich in den Lokalmoränen auf der Kreide Rügens nichts gefunden habe, was mit Eolithen zu verwechseln wäre. 2. In den jüngeren Moränen des norddeutschen Flachlandes und ihren Auswaschungsprodukten wäre das Vorkommen von Artefakten nicht wunderbar, da in ihnen ja Bestandteile vermutlich bewohnter interglazialer Oberflächen enthalten sind. Im alten Diluvialmergel ist mir Eolithen-Ähnliches nicht begegnet. 3. Mit gutem Grunde vermutete zertrümmernde Wirkung der diluvialen Gletscher auf Schichten unter und vor dem Eis sind nicht durch exakte Beweise gestützt. Experimentelle Untersuchungen hierüber habe ich begonnen unter anderem mit Verwendung von Maschinenkraft. Hierüber werden später Berichte folgen. 4. Bei heftiger Brandung an den Kreidesteilküsten in Rügen (im Frühjahr 1904 und 1905) konnte ich natürliche Silexzertrümmerung verfolgen, die zur Bildung des Steinstrandes beitragen. Dies Ergebnis hat mich zu interessanten Untersuchungen veranlaßt, die noch schweben.

Die Resultate von den unter drei und vier mitgeteilten Vorgängen sind nicht zu verwechseln, z. B. mit den Artefakten des belgischen Eolithicum!

5. Die Befunde aus den Kreidemühlen, die jüngst von Paris aus mit großer Ekstase auch in deutschen Tageszeitungen veröffentlicht wurden, waren mir von Rügen her ebenfalls bekannt. Die unter Mitwirkung eiserner Harken entstehenden, also recht unnatürlichen Silextrümmerformen sind für eine sorgsame Betrachtung und Vergleichung genugsam unterschieden von den Menschenwerkzeugen des Eolithicums. Sie haben keinesfalls für unsere Frage den Wert, der ihnen von den eifernden Gegnern des Tertiärmenschen zugeschrieben wird!

Übrigens entstehen bei derartigen Imitationen von Silexwerkzeugen gelegentlich auch Formen, die ähnlich scheinen den Erzeugnissen höher entwickelter Steinindustrien. Sollen diese dadurch etwa auch in Frage gezogen werden?

Die sich überall ausdrückende leichte Splitterungsfähigkeit des Kiesels hat es ja m. E. gerade bewirkt, daß die noch nicht auf der Stufe des homo sapiens „recens" stehende Psyche des Homo primigenius auf die Silexindustrie verfiel, die dann ein Hauptfaktor seines Fortschrittes wurde! Nicht nur Vergleichung ähnlicher Zufallszersplitterungen des Silex, sondern vor allem Nachspüren des menschlichen Intellektes, an der Hand von Experimenten besonders, geben den Weg zur Erkenntnis.

Da mir infolge der Häufung von Vorträgen heute nur wenig Zeit zur Verfügung steht, muß ich leider darauf verzichten, an dieser Stelle in die beabsichtigte nähere Erörterung dieser Dinge einzugehen.

Im Hinblick auf Angriffsarten, wie sie in jedem wissenschaftlichen Streite vorzukommen pflegen, will ich mit einer eindringlichen Aufforderung schließen: in geduldiger objektiver Arbeit die vorliegenden Untersuchungen zu fördern und abzuwarten: sich nicht durch einzelne, nur den Uneingeweihten imponierenden Beobachtungen das Urteil trüben zu lassen. — Sie wissen, daß ich im Sinne von einer nicht mehr kleinen Zahl von Forschern spreche, wenn ich betone, daß wir heute mehr als je überzeugt sind von dem Bestehen einer menschlichen Steinindustrie vor dem Chelléen, die bis ins Tertiär zurückreicht. Betreffs Vorkommen, Verbreitung und Datierung bezüglicher Funde ist natürlich noch vieles zu erklären und wie es auch schon geschehen ist, sind frühere Auffassungen gelegentlich zu korrigieren.

Ich entledige mich noch eines ehrenvollen Auftrages, indem ich Herrn Professor Verworns (Göttingen) neueste Funde von Tertiärsilexen aus dem Cantal vorlege, deren Veröffentlichung im Übrigen bevorsteht. Es wird stets vorteilhaft sein, möglichst viele gute Originalfunde zu sehen. Ich muß übrigens sagen, daß diese Stücke mich, wie auch andere Sachverständige überrascht haben, durch den hohen Grad ihrer deutlichen Ver- und Bearbeitung. Sie werden sich überzeugen, daß manche Stücke ebensogut, z. B. in Krapina, gefunden sein und für sogenannte „Mousterienformen" höher entwickelter Steintechniken gelten könnten. Es zeigt sich hier wieder, daß das Urmaterial einer Steinindustriestufe hie und da eine lokale Entwicklung ermöglicht, die innerhalb der Stufe ihre Artefakte über gleichzeitige Erscheinungen heraushebt; wie umgekehrt Artefakte einer entwickelteren Technikstufe aus schlechtem Material eben doch nichts „Vollendeteres" schaffen kann. Für die Untersuchungen in Ländern ohne anstehenden Silex ist das besonders wichtig (Norddeutschland). Übrigens stellt sich meiner Meinung nach immer klarer heraus, daß schon in den ersten Anfängen der uns zugänglichen Steinindustrien die Verwendung des großen Eklats (Absplisses) in oft prachtvoller Weise nachweislich ist. Nach Rutot entsteht der Eklat vor dem Mesvinien stets zufällig; Verworn dagegen stellt die Ansicht auf, daß zwischen einer Industrie, die nur Gebrauch, nicht absichtliche Herstellung von Silextrümmern aufweist, und dem Paläolithicum technisch die archäolithische Stufe einzuschieben sei, in der der absichtliche „Abschlag"-(éclat) zuerst auftritt. Nähere Angaben über Fundorte etc. werde ich nach dem Vortrage bei einer Demonstration des mitgebrachten Materiales machen, die im Nebenraum stattfinden wird.

Herr Privatdozent Dr. **Birkner**-München:

Ich bin von Herrn Obermaier in Paris gebeten worden, der Gesellschaft die Originalstücke vorzulegen, die Sie bereits in der Publikation in Abbildungen sahen, Sie können sie vergleichen mit den bisher gefundenen Eolithen, Sie können dann Vergleiche ziehen mit den Eolithen, wie sie bis jetzt anerkannt worden sind, Herr Obermaier schließt seine für die Eolithenfrage wichtige Mitteilung mit den Worten:

„Bedeutungsvoll aber sind diese neuen Feststellungen für die sogen. reinen Eolithindustrien. Die Vertreter der Schule, welche einen mechanisch-natürlichen Ursprung der Eolithen ausschlossen, haben folgerichtig auf das Vorhandensein tertiärer (oligozäner,

miozäner, poliozäner) und alt-quartärer Industrien geschlossen, und damit auch die Existenz eines tertiären Menschen als gesichertes, wissenschaftliches Ergebnis aufgefaßt. Diese in letzter Zeit so sehr in den Vordergrund getretene Ansicht ist als gefallen zu betrachten. Das Vorhandensein bloßer Eolithen ist kein untrüglicher Beweis mehr für die Anwesenheit des Menschen, seit wir wissen, daß diese auch auf rein mechanischem Wege entstehen können. Man wird in Zukunft nur mehr sagen können, daß jene Eolitherzeugnisse theoretischerweise auch vom Menschen gefertigt sein können, doch fehlt bis zur Stunde für dessen Existenz selbst jeder tatsächliche Beweis.

Es wird, was bisher noch in keinem einzigen Falle erwiesen wurde. zu zeigen sein, daß sich Eolithen auf Plätzen und unter Lagerungsverhältnissen vorfinden, wo sie ohne den Menschen nicht entstanden sein, oder wohin sie nur durch ihn gelangt sein konnten. Weitere, sichere Beweise, daß Eolithen ihre Form der gestaltenden Tätigkeit des Menschen verdanken, werden ferner dann erbracht sein, wenn sie zuverlässigerweise zusammen mit unzweideutigen Spuren menschlicher Kultur oder mit Körperresten des Menschen nachgewiesen werden können. Der artifizielle Charakter der Eolithen muß in Zukunft durch die Anwesenheit des Menschen erwiesen werden, für diese aber bildet umgekehrt das Vorkommen bloßer Eolithen keinen Beweis."

Die Beobachtungen in Mantes können zwar nicht als Beweis gegen das Vorkommen von Eolithen d. h. von Silexstücken, welche ihre Form durch menschliche Tätigkeit erhalten haben, gedeutet werden, sie sind aber eine eindringliche Warnung davor, jeden Silexsplitter, der Retouche zeigt für einen Zeugen menschlicher Tätigkeit zu halten. Die Absplitterung und selbst eine scheinbar absichtliche Form allein beweist nicht die Benützung durch den Menschen, es muß für jedes Stück, bezw. für jede Fundstelle von sogen. Eolithen der Beweis erbracht werden, daß eine natürliche Entstehung der Fundstücke ausgeschlossen ist, daß die Absplitterungen nur durch die menschliche Tätigkeit entstanden sein können.

Herr Professor **E. Fraas**-Stuttgart bemerkt hierzu, daß er die Frage noch für zu wenig geklärt hält, als daß man jetzt schon irgend welche Stellung pro oder contra nehmen könnte. Die Beobachtungen von Obermaier sind für die Frage von recht geringer Bedeutung, denn es ist selbstverständlich, daß durch die intensive Behandlung von Feuersteinen in den Walkmühlen diese verletzt und in gewissem Sinne retouchiert werden und ebenso selbstverständlich ist es, daß dabei hie und da auch Splitter abfallen, welche mit Feuersteinlamellen der paläolithischen Periode verglichen werden können. Was uns interessiert, bezieht sich auf die natürlichen Vorgänge, d. h. das Verhalten der Feuersteine bei der Bewegung in der Brandung des Meeres, im fließenden Wasser, in den Eismassen der Gletscher und ihr Verhalten bei den Druckverhältnissen in den Moränen in mächtigen Kiesablagerungen und dergleichen mehr. Daß hierbei Gebilde entstehen, die einem Manufakt ähnlich sind, ist zweifellos, und es bedarf der schärfsten kritischen Untersuchung, ob und wie ein derartiges Gebilde von ächten Eolithen zu unterscheiden ist. Außerdem fehlt es aber noch an der notwendigen Untersuchung und Klärung der Frage über das geologische Auftreten der Eolithen, denn es ist naheliegend, daß Überreste menschlicher Tätigkeit nicht in Ablagerungen liegen können, deren Entstehung den Aufenthalt des Menschen unmöglich macht. Dies gilt im wesentlichen von den Moränen, denn es ist wohl anzunehmen, daß auf dem Gletschereise keine Menschen gelebt haben. Vorsicht ist aber auch bei den fluvioglazialen Gebilden geboten, da wir hierbei mit der Wirkung des fließenden Wassers zu rechnen haben, ebenso wie die Ablagerungen ausgeschlossen sind, welche bei ihrer Bildung der Brandung des Meeres unterlegen sind. Es bleiben also nur relativ recht wenige Ablagerungen der Diluvialperiode übrig, deren Material nicht eo ipso den Verdacht natürlicher Entstehung erweckt. Wenn in interglazialen Ablagerungen, welche nicht unter den Wirkungen des fließenden oder brandenden Wassers gelitten haben, sich bestimmte Eolithen finden, welche von den natürlichen ähnlichen Gebilden unterschieden werden können, dann müssen wir wohl mit Recht an die Arbeit des Menschen in dieser Periode denken. Es gäbe noch eine Reihe weiterer geologischer Faktoren, die in Betracht gezogen werden können, aber es wird schon dieser kurze Hinweis genügen, um zu zeigen, wie mühsam einerseits die Wege einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung der Eolithenfrage sind und wie weit wir noch von einem gewissen Abschluß entfernt sind.

Herr Dr. **H. Hahne**-Magdeburg:

Herrn Professor Fraas danke ich für seine Äußerung. Ich stimme ihm in jeder Weise zu, wie schon aus meinen Ausführungen hervorgeht. Wie gesagt, sind die von den eisernen Harken — nicht von dem Wasserstrudel fabrizierten Silextrümmern und Eolithenimitationen nicht allzu wichtig für unsere Frage. Ein imitiertes La Tène-Schwert schafft doch nicht die ganzen Kelten aus der Welt, noch dazu wenn es die Sinnlosigkeit im Vergleich mit feinen technischen Merkmalen der Menschenarbeit so offen zeigt, wie die Kreidemühlenrückstände gegenüber echten Eolithen!

Herr **Eduard Krause**-Berlin:

Ich habe die Abhandlung des Herrn Obermaier eben erst bekommen und habe nur erst die Photographien ansehen können. Auch die Originale habe ich eben nur ganz kurz gesehen und kann mir noch kein abschließendes Urteil darüber erlauben. Vorläufig sehen die Dinge ganz anders aus als Eolithe, besonders als die Tertiärsachen, wenn auch manche annähernd die äußere Gestalt von solchen nachahmen. Herr Obermaier scheint behaupten zu wollen, daß durch irgendwelche maschinelle Vorrichtungen oder natürliche Vorgänge Dinge entstehen, die unsern Eolithen äußerlich ähneln. Das leugnen wir gar nicht. Ähnliche Vorgänge erzeugen ähnliche Wirkung. Sie kennen die Schwalbensteine oder Wallsteine. Diese zeigen an ihrer Oberfläche kreisrunde oder bogenförmige Aussplitterungsmarken. Ich bitte, sie zu vergleichen mit diesen drei Steinen aus einer Alsingmühle, die genau dieselben Aussplitterungen zeigen. Diese sind faustgroße Feuersteine gewesen, welche in eine rotierende Stahlzylinder-Trommel getan wurden, um damit Zement zu mahlen. Beim Rotieren der Stahltrommel sind die Steine fortwährend in Bewegung, reiben und schlagen sich gegenseitig ununterbrochen, wobei natürlich allerlei Schleif- und Druckmarken besonders aber genau solche runden und bogenförmigen Schlag-Aussplitterungen (deren Entstehungsart ich an anderer Stelle besprechen werde) entstehen wie sie die Oberfläche der Wallsteine bedecken. Darum aber nun die Existenz der Wallsteine und einen anderen Weg ihrer Entstehung leugnen zu wollen, ist mir zu weit gegangen.

Auch die Existenz der Eolithen ist nicht zu leugnen, ebensowenig ihre Entstehung auf anderem Wege als in einer Kreideschlämme. Die nachträgliche Vergleichung der Absplitterungsspuren der von Herrn Birkner vorgelegten Obermaierschen Feuersteine mit den von Herrn Dr. Hahne vorgelegten Verwornschen Tertiärstücken zeigte uns den auffallenden Unterschied zwischen beiden bei den Tertiärstücken systematische Absplitterung und dadurch entstandene scharfe Kanten, bei den Obermaierschen Kieseln ein wirres Durcheinander von Absplitterungen nach den verschiedensten Richtungen und keine scharfen, sondern durch gegenseitiges Abschleifen abgerundete Kanten, so daß beide nicht miteinander zu verwechseln sind.

Herr Dr. **H. Hahne**-Magdeburg:

Soeben kurz vor meinem Vortrage wurde hier eine Arbeit von Obermaier-Paris verteilt (letztes Heft des Archivs für Anthropologie), worin die Kreidemühlenzertrümmerungen näher behandelt werden und sogar reichlich photographisch illustriert sind. Wäre mir diese Arbeit früher zugegangen, was im Interesse meines heutigen Referates sehr angebracht gewesen wäre, hätte ich mehr auf ihren Inhalt eingehen können. Ich behalte mir dies vor. Ich betone nur, daß es auffällig ist, daß Herr Obermaier von Rutots Eolithenzeichnungen so ziemlich die unbedeutendsten in sehr schlechter zusammenhangsloser Wiedergabe bringt und daß die Behandlung des Problems, besonders der Literatur nicht gerade anschaulich ist, weder von Verständnis der Rutotschen Arbeiten spricht, noch Uneingeweihte zu eigener Prüfung anspornen wird. In seinen Forderungen geht Obermaier reichlich weit; wenn wir auf Skelettfunde hätten warten sollen, wäre z. B. das Chelléen heute noch nicht anerkannt! Die soeben besonders verlesene Quintessenz der Obermaierschen Arbeit zielt gar zu eifrig auf ihr Ziel. So einfach sind solche Fragen denn doch wohl nicht abzutun.

Herr Professor Dr. **Thilenius:**

Demonstration brustförmiger Kindersparbüchsen.

In Band 87 des Globus, S. 277 veröffentlichte F. Rosen einen Artikel über Kindersparbüchsen in Deutschland und Italien. In Rom fielen ihm Sparbüchsen auf, deren Form, Farbe und Größe die Vermutung nahe legten, es handle sich um die Nachbildung weiblicher Brüste. Rosen fand diese Sparbüchsen durch ganz Italien verbreitet und gibt für Deutschland an, daß sie in Schlesien, Mecklenburg, Ostpreußen vorkommen, und auch in Griechenland üblich sein sollen. Ich kann dem hinzufügen, daß sie ferner in Sachsen (Dresden), Thüringen (Gotha), Elsaß (Straßburg), Mähren (Brünn) und der Slovakei vorkommen. Eine Bestätigung seiner Vermutung sieht Rosen nun darin, daß er in Florenz die Auskunft erhielt: Sie werden den Wöchnerinnen geschenkt und, wer die junge Mutter besucht und das Kind bewundert, pflegt ein paar Soldi in die Sparbüchse zu werfen. Wenn das Kind entwöhnt ist (oder wenn es das erste Lebensjahr vollendet hat), zerschlägt die Mutter die Sparbüchse und trägt das Geld zur Kirche, um je nachdem eine Messe lesen zu lassen oder auch nur eine Wachskerze aufzustellen. Ganz ähnliche Stücke fand Rosen unter den von H. Gräven veröffentlichten antiken Sparbüchsen. Man kennt sie aus Pompeji, England, hier auch aus dem Mittelalter, und ein Delfter Exemplar, datiert 1719, befindet sich im Kestner-Museum zu Hannover. Während nun Gräven die Sparbüchsen ihrer Form nach von Krügen ableitet, sucht Rosen seine Auffassung weiter zu stützen durch den Hinweis auf die heilige Agathe als Schutzpatronin der säugenden Frauen und auf die Nachbildungen von Brüsten aus Wachs, Silber u. s. w., welche an der Brust leidende Frauen der Heiligen opfern. Er betont besonders die Sitte ärmerer Frauen, welche mit Wachsnachbildungen auf einem Teller herumgehen, um so viel Geld zu sammeln, daß sie der Schutzpatronin eine Messe oder eine Wachskerze opfern können. Hier finde sich also schon das Geldsammeln zum Zweck der Weihegaben mittels der Brustform, ohne daß diese jedoch selbst zur Sparbüchse gestaltet wäre. Rosen knüpft dann weiter an die Vermutung von Wessely an, daß die heilige Agathe mit der Bona Dea zusammenhängt und verfolgt den Kult dieser Gottheit und ihre Verknüpfung mit der Isis. Er kommt zu dem Schluß, daß den Alten die weibliche Brust das Symbol der Fülle, des Segens und Reichtums war, ähnlich wie der Granatapfel. Auch als Glückssymbol galt die Brustform und so hätte die Verwendung dieser Form für die Sparbüchsen nahe gelegen. In der Tat vergleicht Ficoroni antike Kindersparbüchsen mit dem Granatapfel; andere erinnern ihn an Pinienzapfen, der auch ein Symbol der Fruchtbarkeit gewesen sein mag.

Rosen gibt selbst an, daß er zwingende Beweise für seine die Deutung betonende Auffassung noch nicht zu erbringen vermag, wenn er auch verwandte Vorstellungen als Stütze anführt. Sieht man nun von der Ähnlichkeit ab, welche Rosen zu seinem Vergleich veranlaßte, so ergibt sich zunächst eine Betrachtung dieser Kindersparbüchsen nach morphologischen und technischen Gesichtspunkten. Auf die Größe kann kein Gewicht gelegt werden, auch die Farbe ist ohne besondere Bedeutung, mag sie auf der des Materiales, oder auf der zonalen oder allgemein ornamentalen Bemalung beruhen. Wichtig dagegen erscheint die Form der Büchsen und ihrer plastischen Elemente. Da ist es von Interesse, daß der Obermeister der Hamburger Töpferinnung, Herr Werner, mir folgende Auskunft gab: Die Kindersparbüchsen werden zu dem Kinderspielzeug, den Vogelnäpfchen u. s. w. gestellt und bilden mit diesen die ersten Arbeiten, welche Lehrlinge auszuführen haben. Die Sparbüchsen werden aus freier Hand auf der Scheibe geformt und aus einem einzigen Stück Ton nahtlos hergestellt. Die beiden von Rosen angeführten Formen mit rundem und spitzem Scheitel sind allgemein bekannt, es werden zwar beide angefertigt, häufiger jedoch die erstere. Der Obermeister erinnert sich ferner unter den „Bodenrummel" des Meisters, bei dem er in Schlesien arbeitete, derartige Sparbüchsen gefunden zu haben und glaubt die ältesten Stücke dem Ende des 18. Jahrhunderts zuweisen zu können.[1]) Eine besondere Bedeutung der beiden Formen erkennt er nicht an, insbesondere war ihm ein Zusammenhang mit der Brust völlig unbekannt. Wesentlich ist endlich seine Bemerkung, daß die Spitzen nicht angesetzt oder angefügt werden, sondern gleichzeitig mit der Büchse selbst geformt sind. Die Spitze am Scheitel der Sparbüchse erscheint lediglich als technisches Ornament, das der Töpfer beliebig herstellte oder fortließ. Das gleiche gilt von den eingeritzten konzentrischen Ringen am Scheitel der Sparbüchse oder von der zonalen Bemalung. Die Töpferfrau, von welcher ich in Brünn die Spar-

[1]) Nach dem Vortrage machte mich Herr Professor Dr. Rzehak darauf aufmerksam, daß im Museum in Brünn eine solche Sparbüchse mit glattem Scheitel etwa aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts steht.

büchsen kaufte, gab mir sogar auf eine entsprechend vorsichtige Frage die Antwort, die Spitze oder besondere Bemalung des Scheitels sei nur angebracht, damit die Fläche nicht so leer aussehe. Trotzdem wird man derartigen Angaben entgegenhalten können, der Töpfer habe den Sinn vergessen und wiederhole die Form nur noch traditionell.

Vergleicht man ohne Rücksicht auf die Angaben der Gewährsmänner die Sparbüchsen mit der Brust, so ergibt sich allerdings in der Spitze einer Anzahl von Formen eine gewisse Ähnlichkeit, obgleich der Warzenhof der Regel nach fehlt. Die Brust, welche Stieda aus Veji unter den dortigen Weihegeschenken beschreibt, beweist jedoch, daß zur naturalistischen Nachbildung die Warze genügt, der Warzenhof nicht erforderlich ist. Die etruskische Votivbrust hat aber keinen eingesogenen Fuß, sondern einen einfachen abschließenden Rand. Der Fuß der Sparbüchse erscheint daher, wenn man an der Deutung als Brust festhält, als sekundäre Abwandlung des Randes oder als technische Willkür. In der Tat kommt aber eine derartige Stilisierung der Brust vor und zwar in einem Gebiet, welches den Gedanken an einen Zusammenhang nicht aufkommen läßt. Aus Neu-Mecklenburg besitzt das Museum für Völkerkunde in Hamburg hölzerne Nachbildungen weiblicher Brüste, welche dort von Männern bei gewissen Tänzen getragen werden. Neben ganz naturalistischen Nachbildungen mit schräger Schnittfläche finden sich auch stilisierte mit Warzenhof, mit abgesetzter der Warze entsprechender Spitze, mit ornamentalen Einschnürungen des Körpers oder mit eingezogener Basis. Wir dürfen ohne weiteres annehmen, daß es sich hier um eine Konvergenzerscheinung handelt; die bereits technisch erklärbaren Einzelheiten in der Form der Sparbüchsen kehren an unzweifelhaften Nachbildungen der Brust wieder. Soweit können die Sparbüchsen stark stilisierte Brüste sein.

Ist daher der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß die Sparbüchsen als mehr oder weniger abortive Formen einer naturalistischen Nachbildung der Brust anzusehen sind, so ist doch weiterhin die Frage zu stellen, ob man die Sparbüchsen nach der Brust formte oder ob nicht die technisch gegebene Form der Sparbüchsen nachträglich als brustförmig gedeutet wurde und diese Deutung neuerdings die Form der Sparbüchsen beeinflußte. Es ist das eine Frage, welche uns ähnlich heute in der Völkerkunde nicht selten beschäftigt und am häufigsten in der Ornamentik auftaucht, wenn irgend ein Muster uns mit einer „Bedeutung" zugeht. Wir kennen Fälle, in welchen Mensch, Tier oder Pflanze so weit stilisiert wurden, daß geometrische Muster zustande kamen. Auf der anderen Seite hat das Studium der amerikanischen Ornamentik unzweifelhaft erwiesen, daß man in ursprünglich technische Ornamente Bedeutungen hineinsah und sie nun entsprechend weiterbildete. Für die Sparbüchsen wird es also noch des Nachweises bedürfen, daß die Brust das primäre, die Form der Büchsen das sekundäre ist, selbst wenn die „Brustform" der letzteren festgestellt sein wird.

Indessen bleibt es möglich, daß der Wunsch, die Sparbüchsen mit allgemeinen Vorstellungen über Fruchtbarkeit und verwandte Gebiete zu verbinden, bestand und heute noch besteht. Eine Sparbüchse aus Straßburg kann als brustförmig angesehen werden, ebensogut aber auch einen Apfel zum Vorbild haben; zwei sächsische Sparbüchsen, von denen die eine eine Semmel, die andere einen Kuchen darstellt, könnten gleichfalls hierher gerechnet werden.

So dankenswert die Ausführungen Rosens sind, so regen sie doch erst die Frage des Zusammenhanges mit der weiblichen Brust an. Aus den jetzt bekannten Sparbüchsen läßt er sich jedenfalls nicht einwandsfrei herleiten. so naheliegend auch eine Verknüpfung des Sparens mit einem Symbol des Glückes, Segens oder der Fruchtbarkeit ist. Zum mindesten aber gibt Rosen in seinem Artikel die Anregung, auch die Formen der wenig beachteten Sparbüchsen aufmerksam zu verfolgen und es mag sein, daß der Zusammenhang, welchen Rosen annimmt, sich späterhin mit Sicherheit darstellen lassen wird.

Herr **H. Sökeland**-Berlin:

Ich möchte zunächst der Freude darüber Ausdruck geben, daß die Herren Vertreter der Völkerkunde auch anfangen, sich mit unserer Volkskunde zu beschäftigen, denn nur auf diese Weise können auch wir hier, die wir uns nur mit der heimischen Volkskunde befaßten, lernen. Weiter möchte ich kurz bemerken, daß ich nur bestätigen kann, was Herr Thilenius sagte, diese Arbeiten werden zunächst als Lehrlingsarbeiten gemacht. Daß aber immer eine Brustform heraus kommen soll, glaube ich nicht, wenngleich sie hin und wieder vorkommen wie Herr Thilenius uns eben zeigte, er legte aber auch eine ganze Reihe anderer Formen vor. In der jetzt K. Sammlung für Volkskunde in Berlin befinden sich ebenfalls viele derartige Spartöpfe die aber zum großen Teil mit der Form einer Brust nichts zu tun haben. Besonders beliebt scheint von Tierformen das Schwein zu sein, aber sehr viel andere kommen vor, in einem Laden in Tirol konnte ich einmal fünf solcher Spartöpfe erwerben, es waren ein Hase, ein Elefant, eine Ente, ein Schweinskopf und ein komischer Menschenkopf. Die gewöhnliche einfache, an die Brustform erinnernde Figur war nicht zu haben. Ich kann darum auch nur bestätigen, was Herr Thilenius sagte, abgeschlossen ist die Frage noch lange nicht und es wäre wünschenswert, wenn diese einfachen Dinge in unserem Vaterlande mehr als bisher beachtet würden.

Herr Professor Dr. **Richard Andree**-München:

Einige Bemerkungen über Votive und Weihegaben.

Die Mitteilungen, die uns Herr Professor Haberer in der morgigen Sitzung über die Votive in Japan machen wird, müssen dem Kenner unserer deutschen, besonders süddeutschen Weihegaben, zu Vergleichen Anlaß geben. Es zeigt sich da, trotz der großen Verschiedenheit der in Frage kommenden Religionen, eine oft überraschende Übereinstimmung, worauf ich schon früher hingewiesen habe.[1]) Da hier selbstverständlich von einer gegenseitigen Entlehnung nicht die Rede sein kann, so ist die Entstehung der dargebrachten Votive und Weihegeschenke nur aus den gleichen Beweggründen hier wie da zu erklären, aus dem lebhaften Bewußtsein der gänzlichen Abhängigkeit des Menschen vom Gnadenwillen der Gottheit und aus der Dankesschuld für die Erweisung ihrer Huld. Und diese Motive sind es, die über die ganze Erde sich bei fast allen Völkern wiederholen, sie zu Opfergaben veranlassen und in fast identischer Weise dartun. Gestatten Sie mir hierzu kurz einige Mitteilungen, die sich auf Beobachtungen gründen, die ich auf verschiedenen Reisen erst in diesem Jahre machte.

Wie weit die Analogien gehen wird derjenige

[1]) R. Andree, Votive und Weihegaben 1904, S. 99 und 167.

z. B. leicht erkennen, der in den Ländern des Islam aufmerksam sein Auge auf diese Dinge wendet. Ein schlagendes Beispiel sah ich noch in diesem Frühjahre in Kairo, wo ich glaubte den Inhalt einer bayerischen Wallfahrtskapelle vor mir zu sehen. Wer dort die Scharija Sukkarije entlang wandert trifft auf ein schönes mächtiges Tor, das aus dem 11. Jahrhundert stammt und mit zwei haushohen Flügeltüren geschlossen werden kann. Es ist das Bab Zuwele. Beide Türflügel sind mannshoch und noch darüber hinaus mit hunderten von Votiven bedeckt, welche an den Bronzenägeln, mit denen das Tor beschlagen ist, befestigt oder in das schwere Holz eingefügt sind. Es ist ein buntes Durcheinander von alten und neuen Kleiderfetzen, von Bart- und Haupthaaren, allerlei kleinen Gegenständen und sehr vielen menschlichen Zähnen. Das meiste in Krankheitsfällen dargebracht, anderes nach erfolgter Heilung, wie die ausgerissenen Zähne. Alle diese Dinge sehen wir auch in unseren Wallfahrtskapellen und aus den gleichen Beweggründen geopfert. Es fragt sich nun, wie kommen diese Votive gerade an diese Torflügel? Zur Erklärung dient uns ein zweiter Name des Tores, Bab-el-Mutawallî, das Tor des heiligen Mutawalli.

Die mohammedanischen Heiligen zerfallen in sehr verschiedenen Klassen. Sie vermitteln den Verkehr der Menschen mit den höheren Mächten, wandeln unerkannt unter uns und üben ihr Amt inkognito aus; selbstverständlich sind sie nicht im Bilde dargestellt. Zu der höheren Klasse gehören die Ḳuṭb (=Pol) genannten Heiligen; der Ḳuṭb ist ein besonders einflußreicher Mann um den sich gleichsam das Universum dreht, daher der Name. Ein solcher, von dem die Orthodoxen nicht gern etwas wissen wollen, steht mindestens neben dem Propheten, jedenfalls rückt er die Macht desselben in den Hintergrund. Der unerkannt unter den Menschen lebende Ḳuṭb ist mit wunderbaren Eigenschaften ausgestattet, ist unablässig auf Reisen um die Bedürfnisse der Menschen zu besorgen. Er manifestiert sich unsichtbar an den Orten, wo man seiner bedarf und er hat seine Lieblingsorte, wohin er sich begibt, selbst wenn kein dringendes Bedürfnis ihn dahin ruft. Solcher Orte gibt es viele und in Kairo ist einer vor allem das erwähnte Bab Zuwele. Dort hält sich von Zeit zu Zeit gerne der heilige Ḳuṭb-el-Mutawallî auf, dessen Dasein dann durch einen hellen Schein verraten wird. Sein Name bedeutet, „der, dem die Angelegenheiten anvertraut sind", und damit werden uns auch die massenhaften Votiven an den Toren, hinter denen er haust, sofort klar. Die Parallele zu den Votiven und Heiligen unserer Wallfahrtskapellen liegt auf der Hand, nur der Unterschied ist zu beachten, daß der Ḳuṭb unmittelbar gewähren kann, während die katholischen Heiligen nur Fürbitter bei Gott sind.

Außer den erwähnten Votiven an jenem Tore hingen hoch oben, ohne Leiter nicht erreichbar, auch einige gut gearbeitete Schiffsmodelle mit Segeln und Rudern, Nachbildungen des Dajabiehen, die auf dem Nile fahren. Und dieses führt mich dazu hier einige Worte über Schiffsvotive zu sagen, die in Süddeutschland und den Alpenländern begreiflicherweise fast fehlen, aber bei seefahrenden Völkern noch sehr häufig vorkommen. Auf einer Reise in Italien bin ich ihnen dort nachgegangen. In allen Hafenstädten gilt doch die Madonna als Beschützerin der Seefahrt, ebenso wie der heilige Nikolaus, welcher sonst der Patron der Seefahrer ist. Das gleiche ist in Dalmatien der Fall,[2]) ebenso häufig in Frankreich, an dessen Küsten sich zahlreiche Heiligtümer der Notre Dame de Roc-Amadour mit Schiffsvotiven befinden, da gerade diese Muttergottes sich den in Not befindlichen, sie anrufenden Schiffern hilfreich erweist. In Neapel war mir eine kleine Kirche, die Chiesa porto santo als reich an Schiffsvotiven bezeichnet worden. Als ich sie in der Nähe der Dogana aufsuchte, war kein einziges mehr darin vorhanden; gelegentlich einer Erneuerung der Kirche hatte man sie entfernt. In voller Pracht, einen kleinen Schiffsmodellmuseum vergleichbar, entdeckte ich aber diese Votive in Forio auf der Insel Ischia. Hier liegt auf vorspringendem Fels am Meere die Kirche der Madonna del Soccorso, die den in Gefahr befindlichen Seeleuten sich hilfreich erweist und die zum Danke ihr dann schön gearbeitete Modelle ihrer Fahrzeuge weihten. Da stehen sehr alte, hochgebordete Schiffe aus dem 18. Jahrhundert, dabei jüngere Drei- und Zweimaster, und, die Fortdauer des Schiffsopfers bis auf unsere Tage beweisend, Blechmodelle von Motorboten.

Wenn wir nun den weiten Sprung vom Tyrrenischen Meere bis an die Ost- und Nordsee machen, so begegnen uns auch hier wieder, in rein protestantischen Hafenstädten, die Schiffsvotive, nicht nur, wie vielleicht an älteren Exemplaren sich nachweisen läßt; Überreste aus katholischer Zeit, also dann 300 bis 400 Jahre alt, sondern auch moderne evangelische Votive. Noch heute werden nämlich zuweilen von protestantischen Schiffern die Modelle ihrer Schiffe nach glücklicher Heimkehr in evangelischen Kirchen aufgehängt. Solche enthält die schöne aus dem 13. Jahrhundert stammende Nikolaikirche in Rostock, die mit ihren wohlerhaltenen Fresken, die Geschichte der hl. Kümmernis darstellend, auch dadurch an die katholische Zeit erinnert und ebenso die Nikolaikirche in Stralsund. In beiden Fällen handelt es sich hier um St. Nikolaus, den Schutzpatron der Schiffer. Auf Rügen, Hiddensö u. s. w. ist es ähnlich.

Überhaupt ist es von Belang, aber noch wenig verfolgt, zu erforschen, wie auf unseren Gebiete im evangelischen Kultus sich katholische Überlebsel erhalten haben, gerade so, wie wir im katholischen Kultus germanisch-heidnische und antike nachweisen können. Es liegt auf der Hand, daß wenn in protestantischen Ländern sich im niederen Kultus heidnische Elemente erhalten haben, diese aus der katholischen Zeit her überliefert sein mußten, dahin ist z. B. die Quellenverehrung zu rechnen, die im protestantischen Dänemark wie heute noch in katholischen Ländern, zugleich mit Heilzwecken verbunden, stattfindet.[3]) Genau wie jetzt katholische Christen das Augenwasser von heiligen Quellen zur Heilung benützen und flaschenweise zu Hause tragen, geschieht dieses noch heute in der evangelischen Kirche zu Meiches in Oberhessen und war noch lange nach der Reformation im protestantischen Wieseht in Mittelfranken der Fall.[4]) Zu der erstgenannten Kirche wallfahrten, in Erfüllung eines Gelübdes, noch heute evangelische Christen und bringen selbst Naturalopfer dar.

[2]) Vgl. z. B. die Kirche Maria d'Annunciata auf Lussin piccolo. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1896, S. 119.

[3]) Eingehend schildert Hans Chr. Andersen in seiner Erzählung „Nur ein Geiger" die Verehrung der S. Regissenquelle in der Gegend von Nyborg, wo die Kranken in der Johannisnacht hingebracht und Lichter geopfert werden.

[4]) Hessische Blätter für Volkskunde III, S. 91 und 88. — Beiträge zur Bayerischen Kirchengeschichte, Band 9, Heft 6 (1903).

Es dürfte von Wichtigkeit sein auf die geographische Abgrenzung von einzelnen Votiven zu achten, da keineswegs sämtliche in allen katholischen Ländern vorkommen, sondern bestimmte Votive nur einen engbegrenzten Verbreitungsbezirk haben. Dahin rechne ich z. B. Miniatrukindersärge in Italien. In der Kirche S. Vinzenze della Sanita in Neapel, die besonders reich an Votiven ist, kann man solche kleine Särge, die übrigens leer sind, zu hunderten an den Pfeilern und Wölbungen sehen. Sie tragen die Anfangsbuchstaben eines Kindernamens und werden geopfert, wenn das Kind schwer krank ist, um durch die Fürbitte des hl. Vinzenz noch Heilung zu erzielen. Mehr konnte ich dort nicht über den Zweck dieser kleinen hübsch gearbeiteten Särge erfahren. Wenn es nun erlaubt ist zu ihrer Deutung ethnographische Parallelen anzuziehen, so ist folgendes zu erwägen. Um Dämonen zu täuschen, welche als Krankheitsteufel in den Menschen fahren oder die ausgesendet sind ihn zu töten, greifen verschiedene Völker zu einer Namenänderung. So ändern die Dajaks den Namen kränklicher Kinder, um die bösen Geister, welche es plagen, auf diese Weise zu hintergehen und auch die Mongolen wechseln in Krankheitsfällen ihren Namen.[5]) Ja selbst vor nicht langer Zeit geschah das gleiche bei den orthodoxen Juden Deutschlands, wobei ein besonderes Gebet gesprochen wurde, in dem hervorgehoben wird, daß der Neubenannte nun auch ein neuer Mensch, nicht mehr der alte Kranke sei. Das geschieht bei den ungarischen Juden noch heute, wo der Rabbiner dem Schwerkranken einen neuen Namen gibt, um dem herannahenden Todesengel die Ausführung seines Auftrags unmöglich zu machen. Kommt dieser Engel, um z. B. einen gewissen Abraham ins Jenseits zu befördern, so ist er um die Beute betrogen, da er jetzt nur einen Isak findet.[6]) Zieht man solche Vorstellungen und Gebräuche zur Erklärung der neapolitanischen Kindersärge heran, so darf man annehmen, daß auch hier eine Täuschung des herannahenden Todes versucht wird. Er erscheint ja dem Volke als Gerippe mit der Sense, das seine Beute sucht. Sie soll ihm werden, denkt der Neapolitaner, aber er wird dabei betrogen, indem man ihm gleichsam vorspiegelt das Kind sei schon gestorben und ruhe bereits in dem kleinen Sarge, der nun seinen Platz an geweihter Stelle findet.

Streng geographisch begrenzte Gebiete haben auch die beiden symbolischen Votive für die Gebärmutter, die Kröte und die Stachelkugel. Erstere, nur bei den Bajuwaren und Alemannen, geht vom Elsaß bis Steiermark und Kärnten, greift aber nicht zu den Magyaren und Tschechen über. Wenn man die vielen Votive mustert, die auf Svata hora bei Přibram von der tschechischen Landbevölkerung der dortigen Muttergottes geweiht werden, so sind die Herzen und menschlichen Glieder, die Haustiere, Häuser, Bienenkörbe wie in Bayern vertreten: aber die Kröte fehlt. Sie tritt aber sofort in dem deutsch besiedelten Böhmerwald auf, wo sie, zusammen mit Totenbrettern und den eisernen Votivfiguren, kennzeichnend für die Bajuwaren ist. Nach Süden zu geht die Votivkröte nicht über den Brenner hinaus; sie wird da abgelöst durch die Stachelkugel, welche in Südtirol die Gebärmutter vertritt. Soweit meine Erkundigungen reichen, kommt sie im italienischen Gebiete nicht mehr vor, doch ist hier noch Klarheit zu verschaffen.

Nur zögernd begebe ich mich zum Schluß auf das Gebiet der antiken Votive, da ich nicht genügend archäologisch vorgebildet bin, um hier maßgebend mitreden zu können. Es fehlt darüber eine zusammenfassende, unterrichtende Arbeit, wie dieses schon L. Stieda in seiner lehrreichen Abhandlung „Anatomisch-archäologische Studien“ (1901) betont hat, der deshalb auch, um die anatomischen Erläuterungen der altitalischen Weihegeschenke geben zu können, selbst mühsam zu den Quellen vordringen mußte. Wenn ich mir daher erlaube Ihnen einige Stücke vorzulegen, die in dieses Gebiet gehören, so geschieht dieses aus dem Grunde, weil sie bei Stieda nicht erwähnt sind und mir beachtenswert erscheinen. Ich stieß auf diese Dinge in dem kleinen Orte Curti bei S. Maria Capua vetera, wo der Advokat Orazio Pascale sein hübsches Haus zu einem kleinen Museum von Altertümern ausgestaltet hat. Es handelt sich dabei meistens um Ausgrabungen aus der Umgegend; reich waren die Funde aus einem Tempel in Curti selbst vertreten und darunter besonders zahlreich alt-italische Votive, Arme, Hände, Füße, Köpfe, Wickelkinder, weibliche Brüste, Rumpfdarstellungen. Ich lege hier ein kleineres Wickelkind vor,

Organvotiv (Placenta) aus dem Tempel von Curti. 1/1 natürl. Gr.

das genau übereinstimmt mit den Votivwickelkindern, wie sie heute aus Wachs in Bayern und aus Holz geschnitzt in Tirol geopfert werden, trotzdem zwischen beiden ein paar Jahrtausende liegen; ferner ein sehr naturalistisch gebildetes und bemaltes membrum virile; auch dieses gehört ja noch heute zu den Opfern die in unseren Wallfahrtskirchen stattfinden.[7]) Den Grund seiner Darbringung vermögen wir freilich diesem Votive selbst nicht anzusehen und wir können da wählen, ob es zur Erflehung von Fruchtbarkeit oder zur Abwehr von Krankheit geopfert wurde. Endlich gestatte ich mir ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, den Herr Pascale mir als Placenta (Abbildung) bezeichnete und der wohl einen solchen darstellen kann, wenn man bedenkt, wie gerade bei den antiken Organvotiven, z. B. dem Uterus, Stilisierung eingetreten ist. Ein hohler, halbkugelförmiger Körper aus graugelbem Ton von 14 cm Durchmesser, etwa einer halben Melone gleichend, mit sieben Radien und einer in der Mitte angesetzten Schnur, welche den Nabelstrang darstellt. Aus welchem Grunde aber eine Placenta unter die Donarien gerät, vermag ich nicht sicher zu sagen. Vielleicht als Dankeszeichen für eine glücklich vollendete Geburt.

[5]) Spenser St. John, Life in the Forests of the far East. I, 197. J. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus 1812. I. 253.

[6]) Kirchner, Jüdisches Ceremoniel. Nürnberg 1726. S. 209. — Dr. Gerson Wolf, Die Juden (in Österreich-Ungarn). Wien 1883. S. 126.

[7]) R. Andree, Votive und Weihegaben S. 111.

Alle die hier erwähnten antiken Votive sind auch reichlich und von demselben Fundorte Curti vertreten im Museo Campano im neuen Capua, wo sie die Säle IX und X füllen. Im Erdgeschoß des gleichen Museums sind dort noch gegen 100 Votivfiguren aufgestellt, eine jede verschieden von der anderen, welche offenbar mit der Erflehung von Kindersegen zusammenhängen und aus dem erwähnten Tempel von Curti stammen. Ich muß hier gleich wieder erwähnen, daß ich in Unkenntnis darüber bin, ob diese auffallenden Figuren, was wohl anzunehmen, schon publiziert sind, glaube aber im Interesse der Votivforschung auf sie aufmerksam machen zu müssen. Alle diese Figuren sind ziemlich roh und einfach aus einem groben Tuffstein gearbeitet, jede verschieden von der anderen. Immer sind es sitzende weibliche Figuren mit stark entwickelten Brüsten, welche Wickelkinder in der Art des hier vorgezeigten, auf dem Schooße halten und zwar wechselt die Zahl der Kinder zwischen eins und zehn. Auch die Größe der Figuren, von wenigen Zentimetern Höhe bis zur Lebensgröße. ist sehr wechselnd.

Meine kurzen Bemerkungen, welche nur als eine Art Ergänzung zu meinem jüngst erschienenen Werke gelten können, mögen aber immerhin geeignet sein um zu zeigen, wie vielseitig die Votive unseres Volkes sind und wie mancherlei Fragen durch sie angeregt werden. Nirgends tritt der Zusammenhang religiöser Vorstellungen und körperlicher Dinge so auffallend zutage, als bei den Votiven. Während wir in unseren ethnographischen Museen mit seltenem Eifer alles sammeln und aufstellen, was mit den Religionen fremder Völker im Zusammenhange steht und neben den Fetischen die verschiedensten buddhistischen oder indischen Gottheiten ihren Platz finden, vernachlässigen wir die Dinge, die zum Kultus europäischer Völker gehören. Erst von Seiten der mächtig aufblühenden volkskundlichen Forschung wird ihnen jetzt Beachtung geschenkt und dieses ist um so notwendiger, als sehr vieles, neuen Anschauungen weichend, zu Grunde geht, was heute noch geborgen werden kann.

Herr Hofrat **C. Toldt**-Wien:

Über die Kinnknöchelchen und ihre Bedeutung für die Kinnbildung beim Menschen.

In der vorjährigen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft habe ich mir erlaubt, die Bildung des menschlichen Kinnes kurz zur Sprache zu bringen. Ich habe damals die Ansicht ausgesprochen, daß die Kinnbildung eine unmittelbare Folge- und Begleiterscheinung der spezifischen Ausgestaltung des menschlichen Schädels sei und daß in der Ontogenese des Kinnes den Ossicula mentalia, den Kinnknöchelchen, eine wesentliche Rolle zufalle. Da meiner Anschauung andere Hypothesen, namentlich die von Walkhoff und von Weidenreich gegenüberstehen und das ganze Problem von hohem wissenschaftlichen Interesse ist, so habe ich meine diesbezüglichen Untersuchungen [1]) fortgesetzt und erlaube mir der hochgeehrten Versammlung darüber kurz zu berichten.

Es war mein Bestreben, zunächst eine ganz klare Vorstellung über die ontogenetischen Vorgänge, d. h. über jene Wachstumserscheinungen am menschlichen Unterkiefer zu gewinnen, unter welchen sich bei dem einzelnen Individuum die Bildung des Kinnes vollzieht; denn diese Vorgänge sind an einem hinreichend großen Untersuchungsmateriale direkt faßbar, und aus ihrer Kenntnis ergeben sich am sichersten die geeigneten Gesichts- und Anhaltspunkte für allgemeine morphologisch-funktionelle Betrachtungen.

Ich wende mich zunächst den Kinnknöchelchen zu, für deren Untersuchung ich 200 von mir selbst präparierte Unterkiefer der entsprechenden Altersstufen verwendet habe. Wie bekannt, sind die Kinnknöchelchen kleine Knochenkerne, welche in dem straffen, die beiden Hälften des embryonalen Unterkiefers in der Medianebene verknüpfenden Bindegewebe sich bilden. Wie ebenfalls bekannt ist, findet man ihre Zahl und Anordnung, sowie auch die Zeit ihres Entstehens individuell außerordentlich verschieden. Die Beobachtung Adachis, daß sie nicht vor dem Ende des 8. Embryonalmonates auftreten, habe ich als richtig gefunden. In der großen Mehrzahl der Fälle erscheinen sie kurz vor der Geburtsreife, also im 10. Monate des Embryonallebens, nicht selten aber erst an vollkommen ausgetragenen Kindern, kurze Zeit nach der Geburt. Diese große individuelle Verschiedenheit in der Zeit ihres Auftretens haben sie mit vielen Epiphysenkernen der Röhrenknochen, sowie mit den Ossifikationspunkten vieler kurzer Knochen gemein.

Wenige Wochen nach der Geburt sind die Kinnknöchelchen oder ihre Spuren bei reifgeborenen Kindern ausnahmslos zu finden. Ich lege großen Wert darauf, diese Tatsache zu konstatieren; denn dadurch erscheinen die Knöchelchen von vornherein als ein wesentliches Element für die typische Ausbildung des menschlichen Unterkiefers.

Wenn andere Autoren die Kinnknöchelchen nur in einem gewissen größeren oder kleineren Prozentsatz der untersuchten Unterkiefer gefunden haben, so gibt es dafür verschiedene Gründe. Einmal wurden embryonale Unterkiefer aus sehr frühen Entwicklungsperioden, in welchen die Knöchelchen überhaupt noch nicht zur Entwicklung kommen, in die statistische Zusammenstellung einbezogen, und überdies der Grad der Reife neugeborener Kinder nicht berücksichtigt. Dann aber wurden nahezu ausnahmslos fertige Sammlungspräparate zur Untersuchung verwendet, an welchen die Knöcheln bei der Mazeration verloren gegangen sein, oder mangels entsprechender Präparation leicht übersehen werden konnten. In der ersten Zeit ihres Entstehens, wo sie kaum die Größe eines Mohnkorns besitzen, scheinen die Knöchelchen bis jetzt überhaupt der Beobachtung völlig entgangen zu sein, wenigstens geschieht solcher nirgends Erwähnung. Ganz besonders aber ist übersehen worden, daß sie nicht selten sehr frühzeitig, wenn sie erst eine ganz geringe Größe erreicht haben, mit einer der Seitenhälften des Unterkiefers verwachsen. Durch alle diese Umstände wird es wohl erklärlich, daß den Kinnknöchelchen von manchen Forschern aus älterer und neuerer Zeit keine andere Bedeutung als die einer belanglosen Varietät beigemessen worden ist.

Es sei mir gestattet, hier einige Worte über die Erscheinungen bei der Verschmelzung der Kinnknöchelchen einzufügen. Ich habe eben bemerkt, dass die Verschmelzung in sehr verschiedener Altersperiode ihren Anfang nehmen kann, und daß selbst sehr kleine Knöchelchen bereits in Verwachsung begriffen zur Beobachtung kommen; in anderen Fällen tritt dieser Prozeß erst ein, wenn die Knöchelchen eine beträchtliche Größe erreicht haben. Sie können zunächst, ganz oder teilweise, unter

[1]) Seither ist meine diesbezügliche, der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vorgelegte Abhandlung: Die Ossicula mentalia und ihre Bedeutung für die Bildung des menschlichen Kinnes, im 114. Bande, Abt. 3 der Sitzungsberichte der K. Akad. d. W. erschienen.

sich verschmelzen, gewöhnlich jedoch vereinigen sie sich zuerst mit der Kieferhälfte der entsprechenden Seite, und zwar so, daß die Verwachsung im Innern der Symphyse beginnt, dann am hinteren Umfang der Knöchelchen bis an die Oberfläche vorschreitet und erst später, während die gegenseitige Verschmelzung der Knöchelchen sich in verschiedenem Maße vollzieht, an der vorderen Kieferseite, und zuletzt am unteren Kinnrande vollständig wird. Man findet demgemäß die letzten Spuren der Fugen am häufigsten in der Mitte des unteren Randes und an der vorderen Seite der Kinngegend, d. i. an jenen Stellen, an welchen die von ihnen herstammende Knochenmasse die größte Ausbreitung besitzt.

Mit der Form und Größe, der Zahl und Lage der Kinnknöchelchen steht die Gestalt und Weite der Fuge zwischen den beiden Kieferhälften in einem gewissen Zusammenhang; diese verdient deshalb alle Beachtung, weil gerade ihr Bereich dem bleibenden Kinnvorsprung entspricht. Wie bekannt, schließen bei älteren menschlichen Embryonen und bei neugeborenen Kindern die beiden noch getrennten Hälften des Unterkiefers im Bereiche ihrer zahntragenden Teile eng aneinander, so daß zwischen diesen in der Medianebene nur eine ganz schmale Spalte bleibt. Im Gebiet der Basalteile, zwischen welche die Kinnknöchelchen eingefügt sind, ist die Fuge verbreitert, und zwar in einer Weise, welche nach Art und Maß individuell sehr verschieden ist. Wenn die Kinnknöchelchen eine beträchtliche Größe erreicht haben, so fügen sie sich wie ein Keil von unten her in die Symphyse ein, wobei die schmälere oder breitere Basis des Keiles den unteren Kinnrand bildet und die längeren oder kürzeren Seitenflächen des Keiles den Endflächen der Kieferhälften angelagert, in einem mehr oder weniger spitzen Winkel zueinander eingestellt sein können. Die Symphysenfuge ist demgemäß nach unten mehr oder weniger verbreitert; in den allermeisten Fällen ist sie überdies vorne viel breiter als hinten. Verhältnismäßig selten durchsetzt die Fuge in Form eines flachen Bogens gleichmäßig den ganzen Randteil der Kinngegend von vorne nach hinten; dies findet man dann, wenn sich nur in dem untersten Abschnitt der Fuge eine Gruppe von 4 bis 6 Kinnknöchelchen entwickelt und stärker ausgebildet hat. Im Gegensatz hierzu erscheint die Symphysenfuge spindelförmig, oben und unten zugespitzt, wenn die am unteren Rand entstandenen Knöchelchen sehr bald mit den Seitenhälften des Unterkiefers verwachsen sind, und besonders dann, wenn gleichzeitig in der Mitte der Kinngegend ein in der Tiefe entstandenes Knöchelchen bis an die vordere Seite der Symphyse vorgewachsen ist.

Aber auch schon vor der Entstehung der Kinnknöchelchen ist die Gestalt der Fuge keineswegs immer eine völlig übereinstimmende. Im allgemeinen öffnet sie sich zwar auch auf dieser Entwicklungsstufe in spitzem Winkel nach vorne und unten, jedoch ist dabei der gegenseitige Abstand der vorderen unteren Ecken beider Kieferhälften ein ziemlich variabler. Dies weist unmittelbar darauf hin, daß nicht die Kinnknöchelchen allein für die Form und Weite der Kinnfuge bestimmend sind; und in der Tat nimmt darauf ein anderer Umstand einen noch wesentlicheren, ja geradezu den entscheidenden Einfluß; es ist dies der dem Menschen eigentümliche Wachstumsvorgang in dem vordersten Abschnitt der seitlichen Unterkieferhälften. Dieser läßt sich in seiner Wesenheit kurz dahin definieren, daß der Basalteil des Unterkiefers in einer gewissen Periode der embryonalen und postembryonalen Entwicklung eine verhältnismäßig stärkere Wachstumsintensität besitzt als der zahntragende Teil, daß der erstere namentlich verhältnismäßig stärker in der Längsrichtung des Unterkiefers nach vorne wächst als der letztere, während bei den Säugetieren der Basalteil in seinem Wachstum nach vorne gegenüber dem Alveolarteil verhältnismäßig zurückbleibt.

Bei menschlichen Embryonen aus dem 3. bis 4. Monat verhält sich der untere Randteil des Unterkiefers ganz ähnlich wie bei Säugetieren aus der entsprechenden Entwicklungsperiode. Er zieht sich, mit dem der anderen Seite konvergierend, in gerader Linie von hinten nach vorne bis zur Symphyse, wo er in stumpfer Rundung endet; die Symphyse selbst ist in ihrer ganzen Höhe gleich breit. Später aber verdickt sich bei menschlichen Embryonen der vordere Abschnitt des unteren Kieferrandes mehr oder weniger. In vielen Fällen lauft er gegen die Symphyse hin geradezu in zwei Schenkel aus, von welchen der vordere in gerader Linie fortzieht, um vorne neben der Symphyse mit einer vortretenden Ecke zu enden, während der hintere Schenkel gegen die Mittelebene abbiegt, um ebenfalls in eine stumpfe Ecke auszulaufen. Infolge der Divergenz beider Schenkel reicht der hintere nahezu bis an die Mittelebene heran, während der vordere schon in einem größeren, jedoch individuell wechselnden Abstand von der letzteren endet. Damit steht in Zusammenhang, daß der untere Abschnitt der Symphysenfuge vorne breiter ist als hinten. Zwischen den divergierenden Schenkeln des unteren Randes befindet sich die Ansatzstelle des vorderen Bauches des Musculus digastricus. Je nach der verschiedenen Ausbildung der beiden Schenkel ist diese Ansatzstelle gerade nach unten oder mehr nach hinten gewendet; letzteres dann, wenn der hintere Schenkel weniger ausgeprägt ist. Dies kommt recht häufig vor, ja manchmal fehlt er gänzlich, so daß der untere Kieferrand nur wenig verbreitert, geradewegs in die nach vorne vortretende Ecke übergeht. Mit diesen individuellen Differenzen wechselt natürlich nicht nur die Gestalt der Symphysenfuge, sondern auch das Form- und Breitenverhältnis der vorderen Endfläche beider Kieferhälften.

Für die Bildung des Kinnvorsprunges ist namentlich der vordere Schenkel und sein weiteres Verhalten von Bedeutung. Seine Wachstumsrichtung liegt an jeder Kieferhälfte nahezu in der geraden Fortsetzung des basalen Kieferrandes, und das Maß seines Wachstums begründet das Lageverhältnis der Kinngegend zu dem Zahnfächerteil. Bis zum Ende der Fötalperiode und auch noch bei reifen Neugeborenen reicht der untere Kieferrand noch nicht so weit nach vorne wie der Alveolarteil, so daß eine mehr oder weniger starke Prognathie besteht und der freie Kinnrand bedeutend zurücktritt. Trotzdem ist zu dieser Zeit gewöhnlich schon ein gewisses Vorspringen des mittleren Anteiles der vorderen Kieferfläche zu bemerken, weil sich die labiale Knochenplatte des Kiefers bei ihrem Vorwachsen in der Nähe der Symphyse nach vorne abbiegt und so ein kielförmiger Vorsprung entsteht. Dieser stellt gewissermaßen eine primitive Protuberantia mentalis dar, welche sich von der bleibenden wesentlich durch das Zurücktreten des unteren Kinnrandes unterscheidet; die vortretende vordere Ecke des unteren Randes der Seitenteile erscheint als primitives Tuberculum mentale. Dieser Zustand erhält sich gewöhnlich bis zum 2. oder 3. Lebensmonat. Dann tritt, bei manchen Individuen etwas früher, bei anderen später, ein intensiveres Wachstum des Basalteiles jeder Kieferhälfte ein, welches sich besonders durch Verlängerung des unteren Kieferrandes nach vorne und durch stärkeres

Hervortreten seiner vorderen Ecke kundgibt. Eine unmittelbare Folge dieses Vorganges ist einerseits das allmähliche Heraustreten des ganzen unteren Kinnrandes, andererseits aber die beträchtliche Vertiefung der Foveolae mentales. Diese letzteren senken sich an der Grenze zwischen dem Basalteil und dem Alveolarteil ein und geben daher einen guten Anhaltspunkt für die Beurteilung der verhältnismäßigen Wachstumsintensität dieser beiden Kieferanteile.

Während diese Vorgänge sich an den Seitenhälften des Unterkiefers abspielen, wächst die aus den Kinnknöchelchen hervorgegangene Knochenmasse zwischen den ersteren mehr und mehr heran, so daß sie den Raum zwischen beiden Kieferhälften vollkommen ausfüllt und, indem sie mit diesen verwächst, eine feste Verbindung derselben herstellt. Namentlich formt sie auch im Verein mit den primitiven Tubercula mentalia die ganze Breite des unteren Kinnrandes.

Die weitere Ausbildung der Kinngegend und des charakteristischen Profilkonturs derselben erfolgt dann durch fortschreitende Verlängerung des unteren Randteiles beider Seitenhälften bei gleichzeitiger Massenzunahme der aus den Kinnknöchelchen hervorgegangenen Knochensubstanz. Infolgedessen rücken die Tubercula mentalia, sowie der untere Kinnrand, welcher sich zugleich allmählich verdickt, immer mehr nach vorne, während der Alveolarteil, namentlich in dem Gebiete, welches den Wurzelspitzen der Schneidezähne entspricht, verhältnismäßig zurückbleibt. Den völligen Abschluß der Kinnbildung bewirken endlich periostale Knochenauflagerungen, durch welche nicht nur der vordere Abschnitt der seitlichen Kieferhälften mit den primitiven Tubercula mentalia, sondern auch die aus den Kinnknöchelchen hervorgegangene Knochenmasse gleichmäßig überlagert werden. Durch sie werden die bis dahin vortretenden Kanten und Ecken mehr und mehr ausgeglichen und die Foveolae mentales großenteils, manchmal auch vollständig ausgefüllt.

Es bedarf wohl nur eines kurzen Hinweises, daß die so mannigfachen individuellen Formverschiedenheiten des menschlichen Kinnes in kleinen Modifikationen der geschilderten Wachstumserscheinungen begründet sind. Insbesondere ist das Ineinandergreifen zweier selbständig einsetzender und bis zu einem gewissen Maße unabhängig voneinander ablaufender Vorgänge eine Quelle zahlreicher individueller Variationen, auf welche näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Eine systematisch wissenschaftliche Darstellung der Kinnformen wird von ihnen den Ausgangspunkt nehmen müssen.

Von allergrößter Wichtigkeit wäre es, den Entwicklungs- und Wachstumsvorgang kennen zu lernen, welcher zu jener ganz eigenartigen Form führt, welche z. B. der Unterkiefer von La Naulette zeigt, welche wir, wenigstens annähernd an manchen Negerschädeln finden und welche uns Herr Gorjanović-Kramberger in der Montags-Sitzung neuerdings an dem Menschen von Krapina vorgeführt hat. Wir haben es bei diesen Unterkiefern, welche durch den Mangel des Kinnvorsprunges ausgezeichnet sind, keineswegs mit einer Formvarietät zu tun, wie wir sie am ausgebildeten Unterkiefer des Menschen in so großer Zahl treffen, sondern es liegt hier ganz bestimmt eine Form vor, welche eine typische Zwischen- oder Uebergangsstufe in der allmählichen Ausbildung des menschlichen Unterkiefers darstellt. Vielleicht gelingt es, an der Hand des Krambergerschen Materiales bis zu einem gewissen Grade einen Einblick zu gewinnen; von vornherein aber darf man schon die Vermutung aussprechen, daß an diesen Unterkiefern das Wachstum des Basalteiles nach vorne im Verhältnis zu dem des Zahnfächerteils ein verhältnismäßig geringes gewesen sei.

Bei den Säugetieren fehlen die beiden Grundbedingungen der Kinnbildung. Die Wachstumsintensität des Basalteiles steht bei ihnen in einem ganz anderen Verhältnis zu der des zahntragenden Teiles des Unterkiefers. Der letztere wächst während der ganzen Entwicklungsperiode stärker nach vorne als der Basalteil und beteiligt sich deshalb auch viel mehr an der Bildung der Symphysenfläche, welche demgemäß immer eine der Zahnstellung entsprechende, mehr oder weniger gegen die Horizontale geneigte Richtung einhält. Nur ganz hinten, im Vereinigungswinkel beider Kieferhälften reicht der Basalteil der letzteren bis an die Symphysenfläche, und zwar treten beide Basalteile hier so nahe aneinander heran, daß die Symphysenfuge ihrer ganzen Höhe nach gleichmäßig schmal ist. Es kommt daher nicht zur Bildung von selbständigen Kinnknöchelchen und ebenso fehlen selbstverständlich die Foveolae mentales.

Der durchgreifende Unterschied in der Gestalt des vorderen Kieferabschnittes ist daher nicht in einer grundsätzlichen Verschiedenheit der ursprünglichen Anlage begründet, sondern er bildet sich erst im Laufe des embryonalen und postembryonalen Wachstums, von dem Zeitpunkt an heraus, in welchem beim Menschen die beiden besprochenen Momente — das typische Vorwachsen der Basalteile des Unterkiefers und die Ausbildung der Kinnknöchelchen — ihren Einfluß auf die Formgestaltung geltend machen.

Die eben geschilderten Tatsachen gestatten uns nun, wie ich glaube, der grundsätzlichen Frage mit Erfolg näher zu treten, ob mit den ontogenetischen Vorgängen der Kinnbildung die Auffassung vereinbar ist, daß die Entstehung des menschlichen Kinnes lediglich eine Folge der Reduktion der Zähne und des Alveolarteiles des Unterkiefers sei, wie Weidenreich annimmt, oder daß, wie Walkhoff behauptet hat, nebst diesem Momente auch eine direkte formgestaltende Tätigkeit des Musculus digastricus und insbesondere des Musculus genioglossus gleichzeitig und gleichwertig wirksam sei.

Was zunächst diesen letzteren Punkt betrifft, so ist die Annahme eines formgebenden Einflusses der genannten Muskeln bereits von Weidenreich und von mir mit sachlichen, bis jetzt nicht angefochtenen Gründen auf das entschiedenste zurückgewiesen worden; es erübrigt mir daher heute nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß die markanteste ontogenetische Erscheinung der Kinnbildung, nämlich das verhältnismäßig bedeutende und ganz charakteristische Vorwachsen des Basalteiles des Unterkiefers ganz außerhalb des Wirkungsbereiches der genannten Muskeln liegt und daß auch keiner von diesen beiden eine direkte Beziehung zu den Kinnknöchelchen besitzt. Es scheint mir übrigens in dieser Hinsicht sehr bezeichnend zu sein, und geradezu auf die Wichtigkeit der Kinnbildung für die Kaufunktion hinzuweisen, daß die Kinnbildung zeitlich der Ausbildung der vorderen Zähne parallel geht und daß sie im wesentlichen zu jener Zeit vollendet ist, von welcher an mit dem Durchbruch der Schneidezähne an die mechanische Leistung des Unterkiefers erhöhte Anforderungen gestellt werden, das ist lange Zeit bevor das Kind die Fähigkeit der artikulierten Sprache erwirbt und sich jene Momente geltend machen könnten, welche nach Walkhoff dem Musculus genioglossus einen Einfluß auf die Kinnbildung gewähren sollten. Was den Einfluß der Reduktion des

menschlichen Gebisses auf die Kinnbildung betrifft, so habe ich schon im vergangenen Jahre darauf hingewiesen, daß dieselbe, wenn wir sie überhaupt als erwiesen annehmen dürfen, keineswegs eine so bedeutende ist, daß sie eine fundamentale Umformung des vorderen Abschnittes des Unterkiefers zur Folge haben könnte. Ich habe damals auch betont, daß die Kinnbildung in der Tat keineswegs eine Reduktionserscheinung ist, sondern im Gegenteil in einer recht beträchtlichen substantiellen Verstärkung des Basalteiles des Unterkiefers besteht, einer Verstärkung, welche sich nicht etwa nur als eine relative, sondern als eine absolute darstellt.

Wie wir gesehen haben, setzen in einer bestimmten Periode der embryonalen Entwicklung des Menschen Wachstumsvorgänge ein, welche bei Säugetieren, namentlich auch bei den Affen, einschließlich der Anthropoiden, nicht vorkommen. Durch sie wird der vordere Abschnitt des menschlichen Unterkiefers von der Säugetierform, welche er in seiner ersten Anlage und noch im 3. bis 4. Embryonalmonat zeigt, in die für den Menschen spezifische Form übergeführt und ihm mit dieser Form zugleich die für seine Funktion erforderliche mechanische Widerstandsfähigkeit gegeben. Die Knochenmasse, deren es hiezu bedarf, entstammt nur zum Teil den seitlichen Kieferhälften; sie kann nicht ausschließlich von diesen geliefert werden, weil ihre Basalteile, in beträchtlichem Abstand von der Medianebene nach vorne wachsend, eine größere oder kleinere Lücke zwischen sich lassen. Es müssen deshalb in dem Bindegewebe der Symphysenfuge unabhängig von den Seitenhälften des Unterkiefers neue, selbständige, dem Menschen allein zukommende Knochenherde, die Kinnknöchelchen, entstehen, deren Aufgabe es ist, die Lücke zwischen den Basalstücken beider Kieferhälften auszufüllen, diese letzteren fest miteinander zu verbinden und namentlich auch den freien, vortretenden Kinnrand zu bilden.

Angesichts solcher Erscheinungen kann die Ansicht, daß das Vorspringen des menschlichen Kinnes einfach eine Folge von Reduktion des Gebisses und des zahntragenden Kieferabschnittes sei, unmöglich aufrecht erhalten werden. Wir stehen vielmehr vor einer völligen Umgestaltung des vorderen Abschnittes des Unterkiefers, welche parallel geht mit der eigenartigen Ausbildung der menschlichen Schädel- und Obergesichtsform und mit der dadurch bedingten Veränderung der funktionellen Beanspruchung des Kiefergerüstes. Es erscheint mir daher die Anschauung wohl begründet, daß sich die Kinnbildung vollziehen mußte, als eine den mechanischen Verhältnissen entsprechende Anpassung des Unterkiefers an die spezifische Schädelform des Menschen.

Der Vorsitzende Herr **Waldeyer:**

Ich meine Herrn Hofrat Toldt beistimmen zu sollen in seiner letzten Schlußfolgerung, daß die Kinnbildung eine Korrelation der Ausbildung des Kopfes ist. Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch den Wunsch aussprechen, daß es üblich werden möchte, Objekte, die zerstreut sind und die zu weiteren Untersuchungen auffordern, denjenigen auf Wunsch zu einer vergleichenden Untersuchung zu übergeben, welche die betreffenden Dinge als spezifisches Arbeitsgebiet genauer kennen. Es wäre z. B. sehr wünschenswert, wenn sämmtliche gefundenen diluviale Kiefer, über die noch diese und jene Streitfragen herrschen, einmal an Herrn Toldt eingesendet würden, daß er in die Lage versetzt würde, an den Objekten selbst vergleichend zu untersuchen.

Herr Professor Dr. **Eugen Fischer**-Freiburg i. Br.:

Ich freue mich sehr über die Ergebnisse des Herrn Hofrat Toldt, die uns eine neue und ich bin fest überzeugt richtige Erklärung der den Unterkieferbau des Menschen bedingenden Faktoren geben. Ich halte die Verbreiterung des Schädels als causa movens für die Ausbildung einer Kinnverstärkung und Versteifung für erwiesen. Ich kann beifügen, daß dieses Breiterwerden des Schädels, die Hinausschiebung seiner Wände auch ontogenetisch noch leicht zu beobachten ist beim Übergang des Knorpel- in den Knochenschädel und zwar an vielen Punkten, besonders in der Gegend der sogen. Ala magna des Sphenoid. Sie beginnt nach Gaupps und meinen Untersuchungen schon früher in der Säugetierreihe, ich fand es stärker beim Affen, am stärksten ist es dann beim Menschen, so daß also hier das Mittelstück des Kiefers dann an Masse stärker werden muß. — Mit dieser neuen Erklärung hat nun Herr Hofrat Toldt die andere Walkhoffsche, glaube ich, völlig erledigt. Wenn er zu dieser Widerlegung letztes Jahr auch Walkhoffs Methode, die der Röntgenuntersuchung, als unrichtig und irreleitend hinstellte, so kann ich dafür heute einen, glaube ich, schlagenden Beweis vorbringen. Ich habe von einem Kiefer einen Gipsabguß angefertigt und dann Kiefer und Abguß neben den Apparat gelegt. Das Röntgenbild zeigt bei beiden den bekannten dreieckigen Schatten; der Kiefer mit den Knochenbälkchen Walkhoffs und der Kiefer, der massiv aus Gips besteht, zeigen genau denselben Röntgenschatten. Dieser hat also mit der inneren Knochenstruktur überhaupt gar nichts zu tun, er ist nur durch die Dicke des Kinns, die Masse bedingt, und endet da wo die Masse gering wird.

Herr Professor Dr. **Eugen Fischer**-Freiburg i. Br.:

Anatomische Untersuchungen an den Kopfweichteilen zweier Papua.

Untersuchungen an den Weichteilen des Körpers von Menschen fremder Rassen sind immer noch seltene Erscheinungen. Vielleicht abgesehen vom Gehirn und von Haut und Haar wissen wir von Rassenunterschieden an Weichteilen fast nichts; über die inneren, die Brust- und Bauch-Organe wie über die Sinneswerkzeuge liegen nur ganz wenige Angaben vor, über die Muskulatur etwas mehr, aber immerhin bestehen viel mehr Lücken als hinsichtlich des schlechtest durchgearbeiteten Skelettstückes. — So habe ich es mit Freude begrüßt, und möchte auch hier nochmals dafür danken, daß ich durch die große Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Hahl, Kais. Gouverneurs auf Deutsch-Neu-Guinea, in den Besitz zweier Papuaköpfe kam, die sofort nach der Hinrichtung der betr. beiden, in mittlerem Alter stehenden Männern aus Neu-Guinea („Baining-Leute") in Alkohol bezw. Formol konserviert wurden. Ich will daran sämtliche Weichteile gründlich untersuchen und von meinen bisherigen Resultaten heute nur zwei Punkte herausgreifen, die Dicke der Gesichtsweichteile und die Ausbildung der mimischen Gesichtsmuskeln.

Über die Dicke der Gesichtsweichteile hat in jüngster Zeit F. Birkner an Chinesenköpfen Untersuchungen angestellt.[1]) Er konnte seine Resultate nur

[1]) F. Birkner. Beiträge zur Rassenanatomie der Gesichtsweichteile. Corr. Bl. d. Deutsch. anthr. Ges. 1903 Nr. 12 (Bericht der 34. Versamml. zu Worms).

mit denen von Kollmann, His und Welcker[2]) vergleichen, ich kann nun die seinigen benützen und habe als Vergleichsmaterial außerdem einen Negerkopf (bezw. Gesichtsteil des Kopfes) Mischling aus Nordafrika, untersucht, den ich der Güte des Herrn Professors Elliot-Smith in Kairo verdanke.

Die Untersuchung wurde mit rußgeschwärzten Nadeln ausgeführt, wie es Kollmann und Birkner taten. Endlich konnte ich für einzelne Punkte die Ergebnisse benützen, die Hagen hatte, der zwei Melanesier untersuchte, allerdings mit anderer Methode, er maß zuerst die Köpfe der Lebenden, später die betr. Schädel.

Im allgemeinen möchte ich nun zunächst betonen, daß zwar Untersuchungen über etwaige Dickenunterschiede der Kopf- und Gesichtsweichteile bei verschiedenen Rassen außerordentlich wichtig, daß aber die bisherigen wie genau ebenso meine eigenen Resultate nur höchst unvollkommen sind. Die Konservierung der Leichen bewirkt ganz außerordentliche Verschiedenheit der Dicke durch Schrumpfung oder Quellung; welche Einwirkung überwiegt, hängt von sehr vielen Faktoren ab, Todesursache, Zeitpunkt der Fixierung, Dauer der Konservierung, Art derselben etc. etc. So darf man also Resultate der verschiedenen Forscher, Resultate an frischen und an konservierten Leichen nur mit größter Vorsicht gegenseitig vergleichen. Nur die Menge von Untersuchungsmaterial kann da in Zukunft zu Resultaten führen. Trotzdem will ich meine dürftige Beisteuer geben — sie kann vielleicht einmal mitverwertet werden. Ich untersuchte die Weichteildicke an denselben 18 Punkten wie Birkner u. a. An 6 Punkten fallen die Maße beider Papua zwischen die Mittelwerte der Europäer (nach den verschiedenen Autoren), etwa an denselben Stellen sind sie auch zwischen Birkners Grenzwerten der Chinesenköpfe, ebenso zwischen den Hisschen Grenzwerten an Selbstmörderleichen. An anderen Stellen sind Differenzen: So ist die Weichteildicke an der Nasenwurzel bei beiden Papua viel geringer als bei den Europäern (um ca. $^1/_3$ des betreffenden Maßes unter dem Mittel derselben). Da nun diese hier mit dünnerer Haut sind als die Chinesen, so bleiben die Papua noch viel weiter unter dem Chinesen-Minimum! Der Neger steht hierin den Chinesen nahe.

Ebenso ist es an der Nasenbeinmitte, dagegen ist an der Nasenbeinspitze die Papuahaut dicker. Auch am höchsten Punkt des Wangenbeines sind ähnliche Verhältnisse (Papua dünner als Europäer, viel dünner als Chinesen, Neger hier wie Europäer). Umgekehrt sind die Papuaweichteile im Bereich des Unterkiefers erheblich dicker als die europäischen, ja zum Teil auch als die chinesischen, so z. B. vor dem M. masseter am Unterkiefer; auch die Jochbogenbreite wird dadurch beeinflußt! Ich glaube, daß es der Kaumuskel ist, der auf der höchsten Erhebung des Jochbogens und an seiner Wurzel die Dicke der Weichteile des Papua gegen die des Europäers mächtiger erscheinen läßt. Auch auf diesem Muskel selbst, dann am Kieferwinkel sind die Papuaweichteile relativ sehr dick. — Auf die weiteren Details will ich nicht eingehen. nur erwähnen, daß nicht in allen Punkten sich beide Papua gleich verhalten, auch sie differieren natürlich untereinander, doch scheinen obige Angaben für beide typisch zu sein. Daß stärkere Differenzen nicht etwa von Verschiedenheiten im Messen seitens der Untersucher herrühren, zeigt mir die Beobachtung an meinem Neger, der da, wo die Papuas etwa stark abweichen, mit Resultaten anderer gut stimmen kann. Von Hagens Ergebnissen kann nur weniges benützt werden. Jochbogenbreite, Kieferwinkel und Stelle der größten Schädelbreite sind die Punkte, die Vergleichungen erlaubten; es liegt in der Methode, daß hier Hagen gar erheblich geringere Dicken fand, so daß man die Resultate nicht ohne weiteres aufeinander beziehen darf. — So darf ich also sagen, es scheinen wirklich Rassenunterschiede zu bestehen, die Gesichtsweichteile sind bei verschiedenen Rassen verschieden dick und zwar schlagen die Differenzen zwischen zwei Rassen an verschiedenen Stellen des Gesichtes in verschiedener Richtung aus. Man kann nicht kurzweg sagen, die Gesichtsweichteile des Papua sind dicker wie die des Europäers, man muß sagen, sie sind an bestimmten Stellen dicker, an anderen etwa gleich, an anderen dünner. Da ich nur zwei Fälle habe, möchte ich besonders betonen, daß das nur ein ganz provisorisches Resultat ist, dessen Hauptwert ich darin sehe, daß es zur Prüfung der Sache auch an anderen Rassen auffordern möge.

Folgende Tabelle gibt meine Messungen, die sich direkt mit denen Birkners, Kollmanns, His's, Welckers vergleichen lassen:

Nr.	Dicke der Gesichtsweichteile in mm			
		Papua I	Papua II	Neger
1	Oberer Stirnrand	3,6	3,5	—
2	Unterer Stirnrand	3,6	4,6	—
3	Nasenwurzel	3,0	2,9	6,0
4	Nasenbeinmitte	2,0	2,9	4,5
5	Nasenbeinspitze	2,6	3,2	5,0
6	Oberlippenwurzel	10.2	9,0	9,6
7	Lippengrübchen	9,8	9,8	10,0
8	Kinnlippenfurche	7,0	11,3	10,5
9	Kinnwulst	8,7	9,5	9,0
10	Unter dem Kinn	5,9	5,4	4,5
11	Mitte der Augenbrauen	5,1	5,0	—
12	Mitte des unteren Augenhöhlenrandes	4,2	6,1	4,5
13	Vor dem Musk. masseter am Unterkiefer	10,2	10,0	6,7
14	Wurzel des Jochbogens vor dem Ohr	5,8	9,0	—
15	Größte Entfernung der Jochbögen	5,2	10,9	—
15a	Unter dem Jochbeinwinkel in der Mitte des Jochbeines	6,5	6,0	—
16	Höchster Punkt des Wangenbeines	5,3	4,5	7,9
17	Mitte des Musk. Masseter	18,0	23,0	—
18	Kieferwinkel	14,2	20,1	—
19	Stelle größter Schädelbreite	4,0	10,8	—
20	Prominentester Punkt des Hinterhauptes	9,2	10,2	—

Noch interessantere Resultate ergab mir die sorgfältige Präparation der Gesichtsmuskeln, die ich an meinen beiden Papua vornahm. Ich will hier natürlich nicht eine ausführliche Schilderung der einzelnen Muskeln geben, die an anderer Stelle erfolgen soll, vielmehr auf einige allgemeine Dinge hinweisen.

Durch Ruges[3]) grundlegende Untersuchungen

[2]) Lit. bei Birkner zitiert.

[3]) G. Ruge. Untersuchungen über die Gesichts-

kennen wir die phylogenetische Entwicklung aller einzelnen Gesichtsmuskeln des Menschen sehr genau, wir können bei jeder Variante an Größe und Form, an gegenseitigen Verschmelzungen und Abspaltungen angeben, was primitiv, was neuerworben ist. Ich glaube, das macht das Studium dieser Gebilde für die Rassenmorphologie höchst wertvoll und es ist wirklich zu bedauern, daß die Angaben darüber, daß also Muskeluntersuchungen an sogen. „niederen Rassen" so äußerst selten sind (s. Verzeichnis derselben bei Duckworth, Morph. and Anthrop., Cambridge 1904, wo nur Birkner und Testut fehlen).

Am Schädel konstatieren und plublizieren wir alle möglichen Merkmale, als unerklärliche Varianten, als sogen. pithecoide etc, — selten können wir den Werdegang einer einzelnen Schädelbildung so verfolgen, daß wir wirklich einwandfrei entscheiden können, ob ein primitiver Gesamtypus oder sekundäre Anpassung vorliegt, Am Muskelsystem, speziell des Gesichtes, kennen wir jede Faser und ihre Bedeutung. Hier dürfen wir aus der Ausbildung der Muskeln direkt auf ein primitives oder fortentwickeltes Individuum bezw. eine solche Rasse schließen, primitiv oder nicht wenigstens in Bezug auf dieses Organsystem! Und da ganz einseitige Ausbildung und Anpassung der Gesichtsmuskeln in der Primatenreihe nicht bekannt ist, sondern Ruge uns überall stufenweise Entwicklung lehrt, höhere bei auch sonst sicher höherstehenden Formen und tiefere bei niedrigen, so dürfen wir mit einiger Vorsicht aber auch mit großer Wahrscheinlichkeit vom Ausbildungsgrade der Gesichtsmuskulatur direkt auf die Stellung der betreffenden Rasse im System schließen!

Wenn wirklich das Gros der Individuen einer Rasse (individuelle Variationen sind ja zahllos!) ein primitives Verhalten der Muskulatur zeigt, so ist wohl diese Rasse viel sicherer als primitiv anzusprechen, als es irgendwelche Beobachtungen und Messungen am Schädel erlauben würden! Ich möchte also zahlreicherer und exakter Muskeluntersuchung, Muskelpräparation fremder Rassen recht eindringlich das Wort sprechen, möchte zur Sammlung solchen Materiales und zu dessen Verarbeitung nur dringend mahnen! Freilich einfach ist beides nicht, Schädel untersuchen ist leichter!

Vom Ideal, in Masse eine fremde Rasse in genannter Hinsicht zu untersuchen, sind wir nun himmelweit entfernt — wir müssen jedes kleinste Steinchen, das zu solchem Zukunftsbau geleistet wird, begrüßen; jedoch manche Antwort geben uns schon ein paar solcher Steinchen. So hat Birkner in letzter Zeit die Resultate der von Herrn Kollegen Hahn vorgenommenen Präparation von Chinesenköpfen in Übersicht vorgelegt, vor allem aber hat Forster[4]) eine ausgezeichnete Bearbeitung eines Papua-Neugeborenen geliefert. Diese Arbeit ergab für meine Papua-Gesichts-Präparation hochwillkommenes Vergleichsmaterial. Ich möchte vom Resultat einiges vorwegnehmen: Beim Europäer findet man bekanntlich beim Embryo und Neugeborenen an der Gesichtsmuskulatur sehr oft eine Menge primitiver Charaktere, die dann verschwinden, so daß solche beim Erwachsenen viel seltener sind. An meinen erwachsenen Papuas finde ich außerordentlich große Übereinstimmung mit Forsters Neugeborenen: Eine Häufung primitiver Muskelausbildung, Plumpheit, Einfachheit der einzelnen Muskeln, mangelnde Differenzierung und Ausgestaltung, trotzdem deutliche individuelle Verschiedenheiten. Wenn nun an drei Individuen, zwei Erwachsenen und einem Neugeborenen, ein gleich niedriger Gesamttypus der Gesichtsmuskulatur auftritt, ein Typus, wie er beim Europäer zwar vorkommt, aber nur als große Ausnahme unter je einer großen Zahl anderer (höherer) Individuen, dann spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß dies kein Zufall, nicht zufällig drei besonders primitive Individuen sind, sondern Repräsentanten einer in dieser Hinsicht primitiven Rasse! Ich glaube sicher, daß weitere, hoffentlich bald erfolgende Untersuchungen in dieser Richtung die Wahrscheinlichkeit meines Schlusses zur Gewißheit erheben werden, daß also die Papua sich durch besonders primitive Gesichtsmuskeln auszeichnen, eine relativ primitive Rasse darstellen.

Ein Blick auf die Ausbildung der einzelnen Muskeln dieser Papuaköpfe lehrt die niedere Stufe sofort:

Das Platysma zeigt reichere Verschmelzung mit anderen Muskeln als es im Durchschnitt beim Europäer der Fall zu sein pflegt. Mit dem Quadratus labii inferioris, mit dem Ende des Zygomaticus, mit dem Triangularis und Mentalis besteht Faseraustausch und partielle Verschmelzung. (Auch der Risorius ist natürlich enge mit ihm verbunden, wie das ja auch der Europäer hat.) Bei dem einen Papua steigt nun das Platysma als dünne zum Teil aus isolierten Fasern bestehende Schicht weit hinauf über die Wange, bis auf den Orbicularis oculi; dieses ganz primitive Verhalten bespricht Ruge ausführlich als die Regel bei Halbaffen und gewissen Affen. Ebenso primitive Verhältnisse zeigt die einer feineren Differenzierung fast ganz entbehrende Muskulatur in der Umgebung des Auges und zwischen ihm und Mund. Orbicularis oculi und Zygomaticus sind eine absolut untrennbare Muskelmasse, wie es Forster auch angibt; sie trennen hieße völlig willkürliche Zerschneidung. Auch der Quadratus labii superioris ist mit seinen drei Köpfen noch mehr als es beim Europäer die Regel ist, mit dem Orbicularis oculi, aber mit seinem medialen Kopf mit dem Frontalis und Procerus nasi enge verknüpft. Das allerprimitivste Verhalten endlich zeigen die Muskeln auf der eigentlichen Schädelkapsel. Hier besteht bekanntlich, wie uns wieder Ruge lehrt, bei niederen Formen eine mächtige Muskelkappe, eine einheitliche Masse, die erst allmählich zersprengt wurde und nun als einzelne Muskeln auftritt, ein Rest vorn. der Frontalis, seitliche Reste, Auricularis anterior und superior, hinter der Occipitalis stellen die Abkömmlinge dar. Eine solche völlige Zerklüftung denkt sich Ruge durch das Wachstum, die Aufwölbung, quasi Auftreibung des Gehirnschädels bedingt und veranlaßt — nur der Mensch hat sie in diesem Maße, der Gorilla kommt ihm am nächsten. Als Erinnerungen an diesen Werdegang finden wir am Europäer öfter kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen Befund, kleine Fasern und Muskelbündelchen, die noch höher herauf reichen, oder Auricularisfasern, die nach vorn ragen. Bei Embryonen kommt es, wie auch Ruge angibt, gar nicht so selten vor, daß einzelne Fasern bis nahe zum Orbicularis oculi ziehen. Dieses Verhalten weist auch der eine Papua auf. Der andere aber hat links eine Ausbildung dieser Muskeln, wie sie primitiver nicht gewünscht werden kann und beim erwachsenen Menschen wohl zu den größten Ausnahmen gehört. Hier besteht noch ein völliger Orbito-auricularis der Halbaffen und Affen.

---

muskeln der Primaten, Leipzig 1887, und Morph. Jahrb. XI und XII.

[4]) Forster, das Muskelsystem eines männlichen Papua-Neugeborenen. Abh. d. K. Leop.-Karol. Deutsch. Akad. der Naturforscher, Bd. 82, Nr. 1, 1904.

Auch der sonst stets zu Grunde gehende Schläfenabschnitt hat sich erhalten, Frontalis, Orbicularis oculi, Auricularis anterior und superior stellen eine einzige große Muskelplatte dar. Forster fand beim Papua-Neugeborenen ganz ähnliches, hier beim Erwachsenen ist es natürlich noch auffälliger.

Auf die kleineren Muskeln und die tieferen Schichten einzugehen, erlaubt die Zeit nicht, ich wollte nur diese wenigen interessanten Punkte herausgreifen. Ich wiederhole, die Häufung primitiver Merkmale, die primitive Anordnung der Muskeln bei drei Papua-Individuen in prinzipiell gleicher Weise trotz individueller Unterschiede, das Fehlen von Weiterentwicklung der Zustände der Erwachsenen gegenüber dem Neugeborenen, alles das erlaubt trotz der Kleinheit des Materiales den Wahrscheinlichkeitsschluß, daß wir es hier mit einer tiefstehenden, im Vergleich zu uns wenig entwickelten Rasse zu tun haben.

Möge die daraus zu ziehende Mahnung sich bald erfüllen, daß nicht nur durch die Schädel der rasch dahinschwindenden Primitivrassen unsere Sammlungsschränke sich füllen, sondern daß rassenanatomisch auch die Weichteile untersucht und bearbeitet werden, ehe es zu spät ist.

Herr Geh. Med.-Rat **Waldeyer**-Berlin:

Es ist wohl nicht ohne Interesse, an die Untersuchungen des vor einigen Jahren verstorbenen Chudzinski in Paris zu erinnern, der die Negergesichtsmuskulatur untersucht hat und die Ergebnisse seiner Untersuchungen dahin zusammenfaßt, daß er eine so scharfe Sonderung der Gesichtsmuskeln in einzelne Muskelindividuen, wie sie bei den Europäern gefunden werden, bei den Negern vermißt. Er hat seine Befunde nicht so eingehend, wie von Herrn Fischer jetzt mitgeteilt ist, aber immerhin stimmen sie gut zusammen.

Herr Dr. **Birkner**-München:

Ich habe bereits im vorigen Jahre in Greifwald über diese Verhältnisse gesprochen. Bei den Präparationen, wovon die feineren Herr Prosektor Dr. Hahn gemacht hat, habe ich gefunden, daß gerade die Quadratus-Partie sehr wenig gegliedert ist, ich glaube sagen zu dürfen, daß sie bei den Chinesen noch weniger gegliedert ist als bei den eben besprochenen. Wenn man die anatomischen Einzelmuskeln darstellen will, ist das mehr oder minder fast schon eine Gewalttätigkeit. Dann ist auch bei den drei Chinesen, die ich untersucht habe, das Platysma in starker Ausdehnung gefunden worden, in einer Ausdehnung, daß, wie Herr Dr. Hahn bestätigt hat, selbst bei den stark muskulösen Leuten, die zum Teil in München zur Sektion kamen, derartige Befunde nicht gemacht worden sind. Ich kann also nur wünschen, daß diese Untersuchungen an verschiedenen Rassen möglichst zahlreich gemacht werden, damit wir ein wirkliches Bild über diese Verhältnisse gewinnen.

Herr Professor Dr. **Thilenius**-Hamburg:

Ich unterstütze aufs lebhafteste die Bitte des Herrn Fischer, daß uns ein möglichst reiches Material zukommt, zumal aus dem Ausland. Nach den Erfahrungen, die ich beim Konservieren in den Tropen gemacht habe, genügt es aber nicht, wenn einfach angegeben wird, daß das Objekt in Alkohol oder Formol konserviert ist. Die Ergebnisse sind hier sehr verschieden. Man erhält andere Resultate, je nachdem man in steigendem Alkohol bei häufigem Wechsel konserviert und härtet oder z. B. das Objekt ohne besondere Kontrolle in starken Alkohol einlegt. Gleiches gilt vom Formol. Fängt man mit schwachen Graden an, etwa mit einem Zusatz von Kochsalz, so lassen sich Schrumpfungen und Schwellungen vermeiden. Kommt dagegen der Kopf sofort in 10%iges Formol, so ist irgendwelche Kontrolle nicht möglich. Den Sammlern wäre daher eine genaue einheitliche Vorschrift für die Konservierung zu geben; wird von dieser abgewichen, so müßte dies seitens des Sammlers genau vermerkt werden.

Herr Hofrat Dr. **B. Hagen**-Frankfurt a. M.:

Herr Fischer hat meiner Untersuchungen an Lebenden gedacht. Leider kann man an Lebenden Nadelstiche nicht machen. Ich gestehe gerne zu, daß man in Bezug auf die Malarbreite, das ungewisseste und trügerischste Maß unseres ganzen anthropologischen Meßschemas, für das man deswegen als Ersatz ja auch meistens die Jochbreite zur Bestimmung des Gesichtsindex auf den Vorschlag Kollmanns hin verwendet, meine Untersuchungen nicht ohne weiteres verwenden und mit neueren Messungen, die die Weichteile mehr berücksichtigen, vergleichen kann. Er hat vermutet, daß ich den Meßzirkel etwas stark angedrückt hätte; es ist dies ganz richtig, aber immerhin geschah der Druck nicht so stark, daß bei den Leuten Schmerzgefühl hierdurch hervorgerufen worden wäre; das verbot sich nach Lage der Dinge schon von selbst. Diejenigen von den Herren, die Ende der siebziger und anfangs der achtziger Jahre Messungen an Lebenden vorgenommen haben, werden wissen, daß wir mit unseren Messungen etwas ganz anderes bezweckten, wir wollten nicht die Weichteile, sondern durch diese hindurch den Knochen treffen; es kam uns damals nur darauf an, möglichst viel Vergleichs- und Ergänzungsmaterial für die Osteologen in Europa mitheimzubringen, da wir den Leuten doch nicht gleich die ganzen Köpfe abschneiden konnten. Sie wissen, daß man damals die obere Gesichtsbreite nach der Vorschrift Virchows maß, „von dem unteren vorderen Rande des einen Wangenbeines bis zu demselben Punkte des anderen", und zwar mußten, wieder nach Virchow, „die Instrumente recht stark gegen diese Knochen angedrückt werden". Ich bin von dieser Virchow-Vorschrift, wie ich in meinen „Anthropologischen Studien" und in meinem anthropologischen Atlas auch ausgeführt habe, bei meinen späteren Messungen insofern etwas abgewichen, als ich die Gesichtsbreite etwas über dem unteren Rand gemessen habe, um der wirklichen Gesichtsbreite etwas näher zu kommen.

Ich habe damals schon, wie ich hier weiter konstatieren will, an der Hand eines, wie ich glaube, überzeugenden Materiales gefunden, daß bei den von mir gemessenen überseeischen Völkern die Indices der lebenden und der toten (resp. von den Weichteilen befreiten) Köpfe mehr voneinander differierten, als bei Europäern infolge der dickeren Weichteile, so daß man z. B. vom L.-B.-Index des lebenden Kopfes drei bis vier Einheiten abziehen muß, um den des knöchernen Schädels zu erhalten. Es hat mir damals niemand recht geglaubt und darnach gehandelt, ja man hat sogar behauptet, der Index des Lebenden und Toten seien bei exakter Messung einander gleich. Ich freue mich ganz außerordentlich, daß mein damaliger Befund jetzt wieder zu Ehren kommt, indem sowohl Herr Birkner als Herr Fischer jetzt gleichmäßig dasselbe finden, was ich damals gefunden habe, nämlich, daß man mindestens vier Einheiten am Lebenden abziehen muß, um auf den Index des Schädels zu kommen. Dann noch etwas anderes. Wir haben in der geringen Differenzierung der Gesichtsmuskulatur wahrscheinlich die Erklärung dafür, daß die meisten

eingeborenen Naturvölker eine außerordentlich geringe Mimik haben, die Muskeln sind so wenig differenziert, daß lange nicht so viele Muskeln separat in Bewegung gesetzt werden können wie bei uns. Hans Meyer hat gelegentlich meiner Demonstration von Gesichtstypen ostasiatischer Naturvölker auf der letzten Naturforscherversammlung in München sehr richtig dieses Starre und Unbewegliche im Gesicht des Naturmenschen hervorgehoben und gemeint, die Leute schauten gewissermaßen im Vorgefühl ihres Absterbens in starrer Resignation ihrem langsamen Untergang entgegen.

Herr Professor **Fischer**-Freiburg i. Br.:

Herr Geheimrat Waldeyer hat mit Recht Chudzinski genannt, ich wollte auf die Literatur nicht eingehen, es sind noch einige mehr, die ähnliche Untersuchungen vornahmen. — Bezüglich Herrn Hofrat Hagens Bemerkungen glaube auch ich, daß er ganz mit Recht seine starke Erhöhung des Index am Lebenden gegenüber dem Schädel verteidigte, er müßte es nach meinen Beobachtungen eher noch mehr tun. Dabei möchte ich auch andere Untersucher bitten, bei der Einstichmethode an Leichen auch mehr den Kopf, nicht nur das Gesicht zu untersuchen.

Herr Dr. **Birkner**-München:

Was die Dicke der Weichteile des Hirnschädels betrifft, so hätte ich das sehr gerne bei meinem Material auch gemacht, es war aber leider nicht möglich, denn uns kam es damals darauf an, auch das Gehirn zu bekommen, und um das Gehirn zu konservieren, wurde der gewöhnliche Sektionsschnitt gemacht, es wurde die Haut nach einem Querschnitt nach vorn und hinten zurückgeschlagen, die Schädeldecke abgemacht, damit Formol eindringen könne, und dann, wenigstens bei fünf, die Haut wieder schön darüber gespannt. Aber dadurch, daß die Haut abgezogen worden ist, ist die Verbindung der Kopfschwarte mit dem Knochen unterbrochen, die Dicke deshalb nicht zu messen. Um das zu messen, müßte die Untersuchung vorher gemacht werden, ehe das Gehirn konserviert wird. Überhaupt wäre es gut — ich habe auch im vorigen Jahre darauf hingewiesen —, daß wenn möglich nur ein Längsschnitt gemacht wird, weil durch den Querschnitt der Musculus auricularis fast gar nicht mehr zu untersuchen ist.

Herr Professor **Fischer**-Freiburg i. Br.:

Es ist vielleicht für solche, die im Ausland sammeln, wichtig zu wissen, daß bei meinen Köpfen, wo eine Eröffnung des Schädels beim Einlegen in Formol unterblieb, das Gehirn absolut unfixiert und völlig verfault war, trotz guter Konservierung von Haut und Muskeln.

Herr Professor Dr. **R. Martin**-Zürich:

Da Herr Kollege Fischer die Anregung gemacht hat, die Untersuchungen über die Messung der Hautdicke festzusetzen, so möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen zur Technik zu machen. Herr J. Czekanowski hat am Züricher anthropologischen Institut an 120 Leichen Dickenbestimmungen der Haut vorgenommen; er benützte dazu nicht eine berußte, sondern eine in einem graduierten Metallröhrchen laufende Nadel, auf welcher eine kleine Scheibe verschiebbar angebracht ist. Nachdem die verschiedenen Maße an Kopf und Gesicht der Leiche direkt nach dem Tode genommen und die Meßpunkte selbst bezeichnet waren, wurde an diesen Punkten bis auf den Knochen eingestoßen, das Scheibchen auf die Haut aufgeschoben und die Dicke an der Skala abgelesen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn weitere Untersucher sich der gleichen Methode bedienen würden. Die Resultate von Czekanowski werden demnächst publiziert werden.

Herr Professor Dr. **J. Ranke**-München:

Ich möchte zu der Diskussion noch bemerken, daß wir mit der Konservierung unserer Köpfe in Formol in Bezug auf das Gehirn gute Erfahrungen gemacht haben. Vorhin hat schon Herr Dr. Birkner die Methode erwähnt. Die Hirnschale wurde in gewöhnlicher Weise, wie das bei den anatomischen Sektionen der Fall ist, geöffnet und die Dura mater aufgeschnitten; dann wurde die Kalotte wieder aufgesetzt, die Haut darüber gezogen und der Kopf frisch in das Formol gelegt. Das Gehirn ist in der Tat etwas steifer, als es für das Herausnehmen aus der Schädelhöhle angenehm ist, es sind deswegen an einzelnen Stellen Verletzungen eingetreten, im allgemeinen aber hat sich doch diese Methode gut bewährt.

Herr Professor Dr. **J. Ranke**-München:

Über Platyskelie.

Vor einiger Zeit erhielt das Münchener anthropologische Institut diesen Knochen (Demonstration) von dem ausgezeichneten Arzt und Altertumsforscher, K. Bezirksarzt Dr. Thenn in Beilngries, eingesendet. Sie werden mir zugestehen, daß der Knochen auf den ersten Blick eine gewisse Ähnlichkeit mit einer etwas beschädigten (diluvialen) Rhinozerosrippe besitzt. Da aber Herr Thenn den zu dem Knochen, der aus einem prähistorischen Grabe erhoben worden war, gehörigen Oberschenkelkopf eingeschickt hat, so haben wir es nicht mit einem diluvialen Tierknochen zu tun, sondern mit dem extrem gekrümmten und flachen Oberschenkel eines Menschen. Wir haben da wieder einen der nicht seltenen Fälle vor uns, daß wir aus prähistorischen Fundstellen ganz wunderliche Dinge entnehmen, die auf den ersten Blick nicht leicht zu diagnostizieren sind. Hier konnte man in der Tat zwischen Mensch und Rhinozeros schwanken. Herr Bezirksarzt Dr. Thenn machte schon bei der Einsendung des Knochens auf diese Stelle (Demonstration) aufmerksam, an welcher äußerlich die Elfenbeinschicht offenbar durch einen Krankheitsprozeß alteriert ist, es zeigt sich hier ein tiefes Loch. Wir haben es wahrscheinlich mit einer Knochenfistel zu tun und mit einem im ganzen durch Krankheit veränderten Knochen aus einem prähistorischen Grabe der Hallstattperiode. Mit diesem Knochen ist mir diese übermäßig starke Krümmung gepaart mit extremer Flachheit, diese echte Säbelform des Oberschenkelknochens, zum erstenmal entgegengetreten. Die Form schien mir zunächst ohne Analogie zu sein. Wir haben aber einen sehr merkwürdigen Studienplatz für Knochen in dem Ossuarium in Chammünster, welches neben Schädeln tausende von langen Knochen enthält. Vor einiger Zeit wurde dieses Ossuarium in Chammünster renoviert und dabei auf meinen Wunsch die Knochensammlung als ein wichtiges Studienmaterial zur somatischen Anthropologie unseres Volkes erhalten. Bei dem Umbau mußten alle Knochen herausgenommen und neu geordnet werden. Es wurden mir alle jene Knochen, welche besondere Eigentümlichkeiten und Krankheitsveränderungen zeigten, zur näheren Untersuchung zugesendet. Dadurch haben wir ein Studienmaterial bekommen vom späteren Mittelalter bis in die neuere Zeit, welches uns die Knochenerkrankungen, die während dieser langen Periode in jener Gemeinde vorgekommen sind, vor Augen führt. Unter diesen zur Unter-

suchung eingesendeten Knochen fanden sich drei Oberschenkelbeine (Demonstration), welche eine ganz ähnliche Bildung zeigen, wie die ihnen zuerst vorgelegte, sie sind kaum weniger stark säbelartig gekrümmt und flach, von der normalen Rundung des Querschnitts ist eigentlich nichts mehr vorhanden.

Wir haben für flache Oberschenkelbeine in der anatomischen Nomenklatur die Bezeichnung Platymerie, aber bei dieser sind es ganz andere Stellen des Knochens, welche schmal sind. Die platymeren Oberschenkelknochen sind gleichsam von vorne nach hinten, nicht wie die Ihnen hier vorgelegten von der Seite her und zwar offenbar als eine Krankheitserscheinung, abgeplattet. Unsere pathologischen Anatomen sind der Meinung, daß wir es hier mit Rachitis zu tun haben, einer häufigen Knochenkrankheit, die freilich gewöhnlich nicht solche extreme Formen hervorbringt, wie wir sie hier zuerst aus einer prähistorischen Fundstelle kennen gelernt und die wir dann erst in größerer Anzahl in dem Ossuarium von Chammünster wieder gefunden haben. Ich möchte, weil wir es mit etwas anderem zu tun haben als mit der längst bekannten Platymerie, die neue Form auch mit einem neuen Namen bezeichnen und möchte dafür Platyskelie vorschlagen. Skelos ist Schenkelknochen, also: flacher Schenkelknochen, deutsch könnte man Säbeloberschenkelbeine sagen. Ich bitte die hier anwesenden Autoritäten der Anatomie und pathologischen Anatomie um ihre Meinungsäußerung besonders über den prähistorischen Knochen, den ich zuerst herumgezeigt habe.

Herr Geh. Med.-Rat **Waldeyer**-Berlin:

Ich glaube gleichfalls, daß es sich um rachitische Änderungen handelt. Es hat immer Wert, daß man auch diese pathologischen Zustände hineinzieht, um vor irgendwelchen falschen Deutungen sich zu bewahren; namentlich der erste Knochen ist ein klares Beispiel.

Herr Hofrat **Toldt**-Wien:

Wenn ich auch meine Meinung über diese Knochen aussprechen soll, so muß ich sagen, daß wir es mit nichts anderem wie einem rachitisch oder osteomalcisch erkrankten Knochen zu tun haben. Ich könnte nicht der Meinung des Herrn Schwalbe zustimmen, daß die besprochene Öffnung an der krankhaft verdickten Stelle als ein Foramen nutritium auzusehen sei, namentlich deshalb, weil es an einem ganz ungewöhnlichen Orte wäre. Ich halte es für eine Knochenfistel.

Herr Privatdozent Dr. **Birkner**-München:

Haut und Haare der Chinesen.

Als ich meine Schnitte von der Haut der von mir schon in Greifswald besprochenen Chinesenköpfe mit der Haut von Europäern vergleichen wollte, fand ich, daß ein genügendes Vergleichsmaterial in den meisten unserer anatomischen Institute fehlt [1]) und doch ist ein genaues Studium der Europäerhaut eine notwendige Vorbedingung für die richtige Beurteilung der Haut außereuropäischer Völker. Ich möchte deshalb anregen, daß in den anatomischen Instituten bei jedem Hautschnitt angegeben würde: Alter, Geschlecht, Farbe von Haare und Augen, ob helle oder dunkle Haut, sowie besonders auch, von welcher Körperstelle die Haut genommen ist und, wenn möglich, in welcher Dicke die Schnitte angefertigt wurden, nur auf diese Weise gelangen wir schließlich dazu, die Pigmentation der Haut bei den verschiedenen Völkern vergleichend studieren zu können. Die Dicke der Schnitte beeinflußt wesentlich dies Bild der Pigmentverhältnisse.

Bei den Chinesenköpfen war die Hornschicht schlecht erhalten, ich habe deshalb nur die Dicke der Keimschicht bestimmt. Die Dicke der Keimschicht am Nacken schwankte zwischen 0.0476 mm und 0.2190 mm, an der Kopfhaut zwischen 0.0238 mm und 0.0952 mm. Die Dicke der Lederhaut betrug um den Nacken 4 bis 5 mm, am Scheitel ca. 2 mm. Die Papillen der Lederhaut am Nacken der Chinesen fand ich bis zu 0.14 mm Höhe, die an der Kopfhaut durchschnittlich 0.069 mm hoch.

Allgemeine Angaben über Dicke der Haut und ihrer Abschnitte finden sich in den Lehr- und Handbüchern von Ziemßen und Bardeleben mit den Abhandlungen von Unna und Brunn, ferner bei Koellicker. Ausführlichere Mitteilungen über die Dicke der Epidermis und deren Schichten teilte Drosdoff (siehe auch Brunn) mit.

Die Anzahl der Haare auf dem Scheitel eines Chinesen betrug 202, wobei sich einzelne Haare sowie Gruppen von 2, 3, 4, 5 und 6 Haaren fanden.

Zum Studium des Querschnittes der Haare scheint mir die beste Methode die zu sein, die behaarte Haut senkrecht zur Hauptrichtung der Haare in relativ dicke Schnitte zu zerlegen. Es läßt sich dann bei verschiedener Einstellung des Mikroskops kontrollieren, welche Haare wirklich quer getroffen sind und welche schief, letztere zeigen eine Art Schatten.

Mit dieser Methode fand ich bei meinen Chinesen das Verhältnis der Durchmesser zueinander von 80.31 : 100 bis 100.— : 100, also relativ ovale bis runde Haare, bei einer Dicke von 0.100 — 0.139 mm.

Ich beabsichtige die Untersuchungen weiter fortzuführen und an anderem Orte die gewonnenen Resultate ausführlich zu veröffentlichen.

Herr Dr. **Otto Schlaginhaufen**-Zürich:

Beiträge zur Kenntnis des Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen.

Die Morphologie der Planta gehört zu denjenigen Gebieten, die relativ wenig Beachtung gefunden haben. Ich habe es nun unternommen, an ca. 700 Plantae von Halbaffen, Affen und Menschen verschiedener Rassen der Frage des Hautleistenreliefs nachzugehen und bin zu einer Anzahl von Resultaten gelangt, von denen ich Ihnen einige der hauptsächlichsten mitteilen möchte In Bezug auf weitere Resultate und nähere Einzelheiten erlaube ich mir, Sie auf meine ausführliche Publikation hinzuweisen, die dieser Tage im „Morphologischen Jahrbuch" erscheint. Dort findet auch die gesamte bisher erschienene Literatur Berücksichtigung.[1]) Hervorheben will ich nun folgende Punkte:

Die Entstehung des Systemes der Hautleisten, das die Innenfläche unserer Hand und die Sohlenfläche unserer Füsse bedeckt, ist einerseits bei den Marsupialiern, anderseits bei den Prosimiern zu suchen. Die Plantae der letztern weisen kleine knopfförmige Gebilde, die Insulae primariae (Fig. 1e), auf, die sich nach der Entwicklungsweise der Lemuren erst zu den ringförmigen Insulae lenticulares (*a*) vereinigen, die sich strecken und je zwei kurze Leisten aus sich hervor-

[1]) Eingehendere Studien des Hautpigments verdanken wir L. Breul und B. Adachi an Straßburger Material.

[1]) Otto Schlaginhaufen 1905. Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma. Morphol. Jahrb. Bd. XXXIII, pag. 577—671 und Bd. XXXIV, pg. 1—125.

gehen lassen. Nach dem Entwicklungsmodus der Lorisinae reihen sie sich direkt zu Leisten aneinander. Die mikroskopische Untersuchung hat mir gezeigt, daß die Insula primaria die phylogenetische Vorstufe zu den Hautleistenbestandteilen bildet, die Blaschko als Falte und Drüsenleiste bezeichnete. Auf ein und derselben Lemurenplanta (Fig. 2) finden wir neben den primitivsten Zuständen alle Übergänge bis zu den vollendetsten. Jene nehmen die Höhlung und die Umgebung der Hautfalten der Sohle ein, diese die Erhabenheiten, d. h. die Ballen. Also sind die Leisten da am vollkommensten, wo die innigste Berührung mit der Unterfläche stattfindet und da noch am primitivsten, wo die Planta nicht mit dem Boden in Berührung tritt. Der Prozeß der Entstehung der Leistenfelder, den wir aus einer einzigen Planta herauslesen können, lässt sich nun innerhalb der Ordnung der Prosimier auf verschiedenen Stufen beobachten. Bei Lemur bruneus z. B. sind noch grosse Felder mit Inseln bedeckt und nur auf den Ballenspitzen sind die Leisten zu kleinen Feldern verschmolzen; die Leistenfelder von Nycticebus tardigradus lassen den Inseln nur noch kleine Stellen übrig, und bei fast allen Affen ist die Planta von lauter vollkommenen Leisten durchzogen.

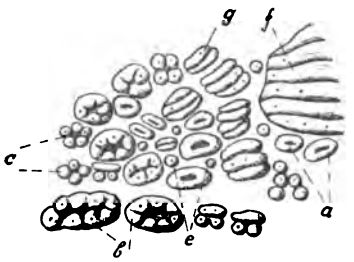


Fig. 1. Plantarrelief von Lemur macaco L. in der Nähe der Oppositionsfalte. *e* Insulae primariae. *a* Insulae lenticulares. 8 n. G.

Die Frage der Leistenrichtung glaubte ich am ehesten durch Anwendung des Weberschen Versuchs lösen zu können. Dazu verwandte ich einen Gleitzirkel, der etwa demjenigen entsprach, den Stern bei seiner Untersuchung des Tastsinnes der Münchner Stadtbevölkerung nach Angabe von Ranke benutzte. Das wichtigste meiner Resultate ist folgendes:

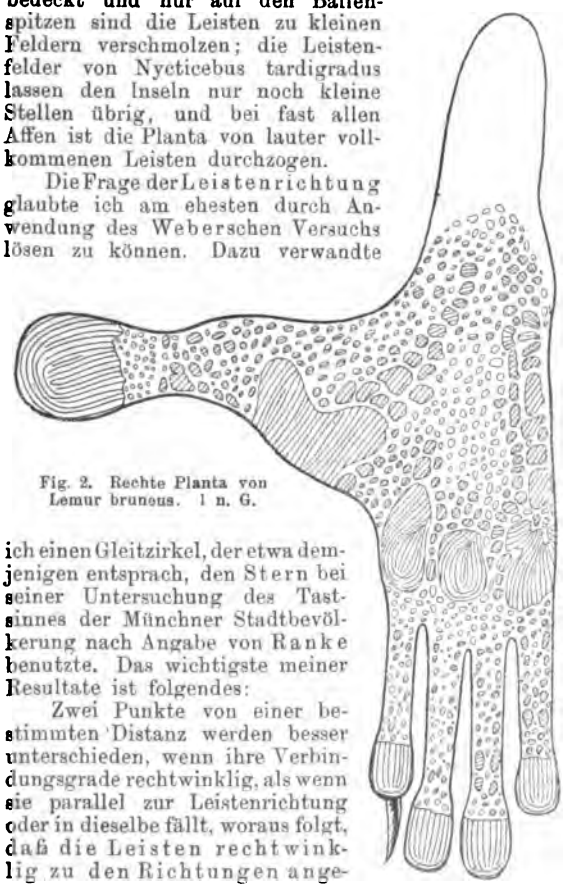


Fig. 2. Rechte Planta von Lemur bruneus. 1 n. G.

Zwei Punkte von einer bestimmten Distanz werden besser unterschieden, wenn ihre Verbindungsgrade rechtwinklig, als wenn sie parallel zur Leistenrichtung oder in dieselbe fällt, woraus folgt, daß die Leisten rechtwinklig zu den Richtungen angeordnet sind, in denen die Diskrimination der Unterlage erfolgt. Diese Diskriminationsrichtung steht natürlich wieder in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zum groben Plantarrelief. So sind die Spitzen der Ballen von jenen kreis-, wirtel- oder schleifenförmigen Zeichnungen, den Figurae tactiles, eingenommen, während die flachen Partien von geradlinigen oder leicht gewellten Linien bedeckt sind. Wir haben somit im Hautleistenbild gewissermaßen eine graphische Darstellung für die Tastfunktion und zugleich für das Ballenrelief vor uns.

Das grosse Tatsachenmaterial, das die Aufnahme der Hautleistenbilder meiner Affenexemplare zutage förderte, wird erst durch das Zutun derjenigen. die mit der Biologie, insbesondere mit der Lokomotionsweise der verschiedenen Spezies vertraut sind, den vollen Wert erhalten.

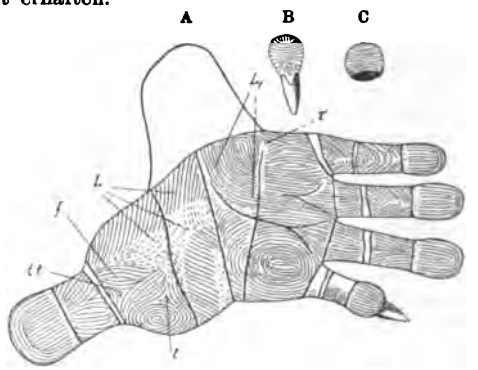


Fig. 3. A rechte Planta von Nycticebus tardigradus, B distale Ansicht der zweiten, C der dritten Zehe. 1¼ n. G.

Da mir von den einzelnen Genera und Spezies stets eine größere Anzahl Individuen zur Verfügung stand, vermochte ich auf dem Wege der Variationsstatistik die Stellung, die die einzelnen Primatengruppen mit Rücksicht auf das Hautleistensystem zueinander einnehmen, festzulegen und in einem Stammbaum schematisch darzustellen (Fig. 4). Nach der Methode von Galton ging ich von den dreieckigen Stellen (triradii = t) aus, an denen sich jeweilen drei Liniensysteme berühren und verfolgte die drei trennenden Grenzlinien. Auf diese Weise werden die untenstehenden Diagramme (Fig. 5—7) erhalten. Von vornherein ergab sich eine Trennung von Platyrrhinen und Katarrhinen. Innerhalb der letzteren konnte ich beispielsweise zwei Typen unterscheiden, die ich als Papionen- und Makaken-Typus bezeichnete. Ersterer (Fig. 5) ist durch den Triradius t_{13} charakterisiert, dessen Radien β und γ stets die Großzehenbasis umfassen, während α in seiner Richtung Schwankungen unterliegt. Der zweite Typus (Fig. 6) zeigt neben diesem Dreieck noch den Triradius t_9, der die Planta in drei Felder, ein proximales, ein distales und ein tibiales teilt. Folgende Tabelle zeigt, wie sich die beiden Typen auf die Genera Papio, Macacus, Cercopithecus und Hylobates verteilen.

Spezies	Zahl d. unters. Exempl.	Papio-Typus	Macacus-Typus	Hylobates-Typus[2])
Papio	34	88,2 %	11,8 %	0 %
Macacus	47	14,9 %	85,1 %	0 %
Cercopithecus	50	0,0 %	100,0 %	0 %
Hylobates	78	1,3 %	82,0 %	16,7 %

[2]) Als Hylobates-Typus (Fig. 7) bezeichne ich hier

In gleicher Weise durchging ich nun die anderen Merkmale der Planta, um schließlich zu dem genannten Stammbaume zu gelangen. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die niederen quadrupeden Affen Papio, Cynopithecus, Macacus vorwiegend transversalen Verlauf und auf den gut entwickelten Ballen komplizierten Figurae tactiles aufweisen, während die höheren, dem Baumleben in hohem Maße angepaßten Formen Semnopithecus, Colobus, (Fig. 8), Hylobates in ihrer Leistendirektion dem longitudinalen Verlauf zuneigen und ihre Figurae tactiles entsprechend der Verflachung des Ballenreliefs in ebenso verlaufende Leistenzüge sich auflösen. Von Interesse ist, daß wir in der Platyrrhinen-Reihe Konvergenzerscheinungen zu den Katarrhinenverhältnissen treffen, indem sich Cebus, Mycetes und namentlich Ateles den Zuständen von Semnopithecus, Colobus (Fig. 8) und Hylobates nähern. Die Anthropoiden, von denen ich zehn Schimpanse-, vier Gorilla- und vier Orangplantae untersuchte, zeigten eine ziemlich große Schwankungsbreite; sie tendieren auch auf den longitudinalen Typus hin; in der Metatarsophalangealregion finden sich jedoch bald vereinfachte bald primitive Verhältnisse.

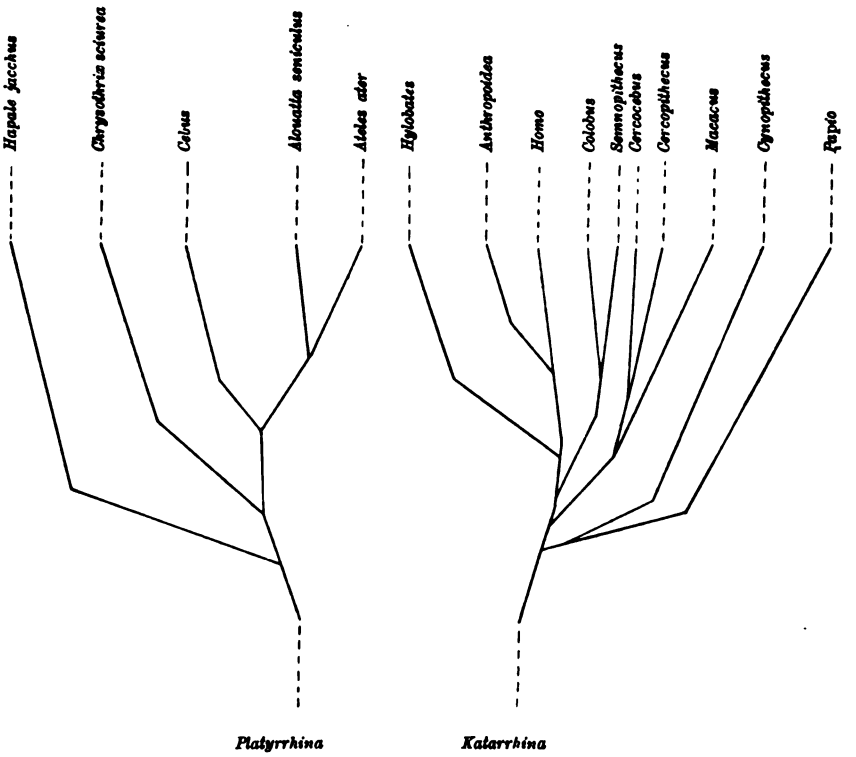


Fig. 4. Schematische Darlegung der Stellung, welche die untersuchten Vertreter der Simiae in Bezug auf das Hautleistensystem der Planta zueinander einnehmen.

---

den bei Hylobates beobachteten Fall, wo t_9 über den Fibularrand hinausgerückt und damit überhaupt aus dem Hautleistenbild verschwunden ist, jedoch auf letzterem noch die Spuren dieser Wanderung hinterlassen hat.

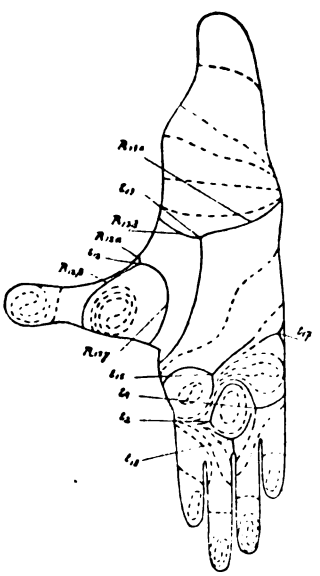


Fig. 5. Rechte Planta eines Papio anubis.

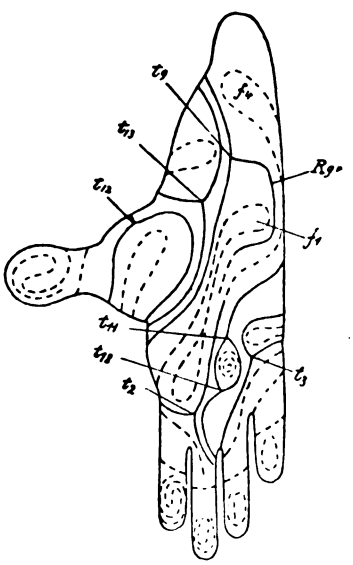


Fig. 6. Rechte Planta eines Macacus cynomolgus.

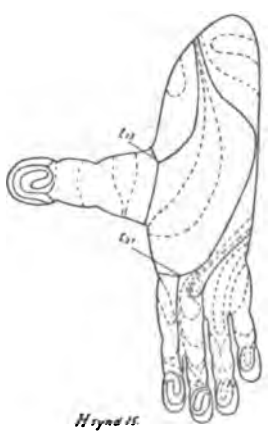


Fig. 7. Rechte Planta eines Hylobates syndactylus.

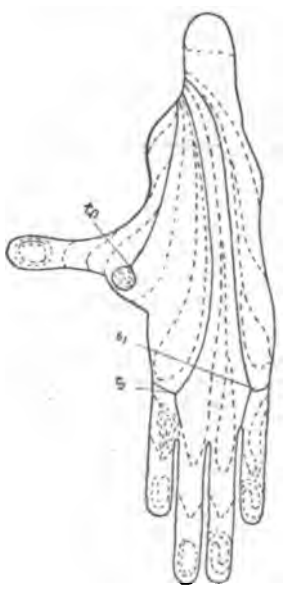


Fig. 8. Rechte Planta v. Colobus vellerosus mit longitudinalem Verlaufstypus.

In letzterer Region lässt der Mensch oft noch ursprünglichere Zustände erkennen. Charakteristisch sind für den Menschen die queren Linien, welche den proximalen und hinteren Plantarabschnitt bedecken. Untersuchungen über die Leistenbilder am äußeren Fußrand, sowie über Befunde, die ich auf der Plantarmitte westafrikanischer Neger machte, führten mich auf eine Ableitung des Querverlaufs von dem Verlauf, wie ihn die Primaten darbieten (Fig. 9). Es handelt sich hauptsächlich um die distale Wanderung von t_9 und die fibulare Ausbuchtung seines Radius a. Eine nach der Fibularseite geschlossene Schleife, die sich etwa in der Mitte des Fußrandes findet, ist noch eine Reminiszenz an die ursprünglichen Stadien und kommt gerade beim Europäer häufig vor. Nicht zu verwechseln ist damit ein im vorderen Abschnitt des lateralen Fußrandes gelegener Sinus, dessen Auftreten bereits Wilder bei Mayas und amerikanischen Negern, ich selbst bei Europäern und Westafrikanern prüfte. Die Prozentzahlen der folgenden Tabelle lassen die Rassendifferenzen deutlich erkennen.

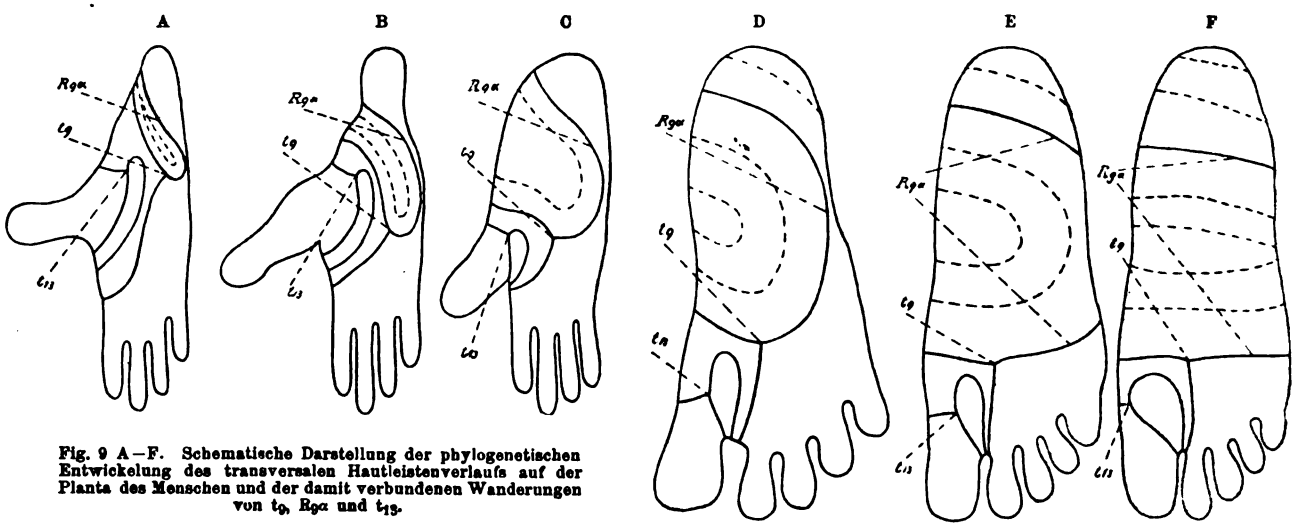


Fig. 9 A—F. Schematische Darstellung der phylogenetischen Entwickelung des transversalen Hautleistenverlaufs auf der Planta des Menschen und der damit verbundenen Wanderungen von t_9, R_9a und t_{13}.

Rasse	Rechts	Links	Beiderseits
Mayas n. Wilder	8%	8%	8 %
Europäer n. Schlaginhaufen	38%	34%	36 %
Westafrikaner n. Schlaginhaufen	50%	37%	43,5%
Amerikanische Neger n. Wilder	57%	43%	50 %

Vielleicht ist auch eine Zusammenstellung über das primitive Verhalten der Radien von t_9 von Interesse, wonach sich die von Wilder untersuchten Mayas als sehr primitiv, die von mir untersuchten Papuas als sehr verändert herausstellen.

Rasse	Prozentuales Vork. d. primit. t_9
Papua v. Nord-Neu-Guinea (Schlaginhaufen)	4%
Europäer (Schlaginhaufen)	15%
Anglo-Amerikaner (Wilder)	19%
West-Afrikaner (Schlaginhaufen)	27%
Mayas von Yukatan (Wilder)	81%

Auf weitere Einzelheiten ist es mir heute nicht möglich einzugehen; mögen Ihnen diese kurzen Mitteilungen gezeigt haben, daß der Untersuchung des Hautleistensystems mit Recht ein Platz in der Erforschung der Phylogenie des Menschen und in der eigentlichen Rassenanthropologie gebührt.

Herr Professor Dr. **Fischer**-Freiburg i. Br.:

Ich begrüße die sehr schönen Untersuchungen des Herrn Dr. Schlaginhaufen mit großer Freude als wichtigen und willkommenen Beitrag zur Ausfüllung einer Lücke in unseren Kenntnissen. Bezüglich seiner Ergebnisse, daß die Ausbildung des Tastleistenbildes eine deutliche Trennung der Papionen von den anderen Affen ergibt, die sicher auf biologischen Verhältnissen beruht, kann ich als Parallelerscheinung auf die Form der Vorderarmknochen hinweisen, durch die sich ebenfalls die Papionen von allen anderen Affen stark unterscheiden — offenbar ebenfalls durch biologische Faktoren begründet.

Dritte allgemeine Sitzung.

(Schlußsitzung.)

Inhalt: E. Oberhummer, Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst. — Th. Koch, Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá. — Waldeyer, Über das Stillen der Kinder durch die Mütter. Dazu Bälz, Magnus, Toldt, A. Müller, Alsberg. — J. Ranke, Vorlagen zweier Mitteilungen des Herrn Professor Anton Hermann. — Haberer, Chinesische und japanische Votive. — Thilenius, Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung Melanesiens. — J. Ranke, Geschäftliches und Dank. — B. Hagen, Reisebericht. — K. Hagen, Frühgeschichtliche Viehschellen im Norden. — Vorsitzender, Schlußrede.

Der Vorsitzende, Herr Hofrat Professor Dr. **Toldt** eröffnet die Sitzung.

Herr Professor **Eugen Oberhummer**-Wien:

Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst.

Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf gewisse Darstellungen in der Kunstübung verschiedener Völker zu lenken, welche eine beabsichtigte oder auch unbewußte Charakteristik von Volks- und Rassenmerkmalen enthalten. Denn so jung die Völkerkunde als Wissenschaft ist, so ist die Beobachtung der eigenartigen Züge fremder Rassen und Völker etwas so Natürliches und drängt sich dem Menschen auch auf niedrigster Kulturstufe so unabweisbar auf, daß von hier bis zum bildlichen Ausdruck nur ein Schritt ist. Für den weißen Menschen muß der erstmalige Anblick eines Negers von jeher ein höchst überraschender gewesen sein, wie dies auch Plinius mit den Worten ausdrückt: „*quis enim Aethiopas antequam cerneret credidit?*, wer hätte je geglaubt, daß es Äthiopen (d. h. Schwarze) gebe, ehe er solche gesehen?“ Kaum minder

tief war für den Europäer der Eindruck der Völker mongolischer Rasse, die uns Ammianus zuerst in treffender Charakteristik des Körperbaues der Hunnen geschildert hat; so bricht der ausgezeichnete Beobachter Rubruk im 13. Jahrhundert, indem er in der Krim den genuesischen Boden verläßt und die ersten Tataren mit ihren merkwürdigen Zelten erblickt, in die Worte aus, es sei ihm, „als setze er den Fuß in ein anderes Jahrhundert" (*in aliud saeculum*, vielleicht richtiger „in eine andere Welt"). In ebenso prägnanter Kürze faßt Columbus den ersten Eindruck der Indianer von Guanahani als Vertreter einer neuen, unbekannten Rasse zusammen, indem er in sein von Las Casas überliefertes Schiffsjournal einträgt, daß es „weder Weiße noch Schwarze" seien. Kein Wunder, wenn wir bei allen Völkern, die sich mit fremden Rassen begegnen, frühzeitig den Trieb finden, diese Unterschiede in ihren bildlichen Darstellungen scharf zu bezeichnen. Doch auch, wo es an solchen Gegensätzen fehlt, ist es nicht ohne Interesse, die Wiedergabe typischer Züge der eigenen Rasse zu verfolgen und auch darin Ansätze zu einer oft noch unbewußten ethnographischen Beobachtung zu erkennen. Von den Höhen antiker und moderner Kunst führen uns die Spuren dieser ethnographischen Auffassung zurück bis in die prähistorische, ja paläolithische Zeit. Sind auch die Beispiele aus jenen Frühperioden menschlicher Kultur noch spärlich, so werden sie später doch so zahlreich, daß ihre Sammlung allein ein großes Werk erfordern würde. Was ich hier hervorheben kann, sind nur vereinzelte und leider auch ungleichmäßig verteilte Proben, wie sie mir in der Lehrmittelsammlung meines Instituts zur Verfügung standen und ergänzt durch einige Bilder aus dem archäologischen Institut meines Kollegen Prof. Reisch. Die meisten sind absichtlich bekannten Kunstwerken und leicht zugänglichen Quellen entnommen; ich bemerke das, damit Sie sich nicht zu sehr enttäuscht fühlen, wenn Sie altbekannte Dinge sehen. Die einzelnen Bilder, deren Zahl ich im Interesse der folgenden Herren Redner möglichst beschränkt habe, beabsichtigen nicht neue Objekte vorzuführen, sondern nur durch vergleichende Zusammenstellung verschiedenartigen Materiales zu zeigen, wie tief die Empfindung für fremdes Rassen- und Volkstum im Menschen wurzelt, und wie eine natürliche Beobachtungsgabe auch bei geringem technischen Können charakteristische Züge zu erfassen vermag. Allgemein bekannt sind ja die zwar rohen, aber unverkennbaren Zeichnungen von Tieren, die Zeitgenossen des Menschen der Eiszeit waren. Darstellungen des Menschen aus paläolithischer Zeit sind im Vergleiche zu den Tierzeichnungen selten, sie treten aber in den jüngeren prähistorischen Perioden schon in überraschender Vollkommenheit auf, wie z. B. auf den Gürtelblechen und der Situla von Watsch in Krain, die der Hallstattperiode angehören und von J. Ranke,[1]) M. Hörnes[2]) u. a. abgebildet sind. Ich will hier nur ein paar der ältesten Darstellungen menschlicher Gestalt, die wir überhaupt kennen, vorführen in der Zusammenstellung, die Hörnes[3]) nach den französischen Originalpublikationen gegeben hat, nämlich die sogen. *femme au renne* und den „Bisonjäger" aus Laugerie basse nebst einer Figur, die Piette als „singe anthropomorphe" bezeichnet, die aber doch wohl eher als Mensch anzusprechen ist. Hätten wir mehr solche Darstellungen, so würden wir wohl daraus auf die Rasse oder Spezies des diluvialen Menschen mit größerer Sicherheit schließen können. Vorläufig mögen uns diese rohen Versuche hinüberleiten zu den fast ebenso einfachen Kunsterzeugnissen heutiger Naturvölker, die uns R. Andree in seinem Aufsatze[4]) über „Das Zeichnen der Naturvölker" in so anschaulicher Weise geschildert hat. Ich greife zwei davon heraus, eine Zeichnung eines australischen Eingeborenen, die in charakteristischer Weise Pflanzen, Tiere und Menschen seiner Heimat, letztere mit den ihnen eigentümlichen Waffen (Bumerang, Schild, Keule), daneben ein gelungenes Paar weißer Squatter zur Darstellung bringt. Die Drastik derselben wird noch übertroffen von einer solchen der als geschickte Naturzeichner bekannten Buschmänner, die ein französischer Missionär in einer Höhle kopiert hat.[5]) Wir sehen eine Rinderherde durch Buschmänner fortgetrieben und diese wieder von Kaffern verfolgt. Der Unterschied in Größe und Farbe beider Völker ist bis zum Übermaß hervorgehoben, nicht minder deutlich aber auch die beiden eigentümliche Bewaffnung, so einerseits die typischen Kafferschilde und die Assegaien, andererseits die Keulen (oder Grabstöcke), Bogen und kleinen vergifteten Pfeile der Buschmänner.

Was die Negerrasse selbst an Wiedergabe menschlicher Gestalten zu leisten vermochte, das haben wir erst seit der Eroberung Benins durch die Engländer erfahren, die unsere Museen mit ungeahnten Schätzen einer hochentwickelten Plastik, den berühmten Beninbronzen und den wundervoll geschnitzten Elefantenzähnen, bereicherte. Hier nur eine Probe, die uns den Negertypus (z. B. die Nasenflügel) unverkennbar zeigt. Noch merkwürdiger sind aber die Versuche der Beninneger, weiße Besucher der Guineaküste im 16. Jahrhundert, wohl meist Portugiesen, in gleicher Technik, aber unter Wahrung der Eigentümlichkeit ihrer äußeren Erscheinung darzustellen. Leider kann ich hier kein Bild zeigen, doch habe ich im britischen Museum, wo sich die derzeit wohl reichste Sammlung von Beninbronzen befindet, äußerst charakteristische Beispiele gesehen, in denen das Profil der Europäer mit der schmalen, gebogenen Nase, dem reichen Bartwuchs und der eigentümlichen Tracht scharf hervorgehoben ist. Daß dabei auch ergötzliche Mißverständnisse bezüglich der europäischen Kleidung mit unterlaufen, hat mir Luschan einmal an der gleichfalls sehr reichhaltigen Berliner Sammlung schlagend nachgewiesen.

Für die Urbewohner Amerikas war natürlich vor der Ankunft der Spanier kein Anlaß gegeben, fremde Rassentypen den eigenen gegenüberzustellen; der kurze Normanneneinfall kommt ja hier nicht in Betracht. Aber was wir von menschlichen Darstellungen aus vorcolumbischer Zeit besitzen, und das ist bekanntlich sehr viel, zeigt durchweg den unverkennbaren indianischen Typus, ja auch deutliche Unterschiede einzelner Völker, die freilich zum Teil auf verschiedene stilistische Behandlung zurückzuführen sind. Ein altperuanisches Gefäß aus Trujillo z. B., das Reiß und Stübel[6]) veröffentlicht haben, schildert uns eine höchst merkwürdige Kampfszene mit typischen Profilen und genauer Wiedergabe von Kleidung, Rüstung und Schmuck (Ohrpflöcke und Nasenringe). In anderen derartigen Szenen sehen wir deutlich die mit Schilden und Keulen kämpfen-

[1]) Der Mensch, II 578 ff.; Zeitschr. d. D. u. Österr. Alpenv., 1899, S. 14 f.

[2]) Urgesch. d. bild. Kunst in Europa (Wien 1898).

[3]) Der diluviale Mensch (1903), S. 203.

[4]) Mitt. d. Anthr. Ges. Wien, XVII (1887), S. 98 ff., T. I—III.

[5]) Bei Andree T. III, hiernach auch in Helmolts Weltgesch., III 414 f.

[6]) Nach S. Ruge, Gesch. d. Zeitalt. d. Entd., S. 440.

den Hochlandvölker von den mit Pfeil und Bogen bewaffneten Waldstämmen des Amazonasgebietes unterschieden. Von den bekannten, in unseren Museen ungemein zahlreich vertretenen altperuanischen Gesichtsurnen genügt es, hier eine Gruppierung vorzuführen. Eine ganz andere stilistische Behandlung, aber ebenso drastische Wiedergabe des Indianertypus zeigen die Skulpturen der Mayavölker und der Mexikaner, wovon ich hier den Mayagott Kukulkan aus dem britischen Museum vorführen möchte. Als dann die Spanier ins Land kamen, konnte ihre Konterfeiung durch die Eingeborenen nicht ausbleiben. Ein interessantes, freilich auch schon den europäischen Einfluß in der künstlerischen Behandlung verwertendes Beispiel bietet uns der sogen. Lienzo (Leinwand) von Tlascala[7]) aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Wir sehen links Spanier zu Pferd, das ja dem Indianer auch etwas ganz Neues war, darunter die mit ihnen verbündeten Tlascalaner, denen ein spanischer Bluthund voranjagt, von rechts hervordringend die von den Tlascalanern in Tracht und Bewaffnung deutlich unterschiedenen Azteken, kenntlich vor allem an dem Federschmuck sowie an den drastisch symbolisierten Menschenopfern. Es ist das nur ein kleines Stück aus dem eine große Fläche bedeckenden Lienzo, den ich selbst im Museum von Mexiko gesehen habe, wo sich noch eine ganze Reihe ähnlicher Lienzos vorfinden und weiter auch der leider sehr beschädigte indianische Plan von Tenochtitlan.

Betrachten wir mit Ratzel, dem wahrscheinlichen Gang der Ausbreitung des Menschengeschlechts nach rückwärts folgend, Amerika als den äußersten Orient, den Ostrand der Ökumene, so führt uns von hier ein etwas großer Schritt weiter in den ostasiatischen Kulturkreis. Hier ist natürlich von China auszugehen. Der ausgezeichnete Sinologe Friedr. Hirth hat in seinen Schriften über chinesische Kunst und Literatur eine Menge Beispiele angeführt, die ich aber hier leider nicht durch Bilder erläutern kann.[8]) Schon um 300 nach Christus werden z. B. von den Chinesen die damals noch viel weiter nach Süden verbreiteten Ainos als Mao-jin oder Haarmenschen geschildert und seit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bildeten Darstellungen fremder Völkertypen einen Lieblingsgegenstand der chinesischen Maler. Eine illustrierte Pharmakopöe der K. Bibliothek in Berlin von 1505 bringt u. a. Bilder persischer, arabischer und syrischer Tributträger. Herr Geheimrat Bälz ist, wie er mir hier mitteilte, im Besitze eines Schirmes aus derselben Zeit, auf dem eine ganze Reihe fremder Völkerschaften abgebildet sind. Es würde sich wohl verlohnen, das reiche Material aus chinesischer Literatur und Kunst über diesen Gegenstand einmal systematisch zu sammeln. Daß die gelehrigsten Schüler der Chinesen, die Japaner, auch in dieser Hinsicht nicht hinter ihren Meistern zurückgeblieben sind, versteht sich von selbst. Hatten sie doch im eigenen Lande durch die Jahrhunderte langen Kämpfe mit den ihnen von Haus aus gänzlich stammfremden Ainos einen auffälligen Rassengegensatz, den sie auch nicht versäumten, bildlich darzustellen. Freilich gehören die mir bekannten Ainobilder durchweg der neuen Zeit an. Mac Ritchie[9]) hat darüber eine schöne Monographie veröffentlicht und wenn vielleicht auch einzelne seiner Abbildungen nicht ganz einwandfrei sind, so ist doch die Mehrzahl zweifellos nach guten Originalen gefertigt; ein Paar derselben habe ich im Münchener Museum selbst gesehen. Die ältesten Darstellungen, die er bringt, rühren von Fayasi Sivei um 1780 her, der über die Ainos die treffende Bemerkung machte, „sie leben noch jetzt wie ein Volk aus prähistorischer Zeit", eine Betrachtung, die dem europäischen Gedankenkreis damals, wo man noch nichts von Prähistorie wußte, noch durchaus fremd war. Die Bilder, die ich Ihnen hier vorführe, im Original meist koloriert, zeigen den Ainotypus, die Tracht und Lebensweise dieses Volkes in äußerst charakteristischer Weise. Das letzte bringt daneben zum Unterschied auch einen Japaner. Von großem Interesse wäre es, die Auffassung der Japaner von den ersten Europäern, die nach Japan kamen, kennen zu lernen. Daß es blondhaarige und blauäugige Menschen gab, muß den Japanern ebenso überraschend gewesen sein wie den Völkern des Altertums die Existenz der Schwarzen. Ich habe manches von diesen mehr oder minder karikierten Darstellungen, „rothaarigen Barbaren", in denen natürlich Holländer die Hauptrolle spielen, gehört und auch Herr Geheimrat Bälz hat mir davon erzählt, habe aber bisher nie welche zu Gesicht bekommen. Für den Nachweis bestimmter Originale wäre ich sehr dankbar.

Wenden wir uns von Ostasien dem nächsten selbstständigen, dem indischen Kulturkreis zu, so finden wir bei dem großen Völkergemisch der vorderindischen Halbinsel die ethnographischen Unterschiede auch hier in bildlichen Darstellungen wieder. Der große Gegensatz zwischen eingewanderten Ariern und der meist dunklen Urbevölkerung, der die ganze indische Literatur durchzieht und in der Scheidung der Çudras von den drei oberen Kasten zum Ausdrucke kommt, steht hierbei in erster Linie. Selbst in Kaschmir finden wir, wie Ujfalvy[10]) gezeigt hat, noch um 600 nach Christus Könige von negroidem Typus. Hier möchte ich nur eine Gruppe charakteristischer indischer Typen in den Fresken der Grotten von Adjanta aus dem 2. Jahrhundert nach Christus vorführen sowie eine Gesandtschaft des Sassanidenkönigs Chosru um 600 nach Christus an einen indischen Hof, mit deutlicher Unterscheidung von Persern, Indern und Schwarzen. Bei den Persern und den semitischen Völkern Vorderasiens (Assyrern u. s. w.) tritt in der Kunst weniger die Charakteristik fremder Volkstypen als der äußerst kräftige Ausdruck der eigenen Rasseneigentümlichkeit hervor, wie diese z. B. der Kopf einer Flügelgestalt aus Nineveh[11]) in vorzüglicher Weise zeigt.

Die weitaus größte Mannigfaltigkeit von Rassen und Völkertypen finden wir bei den alten Ägyptern, welche nicht nur ihren eigenen physischen Habitus (sogen. Schech el Beled, Oberpriester Rahotep mit Frau, König Chefren, Königin Hatschepsut u. v. a.) mit schlagender Naturtreue darzustellen wußten, sondern auch von den zahlreichen fremden Völkern, mit denen sie in Berührung kamen, uns überaus charakteristische Abbildungen überliefert haben. Indem ich bezüglich dieser ägyptischen (und assyrischen) Darstellungen auf einen vor drei Jahren bei gleicher Gelegenheit von G. Fritsch[12]) gehaltenen Vortrag verweise, möchte ich hier als besonders wichtige Typen hervorheben die sogen. Hyksossphinxe, vielleicht das früheste

[7]) Abgebildet in Helmolts Weltgesch., I 376.

[8]) Nähere Belege in meinem Aufsatz „Anfänge der Völkerkunde", Ratzel-Gedenkschrift 275 ff., wo man auch die Nachweise für die meisten der hier erwähnten bildlichen Darstellungen findet.

[9]) The Ainos. Intern. Arch. f. Ethn., Suppl. IV (1892).

[10]) Arch. f. Anthr., 1899 S. 419.

[11]) Bei Hommel, Gesch. Assyriens, S. 482 (nach Layard).

[12]) Corr.-Bl. 1902, S. 113—9.

Beispiel einer fremdartigen, barbarischen Rasse in der altägyptischen Kunst (3. Jahrtausend vor Christus), dann die Darstellung semitischer Nomaden in der 12. Dynastie, lange vor der Zeit des angeblichen Aufenthaltes der Israeliten im Delta, die bekannten Bilder syrischer Häuptlinge und Tributträger aus der 18. Dynastie und die der gleichen Zeit angehörigen Neger und Kuschiten, welche den Gegensatz der schwarzen Rasse und ihrer Übergangsformen gegen die Mittelländer zum ersten Male scharf zum Ausdruck zu bringen, die zahlreichen Darstellungen der Libyer, Hethiter, Schardana, Pursta und anderer feindlicher oder Hilfsvölker sowie eine besonders merkwürdige Gruppe von Puntleuten aus der 18. Dynastie, wonach die heute hauptsächlich bei den Südafrikanern häufige Steatopygie damals bis zum Eingang des Roten Meeres verbreitet gewesen zu sein scheint.

Wenden wir uns von den Ägyptern zu dem künstlerisch höchst entwickelten Volke des Altertums, den Griechen, so fehlt es natürlich auch hier nicht an analogen Beispielen, wenn auch die Wiedergabe fremder Volkstypen hinter der Meisterschaft in der statuarischen Darstellung des normalen (d. h. hellenischen) menschlichen Körpers zurücktritt. Aber wir finden z. B. auf einer altionischen Vase (etwa 6. Jahrhundert vor Christus), die sich jetzt in Wien befindet, und später öfters Negertypen in drastischer Weise gekennzeichnet, wie andererseits der den Griechen durch die Kolonien am Pontos wohl vertraute skythische Typus und skythisches Leben auf Bildwerken südrussischer Herkunft[13]) veranschaulicht sind; auch die bekannte Statue des Schleifers in Florenz gilt als Ausdruck skythischer Volksart. Besonders häufig sind Kampfszenen zwischen Griechen und Persern, bei welchen ein Fortschreiten von rein äußerlicher Unterscheidung (Tracht und Bewaffnung), wie auf dem Fries des Niketempels (5. Jahrhundert), zur feiner durchgebildeten Charakteristik beider Völker leicht zu erkennen ist, welche man z. B. auf dem berühmten sogen. Alexandersarkophag in Konstantinopel oder in dem auf ein zeitgenössisches Vorbild zurückgehenden Mosaik der Alexanderschlacht in Neapel beobachtet. Ihren höchsten Triumph hat die hellenische Kunst in der ausdrucksvollen Wiedergabe fremden Volkstums wohl mit der pergamenischen Schule gefeiert; die Charakteristik des gallischen Volkes erhebt sich hier, z. B. in der Statue des sogen. sterbenden Fechters, von den scharf beobachteten Äußerlichkeiten der Muskulatur, der Gesichtszüge, des Haar- und Bartwuchses bis zum unverkennbaren Ausdruck psychischer Eigenschaften, der Verkörperung der Volksseele und der geistigen Eigenart der Rasse und des Volkstums.

Die von vornherein stark realistische, das Porträt bevorzugende Kunst der Römer hat uns, von anderen durch P. Bieńkowski[14]) gesammelten und erläuterten Beispielen abgesehen, allein in den bekannten Reliefsäulen Trajans und Mark Aurels eine Fülle von römischen und barbarischen Typen hinterlassen, unter denen die Daker, Markomannen, Maurusier (als römische Bundesgenossen) hier nur genannt seien.[15]) Es ist nur eine kleine Auswahl besonders bemerkenswerter Gruppen, die ich Ihnen hier daraus vorführen kann, wie ja überhaupt die hier gezeigten Bilder nur Stichproben aus einem fast unerschöpflich reichen Materiale sind, das eine umfassende Durcharbeitung und Vergleichung wohl lohnen würde. Das europäische Mittelalter bietet in dieser Hinsicht allerdings weit weniger als das Altertum; phantastische und fabelhafte Wesen treiben da auf Mönchs- und zum Teil noch auf Portulankarten (katalanische Weltkarte u. a.) ihren Spuk, und erst mit der Renaissance gelangt die Kunst wieder zu einer dem Leben entsprechenden Wiedergabe des menschlichen, auch des fremden Typus. Das gehört aber in ein anderes Kapitel und berührt kaum noch die Ethnographie. Was ich hier aus der Kunst der alten Kulturvölker, sowie der älteren und neueren Kultur anderer Rassen angeführt habe, sollte an einigen fragmentarischen Beispielen zeigen, ein wie reiches Material an bewußten und unbewußten ethnographischen Beobachtungen seit Jahrtausenden aufgespeichert wurde, ehe die Völkerkunde angefangen hat, eine Wissenschaft zu werden.

[13]) S. z. B. Helmolts Weltgesch., IV 76.

[14]) De simulacris barbarum gentium apud Romanos. Cracov. 1900.

[15]) Ich verweise besonders auf Tafel 19, 28, 65, 90, 105 bei Cichorius, Reliefs der Trajanssäule, und Tafel 39, 41, 110 u. a. bei Petersen u. s. w., Die Markussäule.

Herr Dr. **Theodor Koch**-Grünberg berichtet über die religiösen Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá, die er auf seinen Reisen in Nordbrasilien in den Jahren 1903—1905 kennen lernte. Sie finden nur bei Totenfesten statt und haben den Zweck, die bösen Geister, die den Tod des Stammesgenossen verursachten, und die man sich in den Masken und Maskentänzern verkörpert denkt, zu versöhnen und von weiterem Unheil abzuhalten. Die Maskenanzüge sind aus weißem Baumbast sehr kunstreich verfertigt und mit bunten Mustern bemalt. Sie stellen sämtlich Dämonen dar, teils Tiergeister teils Geister in menschlicher Gestalt, Riesen und Zwerge, die durch besondere Abzeichen in Form und Bemalung und durch Attribute ihrer meist verderblichen Tätigkeit ausgezeichnet sind. Die Bewegungen der betreffenden Tiere werden vom Tänzer naturgetreu nachgeahmt. Ein dumpftrauriger, aber nicht unmelodischer Gesang gibt die Begleitung. Alle diese Masken sind dem großen Stamme der Kobéua eigen, der hauptsächlich den oberen Rio Caiarý-Uaupés und seine Nebenflüsse bewohnt. Doch sind diese dämonischen Maskentänze, wenn auch in mancherlei Variationen besonders in der Form der Vermummungen, viel weiter verbreitet, als man früher annahm, und ziehen sich fast ununterbrochen durch das ganze riesige Gebiet über den Yapurá und Içá bis zum Amazonenstrom, wo sie bei den Tikúna schon von Martius zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beobachtet und beschrieben wurden.

Der Vortrag erscheint ausführlicher und mit Abbildungen im „Archiv für Anthropologie".

Herr Geheimrat Professor **Waldeyer**-Berlin:

Über das Stillen der Kinder durch die Mütter.

Auf eine Mitteilung in der Deutschen medizinischen Wochenschrift vom 4. Mai d. Js. hin, daß nach Mitteilungen des Geheimen Hofrats Professor Dr. H. v. Ranke in München bei der oberbayerischen Landbevölkerung das Stillen der Kinder durch die Mütter nicht nur nicht üblich wäre, sondern sogar als etwas unsittliches angesehen würde, wandte ich mich an Herrn v. Ranke mit der Bitte um weitere Aufklärung. Herr v. Ranke kam meinem Ersuchen mit der freundlichsten Bereitwilligkeit nach und teilte mir Tatsachen mit, die für die eben geäußerte Anschauung sprechen. Die Verhältnisse der Laktation beim oberbayerischen Volke sind in H. v. Rankes Arbeit: „Die bayerischen Volksstämme" in dem Werke „Die Landwirtschaft in Bayern".

München 1900, R. Oldenbourg, besprochen. Ferner führe ich hier an zwei aus der Klinik des Herrn v. Ranke stammende Dissertationen: J. Effinger, „Die Säuglingssterblichkeit in München im Jahre 1878, Stuttgart, W. Kohlhammer, 1888 und Fr. Wilh. Müller, Über die Ursachen des Nichtstillens auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, nebst geschichtlichen Notizen über das Nichtstillen überhaupt, München, Druck von M. Ernst (ohne Datum), in denen die betreffende, sozial wie ethnologisch so wichtige Frage behandelt wird.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft hat sich bereits einmal — es war, glaube ich, in Lindau — auf Veranlassung Bollingers mit dieser Angelegenheit beschäftigt; doch ist es bei der damaligen Besprechung geblieben. Ich möchte anläßlich meiner Correspondenz mit Herrn H. v. Ranke heute auf den Gegenstand erneut aufmerksam machen, heute, wo wir unfern der Gegend tagen, die das Material zu weiteren Nachforschungen zu geben hat. Vielleicht nimmt man bei den Anthropologen Bayerns die Sache wieder in die Hand, namentlich auch mit Rücksicht auf die Frage, wie so denn die Anschauung, das Stillen sei gegen die gute Sitte, entstehen konnte. Hier liegt denn auch ein Feld vor, wo die anthropologische und ethnologische Forschung sich praktisch im Dienste des Volkswohls betätigen könnte.

Herr Geh. Hofrat Dr. **E. Bälz**-Stuttgart:

Es ist mir zwar wohlbewußt, daß in einzelnen Fällen Frauen der allerhöchsten Kreise ihre Kinder selbst stillten und stillen, weil sie es für eine ernste Pflicht hielten und weil sie ein gutes Beispiel geben wollten. Aber es ist auch eine unbestreitbare Tatsache, daß es bisher gerade in den höheren und reicheren Schichten der Gesellschaft vielfach Sitte war, Ammen zu haben, zum Teil, weil das Stillen unbequem war und weil es den Körperformen nachteilig sein konnte, zum Teil, weil es einmal so hergebracht war. Wir sehen also, daß die Abneigung gegen das Säugen der eigenen Kinder sich durchaus nicht auf die niederen Stände beschränkte, sondern daß sie gerade am anderen Pol der Gesellschaft große Verbreitung fand.

Herr Geheimrat Professor Dr. **Magnus**-Berlin:

Ich möchte darauf hinweisen, daß in meinen Bekanntenkreisen die Mütter nur deshalb nicht stillen, weil sie sich zu schwach fühlen und die Ärzte es ihnen verbieten, deshalb werden Ammen genommen. Es ist die ärztliche Furcht für die Erhaltung ihres Lebens, die sie von der Säugung ihrer Kinder zurückhält.

Der Vorsitzende Herr **Toldt**:

Wenn niemand mehr das Wort nimmt, so erlaube ich mir, aus meiner Erfahrung ein paar Bemerkungen zu machen. In Tirol verhalten sich die Dinge ganz wie in Oberbayern und es ist bei uns in der Tat, wie ich aus ganz bestimmter langer Erfahrung weiß — ich bin selbst Tiroler —, seit jeher ziemlich allgemein Sitte gewesen, daß den Kindern vom Tage der Geburt an ein Milchbrei gegeben wurde; die Mutter hat nur selten daran gedacht, das Kind zu stillen. Dies gilt ebenso für die Bäuerinnen wie für die bürgerlichen Kreise. Nebenbei bemerkt ist es sehr charakteristisch, daß das Wort Amme in Tirol nicht die Bedeutung hat wie anderwärts; in Tirol ist die Amme die Kindswärterin, aber nicht die Kindsernährerin. Nun habe ich aber in den letzten Jahren von ganz kompetenter Seite die erfreuliche Mitteilung erhalten, daß die nach den neueren Vorschriften ausgebildeten Hebammen, natürlich auch die Ärzte, soweit sie dazu in die Lage kommen, es dahin gebracht haben, daß die Mütter jetzt doch häufig den Versuch machen, die Kinder selbst zu stillen. Es hat sich also infolge der besseren Ausbildung der Hebammen und auch infolge des Eingreifens der Ärzte das Interesse und die Erkenntnis von der Wichtigkeit dieser Funktion in neuerer Zeit auch in Tirol mehr und mehr verbreitet. Aber dabei hat sich herausgestellt, wie schon hervorgehoben worden ist, daß die Frauen in der Regel nicht imstande sind, ihre Kinder zu stillen, weil sich sehr bald ein Mangel an Milch einstellt. Ob dies zusammenhängt mit der Verunstaltung der Brüste durch die eigenartige Kleidung, läßt sich nicht bestimmt sagen. Eine nicht bestreitbare Tatsache aber ist es, daß durch die in vielen Teilen Tirols landesübliche steife, ja brettharte Bekleidung der Brustgegend die Brüste verunstaltet und, wenn sie voller sind, geradezu in die Achselhöhle hineingedrängt werden. Ob dadurch die Ergiebigkeit an Milch beeinträchtigt wird, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wird die Form der Brustwarzen geschädigt, so daß dadurch ein Moment eingeführt wird, welches das Stillen den Frauen, wenn sie selbst wollten, unmöglich macht.

Herr Dr. **A. Müller**-München:

Zur Zeit ist in München infolge der Bemühungen der Herren Geh.-Rat Professor Dr. v. Ranke und Professor Dr. Seitz und ihrer Schüler eine Besserung bemerkbar. Durch öffentliche Vorträge und Vorträge in Vereinen, besonders auch vor den Hebammen, wird für das Stillen Stimmung gemacht. Durch Prämien wird unbemittelten Müttern ein wenigstens teilweiser Ersatz für den Verdienstausfall gegeben.

Wenn speziell in den besseren Kreisen noch nicht mehr erreicht wird, so liegt dies daran, daß das Stillen an den ersten 5—6 Tagen oft auf schwer zu beseitigende Schwierigkeiten stößt, zu deren Überwindung es oft Arzt, Hebamme und Familie an der nötigen Geduld und Ausdauer fehlt. Sie trösten sich dann schnell damit, daß „es nicht gehe". Aus Entgegenkommen gegen die Schwierigkeiten, welche Gesellschafts- und Berufspflichten der Mütter der regelmäßigen Durchführung des Stillgeschäftes entgegenstellen, wird auch oft von Ärzten und Hebammen das Stillen nicht energisch genug verlangt. Auch die Angst vor Schaden bei allgemeiner Schwächlichkeit der Mutter ist sicher übertrieben; sieht man doch oft, daß gerade schwächliche Frauen beim Stillen aufblühen. Man sollte daher stets, wenn nicht wirkliche Krankheit vorhanden ist, einen Versuch machen.

Daß in einigen seltenen Fällen das Stillen als „unmoralisch" bezeichnet worden ist, dürfte mit der neuerdings sich leider öfter zeigenden unnatürlichen „Moral" gewisser Kreise in Zusammenhang zu bringen sein.

Herr Sanitätsrat Dr. **Moritz Alsberg**-Cassel:

Ich möchte noch darauf hinweisen, daß entschieden enge Beziehungen zwischen der Unfähigkeit zum Stillen und dem Alkoholmißbrauch bestehen. Professor G. v. Bunge-Basel hat diesbezügliche Untersuchungen angestellt, indem er Fragebogen an deutsche, österreichische, französische und englische Ärzte ausschickte, die ein sehr bedeutendes statistisches Material ergeben haben. Auf diese Weise hat v. Bunge festgestellt, daß der Alkoholmißbrauch eine Degeneration erzeugt, die neben anderen Schwächungen der Konstitution bei den Töchtern die Unmöglichkeit mit sich bringt, die Kinder selbst zu stillen. Mit anderen Worten: die Tochter eines Trinkers ist infolge des Umstandes, daß

sie nicht das genügende Quantum Milch produziert, in der Regel außer stande, ihre Kinder selbst zu stillen. Ziehen wir in Betracht, daß auch die beste künstliche Ernährung die Muttermilch niemals vollständig zu ersetzen vermag, daß zufolge dem „Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin“ (Doppeljahrgang XVI, XVII, Statistik der Jahre 1889 und 1890, Berlin 1893) die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre unter den mit Kuhmilch ernährten Kindern sechsmal so groß ist wie unter den an der Brust ernährten, daß diese Säuglingssterblichkeit nach Bollinger in gewissen Gegenden Bayerns während des ersten Lebensjahres eine ganz außerordentliche Höhe erreicht, daß unter den rund 1900 Säuglingen, die im Jahre 1898 in der Stadt Nürnberg gestorben sind, 6 Prozent an der Brust genährt, 12 Prozent nur teilweise an der Brust genährt, dagegen 82 Prozent künstlich ernährt worden waren (!) — ziehen wir diese Tatsachen in Betracht, so liegt es auf der Hand, daß wir in jener Unfähigkeit zum Stillen der Kinder einen das Volkswohl im höchsten Grade schädigenden Umstand zu erblicken haben. Es drängt sich daher die Frage auf, ob nicht bei diesem Punkte praktische Maßnahmen einsetzen sollen, ob nicht von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Schritte unternommen werden können, die geeignet sind, über die zwischen dem Alkoholismus und der Stillungsunfähigkeit bestehenden Beziehungen in den weitesten Volkskreisen Aufklärung zu verbreiten. Denjenigen, welche sich für diese Frage interessieren, empfehle ich die inhaltsreiche Schrift: „Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen“, von Professor G. v. Bunge. Verlag von E. Reinhardt. München 1903.

Herr Generalsekretär Prof. Dr. **J. Ranke**-München:

Vorlagen zweier Mitteilungen des Herrn Professor Dr. Anton Herrmann-Budapest.

Herr Professor Dr. Herrmann-Budapest ist durch Familienverhältnisse abgehalten worden, unter uns zu erscheinen und hat mich ersucht, sein Nichterscheinen bei der Gesellschaft zu entschuldigen, es sind in der Tat dringende Gründe, die ihn abhalten. Er beabsichtigte, uns zwei Mitteilungen zu machen:

I. Erzherzog Joseph und seine Verdienste um die Volkskunde.

Herr Herrmann wollte sprechen über das Wirken und den Tod des für die Volksforschung in Ungarn so hochverdienten Erzherzogs Joseph unter Vorlage der von Erzherzog Joseph herausgegebenen Zigeuner-Grammatik. Ich lege diese in seinem Namen vor.

Die Deutsche anthropologische Gesellschaft trauert mit Ungarn und allen Volksforschern um den Tod dieses hohen Protektors aller Bestrebungen zur Förderung der Völkerkunde Ungarns, an deren Fortschritten Erzherzog Joseph selbst den wesentlichsten Anteil besitzt.

II. Über die Armenier in Ungarn und das armenische Museum in Szamos Újvár.

Dort ist durch die Gründung dieses Museums ein Zentrum für armenische Volkskunde geschaffen worden. Herrmann möchte auch für dieses neugegründete Museum das Interesse der Gesellschaft erwecken. In Anbetracht dessen, daß die Schaffung eines zentralen armenischen Museums auch für die allgemeine Wissenschaft vom Menschen von großer Bedeutung zu werden verspricht, begrüßt die Versammlung die Gründung des armenischen Museums mit lebhafter Freude und wünscht dem Institut vorzügliches Gedeihen.

Herr Professor Dr. **Haberer**-Straßburg i. Els.:

Votive und Weihegaben der Japaner.

Bei einem Volke wie den Japanern, bei dem die Geschenksitten so kompliziert und das Geschenkegeben so allgemein verbreitet ist, ist es nur zu natürlich, daß auch Votive und Weihegaben in mannigfachster Art vorkommen und zwar bei beiden in Japan vorhandenen Religionsbekenntnissen, dem Shinto und dem Buddhismus. Ersterer stellt ein Gemisch von Natur und Ahnenverehrung dar, er hat Götter und Göttinnen des Windes, des Ozeans, der Berge und Flüsse, auch der Krankheiten, und es ist verständlich, daß das naive Volk geneigt ist, diese Gewalten durch Weihegaben gnädig zu stimmen. Der von Indien über China im 6. Jahrhundert n. Chr. nach Japan überkommene Buddhismus hat im Laufe der Zeiten die ursprüngliche Reinheit seiner Lehre eingebüßt und ist in einen Polytheismus entartet, er hat viele Götter, Göttinnen und Dämonen aus dem Shinto in sich aufgenommen. Beide Bekenntnisse stehen sich nicht feindlich gegenüber, sondern sehr häufig besuchen die Japaner je nach Bedürfnis die Kultusstätten beider Religionen, die sich übrigens als Ryobu-shinto oder „beiderlei Götterlehre“ nicht selten vereinigt haben.

Schon bei Beginn des kindlichen Lebens opfert die Mutter Holzstücke von der Form japanischer Schachfiguren, im Glauben, dadurch leichter die Gefahren der Geburt überwinden zu können. Als Neugeborenes wird das japanische Kind irgend einer Shintogottheit dargebracht und für dasselbe bringen die Eltern in gesunden und kranken Tagen Weihegaben in den Tempel oder zu besonders beliebten buddhistischen Statuen, bestehend aus Kleidungsstücken oder sonstigen Gegenständen des täglichen Lebens. Diese Statuen sind deshalb oft ganz behängt mit Schürzen, breiten Krägen u. s. w. Wenn wir andere Votive und Weihegaben in Japan sehen wollen, brauchen wir nur den nächsten buddhistischen oder shintoistischen Tempel zu besuchen. Wie natürlich unterscheiden sich die Gaben des naiven Landvolkes von denen der gebildeten Städter. Wir finden an und in den Dorftempeln Sandalen von Lastträgern oder Wagenziehern, die sich Kraft und Schnelligkeit der Füße erbitten oder Eßstäbchen oder Geschirre, ein Bündel Kinder- oder Frauenhaare mit Papier umwickelt, auf dem nicht selten in bäuerischer Schrift ein Wunsch verzeichnet steht.

In den Fischerdörfern hängen am Eingang der Tempel Netze, kleine Boote, häufig ein primitiv gemaltes Bild, eine Rettung aus Seegefahr oder einen glücklichen Fischfang darstellend oder, wie ich es in Itō (Mitteljapan) gesehen habe, über dem Eingang des großen Shintotempels ein großes Gemälde, ein Ungeheuer wiedergebend, das mit glühenden Augen aus dem Meere auftaucht.

Wie bei uns das Heidentum nach dem Siege des Christentums sich noch lange verborgen als Paganismus beim Landvolke erhalten hat, so besteht heute noch ein uralter Kult, der Phallusdienst, in Japan, in der neuen Ära freilich verboten und verfolgt in einzelnen Fischerdörfern. Zu gewissen Zeiten trägt ein Japaner das Emblem dieses Kultus — einen aus einem großen Rettig (Daikon) geschnitzten und bemalten Phallus — in Begleitung der Hausbewohnerschaft in den Zimmern, der Küche, dem Abort umher, einen Spruch hersagend, den Phallus dabei schwingend.

Die Begleiter, beiden Geschlechtern angehörig, erwidern mit lauten Rufen unter Gelächter. Leider habe ich es versäumt, nähere Erkundigungen darüber anzustellen. Das einzige, was ich davon mitgebracht habe, ist eine Photographie zweier Japanerinnen mit solchen Phalli in den Händen darstellend. Daß dieser alte Kult ursprünglich dem Shintoisums angehörte, beweisen die an die Phalli angehefteten Gohei, das sind weiße, eigentümlich zugeschnittene Papierstreifen, die mit dem Shintokultus unzertrennlich sind. Da Phallustempel jetzt in Japan verboten sind und wenn auch noch wohl erkennbar in Trümmern liegen, werden die Phalli in der Nähe des Altars der Hausgottheit, der in keinem Hause fehlt, aufgehoben.

Auch lebende Tiere werden der Gottheit dargebracht. So sieht man nicht selten vor vielbesuchten Tempeln Leute mit Vogelkäfigen sitzen. Die Insassen sind meistens Sperlinge. Die Gläubigen kaufen sich einen oder mehrere Vögel und lassen sie dann vor oder in dem Tempel fliegen. Solches gute Werke symbolisierendes Freilassen von Vögeln findet auch sehr häufig bei Begräbnissen statt. Lebende Pferde als Weihegeschenke habe ich in den Tempeln von Yamada-Ise und Nikko gesehen. Das Pferd in Nikko gehörte dem während des Feldzuges in Formosa gestorbenen Prinzen Kitashiragawa und war von den Verwandten des Prinzen dem Tempel als Weihegeschenk überwiesen worden. Es wird von den Pilgern mit Bohnen gefüttert. Im Norden von Japan, in der Nähe der Stadt Morioka, sah ich unter den Weihegaben eines Tempels eine ganze Kollektion Fossilien, darunter Carcharodon und Ammoniten, sie waren vom Landvolke dorthin gebracht worden. Erstere wurden von den Priestern als Drachenklauen und Zähne erklärt.

Geradezu erstaunliche Mengen von Weihegaben oft wertvollster Beschaffenheit sieht man in den großen populären Tempeln Japans. Die 102 Fuß lange Vorhalle des vielbesuchten Tempels von Asakusa in Tokio birgt eine Menge Gemälde; einige sind von guten Künstlern. Ein solches stellt eine Szene aus einem Nospiel oder mittelalterlichen lyrischen Drama dar, ist also wahrscheinlich von einem Schauspieler gestiftet; andere Bilder geben Helden aus dem Altertum wieder u. s. f. Der Hauptaltar des Asakusatempels ist der Göttin der Gnade (Kwannon) geweiht, wir finden Bronzelaternen, wertvolle Gefäße, eine Miniaturpagode und vieles andere als Weihegaben für Wiederherstellung von Krankheit u. dgl. Rechts und links vom Altar stehen zwei goldene Pferdchen, die als Weihegabe vom Shogun Yemizu, dem damaligen Beherrscher Japans, der Göttin dargebracht wurden. —

Herr Professor Dr. **G. Thilenius:**

Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens.

(Die ausführliche Arbeit erscheint im Archiv für Anthropologie.)

Gräbner hat kürzlich das ethnographische Material Melanesiens auf statistischen Karten dargestellt. (Zeitschrift für Ethnologie, 1905); die angegebenen Grenzen werden im Laufe der Zeit nur geringe Korrekturen erfahren und können heute schon als in der Hauptsache feststehend gelten. Aus diesen Karten tritt mit aller Klarheit die Tatsache hervor, daß die melanesische Kultur keine isolierte Erscheinung ist, sondern mit Polynesien, Mikronesien, Indonesien in näheren oder ferneren Beziehungen steht. Wir haben also jeweils in Melanesien und in einem oder mehreren der Grenzgebiete gleiche Erscheinungen. Geht man an die Deutung solcher Befunde, so handelt es sich entweder um Konvergenzen oder um die Ergebnisse von Wanderungen. Die Entscheidung, welches von beiden Phänomenen wirksam war, ist nicht immer zu treffen, stets aber wird von entscheidender Bedeutung sein, ob sich Wanderungsmöglichkeiten nachweisen lassen oder nicht.

Anscheinend steht das Meer überallhin dem Verkehr offen und stellt in beliebiger Richtung Verbindungen her; das gilt indessen nur für die mit allen geographischen und nautischen Hilfsmitteln ausgestattete Schiffahrt. Ein Volk, das sein Ziel nicht kennt, bleibt immer dem Zufall überlassen. Für Melanesien kommt hinzu, daß der heutige Melanesier kein Hochseefahrer ist. Der Regel nach wanderte also nicht der Melanesier in die Nachbargebiete, sondern die hellhäutigen Völker kamen an seine Küsten. Nicht der Melanesier entdeckte die Länder der Grenzgebiete, sondern er wurde entdeckt. Die nach dem Auslande deutenden Befunde in der melanesischen Kultur dürfen daher zunächst als vom Auslande hierher gebracht angesehen werden. Noch heute finden derartige Transporte statt, es sind an die melanesischen Küsten angetriebene Geräte, Boote, Menschen. Sehr häufig läßt sich deren Herkunft noch genau bestimmen und man kann auf einer Karte die Stelle, wo sie antreiben, und den Ort ihrer Herkunft durch eine Gerade verbinden. Die letztere ergibt die durchschnittliche Richtung des zurückgelegten Weges. Vergleicht man nun eine solche Karte mit den Seekarten, so ergibt sich eine überraschende Übereinstimmung mit den Karten der Meeresströmungen, welche bis in Einzelheiten geht.[1]) Von Norden her erhält Melanesien nur wenig, von Süden gar nichts, viel vom Westen und Osten entsprechend dem halbjährigen Wechsel von Monsun und Passat. Nahezu ausgeschlossen von der Verbindung mit Melanesien bleiben die Zentralkarolinen und die westlich davon gelegenen Gruppen. Nur zu gewissen Zeiten sind vorübergehend die Marshall- und Gilbertinseln oder Holländisch Neu-Guinea mit Melanesien durch Strömungen in Verbindung gesetzt.

Nun wird der den Eingebornen wohl bekannte Monsun infolge seines böigen regnerischen Wetters nie als Reisezeit benutzt; das Umgekehrte gilt vom Passat. Während der Dauer des letzteren ist daher die Wahrscheinlichkeit, daß mit Menschen besetzte Boote an Melanesiens Küsten antreiben, sehr viel größer und in der Tat sehen wir die ganze Ostseite Melanesiens besetzt mit polynesischen Elementen, die auch auf einzelnen kleinen Atollen Zuflucht fanden und einen mikronesischen Einschlag aus den Gilbertinseln haben.

Betrachtet man die Folgen von Antreibungen, so wird jedes Strandgut willkommen geheißen, auch die Menschen; das Schicksal der letzteren richtet sich nach ihrem Verhalten und nach ihrer Zahl. Sie können Kolonien von kürzerer oder längerer Dauer bilden oder sofort zur Bastardierung der Küstenbevölkerung beitragen. Eine weitere Folge kann die Entwicklung von Handelsbeziehungen sein. In ganz besonderem Maße gilt dies natürlich von der Ostseite Melanesiens, aber es fehlen auch gelegentliche persönliche Berührungen mit Malaien nicht in unserem Gebiet, obwohl sie stets sehr viel seltener sind.

---

[1]) Sittig, Peterm. Mitt., 1890. — Thilenius, Nova Acta, Bd. 80. — Segelhandbuch für den Stillen Ozean, 1897. — Current Charts for the Pacific Ocean, 1897.

Eine wichtige Frage knüpft sich an diese Handelsbeziehungen: Wir kennen eine kleine Reihe von Erscheinungen in Polynesien, welche bereits dazu geführt hat, daß man eine melanesische Unterschicht in Polynesien vermutete. Berücksichtigt man hier die bestehenden oder früher vorhandenen Handelsbeziehungen, so ist eine solche Annahme nicht nötig, es kann vielmehr sein, daß die melanesischen Elemente in Polynesien dort nicht Überreste einer melanesischen „Urbevölkerung" sind, sondern von den polynesischen Händlern in ihre Heimat verschleppt und dort weiter verbreitet wurden, als sie von ihren melanesischen Fahrten zurückkehrten.

Eine weitere Frage ergibt sich unmittelbar aus der Tatsache des Zusammenhanges zwischen der ausländischen Einwirkung auf Melanesien und den Meeresströmungen. Seitdem die vorhandenen Strömungsverhältnisse bestehen, konnten von Osten und Westen her Einwanderungen von Menschen und Kulturerzeugnissen stattfinden, und alljährlich summieren sich die Abtreibungen und Verschlagungen. Heute ist der Einfluß der Polynesier und Ost-Mikronesier auf die Melanesier ein sekundärer, aber wir haben keinerlei Anhaltspunkte dafür, wann die ersten Einwirkungen dieser Art stattfanden. Jedenfalls aber ist diese Zeit weit zurück zu verlegen, vielleicht schon in die Zeit der polynesischen Einwanderung. Dann haben aber sicher die damaligen Melanesier anders ausgesehen als die heutigen mit fremden Elementen durchsetzten Bewohner dieses Gebietes. Sprachliche Verhältnisse Melanesiens lassen erkennen, daß hier tiefgehende Veränderungen und Verschiebungen stattfanden. Es ist heute noch nicht abzusehen, wie diese Dinge sich einst darstellen werden. Heute aber schon müssen wir nicht nur die Melanesier als Einheit aufgeben sondern auch den heutigen Melanesiern die alten Melanesier gegenüberstellen als diejenigen, welche in das Gebiet einwanderten, frei von mikronesisch-polynesischen Beimischungen waren und die „Papuas" samt ihrer Sprache bis auf Reste aus Melanesien verdrängten.

Herr Hofrat Dr. **B. Hagen**-Frankfurt a. M.:

Reisebericht.

Die Zeit ist bereits soweit vorgeschritten, daß ich den Vorschlag mache, die folgenden Vorträge nicht mehr zu halten, um so mehr, als das Auditorium bereits sehr bedenkliche Lücken aufweist.

Der **Generalsekretär:**

Geschäftliches.

Ich möchte der Versammlung das Resultat der Geschäftssitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft mitteilen. Die Deutsche anthropologische Gesellschaft legt den allergrößten Wert darauf, daß die so lange bestandenen Personalverbindungen der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft nicht abgebrochen werden durch die Neuwahlen, die sich jetzt als notwendig herausgestellt haben. Das hat sich in erfreulicher Weise dadurch ausführen lassen, daß der langjährige Vorsitzende der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zugleich Ehrenvorsitzender der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Freiherr v. Andrian-Werburg, nun auch zum Ehrenvorsitzenden der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählt worden ist. Ich spreche die Freude unserer Gesellschaft darüber aus, daß durch diese Wahl die bisher bestehende Personalunion der Wiener und der Deutschen anthropologischen Gesellschaft sich so schön hat aufrecht erhalten lassen.

Ich habe noch weiter mitzuteilen, daß die nächste Sitzung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Görlitz stattfinden wird und zwar zu Anfang August nächsten Jahres. Ich möchte alle Freunde aus Salzburg und alle, die bei diesem unvergeßlich schönen gemeinschaftlichen Kongreß mit uns gearbeitet und gefeiert haben, im Namen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft recht herzlich einladen, sich in Görlitz wieder mit uns zusammenzufinden, damit der innige Zusammenhang gemeinsamen gleichgerichteten Strebens, welcher die vielen und langen Jahre besteht, auch weiter gepflegt werde.

Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne im Namen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft noch einmal recht herzlich zu danken für all das, was wir in Salzburg bekommen haben. Es ist das heute schon mehrfach ausgesprochen worden, aber ich darf es noch einmal sagen, daß uns das Entgegenkommen aufs tiefste ergriffen hat. Ich möchte, ehe wir scheiden, ganz Salzburg und allen, welche mitgewirkt haben, diese Tage der gemeinsamen Studien so ausgezeichnet vorzubereiten und so erfolgreich und genußreich zu gestalten, nochmals herzlichst danken.

Herr Dr. **Karl Hagen**-Hamburg:

Frühgeschichtliche Viehschellen im Norden.

Wenn ich mir erlaube, Ihre Aufmerksamkeit für einen scheinbar so unbedeutenden Gegenstand zu erbitten, wie es an und für sich ja die Kuhglocke oder Viehschelle ist, so bitte ich es damit entschuldigen zu wollen, daß sich ganz besonders für den Norddeutschen mit Salzburg, der Eingangspforte zur schönen Alpenwelt, eine Reihe von Nebenvorstellungen verbindet, nicht zuletzt die von saftig grünen Almen mit ihrem melodisch-harmonischen Geläut wohlgenährter Viehherden. Das kommt ja schon zum Ausdruck in den mit mehr oder weniger sinnigen Sprüchen und schönen Bildern verzierten Kuhglocken, die eigentlich wohl jeder als Andenken aus dem Salzburgischen und anderen Alpengebieten mit nach Hause nimmt. An die Rolle, die das Herdengeläut in der Alpendichtung spielt, brauche ich ja nur zu erinnern. Der besondere Beweggrund, die Viehschelle als Thema zu wählen, war aber für mich die Auffindung von zwei typischen Viehschellen in Nord-Hannover.

Unser Museum für Völkerkunde in Hamburg hat seit 1901 einen Urnenfriedhof der spätrömischen Zeit, gelegen am Fuße des Grafenberges bei Wester-Wanna, ausgraben lassen. Wester-Wanna liegt 12 km südwestlich von Otterndorf bei Cuxhafen. Bis jetzt sind ca. 400 Urnen zutage gekommen, die mit Inhalt in unseren Besitz gelangt sind. Leider erlauben die jetzigen Raumverhältnisse des Museums nicht, die Urnen auf ihren Inhalt zu untersuchen. Jedoch läßt sich nach einzelnen Stichproben, nach den auftretenden Fibelformen und dem Gesamteindruck sagen, daß sie der spätrömischen Zeit und zwar etwa dem 3. und 4. Jahrhundert zuzuweisen sind. Unter diesen Urnen befindet sich nun eine, auf deren Hals neben den Henkeln zwei unförmige, rostfarbige Erdklumpen lagen. Nach der Reinigung entpuppten sich diese als zwei eiserne Kuhglocken. Dieselben liegen hier, nach dem Krauseschen Verfahren konserviert, vor. Die recht großen Glocken sind von rechteckigem Querschnitt, an den Seiten vernietet und mit einer dünnen Kupferhaut überzogen, die aber von der durchgeschlagenen Rostschicht überlagert wird. In

dem Gefäß fand sich nur ein 4 cm langes, bleistiftdickes, gekrümmtes Stück einer Bronzestange, wahrscheinlich von dem Henkel eines römischen Bronzegefäßes herrührend (Reste von Bronzegefäßen, bei Wester-Wanna gefunden, liegen vor).

Der Fund ist so eigenartig, daß man selbstverständlich nach ähnlichen Funden Ausschau hält. Leider ist die Ausbeute nicht bedeutend gewesen. Die mir bekannt gewordenen Fälle sind die folgenden: In der Saalburg bei Homburg wurden sieben eiserne Schellen gefunden, auf die ich noch zurückkomme. Weiter fand Chlingensperg bei Reichenhall im Grabe Nr. 26 das Fragment einer eisernen, etwa 10 cm hohen Viehschelle nebst Bruchstücken von drei Urnen, einem kleinen eisernen Messer, Nägeln und geschmolzenem Glas. E. Wagner berichtet in der Westdeutschen Zeitschrift 1893 über eine Ausgrabung von drei Bauten bei Wössingen in der Nähe von Karlsruhe. Es fanden sich in dem Keller des einen Holzhauses etwa 50 Gefäße verschiedener Art, darunter auch feinere Terra Sigillata-Ware, ein Eisenbeschlagstück, Nägel, eine Sichel, Messer, Beil und eine Viehschelle etc. Wagner schreibt: „Abgesehen von dem Interesse, welches die einzelnen Stücke erweckten, dürfte als besonders bedeutsam bezeichnet werden, daß man hier in dem einen Raum so viel verschiedenartiges und doch nach Zeit und Ort zusammengehöriges Gerät, das Inventar eines ländlichen Betriebes, zusammenfand, und damit auch die genauere Zeitbestimmung nicht fehle, so lag in einer der östlichen Kellernischen noch eine Kupfermünze des Septimius Severus vom Jahre 195 nach Christus. Um diese Zeit wird also die Niederlassung geblüht haben, bis sie wahrscheinlich am Anfang des 3. Jahrhunderts in den Alemannenwirren durch Feuer ihren Untergang fand." Hörmann endlich führt zwei bei Nürnberg gefundene frühgeschichtliche oder mittelalterliche Schellen an.

Eine zusammenfassende Arbeit über die Schellen der Herdentiere hat K. Hörmann (Nürnberg) im Globus 1903 veröffentlicht. Hörmann konstatiert zunächst, daß drei verschiedene Instrumente den Namen „Schelle" führen, von denen nur eine ausschließlich als Viehschelle Verwendung findet. Es ist das 1. die in jedem Falle gegossene Glocke, die bei den Römern, wenn als Viehglocke dienend, die viereckige Form aufweist, 2. die kugelige runde Schelle, für die Hörmann den fränkischen Namen „Roller" vorschlägt und 3. die immer viereckige aus Eisen geschmiedete oder aus Eisen-, Kupfer-, Messingblech zusammengebogene eigentliche Viehschelle. Dieselbe wird angefertigt aus einem rechteckigen Metallstück, das zusammengebogen und an den Seiten verschweißt oder vernietet wird. Der Bügel ist entweder bandförmig oder stiftförmig. Hörmann unterscheidet zwei Typen: die von oben nach unten weiter werdende, glockenförmige und die nach unten enger werdende Viehschelle. Der erste Typus umfaßt nach ihm die nördlichen Arten und läßt sich seit dem Altertum nachweisen. Der zweite Typus ist auf den Süden und die Neuzeit beschränkt. Nach dem Verhältnis der Höhe zur Breite unterscheidet er wieder drei Arten. Einen engeren Zusammenhang bieten die Schellen aus dem Harz und Thüringen, dem fränkischen Jura und Nürnberg, die meiner Ansicht nach entschieden auf die Saalburgform zurückzuführen sind. Auch unsere beiden nordhannoverschen Exemplare gliedern sich ohne weiters den genannten an. Merkwürdigerweise hat Hörmann die Schellen aus Salzburg und Tirol nicht berücksichtigt und gerade diese sind nach meiner Ansicht wichtig, da hier beide Typen vertreten sind, wie ersichtlich ist aus der Reichenhaller Schelle und den von Frau Andree-Eysn in ihrem ausgezeichneten Artikel über die Perchtenmasken im Salzburgischen abgebildeten großen Viehschellen aus Schwaz in Tirol. Hörmann unterscheidet dann noch eine Übergangsform zwischen Typus 1 und 2, die er schlauchförmig nennt, es sind das die oben und unten gleich breiten, wie solche im fränkischen Jura vorkommen. Die gleiche Form findet sich aber auch im Salzburgischen.

Wenn wir nun versuchen einen Zusammenhang zu finden zwischen den bis jetzt vorliegenden Schellen, so liegt es meines Erachtens am nächsten anzunehmen, daß die Viehschelle mit dem Vorschreiten der Römer nach Norden gekommen und von der Limesgrenze aus allmählich in die östlich gelegenen mitteldeutschen Waldgebirge gewandert ist. Wir können aber, denke ich, noch einen Schritt weiter gehen. Meine Vermutung, die ich vorläufig allerdings mit aller Reserve äußere, da das Material noch viel zu dürftig ist, geht dahin, daß als Ausstrahlungszentrum das Gebiet von Salzburg und Tirol, das eisenreiche Noricum, anzunehmen ist. Vielleicht ist es nicht ohne Bedeutung, daß in der Saalburg je eine Kohorte der Räter und der Vindeliker stationiert war. Zur Erklärung der Form muß man meiner Ansicht nach auf die viereckige, bronzene, römische Viehglocke, das tintinnabulum, zurückgreifen, wovon typische Exemplare mehrfach auch in Bayern gefunden sind, u. a. im Mangfalltale südlich von München bei Weyarn. Es wäre sonach die Viehschelle die in eine andere Technik und ein anderes Material übersetzte Form der römischen Viehglocke.

Der technische Punkt, das Überziehen der eisernen Schelle mit Kupfer, für das dann bei den neuzeitigen das Messing eintritt (übrigens das übergeflossene Hartlot, wie mir Herr Sökeland freundlichst mitteilt), braucht uns nicht zu wundern, da die Römer ja die Vergoldung silberner Gefäße (Hildesheim) und das Verzinnen verstanden (es bestand in einem Überziehen bronzener Gefäße mit Weißmetall, einer Mischung von etwa 76% Kupfer, 7% Zinn und 17% Blei).

In Holstein und Dänemark, sowie an der deutschen Ostseeküste sind vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Viehschellen bis jetzt nicht gefunden; trotzdem wird es kein Bedenken haben, auch die modernen skandinavischen und livländischen Schellen, die nur unbedeutend abweichen, indem bei der ersteren der Bügel aufgenietet ist, bei der letzteren quer zum Schellenrücken steht, als Nachkömmlinge der römischen Viehschelle zu betrachten. Ebenso auch die für den Westen der Alpen charakteristischen, nach unten enger werdenden Schellen, die einfach als eine einseitige Weiterentwicklung der in Salzburg und Tirol vorkommenden Form angesprochen werden dürfen.

Meringer macht uns in seinem Aufsatz „Die Hausglocke des Bauernhauses" mit einem weiteren Typus der „Glocke" bekannt, der ebenfalls römischen Einfluß verrät. Die alte römische und pompejanische Signalglocke in Bädern und Gymnasien war der discus, eine durchlochte Bronzescheibe, die mit einem Klöppel angeschlagen wurde. Genau solche „Freßglocken" aus alpinen Bauernhäusern werden in Graz aufbewahrt. Meringer schreibt dazu: „Nach all dem, was wir über die Abhängigkeit unseres Bauernhauses von der Kultur, welche die Römer nach Deutschland gebracht haben, wissen, kann es als ausgeschlossen betrachtet werden, daß diese Alpenhausschellen ohne Zusammenhang mit den römischen Hausschellen wären. Mit Sicherheit können wir sie der langen Liste von Kulturbeeinflussungen unseres Bauernhauses und seines Hausrates durch die Römer anschließen".

Der Zweck der Viehschelle ist ja bekannt; sie soll es ermöglichen, ein verirrtes Stück der Herde wiederfinden zu können. Daher erklärt sich das Vorkommen und Verharren im Gebirge und im Walde, wie auch das Fehlen in der Ebene, außer wo ausgedehnter Wald oder sonstige Verhältnisse die Anwendung wünschenswert machten. Es ist aber möglich, daß nebenher. sekundär die Vorstellung mitspielt, daß der Ton von Glocken und Schellen böse Geister und böse Einflüsse abhält, worüber Paul Sartori in der Zeitschrift für Volkskunde 1897 die Belege zusammengestellt hat. Frau Andree-Eysn erwähnt dies in ihrem genannten Aufsatz und kommt noch auf das Grasausläuten in Schwaz zu sprechen, das am Georgitag stattfindet. Die Läuter handhaben mächtige, 30—40 cm hohe Schellen, auch Glocken, und es heißt, wo die Läuter hinkommen, da wächst das Gras gut. Jacobi führt bei Besprechung der Saalburg-Glöckchen an, daß auch gesagt wird, man hänge solche zur Beförderung der Fruchtbarkeit an die Bäume. Meringer endlich berichtet, daß ein Großbauer in Bruneck für 40 Stück Vieh Schmuck besitzt, bestehend in einer Art Bischofsmütze und einem Halsband mit Glocken für die Kühe und mit Schellen für die Ochsen. Die Schellen seien mindestens 20 cm hoch und entsprechend breit. Dieser Schmuck werde benutzt, wenn das Vieh ohne Unfall den Sommer auf der Alm zugebracht hat.

Zum Schlusse kann ich es mir nicht versagen, noch eine sehr merkwürdige Parallele anzuführen. Sacken bildet in seinem Grabfeld von Hallstatt eine 4 Zoll hohe Bronzeglocke ab, die nach ihm in Form und Ton lebhaft an die noch jetzt in dieser Gegend üblichen Kuhglocken erinnert, sich von ihnen aber durch ihre Höhe und geringe Ausladung des Randes unterscheidet.

In Hollack und Peiser: Das Gräberfeld von Moythienen in Ostpreussen, das durch Münzen vom Ende des 2. Jahrhunderts nach Christus bestimmt ist, ist eine 10 cm hohe Bronzeglocke abgebildet, die nebst einer Trense bei einem Pferdeskelett gefunden wurde und die in Größe und den Details mit der rund tausend Jahre älteren Hallstattglocke vollkommen übereinstimmt. Beide Funde sind gut beglaubigt; vielleicht liegt ein Fall von Langlebigkeit einer bestimmten Form vor. Es scheint mir aber aussichtslos, jetzt darüber in Spekulationen einzutreten. Ebenso läßt sich bis jetzt nicht übersehen, wie sich die bekannten aus Bronze gegossenen Glocken von Benin den europäischen anfügen, ob da eine Abhängigkeit vorliegt oder eigene Entwicklung. Überhaupt bietet die Schellenfrage noch eine Reihe ungelöster Rätsel und wäre ich für Übersendung von Material aus Ihrer Mitte zu großem Danke verpflichtet.

Der Vorsitzende Herr **Toldt:**

Wünscht jemand das Wort zu dem Vortrag? Wenn das nicht der Fall ist, so schließe ich, nachdem die Tagesordnung erschöpft ist, die Sitzungen des gemeinsamen Kongresses. Nachdem Herr Kollege Ranke schon früher Gelegenheit genommen hat. im Namen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft uns freundliche Worte des Abschiedes zu sagen. so erlaube ich mir noch, namens der Wiener anthropologischen Gesellschaft den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft den herzlichsten Dank auszusprechen für die vielen Anregungen, die wir hier empfangen haben und für das angenehme persönliche Verhältnis, in welchem wir, zum Teil alt gewohnte, zum Teil neue Anknüpfungen findend in dieser schönen Stadt verkehrt haben.

Ich hoffe, daß wir in entsprechender Zeit wieder unter ähnlich günstigen Umständen zu einer gemeinsamen Tagung zusammentreten werden.

II. Äusserer Verlauf
der IV. gemeinsamen Versammlung der Deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft, zugleich XXXVI. allgem. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Salzburg.

Wir verdanken die Beschreibung des äußeren Verlaufes und der Ausflüge den Herren: Regierungsrat Dr. **M. Much,** dem leider inzwischen verstorbenen Museumsdirektor Dr. **Petter** und dem Herrn Dr. **L. Bouchal,** denen wir selbst für das Zustandekommen und das Gelingen der Versammlung und der Ausflüge in so hervorragender Weise verpflichtet sind.

Der auf der XXXV. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Greifswald vom Vorstande gemachte Vorschlag, im Jahre 1905 mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft eine gemeinschaftliche Versammlung zu Salzburg abzuhalten, fand sowohl in Wien als auch in Salzburg den erfreulichsten Widerhall und wurde an beiden Orten auf das freundlichste begrüßt. Zu diesem Vorschlag mag wohl die Erinnerung an die zwar nicht formell, aber tatsächlich erste gemeinschaftliche Versammlung der beiden anthropologischen Gesellschaften den Anstoß gegeben haben, die am 12., 13. und 14. August 1881 zwar in bescheidenem Umfang durchgeführt, doch in gutem Andenken geblieben sein mußte.

Es hatte nämlich schon bei der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Berlin im Jahre zuvor der damalige Sekretär der Wiener Gesellschaft, Dr. M. Much, in vertraulichem Kreise nahegelegt, die nächste Versammlung in einer Stadt nahe dem österreichischen Ländergebiete abzuhalten, worauf es der Wiener Gesellschaft möglich sein dürfte, in der Nähe gleichfalls zu einer Versammlung zusammen zu treten, an der die deutschen Forschungsgenossen auf diese Weise leicht teilzunehmen in der Lage wären. Diese Anregung wurde beifällig aufgenommen und ihr zufolge für die Versammlung der Deutschen Gesellschaft Regensburg und im zeitlichen Anschlusse an diese für die Wiener Gesellschaft Salzburg bestimmt, so daß die in Regensburg versammelten Anthropologen sich unmittelbar nach Schluß ihrer Versammlung nach Salzburg begeben konnten. Das geschah denn auch von einer ansehnlichen Zahl hervorragender deutscher Gelehrter, und somit wurde diese Versammlung im Jahre 1881, wie bemerkt, tatsächlich die erste gemeinschaftliche Versammlung der beiden Gesellschaften und Salzburg, die recht eigentliche Kongreßstadt. ist somit die erste, die sich rühmen darf, die Deutsche und die Wiener anthropologische Gesellschaft ein zweites Mal in ihren Mauern beherbergt zu haben.

Es drängt sich geradezu auf und ist für die Geschichte unserer Versammlungen gewiß nicht ohne Interesse, einige Namen aus der Gelehrtenwelt und von Personen in hervorragender Stellung anzuführen, die jener ersten Versammlung beigewohnt haben. Es

wären etwa folgende zu nennen: Dr. Karl Aberle, Professor in Salzburg, k. b. Hauptmann Arnold in Winkel, Bayern, k. b. Hauptmann Auer in Brienn, Arzt Dr. M. Bartels in Berlin, Arzt Dr. R. Behla in Luckau, Bürgermeister R. von Biebl in Salzburg, Dr. Brockhaus in Leipzig, Richard Burton, der Entdecker der Nilquellen, engl. Gen.-Konsul in Triest, Karl Graf Chorinsky, Landeshauptmann in Salzburg, Oskar Cordel, Schriftsteller in Berlin, Adalb. Dungl, Ordenspriester, späterer Prälat in Göttweig, Freiherr von Dücker, Bergrat in Bückeburg, Dr. K. Enk von der Burg, Hofrat in Salzburg, Dr. A. Göttinger, Primararzt in Salzburg, Dr. Viktor Groß, Arzt in Neuville, Dr. Joseph Hampel, Professor in Budapest, Dr. August Hartmann, Bibl.-Sekretär in München, Seraphim Hartmann in Fürstenfeldbruck, Franz Heger, Kustos in Wien, D. E. Holub, Afrikaforscher in Wien, Dr. Fr. Klopfleisch, Professor in Jena, J. R. von Koch-Sternfeld, k. b. Landrichter in Salzburg, Berta Krupp, Fabrikbesitzersgattin in Essen, Dr. D. Kuhn, Professor in Salzburg, Dr. L. Lewin, Sanitätsrat in Berlin, G. Lienbacher, Hofrat in Wien, S. Ljubić, Museumsdirektor in Agram, Dr. F. von Luschan in Wien, d. Z. Professor in Berlin, K. Maška, Professor in Neutifschein, Dr. K. Mehlis, Professor in Dürkheim a. d. Hardt, Dr. Fr. Minnich, Primararzt in Salzburg, Dr. M. Much, I. Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Wien, R. Much, d. Z. Professor in Wien, A. Müllner, Professor in Linz, Dr. Nachtigall, Afrikaforscher in Berlin, Dr. W. Niedermayer, Arzt in Hallein, Fr. Ohlenschlager, Professor in München, Fr. von Pausinger, Maler in Salzburg, A. Petermandl, Sammler in Salzburg, Dr. Alex. Petter in Salzburg. Dr. O. Pfleiderer, Professor in Berlin, Joh. Pirchl, Bergverwalter in Mühlbach, Fr. Pirkmayer, Archivsekretär in Salzburg, Boh. Popowski in Brest, Rußland, Dr. Aug. Prinzinger, Rechtsanwalt in Salzburg, Dr. Karl Raab, Professor in Wien, Professor Dr. Johannes Ranke, Gen.-Sekretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft in München, Ed. Richter, Professor in Salzburg, später in Graz, Alex. Rosenberg, Landgerichtsrat in Berlin, Dr. A. v. Ruthner, Notar in Salzburg, Dr. E. Frhr. v. Sacken, Präsident der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Geheimrat Dr. Schaaffhausen, Professor in Bonn, Alex. Schindler (J. v. d. Traun), Schriftsteller in Wien, Dr. E. Schmidt, Arzt in Essen, später Professor in Leipzig, Dr. K. Schwicker, Professor in Budapest, Dr. August Silberstein, Schriftsteller in Wien, O. Sitte, Gewerbeschuldirektor in Salzburg, Dr. L. Steub, Notar in München, Stickel in Kiel, H. von Strassern, Fabrikbesitzer in Rusin-Prag, Dr. Fr. Tappeiner, Arzt in Meran, Dr. O. Tischler, Museumsdirektor in Königsberg, Dr. J. Tomowicz, Stabsarzt in Wien, Dr. Ingvald Undset in Christiania, Dr. Vater, Oberstabsarzt in Spandau, Dr. Rudolf Virchow, Präsident der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Berlin, Dr. H. Virchow, d. Z. Professor in Berlin, Dr. Alb. Voß, Kustos, d. Z. Direktor in Berlin, Dr. Fr. Wähner in Wien, d. Z. Professor in Prag, Dr. H. Wallmann, Stabsarzt in Wien, Dr. H. Wankel, Werksarzt in Blansko, Dr. S. Wahrmann, II. Sekretär der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Dr. Wilh. Wattenbach, Professor in Berlin, Johann Weismann, Lehrer in München, Dr. L. Wilser, Arzt in Karlsruhe, Ernst Fürst zu Windischgrätz in Wien, Dr. J. Woldrich, Professor in Wien, A. Woldt, Schriftsteller in Berlin, Alfr. Fürst Wrede in Salzburg, Gund. Graf Wurmbrand in Graz, Heinr. Graf Wurmbrand in Sonnberg, Dr. Fr. Zillner, Primararzt in Salzburg, eine stattliche Reihe zum großen Teil bedeutender Namen aus allen Teilen des Deutschen Reiches und Österreichs.

Am zweiten Verhandlungstage beehrte Se. Kais. Hoheit, der Kronprinz Rudolf von Österreich, die Versammlung mit seiner Gegenwart.

Diese Liste gibt uns ein erfreuliches Zeugnis für das Zusammenwirken der Mitarbeiter an unseren Forschungen und für das hohe Interesse, das ihren Bestrebungen auch aus anderen Berufskreisen entgegengebracht wird; mit tiefem Schmerz nehmen wir aber auch die schrecklichen Lücken wahr, die seither der Tod in ihre Reihen gerissen hat.

Auch die Durchführung der diesjährigen Versammlung hat er schwer bedroht, indem der durch seine erfolgreiche Tätigkeit in der Angelegenheit der Salzburger Hochschul-Ferialkurse vorteilhaft bekannte Archivdirektor Dr. Schuster, der zur Geschäftsführung berufen war, auf eine verhängnisvolle Art ums Leben kam. Glücklicherweise gelang es, in Med. Dr. A. Pilsack einen ebenso bereitwilligen als tätigen Vertreter zu finden. Selbst dem eifrigsten Bemühen der zur Vorbereitung und Durchführung dieser Versammlung berufenen Körperschaften und Personen in München und Wien wäre es nicht gelungen, ihre Absichten mit so befriedigendem Erfolge ins Werk zu setzen und insbesondere den Verlauf der Versammlung so schön zu gestalten, wenn nicht auch Salzburg in einer jede Erwartung übersteigenden Weise mitgewirkt hätte. Staats- und Gemeindebehörden, Körperschaften und einzelne Persönlichkeiten haben sich im höchsten Maße um das Gelingen verdient gemacht, insbesondere muß das liebenswürdige Entgegenkommen von Seite der Gemeindevertretung und des Bürgermeisters Fr. Berger, der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und des unermüdlichen k. Rates Dr. A. Petter mit Anerkennung und Dank hervorgehoben werden. Mit dem lebhaftesten Beileid haben wir zugleich das Ableben dieses um Salzburg und sein Museum und um die Förderung so vieler Kongresse hochverdienten Mannes zu melden, der am 14. November einem Herzschlage erlegen ist. Von der Mitwirkung der Stadtgemeinde Reichenhall, der k. b. Salinenverwaltung in Berchtesgaden, der k. ö. Berg- und Salinenverwaltung und der Stadtgemeinde Hallein sowie der k. Militärverwaltung der Feste Hohen-Salzburg und der Kupfergewerkschaft Mitterberg wird noch die Rede sein. Auch ihnen gebührt unser lebhafter Dank.

Die Vorbereitungen für die Exkursion auf den Mitterberg hatte Reg.-Rat Dr. Much und jene für die Reise nach Dalmatien und Bosnien hatte der zweite Sekretär der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Dr. L. Bouchal, getroffen.

Bei solch allseitigem Entgegenkommen und bis zum Tage der Eröffnung der Versammlung betätigtem Mitwirken konnte mit Sicherheit auf einen erfolgreichen Verlauf gerechnet werden.

Schon am Vorabend, Sonntag den 27. August, hatten sich zahlreiche Mitglieder des Kongresses zu einem zwanglosen Verkehr im Kurhause zusammen gefunden, wo sie vom Geschäftsführer Dr. Pilsack begrüßt und willkommen geheißen wurden. Er betonte, daß Salzburg sich zwar nicht mit den berühmten Universitätsstädten gleichstellen könne, daß es aber das Beste und Ureigene, das ihm verblieben, mit Freuden biete. In gleicher Weise sprach Professor E. Fugger namens der Gesellschaft für Salzburger

Landeskunde, indem er gleichzeitig zum Besuche des städtischen Museums einlud. Es sei hier schon eingeschaltet, daß dieses Museum wegen der Reichhaltigkeit und Bedeutung der angesammelten Schätze und wegen der hier zuerst durchgeführten Zusammenfassung derselben nach den verschiedenen Kunstperioden und malerischen Ausgestaltung zu einheitlichen Gruppen im wohlverdienten Rufe steht. Von diesen ist es vornehmlich die Gelehrtenstube des XVII. Jahrhunderts, die nicht nur durch ihre den diesmaligen Besuchern so nahe stehende Eigenart, sondern auch ganz insbesondere durch die wahrhaft künstlerische und stimmungsvolle Anordnung in hohem Maße anmutete. Junge reizende Salzburgerinnen hatten im Zeitkostüm der verschiedenen Abteilungen Führung und Erklärung übernommen. Die prähistorischen Funde dieses Museums: Reste aus den Salzgruben in Hallein, von den Kupfergruben auf dem Mitterberg, von der steinzeitlichen Werkstätte auf dem Götschenberg, von der Ansiedlung auf dem Rainberg, vom Langacker bei Reichenhall, aus dem Pfahlbau im Mondsee nebst vielen zerstreuten vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Funden kommen wegen der geringen Eignung des Aufstellungsraumes nicht zur verdienten Geltung. In neuerer Zeit wendet die Museumsleitung sich mit gesteigertem Eifer und mit großem Erfolge auch der Ansammlung volkskundlicher Gegenstände zu. Hier ist es auch am Orte, der vielseitigen Tätigkeit der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde zu gedenken, die sich einesteils die Förderung des Museums zur Aufgabe macht, für deren anderweitige Bestrebungen eine stattliche Reihe von Bänden ihrer literarischen Publikationen ein beredtes Zeugnis gibt. Ihre Vorstandsmitglieder haben einen dankeswerten Anteil an der Fürsorge für unsere Versammlung genommen, von ihr wurde den Teilnehmern auch ein mit Illustrationen reich ausgestattetes Werk gewidmet, welches in unser Arbeitsgebiet einschlägige Berichte von Professor O. Klose über „die Hügelgräber bei der Fischermühle und bei Schleedorf", von Fachlehrer K. Adrian über „Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze" und von Fachlehrer S. Greiderer über „Volkskunst in Salzburg" enthält.

Von den beiden Gesellschaften wurde den Versammlungsteilnehmern eine Broschüre mit einer Abhandlung von der durch ihre botanischen und volkskundlichen Studien vorteilhaft bekannten Frau Prof. Marie Andree-Eysn über „die Perchten im Salzburgischen" gewidmet.

Geheimrat Waldeyer dankte noch am Begrüßungsabend für den freundlichen Empfang und gedachte dabei insbesondere des Bürgermeisters Berger und der Herren Pilsack und Fugger.

Die Sitzungen des Kongresses fanden in dem schönen Saale, der Aula academica, der einstigen Salzburger Universität, statt. Zur feierlichen Eröffnung am 28. August waren außer den zahlreichen Teilnehmern Se. Exzellenz der Landespräsident, Graf Saint-Julien, in Vertretung des erkrankten Landeshauptmannes das Mitglied des Landesausschusses Dr. Stölzel, Bürgermeister Berger, Se. Exzellenz Graf Gandolf Kuenburg, Reichsratsabgeordneter Dr. Sylvester und andere Vertreter von Land und Stadt erschienen. Es ist nur beizufügen, daß die Begrüßungsworte des Landespräsidenten, des Vertreters des Landeshauptmannes und des Bürgermeisters mit großem Beifall aufgenommen wurden. Von Seite des am beabsichtigten Erscheinen verhinderten österreichischen Unterrichtsministers, Sr. Exzellenz Ritter von Hartel, war während der Verhandlungen ein Begrüßungstelegramm eingelangt.

Nach Schluß der Nachmittagssitzung gestattete das prächtige Wetter die Abhaltung des von der Stadtgemeinde den Teilnehmern an der Versammlung bereiteten Parkfestes.

Parkfest im Franz Josephparke

am 28. Aug. 1905 zur Feier der Versammlung Deutscher und Wiener Anthropologen, gegeben von der Stadtgemeinde Salzburg.

Von herrlichem Herbstwetter begünstigt, versammelten sich gegen 6 Uhr abends die Festgäste und wurden am Festplatze in einen Pavillon geleitet, in welchem vor kostenfreiem Büfett an vielen kleineren Tischen junge Mädchen, dem Bürger- und Beamtenstand angehörig, servierten. Die abgegrenzten Plätze, auch die für Nichtgäste, füllten sich schnell und ein Musikorchester gegenüber dem Pavillon kürzte die Zeit dem harrenden Publikum, das nach und nach außer den etwa 300 Festgästen im Pavillon wenigstens in der zwanzigfachen Menge den großen Festplatz umgab.

Bald nach 6 Uhr verkündeten neun von den Prangerstutzenschützen der Ortschaft Aigen abgegebene pöllerartig knallende Schüsse den Beginn des Festes.

Den Anfang machten die sogenannten Aperschnalzer Landleute von Maxglan in Hemdärmeln auf einem bekränzten, von schneidigen, aufgeputzten Pferden gezogenen Wagen sitzend. Sie fuhren zuerst bei den Gästen vorbei, stiegen am Ende des Platzes ab und stellten sich, neun Mann, in großen Zwischenräumen, um Platz für ihre langen Peitschen zu gewinnen, in einer Linie nach der ganzen Länge des Schauplatzes auf. Mit diesen an kurzen Stielen befestigten Peitschen von verschiedener Dicke schnalzten sie im Takte und gewissen Rhythmus, mit jeder Peitsche einen fast Pistolenschuß starken Knall hervorbringend. Dieses Aperschnalzen wird gewöhnlich mehr im Flachgau bei späterer Faschingszeit oder frühen Ostern zur Feier des wieder offen (apertum, schneefrei) Werdens der Felder gepflegt.

Nach doppelter Wiederholung entfernten sich diese Aperschnalzer und machten zwei Paaren von Ranglern aus Saalfelden im Pinzgau Platz. Junge, kräftige Gestalten, die nacheinander paarweise auftraten, auf feinem Sandboden bloßfüßig sich tummelnd, nur mit kurzer Hose und Hemd bekleidet. Sie brachten alle bei solchen bäuerlichen Ringkämpfen sich geltend machende urwüchsige Kraft und Gewandtheit zur Schau.

Unmittelbar nach diesen Ringspielen entwickelte ein langer Hochzeitszug sein farbenreiches Bild. Derselbe wurde von der Ortschaft Gnigl, nächst Salzburg, beigestellt. Über 130 Personen mit 40 Pferden und neun Wägen bildeten eine recht belebte Hochzeitsfeier aus dem verflossenen Jahrhundert in allen Trachten und Anzügen der ländlichen Bevölkerung, vorzüglich des Flachgaues zu dieser Zeit. Voraus kamen ein Dutzend Hochzeitsreiter auf schönen, reich mit Blumen und blankem Sattelzeug gezierten Pferden, die Mähne, wie üblich, mit Flachs durchflochten; dann die Musik, die Brautleute, Brautjungfern, der Hochzeitslader, Eltern der Brautleute, Beistände und Gerichtsdiener, alle in mehr oder minder altmodischen Kutschen. Diesen folgten auf geschmückten Leiterwägen die Jungfrauen, Jungherrn, Männer und Weiber, letztere in einem Vierspänner. Auf allen meist sehr stark besetzten Wägen befand sich je ein Musikant mit Klarinett oder Flügelhorn zur Begleitung des Gesanges, unter welchen sich jauchzende Jubelrufe und Jodler von allen Wägen mischten.

Der Wagenpark schloß mit dem Aussteuerwagen der Braut, dem auch die Wiege nicht mangelte. Hinter dem mit Blumen durchsetzten Tannenreisig der Wägen sahen hübsche lachende Gesichter in den verschiedensten Kostümen mit oft eigentümlichem Kopfputze, alle aber getreu salzburgisch, hervor.

Hinter dem Hochzeitszug ritten die Taugler Spitzreiter aus St. Koloman von den Höhen gegenüber Hallein am rechten Salzachufer, stämmige Landleute, die Pferdegeschirre, alles Riemenzeug mit hellglänzenden Gelbblechplatten geziert und mit Peitschen, ähnlich den Aperschnalzern, knallend. Gleich dahinter erschienen die ganz originellen Perchten. Zuerst die Pinzgauer Perchten aus der Nähe von Zell am See, vier Mann nebst Bajazzo und Klarinettisten. Ihre roten, anliegenden, grell bemusterten Anzüge, mit Goldborten besetzt, gaben besonders bei den Tänzen, die sie später aufführten, ein buntes Bild, und dadurch, daß ihre Hüte mit Federn und über die Gesichter wallenden farbigen Seidenbändern besteckt waren, erinnerten diese Perchten unwillkürlich an bekannte Bilder von Indianerkriegern.

Als Gegensatz zu diesen leichten, beweglichen Gestalten traten dann die Pongauer Perchten, vorzüglich die Tafelperchten auf, selten gesehene und auch in Salzburg selbst wenig bekannte Figuren, da sie meist nur in St. Johann i. P. selbst und auch da nur in Zeiträumen von 12 oder mehr Jahren herumziehen. Ihre Kopfbedeckung ist das merkwürdigste dieser Art. Sie besteht aus zwei übereinander aufsteigenden rhombenförmigen Tafeln, die untere größer, die obere kleiner, und dem mit Stoff überzogenen Holzgestell, das unten in eine Haube endigt. Auf der Vorderseite der beiden Tafeln sind befestigt: ein großer und ein kleinerer Spiegel mit Rahmen, viereckig oder drei- auch mehreckig, umgeben von silbernen Frauenhalsketten, Uhren mit Ketten, Talern (alten) und künstlichen Blumen. Die Rückseite ist mit Bildern aus dem Alpenleben bemalt und das Ganze von einer Blechkrone mit Halbmond gekrönt.

Die Träger in gewöhnlicher Pinzgauer Bauerntracht hatten weiße Schürzen umgebunden und hielten in der rechten Hand einen bloßen Säbel. Die ganze Figur samt der Haube hat eine Höhe von ca. 5 Metern. Nach den beiden so ausgestatteten Tafelperchten ging ein Vogelpercht, dessen Haube von ähnlicher Gestalt und Größe, mit ausgestopften Vögeln und kleinen vierfüßigen Tieren behangen war, die Spitze bildete ein Pfau mit Radschweif. Weiter kam noch ein Blumenpercht, dessen Haube oder überzogenes Haubengestell ganz mit Blumen bedeckt war; die Rückseiten dieser letzteren zwei Perchtenhauben zeigten keine Bilder. Jeder dieser sogenannten schönen Perchten hatte eine „Gesellin" (Begleiterin, Gesellschafterin) in der Frauentracht des Gaues zur Begleitung.

Als Gefolge trieben ihr Unwesen und lärmten die „schiechen" (unschönen) Perchten in zottige Felle gekleidet, mit verschiedenen phantastischen Teufels- und Tierlarven, Kuhschellen am Leibgurt tragend, darunter befand sich ein Bär mit Bärentreiber, ein Wildschütz etc.

Nach den Perchten kamen Vertreter der vier Gaue, Männer und Frauen in den Trachten des Gaues und nach diesen der Lungauer Samson als alttestamentarischer Krieger mit Helm, Schwert, Lanze und dem Eselskinnbacken, begleitet von zwei Zwergen in Bauerntracht. Obwohl letztere Mannshöhe hatten, sahen sie wirklich dem 5 Meter hohen Samson gegenüber wie Zwerge aus. Dieser imposanten, in seiner naiven Darstellung Jahrhunderte zurückreichenden Figur folgte die Habergaiß, ein sagenhaftes Gespenstertier, eine mehrere Meter lang gestreckte, von sechs Bauernburschen aus Adnet dargestellte, von einem Treiber dirigierte Gaiß. Auf dieser Gaiß saß der sogenannte Schimmelreiter mit Reitzeug aus Stroh geflochten.

Verschiedene Schützen und Garden waren in der nächsten Gruppe vertreten, man sah die Prangerstutzenschützen vom Gaisberge mit ihren kleinen, Kanonen ähnlichen Feuerwaffen, bei deren Abfeuerung der Schütze eine Halbwendung machen muß, um durch den Rückstoß nicht umgeworfen zu werden; die Oberndorfer Schiffergarde aus verschiedenen Zeiten mit roten Röcken und auch noch mit Hellebarden oder eigentlich Spontons, ferner die Bauernschützen aus St. Johann im Pongau mit langen Lodenröcken und Haften statt Knöpfen, im Kostüme der Zeit der Freiheitskämpfe von 1809 und noch andere Garden in älteren und neueren Uniformen.

Ein lebhaftes Trachtenbild brachte dann wieder der Verein „Alpinia" zur Ansicht, dessen zahlreiche Mitglieder später Tänze aufzuführen hatten und den Schluß bildeten die Knappen der Halleiner Saline bei 36 Mann mit eigener Musik, alle in ihrer alten Bergtracht.

Nachdem der ganze Zug von etwa 300 Personen den Pavillon der Festgäste passiert hatte, begannen auf einem dem Pavillon gegenüber liegenden Podium die Tänze, teils von eigener teils von der Parkmusik begleitet.

Zuerst traten die Pinzgauer Perchten mit ihrem Dreischritttanz (Trester genannt) auf, danach wurde der Lungauer „Bandeltanz" von der „Alpinia" getanzt, wobei von den Tanzenden um eine in die Mitte gestellte Stange in Folge der verschiedenen Wendungen ein ganz hübsches Muster mit den in den Händen festgehaltenen Bändern geflochten und wieder gelöst wird. Ebenso zierlich nimmt sich der Lungauer Reiftanz aus, von der gleichen Gesellschaft ausgeführt, bei dem man unwillkürlich an den Münchner Schäfflertanz denken muß.

Nach einer Pause, während welcher sich die Gäste alle die Kostüme näher betrachten konnten, zogen mit Eintritt der Dunkelheit die Halleiner Knappen unter Fackelschein auf die Bühne und vollführten, von der eigenen Musik sowie einzelnen Sprüchen begleitet, den uralten Schwerttanz. Derselbe bringt in seinen Abteilungen verschiedene Vorkommnisse des Bergwerklebens zur Anschauung.

Er war schon etwas in Vergessenheit geraten und wäre vielleicht ganz abgekommen, wenn nicht die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde mit gütiger Unterstützung der k. k. Dürrenberger Salinen-Direktion diesen alten interessanten Tanz wieder neu ins Leben gerufen hätte.

Nach Beendigung des Tanzes trat der beliebte und bekannte Salzburger Dialektdichter Pflanzl vor und brachte ein Hoch auf die versammelten Anthropologen im Dialekt und gebundener Sprache aus, welches mit einem dreimaligen kräftigsten Hochrufalarm der vielen Anwesenden auf die werten Gäste schloß.

Damit war die eigentliche Feier beendet, aber, wie zu erwarten, entwickelte sich nun ein recht reges Leben am Festplatze. Die verschiedenen Darsteller fanden in ihren Kostümen volle Beachtung der Herren Anthropologen. Die Musik spielte fröhliche, heimatliche Weisen, und es wurde dem Tanzvergnügen gehuldigt, wobei auch mancher werte Gast, Frauen und

Fräuleins sich nicht allein mit dem Zusehen begnügte, sondern wacker teilnahm. Erst in später Nachtstunde bereitete ein Regen dem Vergnügen ein rasches Ende.

Die ganze, so eigenartige Veranstaltung, wie sie in ähnlicher Weise nur an wenigen anderen Orten geboten werden dürfte, hat bei allen Teilnehmern so sympathischen Anklang gefunden, daß das Präsidium sich veranlaßt sah, den Antrag auf eine Kundgebung des Dankes an den Gemeinderat zu stellen, der einstimmig angenommen wurde.

Der zweite, ausschließlich für mehrfache Exkursionen bestimmte Versammlungstag wurde durch das ganz unerwartet eingetretene schlechte Wetter schwer beeinträchtigt, doch ließen sich die Mutigen nicht abhalten, an den einzelnen Ausflügen teilzunehmen. Von diesen beteiligten sich etwa 30 Herren und Frauen unter Führung des Fachlehrers Adrian an der Fahrt nach Hallein, wo sie vom Bürgermeister Speckbacher, Bergrat Schrammel und Forstmeister von Hentsch freundlichst begrüßt wurden. Des Regens ungeachtet wurden die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen und nach eingenommenem Mittagsmahl, bei dem die Dürrnberger Knappenmusik konzertierte, nunmehr doch im vollen Sonnenschein der Weg auf den Salzberg angetreten, wo Bergrat Sorgo die Angekommenen begrüßte, die sich nun bergmännisch bekleideten und die Einfahrt in zwei Gruppen antraten. Mit besonderer Aufmerksamkeit hatte die Bergverwaltung alles festlich dekorieren und beleuchten lassen und insbesondere dafür gesorgt, daß die Gäste den ganzen Betrieb, also die Knappen an der Arbeit mit Schlägel und Eisen sowie mit alten und neuen Einrichtungen beobachten konnten. Am beleuchteten unterirdischen See, wo die Knappenkapelle wieder konzertierte und Erfrischungen gereicht wurden, begrüßte Bergrat Schrammel die Versammlung mit einem freundlichen „Glückauf", das von Geheimrat Dr. Stieda und Professor Dr. Magnus mit warmen Dankesworten erwidert wurde. Es war ein mächtiger Eindruck, der diesen Augenblick tief im Schoß der Erde an dem seeähnlichen Gewässer bei rauschender Musik und Fackelschein auf alle Anwesenden machte, dessen sie lange eingedenk bleiben werden. Selbstverständlich hatte die Besichtigung des in prähistorischer Zeit betriebenen Teiles des Salzbergbaues das besondere Interesse in Anspruch genommen.

Im Gasthause beim Stampfl erwartete die Zurückgekehrten ein von der Stadtgemeinde beigestelltes vorzügliches Büfett. Leider war der Aufenthalt nur mehr kurz bemessen, um so lebhafter war der Dank aller Teilnehmer für all' die Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit, die ihnen in Hallein von allen Seiten entgegengebracht wurden und in bleibendem Andenken verharren werden.

Ungefähr die gleiche Anzahl von Ausflüglern fand sich in Berchtesgaden ein, wo sie vom Direktor der k. Saline, Herrn Mayer, auf das freundlichste empfangen wurden und unter dessen Führung Saline und Bergwerk besichtigten. Nach einem ausgezeichneten Mittagmahl, an dem auch der Bürgermeister und der Vorstand des Verschönerungsvereines teilnahmen, und bei dem Professor Virchow Gelegenheit gefunden hatte, den Dank für die liebenswürdige Aufnahme auszusprechen, hatte sich auch hier der Himmel aufgeheitert, so daß der Weg zum Königssee und die Fahrt bis gegen Bartholomä angetreten werden konnte, welche durch die Gewährung des prachtvollen Anblickes der tief herab verschneiten Felsmauern für das vormittägige Unwetter reich entschädigte.

Der Ausflug nach Reichenhall fand unter Führung des Herrn Dr. v. Bertleff-Maurer statt. Da selbstverständlich auch hier der Vormittag des schlechten Wetters wegen zu den geplanten Ausfahrten sich nicht eignete, wurde er zur Besichtigung der Ortsmerkwürdigkeiten und einiger Kuranstalten verwendet. Am Nachmittag wurde unter Führung des Kustos des städtischen Museums, Maurer, die Fahrt nach Karlstein bei günstigerem Wetter angetreten, wo Herr Maurer Wohnstätten aus der Bronzezeit aufgedeckt hat, deren Reste in das Reichenhaller Museum übertragen wurden. Kustos Maurer hat auch am Fuße des Burgberges Gräber aufgedeckt, die aus der Hallstattzeit stammen; auf der Höhe dieses Berges vermochte er Wohnstätten aus der La Tène-Zeit nachzuweisen. Nach der Rückkehr wurden die gesammelten Funde im Museum besichtigt. Auch diese Exkursion brachte die interessantesten Ergebnisse und zeigte, wie zahlreich die Umgebung der Salzquellen von Reichenhall in allen prähistorischen Zeitaltern bevölkert war, ein nicht hoch genug anzuschlagendes kulturhistorisches Moment.

Der Abend vereinigte sodann sämtliche Kongreßmitglieder im neuen Saale des berühmten St. Peterskellers, der aus Anlaß des Kongresses zum ersten Male eröffnet wurde und durch ihn gewissermaßen seine Weihe erhielt. Hier gelangte eine Anzahl von Chören und Volksliedern durch die Salzburger Liedertafel unter der Leitung ihres Chormeisters Welser zum meisterhaften Vortrage, wofür Hofrat Dr. Toldt mit herzlichen Worten dankte. Stürmische Heiterkeitsausbrüche erregte der volkstümliche Salzburger Dialektdichter Pflanzl durch den Vortrag seiner Dichtungen, deren jede mit dankbarem Jubelruf aufgenommen wurde und zu immer neuen Vorträgen Anstoß gab. Erst die Mitternachtsstunde setzte dieser süddeutschen „Gemütlichkeit" ein Ziel. Als Probe der Dichtungen Pflanzls glauben wir eine derselben folgen lassen zu dürfen, da sie sich mit den Anthropologen befaßt und darlegt, „Was da Jogl und da Hiasl für a Moanung vo dö Anthropologen hab'n".

„Ja wo steckst denn du Jogl?
Zwoa Tag suach i schon;
I hon ma schon denkt,
Du bist auf und davon!"
„Du bist aber dolkat".
Moant da Jogl zu'n Hias,
„Mein Liaba, hiazt gehts ma
Gah anders in d'Füaß,
I muaß mit'n Egger
Nach Salzburi ei',
Dort soll'n d'Antiprologen
Beinander hiazt sei'.
Woaßt, denen zu Ehr'n
Is a großartig's Fest,
Wia scho' lang mehr koa sölchtas
In Salzburg is gwest.
Woaßt, i und da Egger
Toan rankeln dabei,
Du glaubst ma's net, wia mi scho'
I da drauf g'freu!"
„Ja, han geh, was d' net sagst,
Nau, i vagunn da dö Freud;
Aber sag ma, was sand denn
Dös aft'n für Leut?"
„Ja, d' Antiprologen,
Wann ma so a Hirn hätt,

Sand Leut, dö so gscheid sand,
Daß da Zehnt nöt vasteht;
Dös grüabeln und späha
Und ausspekaliern
Vo' da Zehan von Menschen
Bis auffi zu' n Hirn.
Woaßt, dö z'leg'n da ön Menschen
Von Fuaß bis zu' n Kopf.
Unseroans is ja
Dageg'n nur a Tropf.
Woaßt, dö hand ja allsand
Hochg'schudiert, g'scheite Leut
Und red'n kann a' iada,
Daß wirkli a Freud!
Was war denn da aft
Insa Gmeindevürstand,
Und is do mit'n red'n
Grad net spottschlecht beianand.
So kennan's zum Beispiel
Und wissen's fei' g'wiß,
Wer zwischen zwoa Spinna
Da Größane is.
Da mess'ns dö Köpf
Mit an Instrument,
Aft wiss'ns ös glei,
Wo's Radl mehr rennt,
Wenn oana an Schädl
Wia a Hoanzlbank hat,
Bei den, sagn's, da war's
Vor'n geburn wer'n scho z'spat;
Denn wia d'Furm is von Schädl,
A so is a 's Hirn;
Wia an Apfel soll's sei',
Aber net wia a Birn!
Dös nennen d'Antiprologen
Dö Krammellogie!
Gelt, da schaug'st hiazt,
Was i für a Kreuzköpfl bin!
Und auf's Gwicht kimmts a an
Und auf d'Läng vo' dö Händ,
Weil a selchtana leichta
In Leb'n was daklengt.
Und erscht d'Füaß schaun's da an,
Af dö oana geht,
Weil der mit dö größan
Am meisten vasteht.
Und gar mit dö Wildn,
Da hab'n 's a Getur,
Weils's no net beleckt san,
Sag'ns, von da Kultur.
Woaßt, da is halt no alls
Vo' Natur aus ganz echt,
Bei uns herantgeg'n gehts
Eha mannigsmal schlecht.
Denn unter zehn Weiße
Rennen fünf umanand,
Wo sunst nix mehr echt ist,
Wia d' Hüat, d' Schuah und 's Gwand,
Oa Frag hab'n's halt noh,
Und dö gibt noh z'schtudiern,
Da Adam und d'Eva,
Dö liegen ean' in Hirn.
Wenn da Gmoa'schreiba g'lebt hätt
Zu derselbigen Zeit,
Dasell' wüssat's scho'
Ja, der war scho' g'scheid.
Da hat oana b'haupt,
Daß z'erscht Affen sand gwö'n,
Ma müaßt sö frei schama,
Wann's wahr war dös Red'n,
Außer ös war in
Den Sprichwort was dran,
Daß d'Menschen erst bei
An Baron fangan an.
Aber d'Antiprolog'n
Dö kennan koan Stand,
Bei dö is da oa' mit
Dem andern verwandt;
Da gibts koan Baron net,
Koan Bauern, koan Herrn,
Weil alle mit anander
Zu dö Säugetier g'hörn.
Nau, hiazt kennst as beiläufi,
D'Antiprologen,
Odr moanst eppa gar,
I han die ong'logen.
Mein Liaba, da irrst di,
Dös is allsand wahr,
In da Zeitung is g'standen,
Ganz deutli und klar,
Daß d'Antiprologen
A Liacht hab'n nei'bracht,
Wos früha noh dunkl
Und stockfinstre Nacht.
Wann i's aufrichti sag'n will,
Sö sand halt so Herrn,
Wer d'Wissenschaft acht',
Hat dö Herrn a gern!
Alsdann pfüat di Gott, Hiasl,
Ho' koan Zeit nimma mehr,
Wann i z'ruck kumm vo' Salzburg,
Verzähl i dir mehr!

Am 30. August fanden die Kongreßmitglieder mit ihren Damen sich im Saale des Stieglbräu zu einer gemeinsamen Festtafel zusammen, an der auch Bürgermeister Berger, Se. Exzell. Graf Kuenburg und die meisten Mitglieder des Ortsausschusses teilnahmen. Der hübsche, in altdeutschem Geschmacke ausgestattete Saal war festlich mit Blumen geschmückt, sowie auch für musikalischen Genuß durch die Musikkapelle Winkler in bester Weise gesorgt war. Für jeden der Teilnehmer und Teilnehmerinnen war ein Sträußchen von Alpenrosen und Edelweiß und eine der künstlerisch ausgestatteten Menukarten zum Gedeck gelegt, die auf der Vorderseite das Bild der Bäuerinnen in der Tracht der verschiedenen Gaue Salzburgs in farbiger Wiedergabe nach den Originalen Edthofers enthielten. Es verdient beigefügt zu werden, daß während der Mahlzeit die angekündigte Sonnenfinsternis eintrat.

Nach dem dritten Gange brachte Freiherr von Andrian ein Hoch aus auf die verbündeten Monarchen Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm, als den Friedensfürsten und Förderern aller wissenschaftlichen Bestrebungen, in welches die Anwesenden begeistert einstimmten. Hierauf ergriff Geheimrat Professor Waldeyer das Wort und sagte u. a.: „Was einen Kongreß angenehm macht, ist vor allem die Wahl des Platzes. Sehen wir zu den Fenstern hinaus, so erblicken wir, zwischen Bergen eingebettet, Salzburg, das uns in seiner anmutigen Schönheit immer mehr festhält. Diese Stadt, auf die eine Geschichte von Jahrtausenden zurückblickt, übertrifft in der Liebenswürdigkeit ihrer Bevölkerung, in der Gastfreundschaft, die sie den Anthropologen entgegenbringt, alle Kongreßstädte; ja sie hat sogar eine Sonnenfinsternis in das Festprogramm aufgenommen. Damit will aber beileibe nicht gesagt sein, daß es hier finster sei, im Gegenteil, die Stadt ist hell, sehr hell,

und ihre Bewohner sind von einer herzgewinnenden, echt deutschen Gemütlichkeit. Ich erhebe mein Glas auf die herrliche Stadt Salzburg, auf ihr ferneres Blühen und Gedeihen!" Jubelrufe antworteten auf diesen Lobspruch. Bürgermeister Berger erwiderte, daß die Stadt es sich zur großen Ehre schätze, eine so illustre Vereinigung von Männern der Wissenschaft in ihren Mauern begrüßen zu können. Wenn es ihr gelungen sei, mit ihren bescheidenen Mitteln die Gäste zufrieden zu stellen, so betrachte sie das als ihren schönsten Lohn. Das Hoch des Redners galt schließlich den Kongreßmitgliedern und im besonderen dem Präsidium der Versammlung. Reg.-Rat Dr. Much stellte sich als einen Mann vor, der in Salzburg gewissermaßen das Bürgerrecht erworben habe, da er die ihm liebgewordene Stadt seit mehr als 50 Jahren regelmäßig besuche, in welche Zeit nur wenige Eingeborne zurückdenken. Damals sah es mit seinen alten Mauern und Türmen allerdings malerischer und vielleicht schöner aus als heute; er erinnerte aber daran, wie sehr die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und das von ihr geförderte Museum dazu beitragen, die Schätze der Vergangenheit, auch jene, die noch im Volksleben erhalten sind, zu bewahren und zu pflegen, und er schloß mit einem Hoch auf diese Gesellschaft und ihre verdienstvollen Leiter. Hofrat Dr. Toldt dankte der Geschäftsführung in Salzburg, insbesondere dem Dr. Pilsack, der nach dem unerwarteten Hinscheiden des Archivdirektors Dr. Schuster bereitwillig und noch rechtzeitig die Leitung übernahm und im Verein mit dem Lokalausschusse so schöne Erfolge erzielte. Das auf die Herren, die bei der lokalen Geschäftsführung tätig waren, und auf Dr. Pilsack im besonderen dargebrachte Hoch erwiderte dieser mit der Versicherung, daß seine Mühe nicht so groß gewesen sei wie die Freude, die er über die Anerkennung des Herrn Hofrats Dr. Toldt empfinde, und er fühle sich verpflichtet, auf das Verdienst zu verweisen, das den um die Vorbereitung der Versammlung hochverdienten Sekretären, insbesondere Herrn Professor Dr. Ranke, gebührt. Die Reihe der Toaste klang schließlich mit einem Hoch des Sanitätsrates Dr. Köhl auf die Salzburgerinnen und die am Kongresse teilnehmenden Damen stimmungsvoll aus.

Der Abend des 30. August vereinigte die Kongreßteilnehmer noch einmal in dem neuen reizenden Theater, wohin sie von der Stadtvertretung eingeladen waren und wo sie sich mit ihren Damen vollzählig einfanden. Auch die Salzburger und Salzburgerinnen hatten sich zahlreich eingefunden und so waren alle Räume von einem glänzenden Publikum dicht besetzt. Die Vorstellung wurde mit einem von Herrn J. Kollmann verfaßten sinnvollen Festspruch eröffnet, der mit rauschendem Beifall erwidert wurde. Wir lassen ihn hier folgen:

Ein heißer Drang geht durch die Welt,
Geheimnisvolles will sich offenbaren.
Der Nebel wankt, der Schleier fällt
Von ungezählten fernen Jahren
Und aus dem Angesicht der Erden,
Aus tausend Spuren seiner Wesen
Will sich um alles Sein und Werden
Das große Schöpferrätsel lösen,
Am Sterbensrufe des Titanen
Beflügelt sich der Geister Kraft
Und Licht, mehr Licht erhellt die Bahnen
Im Flammenstrahl der Wissenschaft.
Die Mythe stirbt und die Legende,
Die Wahrheit wird zum Machtgeständnis
Und wie des Himmels Sternenbrände
Rauscht durch das Weltalt Welterkenntnis.
Seid denn gegrüßt, Heerführer Ihr,
Ihr Späher auf der Hochwacht der Gedanken
Um Menschentum, um Dort und Hier,
Um alles Daseins Ziel und Schranken!
Wie jene auserwählten Scharen,
Die einstens beim Prometheusfeste
Umbraust von tönenden Fanfaren,
Vom Jubelschrei der frohen Gäste
Im Fackellauf den Sieg errangen,
Und an des Heros Heiligtum
Die unerlöschten Flammen schwangen
Zu des Befreiers Ehr und Ruhm —:
So seid gegrüßt! — Manch ein Erinnern
Schmückt unsern Boden tief verbreitet;
Ein höhrer Glanz wird drüber schimmern
Im stolzen Werk, das Ihr bereitet.
Nun aber laßt ein Götterkind
Im muntern Drange zu Euch sprechen,
Die heitre Thalia webt und sinnt
Urheimlich, Ernst in Scherz zu brechen.
Mit keckem Herzen, ungebunden
Will sie Euch nah'n, im Schalksgewande,
Dem Falter gleich, der seine Stunden
Hinschwärmt im sonnenwarmen Lande
Und liebesfreudig auf und nieder
Von Blume sich zu Blume wendet,
Der Lerche gleich, die ihre Lieder
Beseligt in die Lüfte sendet.
Nicht anders nehmt das Angebinde
Der Muse gütevoll entgegen —
Und daß sie einen Kranz Euch winde
Mit Mimenspiel und Lusterregen.

Hierauf folgten zwei Lustspiele, deren Wahl, für die übrigens die Theaterdirektion allein verantwortlich ist, allerdings keine ganz glückliche war; vergebens bemühten sich die Darsteller und selbst Frau Kramer-Glöckner, die von Wien berufene und dort sehr beliebte Schauspielerin am Deutschen Volkstheater, den geistlosen Machwerken einigen Reiz abzugewinnen.

Nach dem offiziellen Schlusse der Versammlung standen noch kleinere und größere Exkursionen bevor; von ihnen mußten die Ausflüge auf den Gaisberg wegen ungünstigen Wetters und in das Salzburger Hügelland wegen eines schweren Krankheitsfalles in der Wirtsfamilie der Mittagsstation unterbleiben. Zum Besuche der Festung Hohen-Salzburg hatte sich eine kleinere Schar eingefunden, welche vom Obersten E. Hettner freundlichst begrüßt wurden, unter dessen sachkundiger und anregender Führung alle Teile in Augenschein genommen wurden, welche den gegenwärtigen Bestand und die geschichtliche Entwicklung dieser merkwürdigen Burg, jedenfalls einer der größten in Mitteleuropa, erkennen ließen. Zuletzt wurde noch der Trompeterturm bestiegen, der nicht bloß einen Einblick in das vielgestaltige Bauwerk, sondern auch eine entzückende und geradezu unvergleichliche Rundschau über Stadt und Land mit ihrer reichen Gliederung und mit dem Kranz der Alpen gewährte. Herr Oberst Hettner, dem sich eine Anzahl von Offizieren angeschlossen hatte, spendete jedem der Besucher ein Exemplar seines von ihm aufgenommenen Planes. Hier sei ihm der wärmste Dank für sein überaus freundliches Entgegenkommen ausgesprochen, das den Besuchern in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

Exkursion zu den prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg bei Bischofshofen.

Der Morgen des 31. August war regnerisch und ließ die geplante Exkursion zu den prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg bei Bischofshofen kaum möglich erscheinen, so daß der Führer der Exkursion, Dr. M. Much, seine Bedenken gegen einen die Durchführbarkeit sichernden Bestand des Wetters nicht zu unterdrücken vermochte. Mittags hatte der Himmel sich soweit aufgeklärt, daß Dr. Much, vorläufig allein auf dem Wege zum bezeichneten Ziele, ein Gelingen, wenigstens in der Hauptsache, telegraphisch in Aussicht stellen konnte, und so fanden sich denn die wegen der Schwierigkeit der Unterbringung in den Gasthäusern und der Wagenbeförderung durch das Mühlbachtal auf die Zahl von fünfzig beschränkten Teilnehmer auf dem Bahnhofe in Salzburg vollzählig ein. Diese waren: Bibl.-Skriptor Dr. Baumhackel, Brünn, Museumsdirektor Prof. Beltz, Schwerin, Arzt Dr. Botstiber, Wien, Frl. E. Coustol, Frankfurt a. M., Prof. Dr. Dragendorf, Frankfurt a. M., Prosektor Dr. O. Dragendorf, Rostock, Bezirksarzt Dr. Eidam, Gunzenhausen, Museumsdirektor Dr. Feyerabend, Görlitz, Ernst Franck, Frankfurt a. M., Christ. Frank, Kaufbeuren, Dr. Fülleborn, Berlin, Dr. med. Haake, Braunschweig, Museumsleiter Dr. Hagen, Hamburg, Dr. E. Hahn und Frl. Ida Hahn, Berlin, Dr. Hans Hahne, Berlin, Bibliothekar Dr. Aug. Hartmann und Stud. phil. Albert Hartmann, München, Fachlehrer Max Hattinger, Salzburg, Prof. Dr. Kossinna, Berlin, Konservator Dr. Ed. Krause, Berlin, Karl Lüders, Blankenburg i. H., Prof. Dr. P. Magnus, Berlin, Prof. Makowsky, Brünn, Dr. med. Mangold, Eßlingen, Kustosadjunkt Dr. L. v. Marton, Budapest, Direktor Karl J. Maška und Stud. phil. Ottokar Maška, Telč, Baurat Müller, Salzburg, Med.-Rat Dr. G. Näcke, Hubertusburg, Prof. Dr. E. Oberhummer, Wien, Dr. med. H. Pilsack und Frau Dr. Pilsack, Salzburg, Rektor K. Rademacher, Köln, Dr. O. Reche, Breslau, Hofrat Rehlen, Nürnberg, Landesgerichtsrat Roll und Frau Roll, Salzburg, Arzt Dr. med. Scheidenmandel, Nürnberg, Museumsdirektor Dr. Hans Seger, Breslau, Kustos Dr. Walter Šmid, Laibach, Reg.-Baumeister Wilh. Thiele, Frankfurt a. M., Geh. Rat Prof. Dr. Tillmanns, Leipzig, Oberstabsarzt Dr. Velde, Charlottenburg, Prof. Dr. Hans Virchow und Frau Prof. Virchow, Berlin, Ignaz Weinkammer, Salzburg, Hofrat Prof. Dr. v. Wieser, Innsbruck, Frau Prof. Dr. Ziegler, Frankfurt a. M. Auf die Teilnahme bis Bischofshofen beschränkte sich Pfarrer Lamb. Karner, St. Veit a. d. Gölsen, unterwegs schlossen sich an Reg.-Rat Dr. M. Much, Wien, Arzt Dr. Heinrich, Bischofshofen und die Beamten der Mitterberger Kupfergewerkschaft vertreten durch Berg- und Hüttenverwalter Johann Pirchl, Bergadjunkt V. Blum und Bergingenieur V. Fürnkranz, endlich Architekt Alfred Walther, Wien.

Auf dem Bahnhofe in Bischofshofen wurden die nach 4 Uhr nachmittags Angekommenen von Dr. M. Much und Verwalter Pirchl begrüßt, in ihre Quartiere geleitet und sodann zu dem zweifach umwallten, tumulusförmigen „Götschenberg" geführt, wo Dr. Much Gelegenheit fand, alles Tatsächliche über diese merkwürdige prähistorische Stätte mitzuteilen und insbesondere darauf aufmerksam zu machen, daß Stätten, die sich durch die Ausgrabungen als rein neolithische Wohnsitze, beziehungsweise, wie eben hier als Werkstätte für Erzeugung von Steinwerkzeugen erwiesen, sonst in der Regel nicht mit Erdwällen umschlossen wurden, daß demnach die Wälle erst im Verlauf einer späteren Zeit hergestellt sein und in Bezug zu dem prähistorischen Bergbau auf dem nahen Mitterberg stehen dürften, was um so wahrscheinlicher ist, als in unmittelbarer Nähe Kupfererze von sehr schöner, farbenbunter Art an den Tag treten und leicht den ersten Fingerzeig und Anstoß zu ihrer Ausbeutung gegeben haben konnten.

Der Abend vereinigte sodann die wissenschaftlichen Ausflügler, die Gemeindevorstehung, die Staats-, Eisenbahn- und Gewerkschaftsbeamten mit ihren Frauen, zusammen etwa 120 Teilnehmer, im Saale von Böcklingers Gasthof, wo Verwalter Pirchl nach dem Abendbrote die Erschienenen namens der Mitterberger Kupfergewerkschaft auf das freundlichste begrüßte und darlegte, wie die Überreste eines uralten Bergbaues gesammelt und zur wissenschaftlichen Geltung gebracht wurden. Nachdem auch Bürgermeister Mitmesser die Versammlung begrüßt hatte, ergriff Dr. Much das Wort, um zunächst die Verdienste des verstorbenen Bergverwalters Pirchl hervorzuheben, der zuerst diesen Überresten eine freundliche Pflege zuteil werden ließ. Hierauf erläuterte er an der Hand der vorgezeigten Fundtypen den gesamten Bergbau- und Hüttenbetrieb und sein prähistorisches Alter, worauf indes an dieser Stelle näher einzugehen kein Anlaß vorliegt, da Much sich hierüber schon in einem Vortrage auf dem Kongresse zu Straßburg in umfassender Weise ausgesprochen hat.

Mit einer, auch von den Damen beobachteten, im höchsten Maße anerkennenswerten Pünktlichkeit, die vielleicht doch mehr im Pflichtgefühle als in der Furcht vor der Strenge des Führers ihren Grund hatte, waren alle Teilnehmer frühmorgens am Platze, so daß die Fahrt durch das Mühlbachtal der festgesetzten Tagesordnung gemäß in der stattlichen Reihe von beiläufig 20 Wägen angetreten werden konnte.

Das Mühlbachtal ist eine vom Mühlbache tief eingerissene Bergschlucht und wenn sie auch in Folge der Verwitterbarkeit des Gesteins — Urtonschiefer — von üppigem Pflanzenwuchs erfüllt ist, so fallen die Talwände doch so schroff und tief ab, daß manchen, besonders wenn er im Wagen dahinfährt und zwei Wägen sich begegnen und auszuweichen haben, ein stilles Gruseln überfallen könnte. Um jedes unangenehme Gefühl und überhaupt jeden Anlaß zu einer Gefahr zu vermeiden, wurde die 10 Kilometer lange Straße für den anderweitigen Wagenverkehr gänzlich abgesperrt.

So gelangten alle wohlgemut und bei angenehmsten Wetter nach Mühlbach, wo man sich sofort zur Drahtseilbahn, sog. „Bremsberg", begab, die, dem Personenverkehr sonst nicht zugänglich, von der Bergverwaltung in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt wurde und es ermöglichte, zwei Drittel des Weges bis zum 1513 Meter hoch gelegenen Bergwirtshause in ebenso bequemer als eigenartiger und reizender Weise zurückzulegen. Auch die Drahtseilbahnen wurden für diese Zeit zur Erzförderung nicht benützt und für die Gäste vorbehalten.

Leider hatte sich inzwischen das Wetter unfreundlicher gestaltet, so daß der hohe landschaftliche Reiz, den die nun erreichte Hochgebirgswelt hier entfaltet, zum größten Teil verloren ging; doch konnte der Führer der Exkursion ungehindert auf die ersten Spuren des prähistorischen Bergbaues, die Aufbereitungshalden mit ihren vereinzelten Resten von Kupfererz

aufmerksam machen und zu dem alten, noch erhaltenen, 80 Meter tiefen Schacht sowie zu den ersten trichterförmigen Einbrüchen (Pingen) der alten Stollen geleiten. Als man das gewerkschaftliche Gasthaus erreichte, rieselte ein zwar feiner, aber trotzdem unangenehmer Regen vom Himmel, was um so bedauerlicher war, als nun gerade der lehrreichste und interessanteste Teil, der Pingenzug, zur Besichtigung gelangen sollte. Indes ließ sich der Eifer der Ausflügler nicht abschrecken, deren überwiegende Mehrzahl nun dem Verwalter Pirchl dorthin folgte.

Der Himmel machte es schließlich doch gnädig; er sperrte bald seine Schleusen, ließ die gewaltigen Felsmauern der Übergossener Alm hervortreten und gestattete, den Weg zur Widrachalm ohne Regen zurückzulegen. Unter dieser Alm wurde noch einer der alten Schmelzplätze in Augenschein genommen, wo bei der Abhebung des Rasens vor den Teilnehmern eine massenhafte Anhäufung von Schlacke und durchglüht gewesene Steintrümmer eines Schmelzofens zum Vorschein kamen. Hier sei eingeschaltet, daß die später fortgesetzte Aufdeckung hunderte von Schlackenklötzen, einen Erz- und einen Kohlenvorrat und tierische Knochen zutage förderte.

Zur Rückfahrt wurden abermals die beiden „Bremsberge“ und auf der sie verbindenden Schienenbahn die sonst zur Beförderung von Gewerksbedarf dienenden „Plattenwägen“ benützt, welche von der Bergverwaltung für unsere Exkursion eigens zum Personentransport eingerichtet worden waren, und einzeln oder zu mehreren zusammen gekoppelt und dann, in einiger Entfernung einem Eisenbahnzug für zwerghafte Berggnomen gleichend, von den Werksbeamten selbst geleitet wurden.

Der Saal im freundlichen Gasthause Kirchbergers zu Mühlbach vereinigte noch einmal alle Teilnehmer zum gemeinsamen Mittagsmahle, nach welchem bei nun fortdauernd günstigerem Wetter die Fahrt in offenen Wägen nach Bischofshofen angetreten werden konnte, wo ein Teil die Gefährten zur Reise nach Dalmatien und Bosnien erwartete, während der andere nach Salzburg zurückkehrte.

Überblicken wir die Fahrt kurz noch einmal, so hat die teilweise Ungunst des Wetters den Genuß der Reize dieser Hochgebirgswelt mit ihrer landschaftlichen Schönheit, ihrem Bergmanns- und Almleben arg beeinträchtigt, ohne daß jedoch die Besichtigung der Stätten prähistorischer, bergmännischer Tätigkeit (der umwallte Götschenberg, die Aufbereitungshalden, der alte Schacht, die Schmelzstätte und die Pingen, diese leider nicht in ihrer vollen mächtigen Ausdehnung) sowie der im Amtshause aufbewahrten Sammlung der Überbleibsel jener Zeit gehindert worden ist. In dieser Richtung wurde der Zweck erreicht; nehmen wir dazu die allseits befriedigende Unterkunft und Beköstigung, die keineswegs leicht herzustellende flotte Beförderung durch die verschiedensten Vehikel, endlich den Umstand, daß die ganze Exkursion ohne jeden, im Hochgebirge nicht mit unbedingter Sicherheit vermeidlichen Unfall durchgeführt werden konnte, so dürfen wir diese Exkursion mit um so mehr Recht als in der Hauptsache gelungen bezeichnen, als an den Tagen vorher und nachher der Himmel seine vollen Schleusen geöffnet hielt.

In hohem Maße um das Gelingen unserer Exkursion hat die Mitterberger Werksverwaltung mit dem Verwalter Pirchl an der Spitze sich verdient gemacht, wofür ihr unser aufrichtiger Dank gebührt. Wollen wir gerecht sein, dann müssen wir auch jedem einzelnen der geehrten Teilnehmer und Teilnehmerinnen unsern Dank aussprechen, weil sie durch ihre liebenswürdige Fügsamkeit in das unerläßliche feste Programm dessen präzise und klaglose Durchführung möglich gemacht haben, und so dürfen wir hoffen, daß diese Exkursion bei allen in angenehmer Erinnerung bleiben wird.

Bericht über die Exkursion an die dalmatinische Küste und nach Bosnien und der Herzogewina.

Der größte Teil derjenigen, welche die bosnische Tour mitzumachen gedachten, hatte sich trotz des ungünstigen Wetters an der Exkursion auf den Mitterberg beteiligt und so erfolgte die Versammlung zur Abfahrt in Bischofshofen, wo durch das Entgegenkommen der Staatsbahnverwaltung direkte Wagen bis Triest für die Teilnehmer bereit standen. Bei kaltem Regenwetter verließen wir gegen Mitternacht des 1. September das Salzburgische Gebiet, um beim Anbruch des 2. September in Kärnten bei Sonnenschein zu erwachen, der uns von da an während der ganzen Reise treu blieb. In angenehmer Weise verging die Fahrt von Tarvis durch das herrliche Savetal nach Laibach, wo die Ankunft nach 11 Uhr vormittags erfolgte. Nach einem kurzen Gange durch die Stadt, bei dem Herr Dr. Walter Šmid, der Kustos des Museums, mit mehreren Beamten des Museums die Führung übernahm, wurde im Hotel „Illyrien“ ein gemeinsames Mittagessen eingenommen, bei dem die Stadtkapelle in dankenswerter Weise die Tafelmusik besorgte. Die folgenden Stunden waren der Besichtigung der reichen Schätze des „Museum Rudolfinum“ gewidmet, auf deren Würdigung hier nicht eingegangen werden kann. Nach 6 Uhr bestiegen wir wieder unsere Wagen und langten um 10 Uhr abends in Triest ein, wo wir, am Bahnhof von Herrn Direktor Dr. C. de Marchesetti und den Vertretern der Adriatischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der Sektion „Küstenland“ des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins begrüßt wurden. Die Einquartierung ging rasch in den Hotels „de la Ville“ und „Delorme“ vonstatten.

Der Morgen des 3. September sah uns bereits vollzählig wieder am Südbahnhofe, um nach Divača, etwa 1 Stunde von Triest, zurückzufahren. Über die vielen Teilnehmern noch neue Karstlandschaft, die auch den Botanikern manches Interessante bot, ging der Marsch nach St. Canzian, wo wir ein Frühstück einnahmen, um dann unter der Führung der Herren der Sektion „Küstentand“, an ihrer Spitze Herr Landesschulinspektor F. Swida, die großartigen Grotten zu besichtigen. Die Sektion hatte uns zu Ehren die Hauptgrotte in wahrhaft feenhafter Weise beleuchten lassen, so daß der Eindruck dieses Naturschauspieles allen ein unvergeßlicher bleiben wird. Auch die prähistorischen Fundstellen wurden aufgesucht. Nach dem Mittagessen, das in bester Stimmung im Freien verlief, wurde der Rückmarsch nach Divača angetreten. Die Rückfahrt erfolgte über die Bahnstrecke Herpelje-Kozina nach dem Staatsbahnhofe in Triest. Abends versammelte sich ein großer Teil unserer Gesellschaft im nahen Badeorte Barcola im Etablissement „Excelsior“.

Der Vormittag des 4. September war der Besichtigung der Stadt Triest, insbesondere des naturhistorischen Museums gewidmet, bei der der Direktor Dr. de Marchesetti, der sich um unseren Aufenthalt in Triest sehr verdient gemacht hatte, die Führung besorgte, dann der zoologischen Station, die Herr Professor Dr. Cori erläuterte.

Nachmittags fuhren wir mit der elektrischen Bergbahn nach dem 346 Meter steil über dem Meere gelegenen Opčina, von wo wir eine prächtige Aussicht

auf die Bucht von Triest genossen. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft hatte hier oben auf der Terrasse des Hotel „Obélisque“ ein glänzendes Mahl vorbereitet, bei dem in fröhlicher Stimmung die Zeit nur zu rasch vergangen war, als wir die Rückkehr nach Triest antreten mußten. Mit herzlichem Dank schieden wir von unseren Gastgebern, die noch am 5. Sept. bei unserer Abfahrt mit dem Lloyddampfer „Leda“ am Molo erschienen.

Bei herrlichem Wetter verlief die Seefahrt bei fast spiegelglatter See in angenehmster Weise.

In Rovigno war längerer Aufenthalt und in Pola konnten wir die Stadt und insbesondere das Amphitheater und den Tempel des Augustus und der Roma besehen. Lussinpiccolo passierten wir gegen Mitternacht, in Zara dagegen, das wir bei Morgengrauen am 6. anliefen, konnten wir die Bauten, vor allem die Domkirche und die Porta terra ferma besichtigen und auf dem Marktplatze prächtige Dalmatiner Trachten beobachten. 7 Uhr früh verließen wir Zara und kamen um 11½ Uhr im sonnendurchglühten, an fast vegetationslosen Abhängen gelegenen Sebenico an. Nach dem Mittagessen im Hotel „Krka“ brachte uns ein kleiner Separatdampfer nach interessanter Fahrt durch die fjordartigen Buchten zu den Kerkafällen, deren Eindruck, obwohl interessant, durch den Wassermangel und die Anlage einer elektrischen Kraftstation viel verloren hatte. Nach der Rückkehr nach Sebenico wurde die Fahrt nach Spalato mit der Eisenbahn angetreten. 10 Uhr abends kamen wir, bereits mehrere Stationen vorher von Herrn Regierungsrat Monsignore F. Bulić und mehreren Herren aus Spalato begrüßt, an und dank den Bemühungen der Spalateser, an ihrer Spitze vor allem Herr Bürgermeister V. Milić, dem wir zu größtem Dank verpflichtet sind für die wahrhaft gastliche Aufnahme, war die etwas komplizierte Einquartierungsfrage bald erledigt.

Am Vormittag des 7. September führte uns Herr Regierungsrat Bulić unter trefflichen Erläuterungen zu den antiken Sehenswürdigkeiten der Stadt, von der ein großer Teil in den alten Palast Diokletians eingebaut ist, zur Porta aurea, zur Porta argentea, zum Dom und in das hochinteressante archäologische Museum. Ein herrliches Seebad erquickte uns dann nach dem Rundgange in der heißen Stadt und gegen Abend erstiegen wir den Monte Marjan, von dem wir eine prächtige Rundsicht auf Spalato, die Sette Castelli, das Meer und die dalmatinischen Gebirge genossen. Oben hatte die Stadtgemeinde Spalato uns ein Mahl vorbereitet, an dem der Bürgermeister V. Milić, der Bezirkshauptmann, Statthaltereirat Alexander Edler von Pichler mit seiner Familie, die Herren Professor Ritter von Kolombatović, Herr Slaus-Kantschieder und viele andere teilnahmen.

Der 8. September war der Besichtigung der alten Stadt Traù gewidmet, wohin uns ein Separatdampfer nach einstündiger Fahrt brachte. Der herrliche Dom, die Loggia und die anderen alten Baudenkmale der Stadt, in der Herr Statthaltereirat von Pichler in liebenswürdiger Weise die Führung übernahm, lohnen allein die auch landschaftlich hochinteressante Fahrt. Von Traù brachte uns der Dampfer nach Salona, auf dessen ausgedehnter Ruinenstätte wieder Regierungsrat Bulić, der Leiter der Ausgrabungen, den Führer machte. Im Orte Salona, wo wir das Mittagessen einnahmen, war Markttag und so hatten wir Gelegenheit, das ungemein farbenprächtige Bild, das in solcher Reichhaltigkeit an Volkstrachten sich wohl selten bietet, und noch dazu bestrahlt von herrlichstem Sonnenglanze inmitten der ganz eigenartigen landschaftlichen Szenerie zu genießen.

Nachmittags kehrten die Teilnehmer auf verschiedenen Wegen nach Spalato zurück und 11 Uhr abends bestiegen wir den schönen Dampfer „Gödöllö“ der ungarisch-kroatischen Seeschiffahrts-Gesellschaft, der uns um 8¼ Uhr morgens des 9. September nach Gravosa brachte. Nach Ausschiffung unseres Gepäckes setzte sofort die große Mehrzahl die Fahrt nach Cattaro fort. Gegen Mittag langte das Schiff am Eingang der Bocche an und fort wechselten nun die Einblicke in die verschiedenen Buchten, bis wir um 1 Uhr vor dem inmitten eines Kranzes hoher Felsberge gelegenen Hauptort der Bocche anlangten. Eine und eine halbe Stunde bloß währte der Aufenthalt hier, den einige zu einem kleinen Spaziergang auf die Straße gegen Montenegro benutzten. Auf demselben Dampfer kehrten wir nach Gravosa zurück, wo wir um 6 Uhr abends anlangten. Wagen brachten uns ins Hotel „Impérial“ in Ragusa. Den Abend benützten noch viele zu Spaziergängen in der herrlich gelegenen Stadt und ihrer Nähe und genossen den Anblick des mondbeschienenen Meeres. Bis Ragusa war uns zur Begrüßung im Namen der Bosnisch-herzogewinischen Landesregierung Herr Inspektor Julius Pojman und Kustos Dr. Ciro Truhelka, der den Teilnehmern der vorjährigen Pfingstexkursion der Wiener anthropologischen Gesellschaft nach Dolnja-Dolina wohlbekannte Erschließer dieses Pfahlbaues, entgegengereist. Mit der Abfahrt von Gravosa am 10. September übernahm Herr Pojman die Führung. Von der herzegowinischen Grenze an fuhren unsere direkten Wagen als Separatzug weiter. Nach 9 Uhr wurde auf offener Strecke Halt gemacht und die unmittelbar an der Bahntrace gelegene interessante Vjetrenica-Höhle bei Zavala besichtigt, ein Stück weiter hielten wir abermals, um in wahrhafter Glühhitze über Felstrümmer, sonnenverbrannte Grasflächen, Durrafelder und durch das trockene Flußbett das Popovopolje zur Bogumilennekropole bei Veličani zu durchqueren. Desto besser mundete allen nach der Rückkehr zum Zug das während der Fahrt servierte ausgiebige kalte Mittagessen, bei dem wir nicht weniger als 50 Flaschen Wein und mehr als ebensoviel Flaschen Gießhübler konsumierten. Bei der Station Čapljina — bereits im Tale der Narenta — hielt unser Zug zur Besichtigung des römischen Castrum Mogorelo, das uns Herr Kustos Dr. Patsch aus Sarajevo erläuterte. 4½ Uhr langte der Zug in Mostar ein; auf dem Bahnhof hatten sich Vertreter der Kreisbehörde und der Stadt eingefunden, die nach unserer Einlogierung auch die Führung durch die Stadt in liebenswürdigster Weise übernahmen. Hier konnten wir auch zum ersten Male eine Moschee betreten und eine einheimische Marktstraße Čarsija betrachten; der Glanzpunkt ist die alte Narentabrücke. Beim Abendessen im landesärarischen Hotel „Narenta“ konnten wir uns bei den Weisen einer Militärkapelle von der Anstrengung der Fahrt und Wanderung in der abnormen Hitze erst erholen. Am 11. September morgens brachten uns Wagen zur Bunaquelle bei Blagaj, einer Felsengrotte am Fuße einer schroffen Höhe, auf der die alte Burg Stepanograd emporragt. An der Quelle steht ein kleines Haus, in welchem das Grab eines mohammedanischen Heiligen bewacht wird. Auf der Rückfahrt, auf der wir bereits wieder unter der Hitze zu leiden hatten, wurde bei den Weinkellereien der Brüder Jelačić zu einer Weinprobe und einem kleinen Imbiß Halt gemacht. Nach dem Mittagessen verließen wir Mostar mit unserm Separatzug und nach kaum zweistündiger Fahrt durch das Narentadefilé konnten wir bei der Jause in Jablanica bereits den Temperatur-

unterschied und das veränderte Vegetationsbild in dem prächtigen Park dieses schön gelegenen Luftkurortes beobachten. Weiter ging es in herrlicher Fahrt immer steiler, zuletzt mit Zahnradantrieb, zum 876 Meter hoch gelegenen Ivan-Tunnel, der die Wasserscheide zwischen Adria und dem Schwarzen Meere durchbricht. Hier oben froren wir fast — bei 13° C. —, nachdem wir mittags noch Temperaturen von 40° gemessen. 8 Uhr abends kamen wir in Ilidže an, wo uns Herr Sektionschef C. Hörmann namens der Landesregierung, sowie eine große Zahl von hervorragenden Persönlichkeiten aus Sarajevo begrüßten. Hier waren wir in den mitten im Kurpark gelegenen Hotels „Austria", „Hungaria" und „Bosna" trefflich untergebracht und im Kurrestaurant trefflich versorgt.

Der 12. und 14. September war der Besichtigung Sarajevos gewidmet. Bei der Besichtigung der reichen prähistorischen, römischen und ethnographischen Schätze des Landesmuseums übernahmen die Herren Dr. Truhelka, Dr. Patsch und Raiser die Führung. An beiden Tagen wurde das Mittagessen im Vereinshaus eingenommen. Am 14. besuchten wir die Tabakfabrik, die Čarsija, die Husrev-Beg-Moschee (Begova Džamija) und wurden noch vormittags im herrlichen Rathaus von den Vizebürgermeistern und den Vertretern der Landesregierung empfangen und bewirtet. Se. Exzellenz, der Chef der Landesregierung, Feldzeugmeister Freiherr von Albori, war selbst erschienen, sowie der Zivil-adlatus Freiherr von Benko.

Am 13. September wurde von Ilidže aus mit Wagen an Butmir vorbei zur Wallburg in Vojkovići gefahren, von wo wir einen schönen Ausblick genossen. Die prähistorischen Verhältnisse der Fundstelle wurden von Kustos Dr. Truhelka erläutert. Nachmittags erfolgte ein Besuch der Bosnaquellen und der dortigen Forellenzuchtanstalt.

Auch am 15., der als Rasttag eingeschoben war, gab es noch genug der Sehenswürdigkeiten — am 14. abends hatte noch eine kleine Gruppe von uns die „heulenden Derwische" besucht — und fast jeder erstand in der Čarsija oder in einem anderen Laden eine Erinnerung an Bosnien.

Mittags zum Teil, zum Teile abends, verließ die Gesellschaft, von der bereits einige zu einem Besuch von Jajce abgezweigt waren, Sarajevo, um am 16. September unter Führung Dr. Truhelkas von Bosnisch Brod aus die hochwichtige neolithische Station bei Klakar zu besuchen. Nach einer kurzen Versuchsgrabung erfolgte die Rückfahrt nach Brod, wo sich noch um 10 Uhr vormittags die Gesellschaft auflöste, um auf verschiedenen Wegen in die Heimat zurückzukehren. Wir können unseren kurzen Bericht nicht schließen, ohne der Landesregierung, die uns diese instruktive und schöne Reise so erleichtert und aller derer, die sich um die wissenschaftliche Erforschung Bosniens solche Verdienste erworben haben, mit wärmsten und aufrichtigstem Dank zu gedenken.

Verzeichnis der 321 Teilnehmer (268 Herren und 58 Damen).

Wo Ortsangabe fehlt, ist Salzburg Wohnsitz.

Adrian Karl, Fachlehrer.
Dr. Alsberg, Sanitätsrat, Kassel.
Dr. Andree Richard, Professor, München.
Frau Professor Andree-Eysn, München.
Angelberger Ed.
Dr. Andrian, Frhr., Vorsitzender d Deutsch. anthr. Ges., Ehrenpräsident d. Wien. anthr. Ges., Wien.
J. v. Angermayr, Sanitätsrat.
Arazim Karl, Gemeinderat.
Dr. Arens, Berlin.
Astner, Theaterdirektor.
Dr. Bälz E., Geh. Hofrat, Professor, Tokio.
Dr. Paul Bartels mit Frau, Berlin.
Dr. Baumhackl, k. k. Skriptor, Brünn.
Bayer Joseph, Herzogenburg, Nied.-Österr.
Beer Karl, Pfarrer, Kolbingen.
Bebaker Anton, Landesschulinspektor.
Beinkofer J., Gemeinderat.
Dr. Beltz, Prof., Museumsvorstand, Schwerin.
Berger Franz, Bürgermeister.
Dr. v. Bertleff-Maurer.
Frau Dr. v. Bertleff-Maurer.
Dr. Birkner F., Privatdoz., Schatzmeister der Deutschen anthr. Gesellschaft, München.
Blum Th., Bergwerksadj., Ausserfelden bei Bischofshofen.
Dr. Botatiber Rud, Gemeindearzt, Floridsdorf.
Frau Hauptmann v. Bonin, Schweidnitz.
Dr. Bouchal L., II. Sekretär d. Wien. anthr. Ges.
Bouscher Moritz, Paris.
Brandauer Leo, Morzg bei Salzburg.
Brunner, Hofrat mit zwei Damen, Rattenwyl.
Bünker Reinhard, Lehrer, Oedenburg.
v. Clessin Heinrich.
Cordel O., Berichterstatter, Berlin-Nikolassen.
Frau Cordel, Berlin-Nikolassen.
Cordel R., Berlin.
Frl. Coustol E., Frankfurt a. M.
Cramer H., k. k. Professor.
Frau Dalmer Marie, Wien.
Dr. Davidsohn C., Assist. am patholog. Universitäts-Institut, Berlin.
Davidsohn Konrad, Regierungs-Baumeister, Cattowitz.
Demel C., Professor.
Doppler E., Fabriksbureauchef, Sepsiszentgyörgey.
Dr. Dornig J., k. k. Regierungsrat.
Dr. Dragendorff, Prof., Direktor d. Römisch-Germanischen Kommission, Frankfurt a.M.
Dr. Dragendorff O., Prosektor a. d. Universität Rostock.
Dr. Duffek Otto.
Dr. Dworschak J., Rechtsanwalt, Deutsch-Landsberg.
Ebner P. Anselm, Konventual d. Stiftes St. Peter.
Eder Robert, Privat, Mödling.
Dr. Eidam, k. Bezirksarzt, Gunzenhausen.
Eichtner Georg, Tittmoning.
Eigl J., k. k. Baurat.
Erggelet Baronin Marianne.
Dr. Ernst Georg.
Ethofer Theodor, akad. Maler.
Faber Richard, Landrichter, Stuttgart.
Feyerabend, Direktor des Kaiser Friedrich-Museums, Görlitz
Dr. Fiala Hans, Primarius.
Fink Hans, akad. Maler.
Dr. Fischer Eug., Professor, Freiburg i. B.
Dr. Foy, Museumsdirektor, Köln a. Rh.
Dr. Fraas, Professor, Vorstand d. Württembergischen anthropol. Vereins, Stuttgart.
Franck Ernst, Frankfurt a. M.
Frank Christian, Kaufbeuren.
Frauer Emil, Privatier, Triest.
Freisauff v. Neudegg, Redakteur
Freisinger J., Redakteur.
Friedheim, Oberregisseur.
Dr. Frizzi E., Mals-Tirol.
Fugger Eberhard, Professor.
Frau Professor Fugger.
Fugger, Professor, Marburg-Steiermark.
Frau Professor Fugger.
Dr. Fülleborn, Berlin.
Fürnkranz V., Ingenieur, Mühlbach bei Bischofshofen.
Dr. Gampp Karl, Primararzt.
Dr. Garfinkel H., Staatsrat.
Gehmacher Friedrich, Sekretär.
Dr. Gerok, praktischer Arzt, Stuttgart.
Dr. Gfrerer Gregor, Arzt.
Goller Franz, Prag.
Goller Theodor, Budapest.
Dr. Gorjanovic-Kramberger, Universitätsprofessor, und Frau, Agram.
Grainz Christian, Domvikar.
Greiderer S., Fachlehrer.
Grissberger J., Gemeinderat.
Dr. Grossheim, Generalarzt z. D., Berlin.
Haagn J., Kaufmann.
Dr. med. Haake, Braunschweig.
Dr. Haberer K. A., Professor, Freiburg i. B.
Hofrat Hagen samt Frau, Frankfurt a. M.
Dr. Hagen, Leiter des Museums für Völkerkunde, Hamburg.
Dr. Hahn E. und Frl. Ida Hahn, Berlin W.
Dr. Hahne Franz, Berlin.
Dr. Hahne H., Berlin.
Dr. Halbeis Jos., Arzt.
Frl. Halbeis.
Dr. Halkin Jos., chargé du cours d'ethnographie à l'Université, Lüttich-Belgien.
Dr. Hartmann A., Bibliothekar der k. k. Hof- und Staatsbibliothek, München.
Hartmann Albert, stud. phil., München.
v. Hasslinger Freiherr, k. k. Bezirkshauptmann, St. Johann i. P.
Dr. v. Hattingberg, Regierungsrat.
Hattinger Max, Fachlehrer.
Dr. Hattinger, Gemeindearzt, Gnigl.
Haupolter A., Kustos des Museums.
Hauthaler Willibald, Abt.
Dr. Heinrich Höck, Arzt.
Dr. Hedinger, Med.-Rat; Ehrenvorstand des Württemberg. anthrop. Vereins, Stuttgart.
Frau Hein Marie, Wien.
Dr. Heinrich A., Bischofshofen.
Dr. Heller Richard, Arzt.
Dr. Henning R., Professor, Strassburg i. Els.
v. Hentsch, k. k. Forstmeister, Hallein.
Dr. Hermann A., Professor, Budapest.
Herzberg, Korrespondent, Berlin.
Frau Hiersche.
Hiller Karl, k. k. Landesregierungsrat.

Dr. Hinterstoisser, Reg.-Rat, und Frau, Wien.
Frau Dr. phil. Hoesch-Ernst, Marienbad i. B.
Dr. Hoffmann H., Rechtspraktikant.
Holter Fr., Juwelier.
Dr. v. Hueber Eduard, Arzt.
Baron Imhof.
Dr. Jacobs Johannes, Assistent an der anthr.-prähistor. Sammlung, München.
Joop Konrad.
Junger K., Kaufmann.
Dr. v. Karajan Ernst, Primararzt.
Karner P. Lambert, O. S. B., Göttweih, St. Veit a. d. Gölsen.
Kasseroller J., Kaufmann.
Baronin Kast Therese.
Kerber H., k. u. k. Hofbuchhändler.
Frl. Kerner Annaliese.
Kiener H., Brauereidirektor.
Dr. Killermann Seb., Regensburg.
Dr. Kirsch Walter.
Klose Olivier, Professor.
Dr. Koch Theod., Berlin.
Sanitätsrat Dr. Köhl, Vorsitz. d. Deutsch. anthr. Ges., Museumsvorstand, mit Frau, Worms.
Kollman J., Fischereidirektor.
Dr. Kossinna G., Prof., Berlin-Gr. Lichterfelde.
Kraczmer Hans.
Dr. Krause, Berlin.
Kreppler Richard samt Frau, Prag.
Exzellenz Graf Kuenburg Gandolf.
Exzellenz Frau Gräfin Kuenburg.
Kuenburg Graf Walter, k. k. Landesgerichts-Vizepräsident.
Dr. Kulich Karl, Arzt.
Kurz v. Goldenstein Fr.
Dr. Lauterbacher Hans.
Dr. Leube Gustav, Fabrikant, Ulm.
Dr. Lissauer, Sanitätsrat, Professor, Berlin.
Lüddecke E., Apotheker, Königslutter.
Lüders Karl, Blankenburg i. Harz.
Dr. Ludwig Alfred, Arzt.
Lukas Herm., Schulrat.
Macbauer Karl, Mag. pharm.
Dr. Magnus P., Professor, Berlin.
Makowsky, Professor, Brünn.
Baron Malberg.
Dr. med. Mangold, Esslingen.
Dr. Marcuse J., Mannheim.
Frau Markl Viktorine, Wien.
Professor Dr. Markusen Waldemar mit Frau Schwester, Bern.
Dr. Martin R., Professor, Zürich.
Dr. v. Márton L., Kustosadjunkt des ungarischen Nationalmuseums, Budapest.
Maska Karl J., Oberrealschuldirektor, Telč-Mähren.
Maska Ottokar, stud. phil., Telč-Mähren.
Maurer, Kustos des Museums, Reichenhall.
Mayer Fr., k. Salineninspektor, Berchtesgaden.
Dr. Minnich Franz, Primararzt.
v. Miske Kálmán Freiherr, Kőszeg.
Mitmesser Fr., Bürgermeister, Bischofshofen.
Mollison, Zürich.
Dr. Moser, k. k. Gymnasialprofessor i. R., Triest.
Dr. Much M., Regierungsrat, Vizepräsident d. Wiener anthr. Ges., Wien.
Dr. Much R., Professor, I. Sekretär d. Wien. anthr. Ges., mit Frau, Wien.
Müller H., städt. Baurat
Redaktion der „Münchener Neuest. Nachricht."
Dr. Murmann Alfred, Wien.
Dr. Mussoni Franz, Sparkassa-Direktionsrat.
Dr. Mussoni Georg, städt. Rechtsrat.
Dr. Müller Artur, München.
Baron Myrbach, Hofrat.
Dr. Näcke G., Med.-Rat, Hubertusburg i. Sachs.
v. Nauendorff Georg.
Neubauer Aug., Vorstand der „Alpinia".
Dr. Oberhummer E., Professor, Wien.
Dr. Oppert G., Professor, Berlin.
Orsani L., Redakteur.
Osborne Wilhelm, Starenberg.
Ott Max, 1. Vizebürgermeister.
Perktold Fidelis.
Petzold Ludwig, Direktor, mit Gemahlin.
Dr Petter Alex., kais. Rat, Museumsdirektor.
Pflanzl Otto, Brauereibeamter.
Pichler Fr., k. k. Rechnungsrevident.
Dr. med. Pilsack.
Frau Dr. Pilsack.
Pirchl H., Bergwerksverwalter, Ausserfelden.
Dr. Pöll Franz, Sanitätsrat.
Dr. Poll, Privatdozent, Assistent am anatomisch-biologischen Institut, Berlin.
Dr. Prinzinger, Landesausschuss.
Prinzinger, Oberbergrat.
Proschko A., k. k. Bezirkshauptmann, Hallein.
Exzellenz Puthon Baron V.
Rabl, Hofrat, mit Frau, Leipzig.
Rademacher K., Rektor, Köln.
Dr. med. Raiser A., Kannstatt-Stuttgart.
Dr. Ranke J., Professor, Generalsekretär der Deutsch. anthropol. Gesellsch., München.
Dr. Reche O., Breslau.
Redaktion der „Salzburger Chronik".
Hofrat Rehlen, Nürnberg.
Frl. Reich Mathilde.
Dr. Reisch Emil, Wien.
Riegel, Hauptmann, Traunstein.
Dr. Rienzner Karl mit Frau.
Rinkenberger Wilhelm, Ohringen.
Rochart Charly, Marges.
Dr. Roll, Landesgerichtsrat, und Frau.
Dr. Röse, Vorstand der Zentralstelle f. Zahnhygiene, Dresden
Dr. Rzehak A., Professor, und Frau, Brünn.
Joseph Salzer, Wien.
Frl. Schlemm J., Berlin.
Dr. med. Scheickenmandel Heinrich, Arzt, Nürnberg.
Dr. Schenk Rudolf, Arzt.
Schernthanner Alexand., Oberforstkommissär, Kitzbühel.
Dr. Schücking, k. u. k. Oberstabsarzt.
Schickinger Herm., Professor, Linz.
Dr. Schliz, Hofrat, Heilbronn.
Dr. Schlaginhaufen O., Assistent am anthrop. Institut, Zürich.
Schmidt P. W., St. Gabriel-Mödling, Nied.-Österreich.
Schmitz Franz, Redakteur d. Kirchenzeitung
Frau Scholz Gabriele.
Dr. Schmidt Hubert, Berlin.
Schrammel K., k. k. Bergrat, Hallein.
Dr. Schuchter Franz, Arzt.
Schubauer Jos., Professor, Gemeinderat.
Schumann, Sanitätsrat, und Frau, Löcknitz bei Stettin.
Dr. Schuhmacher, Landeshauptmann.
Schwaiger Joh., Bürgermeister, Mühlbach
Dr. Schwalbe, Professor, Strassburg i. Els.
Schwarz A., Baron.
Frau Baronin Antonie Schwarz.
Dr. Seger Hans, Museumsdirektor, Breslau.
Frau Professor Selenka, München.
Seyler, Hauptmann a. D., und Frau, Nürnberg.
Dr. v. Siebenrock, k. k. Landesgerichtsrat.
Frl. Dr. Silberstein, Kaschau.
Skribany Franz und Frau, Mödling.
Dr. Smid Walter, Kustos d. Landesmuseums, Laibach.
Sökeland H., Fabrikabesitzer, mit Frau und zwei Töchtern, Berlin.
Dr. Sommaruga Hugo Freiherr, Wien.
Sorgo Paul, k. k. Bergrat, Hallein.
Spängler Rudolf.
Spinnbirn O., Buchhändler.
Dr. Stadler Franz, k. k. Regierungsrat und Landessanitätsreferent.
Staudinger P., Mitglied des Kolonialrates, und Frau, Berlin W.
Frau v. Stepsky Emmy.
Dr. Stieda, Geh. Rat, Prof., Königsberg i. P.
Graf St. Julien, Exzell., k. k. Landespräsident.
Strehle, k. Forstmeister, Reichenhall.
Dr. Stölzel Artur, Advokat.
Dr. Sylvester J., Advokat.
Szombathy Joseph, Kustos am k. k. Hofmuseum, Wien.
Eugen Teufel samt Frau, Berlin.
Frau Teufel.
Thiele Wilh., Regierungsbaumeister a. D., Frankfurt a. M.
Thienen v. Adlerflycht W., Baron.
Dr. Thilenius G., Professor, Hamburg.
Dr. Tillmanns, Geh. Med.-Rat, Prof., Leipzig.
Dr. Toldt Anton, Augenarzt.
Frau Elise Toldt, Advokatensgattin.
Dr. Toldt K., Hofrat, Professor, Präsident der Wiener anthropolog. Gesellschaft.
Frau L. Toldt, Wien.
Dr. Toldt Gottfr., Advokat.
Frau Tomaselli Elise.
Dr. Troyer.
Vaihynger Gottfried, Reutlingen.
Dr. Velde, Oberstabsarzt, Charlottenburg.
Vierling A., Rat am Obersten Landgericht a. D., München.
Dr. v. Vilas Herm., Advokat, II. Vizebürgermeister.
Dr. Virchow, Professor, Berlin.
Frau Professor Virchow, Berlin.
Walda Rudolf, städt. Sekretär.
Dr. Waldeyer, Geheimer Med.-Rat, Professor, Vorsitzender d. Deutsch. anthr. Gesellsch. Berlin.
Frau Hauptmann Waldeyer, Karlsruhe.
Walther Alfred, Wien.
Weinkammer Ignaz.
Welser J., Gemeinderat.
v. Wieser, Hofrat, Innsbruck.
Windbichler-Waldt J., Redakteur.
Zechlin K., Konservator der Sammlungen des altmärkischen Geschichtsvereins, und zwei Frl. Töchter, Salzwedel in Sachsen.
Frl. Zillner.
Frau Professor Dr. Ziegler, Frankfurt a. M.
Professor Zuckerkandl E., Hofrat, Wien.
Zunz, Schatzmeister der anthropol. Gesellsch., Frankfurt a. M.

Redner-Liste.

	Seite		Seite		Seite		Seite		Seite
Adrian	77	Fugger	69	Gorj. Kramberger	88	Oberhummer	105, 106, 127	Šmid	100
Alsberg	131	Haberer	132	Krause	110	Oppert	82	Sökeland	112
Andree	112	B. Hagen	121, 134	Lissauer	81	Ranke	91, 122, 132, 134	St. Julien-Wallsee	68
v. Andrian	90, 106	K. Hagen	134	Magnus	131	Rzehak	87	Stölzel	68
Bälz	84, 131	Hahne	108, 110, 111	Makowsky	87	Schlaginhaufen	123	Toldt	67, 69, 80, 83, 90, 115, 123, 127, 131, 136
Berger	68	Halkin	81	Martin	122	Schmidt	83, 85	Thilenius	111, 121, 133
Birkner	109, 121/22/23	Henning	106, 108	M. Much	71, 90, 108	Schwalbe	85	Waldeyer	69, 80, 81, 82, 91, 118, 121, 123, 130.
Fischer	118, 122, 126	Klose	74	R. Much	103, 105	Seyler	77		
Fraas	110	Koch	130	Müller	131				

Monatsversammlung am 14. November 1905.

Herr Hofrat C. Toldt berichtet über

Die IV. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg.

Da über die wissenschaftlichen Vorträge sowie über die äußeren Vorgänge bei dieser Versammlung ein ausführlicher amtlicher Bericht erscheinen wird, so beschränkt der Vortragende seine Mitteilungen auf einzelne Punkte. Vor allem gibt er der Befriedigung über den in jeder Hinsicht gelungenen Verlauf dieser Versammlung Ausdruck und hebt insbesondere die geradezu begeisterte Aufnahme hervor, welche die von der Stadt Salzburg veranstaltete, vom Ministerium für Kultus und Unterricht subventionierte Vorführung von landesüblichen Gebräuchen bei allen Kongreßmitgliedern gefunden hat. War es doch ein Stück echtesten Volkslebens, welches uns von Menschen aus dem Volke selbst geoffenbart worden ist, und zwar von denselben Personen, welche die uralten heimatlichen Traditionen wach erhalten und auf die nachkommenden Generationen übertragen. Die ernste, liebevolle Hingabe der Darstellenden an ihre Sache, der sichtbare Stolz auf ihre Eigenart, die Freude, dieselbe einer fachkundigen Zuseherschaft vorführen zu können, und nicht zum mindesten die rege Beteiligung aller Schichten der städtischen Bevölkerung gaben dem Ganzen den Charakter eines Volksfestes in wahrem und edelstem Sinne des Wortes. Die Anthropologen aber konnten daraus eine reiche Fülle von Belehrung und Anregung und die meisten von ihnen den Genuß einer nie gesehenen, kaum geahnten volklichen Eigenart ziehen.

Als zweiten Punkt bespricht der Vortragende die Verhandlung der deutschen Kommission für die geplante anthropologische Untersuchung der Wehrpflichtigen. Als das wichtigste Ergebnis dieser Beratungen, zu welchen der Vortragende beigezogen worden war, ist der Beschluß der deutschen Kommission zu bezeichnen, die in Aussicht genommenen Untersuchungen im Deutschen Reiche auf die eingestellte Mannschaft zu beschränken, da sich die Untersuchung aller Wehrpflichtigen auf dem Assentplatze als undurchführbar herausgestellt hatte. Damit hat die deutsche Kommission den Standpunkt akzeptiert, welcher von der österreichischen Kommission von Anfang an eingenommen worden war. Die von Professor Martin zum Zwecke dieser Untersuchungen entworfene Zählkarte wurde der Hauptsache nach einstimmig genehmigt, nur hinsichtlich einzelner Punkte, welche der Vortragende näher erörtert, wurden Abänderungen beschlossen bzw. noch weitere Vorstudien in Aussicht genommen.

Schließlich macht der Vortragende Mitteilung über die Besichtigung der Funde von Krapina, zu welcher sich eine größere Anzahl von Teilnehmern an der bosnisch-dalmatinischen Reise beim Abschlusse derselben nach Agram begeben haben. Der Vortragende gibt zunächst eine kurze Schilderung der aufgefundenen Überreste des Menschen von Krapina, namentlich der Schädeldecken und der Unterkiefer, erörtert die fundamentale Wichtigkeit derselben für die Kenntnis des paläolithischen Menschen und der genetischen Beziehungen desselben zum Menschen der Jetztzeit und hebt ganz besonders die großen Verdienste hervor, welche sich Herr Professor Gorjanović-Kramberger durch die sachkundige Ausbeutung der Fundstelle bei Krapina und durch die sorgfältige Konservierung der einzelnen Fundstücke erworben hat.

* * *

2. Herr Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D. berichtet über den

Congrès international d'Expansion économique mondiale in Mons.

Vom 24. bis zum 29. September d. J. tagte in der belgischen Industriestadt Mons, einige Stunden südlich von Brüssel, ein großer Kongreß unter dem Titel: „Congrès international d'Expansion économique mondiale". Seine Teilnehmer waren zum größten Teile Belgier, aber es waren reichlich genug Vertreter aus fast allen Ländern der Welt zugegen, um seinen Titel „international" vollauf zu rechtfertigen. Österreich war durch drei Mitglieder vertreten, den Vertreter der Wiener Handelskammer, Herrn Dr. v. Dorn, Herrn Regierungsrat Heger und meine Wenigkeit. Die Aufgabe

des Herrn Regierungsrates Heger, als des offiziellen Vertreters der ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, wäre es eigentlich, hier über den Kongreß zu berichten; da er aber durch dringende Arbeiten verhindert ist, werde ich es an seiner Stelle und auf seine Bitte hier versuchen, von dem für unsere Wissenschaft in der Tat bedeutungsvollen Kongreß einen kurzen Bericht zu erstatten.

Seinem eigentlichen Wesen und Zwecke nach war der Kongreß freilich kein wissenschaftlicher, sondern ein praktischer und organisatorischer. Es sollten alle Mittel und Wege vorgeführt und diskutiert werden, welche geeignet wären, die „expansion économique mondiale" nach jeder Richtung hin zu fördern. Auch in bezug auf diesen seinen Hauptzweck hat der Kongreß, vorzüglich freilich für Belgien selbst, bedeutende Erfolge erreicht. Wenn man sah, wie die beiden dort wohnenden, der Rasse wie der Sprache nach so verschiedenen Völker, die seinerzeit natürlich auch ihren Nationalitäten- und Sprachenstreit gehabt, jetzt mit solchem Verständnisse die großen Aufgaben der Weltbewegung erfassen und mit solcher Energie sich hineinstürzen, so konnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß auch für uns eine solche Ablenkung der überschäumenden, jetzt im Innern sich bekämpfenden Kräfte nach außen sehr heilsam und dem Lande direkt wie indirekt nur zum Segen gereichen könnte.

Unsere Wissenschaft, die Völkerkunde, trat in der Organisation des Kongresses äußerlich gar nicht hervor. Der Kongreß gliederte sich in sechs Sektionen: Unterricht, internationale Statistik, Wirtschafts- und Zollpolitik, Marine, zivilisatorische Ausbreitung nach den neuen Ländern hin, Mittel und Agenten der Ausbreitung. In der vorletzten, der fünften Sektion hatte aber doch die Ethnologie einen Platz gefunden. So wenig in die Augen springend diese Stellung, so hat doch die Ethnologie vielleicht den bedeutendsten, greifbarsten Nutzen von dem Kongresse heimgebracht. Denn auf dem Kongresse wurde der Grund gelegt zu einem Werke, dessen weitere Durchführung, wie zuversichtlich zu hoffen ist, für die Ethnologie von weittragender Bedeutung sein kann. Indem ich alle übrigen Arbeiten der einzelnen Sektionen, noch mehr die glänzenden Festlichkeiten, welche Belgien seinen Gästen gewährte, beiseite lasse, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit einzig auf dieses Werk hinrichten. Um auch hier nicht zu weitläufig zu werden, begnüge ich mich, die vorliegenden historischen Tatsachen anzuführen, sie sprechen für sich allein schon laut genug zu ihrer Empfehlung.

Gleich in der ersten Sitzung der erwähnten fünften Sektion stellte Prof. Dr. Fraipont von der Universität Lüttich, sich stützend auf die vorher verlesenen Rapports bedeutender Ethnologen in und außer Belgien, den folgenden Antrag:

a) Qu'un bureau international d'ethnographie soit créé ayant pour but: 1° de publier des questionnaires ethnographiques et sociologiques et éventuellement d'unifier ceux qui existent; 2° d'envoyer, par l'intermédiaire des autorités compétentes, ces questionnaires aux fonctionnaires coloniaux, aux explorateurs, aux missionnaires etc.; 3° de publier des réponses à ces questionnaires, toutes sur un même plan; 4° de distribuer ces réponses à tous ceux qui, d'une façon ou d'une autre, collaborent à l'enquête.

b) Que tous les musées d'ethnographie, que toutes les sociétés d'ethnographie, de sociologie, de géographie, que tous les ethnographes, anthropologues, sociologues, soutiennent cette oeuvre par tous les moyens dont ils disposent.

c) Que tous les gouvernements s'intéressent à cette enquête, facilitent, dans leur sphère d'action, les travaux du bureau international et soutiennent celui-ci par les moyens qu'ils jugeront les plus à propos.

d) Que de toutes les publications ethnographiques, un exemplaire soit gracieusement envoyé au bureau international et que celui-ci publie tous les ans un catalogue des ouvrages parus relatifs à l'ethnographie, ce terme pris dans son sens le plus large.

e) Que le Gouvernement belge soit invité à saisir les Gouvernements étrangers de ce voeu.

Charge une commission internationale de prendre toutes les mesures utiles pour aboutir rapidement et pratiquement.

Regierungsrat Heger, als Vertreter der Anthropologischen Gesellschaft von Wien und der ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, unterstützt aufs wärmste diesen Antrag und beantragt seinerseits, das provisorische Komitee sofort zu konstituieren. Er schlägt folgende Herren als Mitglieder desselben vor:

Als Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika: den Chef der Smithsonian Institution in Washington und Mr. Skiff, Direktor des Columbian Fields Museum in Chicago.

Als Vertreter von Großbritannien und Irland: Mr. Haddon, Professor an der Universität in Oxford, und Mr. Keane, Professor an der Universität in London.

Als Vertreter von Deutschland: Dr. F. v. Luschan, Professor an der Universität in Berlin, Direktor am königl. Museum für Völkerkunde, und Dr. Richard Andree in München.

Als Vertreter Frankreichs: M. Hamy, Konservator des Musée d'ethnographie des Trocadéro, Professor der Naturgeschichte am Musée de Paris, und den Präsidenten der Société d'ethnographie de Paris.

Als Vertreter Österreich-Ungarns: Regierungsrat Heger, Direktor der ethnographischen Abteilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien, und P. W. Schmidt S. V. D., Professor an der Missionsanstalt St. Gabriel bei Wien.

Als Vertreter Hollands: Dr. Nieuwenhuis, Professor an der Universität Leyden, und Dr. Steinmetz, Dozent an der Universität Leyden.

Als Vertreter der Schweiz: Dr. R. Martin, Professor an der Universität Zürich.

Als Vertreter Belgiens: M. van Overbergh, Generaldirektor des höheren Unterrichtes, der Wissenschaften und Künste im Ministerium des Innern und des öffentlichen Unterrichtes, Präsident der Société belge de Sociologie, M. Julien Fraipont, Professor an der Universität Lüttich, Mitglied der königl. belgischen Akademie, und der Kapitän-Kommandant Lemaire, Forschungsreisender.

Herr Regierungsrat Heger schlug außerdem vor, als Präsident des Bureaus zu wählen M. van Overbergh; als Sekretär M. Josef Halkin, Professor an der Universität Lüttich; als Vizesekretär M. Gollier, belgischer Konsul, Attaché der belgischen Gesandtschaft in Tokio.

Mr. Skiff unterstützt ebenfalls die gestellten Anträge und ergänzt sie dahin, daß als Versammlungsort des provisorischen Komitees Brüssel gewählt werden solle.

Nach kurzer Debatte werden alle gestellten Anträge einstimmig angenommen.

Damit ist der Grund gelegt worden zu einem Werke, das, wenn es in entsprechender Weise durchgeführt wird, ganz gewiß berufen ist, der Völkerkunde wichtige Dienste zu leisten. Denn es ist ja zweifellos, daß eine Vereinheitlichung und ein Zusammenschluß auch hier nur von Vorteil sein kann, wenn dabei auch die selbständige Eigenart der einzelnen Nationen und Institute ihren Spielraum behält. In dieser Hinsicht würde ich es nicht für richtig halten, auch sämtliche Fragebogen bloß nach einem Schema herzustellen, sondern schließe mich hierin der Meinung Herrn Golliers an, daß eine Vereinheitlichung der Bearbeitung der eingelaufenen Antworten vollkommen dem angestrebten Zwecke genüge. Die beiden Vertreter Belgiens, Prof. Halkin und Konsul Gollier, konnten auf ihren Reisen zu den bedeutendsten Vertretern und Instituten der Ethnographie in den verschiedenen Ländern Europas konstatieren, daß der Gedanke des ganzen Unternehmens überall Zustimmung gefunden. Es ist also wohl zu erwarten, daß das Werk auch wirklich zustande kommen wird, und es ist dringend zu wünschen, daß Österreich-Ungarn, sowie es an der Vorbereitung desselben in erfreulicher Weise beteiligt war, auch bei der Durchführung und Vollendung desselben nicht fehlen möge.

Es sei noch bemerkt, daß das provisorische Komitee die Vollmacht besitzt, sowohl noch andere Mitglieder aus den schon vertretenen als auch neue Mitglieder aus noch nicht vertretenen Ländern zu kooptieren.

Monatsversammlung am 12. Dezember 1905.

1. Herr Professor Dr. Richard Andree (München) hält folgenden Vortrag:

Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Ein Überblick.

Auch nur annähernd darüber zusammenfassende Kunde zu geben, was im Verlaufe von vier Jahrhunderten über den Ursprung der Amerikaner und ihrer Kulturen gefabelt, geschrieben und endlich ernstlich geforscht wurde, ist unmöglich in einem kurzen Vortrage. Nur zeigen kann ich, wie nach hundertjährigen Irrungen endlich die wissenschaftliche Forschung zu ihrem Rechte kam und wie mit Hilfe der Geologie, der Anthropologie, der Archäologie, der Linguistik und Ethnographie wir dahin gelangten, jetzt einigermaßen klarer zu sehen, wie die Schlacken, die so lange das Problem umhüllten, abfallen und wenigstens eine Anzahl reinlicher Tatsachen erkannt wurde, wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, die volle Wahrheit zu sehen.

Überschauen wir die lange, lange Reihe der Ansichten, die seit dem Ausgange des XV. Jahrhunderts über unser Thema gewechselt wurden, die bis in unsere Zeit hinein eine nach der anderen sich als Blendwerk erwiesen, so kann uns gegenüber der oft redlich gemeinten geleisteten Arbeit nur das

trösten, daß falsche Hypothesen mit der Zeit schwinden und daß aus ihrer Bekämpfung eine Förderung der Wahrheit sich ergeben muß. Aber es hat lange Zeit gebraucht, ehe wir zu einer methodischen Forschung auf unserem Gebiete gelangten und die die Wahrheit verhüllenden dunklen mittelalterlichen Ansichten abgestoßen wurden.

Der Eindruck, den die Entdeckung Amerikas auf Europa hervorbrachte, war ein so gewaltiger, daß wir uns darüber heute kaum eine Vorstellung machen können. Ein ganz neues Problem war aufgetaucht, für dessen Lösung man sich vergeblich in den bis dahin allein gültigen Schriften der Kirche oder der Klassiker umsah. Eine unbekannte Welt mit fremdartigen Menschen, Sprachen, Tieren, Pflanzen war aus den Tiefen des Ozeans vor den erstaunten Europäern aufgetaucht. Ein Blick in die Schriften des XVI. Jahrhunderts läßt uns die Aufregung erkennen, welche alle Kreise ergriffen hatte, macht uns verständlich, wenn Petrus Martyr ausruft: „Ich fühle selige Schauer, wenn ich wieder mit einem verständigen Manne reden kann, der aus der neuen Welt zurückkehrt.“ [1])

Nicht zum wenigsten aber erregte es Staunen, daß die neuentdeckten Menschen, nachdem auch die Kugelgestalt der Erde feststand, unsere Antipoden sein mußten. Eine altmodische Streitfrage der mittelalterlichen Kosmographie gelangte damit zur Entscheidung, denn die vom heiligen Augustinus aus theologischen Gründen verfochtene Verneinung der Antipoden wurde hinfällig und erst eine päpstliche Entscheidung war nötig, um festzustellen, daß es sich bei den neuentdeckten Amerikanern überhaupt um Menschen handle.

Woher aber konnten diese Menschen stammen, die zum Teile, wie man nach der Eroberung Mexikos erkannte, sich schon einer vorgeschrittenen Kultur erfreuten? Von biblischen Anschauungen ausgehend, konnten selbstverständlich die Amerikaner nur von Noah und seinen Söhnen abstammen, und damit beginnt schon, bald nach der Entdeckung, die Anschauung Platz zu greifen, daß die Menschen wie ihre Kultur durch Einwanderung aus der alten in die neue Welt übertragen wurden. Wie leicht man sich die Sache machte, dafür greife ich aus vielen nur ein Beispiel heraus. Ulloa [2]) weiß zu erzählen, daß Noahs Nachkommen die Schiffbauertätigkeit ihres Vaters fortgesetzt, als Seefahrer auf Entdeckungsreisen ausgezogen und nach Amerika gelangt seien, das sie bevölkerten. Auch die Frage, wie die Schiffer auf der langen, unvorhergesehenen Reise sich verköstigten, machte ihm keine Schwierigkeit: sie verzehrten rohe Fische, wofür er als Beweis anführt, daß es ja in Amerika Stämme gäbe, die rohe Fische verzehrten. Nach allen Richtungen wurde die Bibel durchforscht, um Aufklärung zu erhalten, und als die amerikanischen Goldentdeckungen sich häuften, bestand kein Zweifel mehr darüber, daß dort das biblische Ophir zu suchen sei. [1]) Dann durften auch die sogenannten verlorenen zehn Stämme Israels als Urväter der Amerikaner nicht fehlen, die aus Samaria in die Gefangenschaft geführt wurden und als Rothäute wieder auftauchten. In einem 1650 zu Amsterdam erschienenen Werke „Die Hoffnung Israels“ von dem gelehrten Rabbi Manasseh Ben Israel zuerst ausgesprochen, [2]) wurde die jüdische Abkunft der Indianer lange Zeit ein Lieblingsthema, das viele Gelehrte behandelten. Ethnographisch begründete die Schrulle zuerst Adair, [3]) der 40 Jahre unter Indianern gelebt hatte und sachlich die vielen zwischen Israeliten und Indianern bestehenden Parallelen erörterte, wie Beschneidung, Fasten, Leviratsehe, Flutsagen usw., gegen deren Übereinstimmung sich nichts einwenden läßt, während alles Anthropologische außer acht blieb und die von Adair angeführten sprachlichen Analogien reine Truggebilde sind. Daß die Rothäute nicht mehr hebräisch sprachen, erklärte er einfach dadurch, daß im Laufe der Zeit die Sprache sich geändert habe. Vom wissenschaftlichen Standpunkte ist die jüdisch-indianische Parallele später von Garrick Mallery wieder aufgenommen [4]) und gezeigt worden, wie unbrauchbar sie für eine Abstammungslehre der Amerikaner sei. In der Tat finden sich wohl kaum zwei Völker auf der Erde, die nicht nach Adairs Methode in einen genetischen Zusammenhang gebracht werden könnten.

Nicht übergehen darf ich in dieser Aufzählung das vielbändige große Foliowerk Lord Kingsboroughs, Mexican Antiquities, das wir nicht ohne Bedauern, trotzdem aber voller Achtung erwähnen müssen. Auch er wendet allen Eifer an, um mit Hilfe der Analogien die jüdische Abkunft der Mexikaner zu beweisen und er tut dies mit einer gewissen gelehrten Würde, mit einem Eifer, der einer

[1]) Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, S. 669.
[2]) Noticias Americanas, p. 391 und 405; Bancroft, Native Races, V, p. 10.

[1]) Garcia, Origin de los Indios, Valencia 1607, p. 323, weist es nach und in Yukatan findet er den biblischen Jaketan. (1. Mos. 10,25.)
[2]) Rivero and Tschudi, Peruvian Antiquities. New-York 1853, p. 8.
[3]) History of the American Nations, p. 15—212.
[4]) Israeliten und Indianer. Aus dem Englischen. Leipzig 1891.

besseren Sache würdig gewesen wäre. Er ediert alte mexikanische Bilderhandschriften, die, so lange uns nicht bessere Vervielfältigungsarten zu Gebote standen, in der Wissenschaft gute Dienste taten; sein Lebenswerk, sein Vermögen, ja teilweise seinen Verstand hat er auf diese Arbeit verwendet — pro nihilo. Auch er arbeitet mit Analogien, ihm ist der Charakter und die Geschichte Christi im Huitzilopochtli vorhanden, die Religionsübungen der Mexikaner sind also schon in der Bibel verzeichnet usw., — eine lange Kette von falschen Deutungen und Mißverständnissen. Fügen wir hinzu, daß auch gefälschte hebräische Inschriften — eine Tafel mit den zehn Geboten — in den Vereinigten Staaten ausgegraben wurden, so erkennt man, welche Verwirrung das Trugbild von der jüdischen Abkunft der Amerikaner im XIX. Jahrhundert noch anrichtete.

Nicht verschont geblieben sind die Griechen als Urväter der Amerikaner. Der auf anderem Gebiete verdiente Lafiteau machte sie zu Hellenen und Pelasgern, wobei die Argonautenfahrten ihm dazu dienen mußten, die Seefahrt über den Ozean zu beweisen.[1]) Besonders oft wurde die untergegangene sagenhafte Insel Atlantis im nordatlantischen Ozean aus der klassischen Rumpelkammer hervorgeholt, von der Plato zuerst berichtet und deren Rückwirkung bis in die neueste Zeit spielt, wo selbst ein so verdienter Amerikanist wie Marquis de Nadaillac sich ihrer annahm, um Zeugnis gegen das Autochthonentum der Amerikaner abzulegen. Seit der vorzüglichen Abhandlung des ehemaligen Präsidenten der Pariser Anthropologischen Gesellschaft Ch. Ploix, welcher den ganzen Fabelkram der Atlantis kritisch zerpflückte, ist es aber ganz unnütz, noch weiter mit diesem Phantom sich abzugeben, soweit es Amerika betrifft.[2])

Nicht durften unter den ersten Entdeckern und Kulturträgern Amerikas die Phönizier fehlen. Warum sollten die vortrefflichen Seefahrer, welche über die Säulen des Herkules hinausgingen, warum sollte der Karthager Hanno, der an Afrikas Küste so weit südwärts vordrang, nicht auch bis Amerika gelangt sein?[1]) „Phönizische" Inschriften, die wiederholt in Nord- und Südamerika „entdeckt" wurden, spielen als „Beweise" eine Rolle bei diesen oft schwindelhaften Geschichten und haben sich als Trugbilder oder gar Fälschungen erwiesen. Wie unzulänglich die „Beweise" für die Anwesenheit der Phönizier und Karthager in Amerika oft waren, erkennt man z. B. aus einer an ernster Stelle[2]) veröffentlichten kritiklosen Abhandlung des Dr. Hartogh Heis van Zouteveen, der in verzeichneten Schnörkeln auf Abbildungen mittelamerikanischer Statuen „unzweifelhaft" phönizische Buchstaben sah und in anderen, lange vor Erfindung der Photographie nicht genau gezeichneten Hieroglyphen von Palenque Elefantenköpfe erblickte. Das genügte, um die Anwesenheit karthagischer Kriegselefanten auf Amerikas Boden zu sehen, die zusammen mit der sagenhaften Insel Atlantis, mit den Sagen von bärtigen weißen Männern, den höchst verdächtigen phönizischen, auf amerikanischem Boden gefundenen Inschriften und mit unverbürgten neuen Zeitungsnachrichten ein Gebräu herzustellen, welches die Anwesenheit der Phönizier und Karthager in Amerika und damit deren Kultureinfluß auf die neue Welt nachweisen sollte.[3])

Die Hypothese, daß Amerikas Kulturen aus Ostasien stammten, hat von je die meisten Anhänger gehabt und ist auch von hervorragenden Männern wissenschaftlich vertreten worden, bald die Beringstraße, bald die Aleuten, bald die Inseln der Südsee als Brücken für die Einwanderung annehmend. Einer der glänzendsten Vertreter des ostasiatischen Ursprunges war Alexander v. Humboldt. „Es erscheint mir völlig erwiesen," sagt er,[4]) „daß die Denkmäler, die Art der Zeitrechnung, das kosmogonische System und viele Mythen Amerikas sehr schlagende Analogien mit den in Ostasien herrschenden Ideen zeigen, Analogien, welche eine alte Verbindung beweisen." So allgemein hingestellt, müssen Humboldts Ansichten im Lichte neuer Forschung stark

[1]) Lafiteau, Moeurs des sauvages amériquaines comparées aux moeurs des premiers temps. Paris 1724.

[2]) Ch. Ploix, L'Atlantide in Revue d'Anthropologie 1887. En résumé, sagt er dort Seite 298, aucun des arguments scientifiques développés par les défenseurs de l'Atlantide ne parait de nature à rendre vraisemblable l'existence de cette île, et je serais tenté d'ajouter qu'il est regrettable que tant d'efforts intellectuels aient été perdus. Si l'on avait étudié avec attention les textes, si l'on en avait fait la critique sérieuse, on ne serait pas allé plus loin et on se serait aperçu qu'on avait affaire à une simple légende, à une histoire entièrement fabuleuse.

[1]) Horn, De origine gentium Americanarum, lib. II, kennt ganz genau die phönizischen Reisen nach Amerika, deren erste von Atlas, dem Sohne Neptuns, geführt wurde. Bancroft, Native Races of the Pacific States, V, p. 65.

[2]) Archiv für Anthropologie, VII, S. 123 (1874).

[3]) Schon Dr. Frantzius hat in einem Nachworte die Hinfälligkeit der Argumente des Dr. H. Heys nachgewiesen. Ich entziehe seine Arbeit aber hier nur um deswillen der Vergessenheit, um zu zeigen, wie die Irrwege, welche die Forschung bald nach Amerikas Entdeckung einschlug, bis auf unsere Tage noch betreten werden.

[4]) Examen critique, II, p. 68.

eingeschränkt werden. Was die Zeitrechnung und die Kalender betrifft, die er häufig als Beweismittel für den Zusammenhang der Mexikaner und Zentralamerikaner mit Asien anführt, so irrt er hier, „denn in der Tat besteht durchaus keine Ähnlichkeit zwischen dem tibetanischen Kalender und der primitiven amerikanischen Kalenderart, die wir unter den Zapoteken finden, welche die urtümliche Grundlage der übrigen amerikanischen Kalender ist. Deren Zeichen hatten nichts mit dem Tierkreise zu schaffen, wie er bei dem tibetanischen und tatarischen Kalender vorkommt. Niemand, welcher sorgfältig die Entwicklung des mexikanischen Kalenders in seinen verschiedenen Formen verfolgt, welche er bei den Mayas, Nahuas, Tarascos und Mixteken annahm, kann noch daran zweifeln, daß er ein durchaus heimisch amerikanisches Erzeugnis ist.“ [1]) Wir müssen entschuldigend bei Humboldt hervorheben, daß er seine Ansichten vor bald 100 Jahren aussprach, als die Amerikanistik noch in den Kinderschuhen sich befand. Wenn er sich z. B. wundert, daß das in Indien so stark vertretene Lingamsymbol in Amerika ganz fehle,[2]) dort kein Phalluskult vorhanden sei, der seine Ansicht vom Ursprunge ostasiatischer Kultur in Amerika wesentlich unterstützen würde, so könnte er nach unserer heutigen Kenntnis diese Stütze finden, denn gerade dieser Kultus und dieses Symbol ist ja in Amerika, namentlich Mexiko, sehr stark vertreten.

Lange Zeit, weit über ein Jahrhundert, hat als sicheres Beweismittel für die Entdeckung Amerikas von China aus das Land Fusang eine Rolle gespielt. Es war De Guignes, welcher die gelehrte Welt mit der Mitteilung überraschte, er habe in alten chinesischen Geschichtsschreibern den Nachweis gefunden, daß einige buddhistische Priester im V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Land Fusang aufgefunden hätten, welches nach seiner Überzeugung nur Amerika, im besonderen Mexiko sein könne. Durch eine sehr gelehrte Schrift des Münchner Prof. Karl Kriedrich Neumann wurde 1841 die Fusanggeschichte wieder aufgewärmt und mit neuen Beweisen zu bekräftigen versucht, worauf ein längerer Streit für und wider sich erhob, bis endlich im Jahre 1892 der Leidener Sinolog Gustav Schlegel gründlich mit Fusang-Amerika aufräumte.[1]) Ausgestattet mit dem vollsten sinologischen Rüstzeug, wies er nach, daß dieses Fusang mit seinen Schätzen an Gold und Edelsteinen ursprünglich ein mythisches Reich, wie etwa Niflheimer der deutschen Mythologie, war. Das chinesische Fabelland wurde 20.000 Li nach Osten zu verlegt, dann später lokalisiert, so daß man darunter etwa Sachalin verstand. Mit Amerika hatte es nicht das Allergeringste zu tun und dem buddhistischen Kultureinflusse auf die neue Welt war dadurch wieder eine Stütze entzogen.[2])

Bei aller Ableugnung meinerseits eines maßgebenden ostasiatischen Kultureinflusses oder gar einer ostasiatischen Völkerwanderung nach Amerika wäre es doch unrichtig, eine jede Verbindung zwischen beiden Ländern leugnen zu wollen. Dafür sprechen allein die Schiffbrüche und die Verschlagung japanischer Dschonken nach der nordwestamerikanischen Küste. Mit der schwarzen Meeresströmung, dem Kuro Sivo, hinübergetrieben, haben sie sicher auch von ihren Mannschaften dort zurückgelassen, die nach den früher geltenden Gesetzen nicht in ihre verschlossene Heimat zurückkehren durften oder konnten. Mögen diese Fremdlinge, die den Rest ihrer Tage auf amerikanischem Boden verbrachten, auch in Kleinigkeiten Lehrer der Indianer gewesen sein; daß sie aber Amerikas Kulturentwicklung nicht bewirkten, liegt auf der Hand.[3])

Nur um noch zu zeigen, was den Amerikanern alles an Urvätern und Kulturträgern zugemutet wurde, erwähne ich noch einige andere Völker. Da die Mexikaner Pyramiden erbauten und Hieroglyphen besaßen, die Inkaperuaner Mumien kannten, so mußten die Altägypter als Beeinflusser gelten (wegen der sogenannten mexikanischen Pyramiden, die gar keine Pyramiden im ägyptischen Sinne sind), und selbstverständlich spielten die Kelten, welche auch in Europa dem Geschlechte der

[1]) Brinton in Mem. Internat. Congress of Anthropology. Chicago 1894. p. 148.

[2]) Il est très remarquable aussi que parmi les hiéroglyphes mexicains on ne découvre absolument rien qui annonce le symbole de la force génératrice, ou du culte du Lingam, qui est repandu dans l'Inde. Vues des Cordillères. Paris 1816. I, p. 275.

[1]) Gustave Schlegel, Fousang-Kou. Le pays de Fousang. Leide, E. J. Brill, 1892. 68 pp.

[2]) Schon vor Schlegel und zum Teil mit den gleichen Beweismitteln hatten Klaproth und F. Bretschneider auf Grund der chinesischen Berichte Fusang-Amerika streng zurückgewiesen. Mitt. d. deutschen Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, II, S. 1—11. Bretschneiders gründliche Arbeit wurde veranlaßt durch das Werk von Ch. G. Leland, Fusang or the discovery of America by Chinese Buddhist priests in the fifth century. London, Trübner, 1875.

[3]) Eine Aufzählung der japanischen Schiffbrüche an der amerikanischen Küste hat Brooks veröffentlicht. Von 1782—1850 weist er 41 Fälle nach; darunter befanden sich 12 menschenleere Dschonken. Bancroft, Native Races, V, p. 52.

Keltomanen sein Dasein schenkten, ihre Rolle. Ich führe dieses mehr als Kuriosität an, bemerke aber, daß unter den Wallisern die Sache sehr ernst genommen wurde und ihrer gesteigerten Nationaleitelkeit nicht wenig schmeichelte.[1])

In der bisher mitgeteilten Aufzählung der verschiedenen Völker, welche alle als Stammväter der Amerikaner uns vorgeführt wurden, bin ich keineswegs vollständig gewesen. Es wirkt ermüdend, immer wieder neue Rassen und Stämme mit ähnlichen Scheingründen hier auftreten zu sehen: Chinesen und Japaner, Indier und Kelten, Juden, Karthager, Phönizier usw. Möge es denen, die sie zu Ahnen der Amerikaner machten, gelingen, sich über die gegenseitigen Ansprüche um die echte Vaterschaft untereinander zu vergleichen!

Was ich bisher gesagt habe über die vorkolumbische Entdeckung, Besiedelung und Kulturbeeinflussung Amerikas aus der alten Welt, beruht vorzugsweise auf geschichtlicher Beweisführung und hat sich durchweg als hinfällig erwiesen. Es ist so, als ob wir in einem großen Irrgarten umhertaumeln, in den wir gleich nach der Entdeckung eingeführt werden und den wir erst in unseren Tagen verlassen dürfen. Anders mit einer zweiten Art von Beweisführung, die gelegentlich auch schon früher herbeigezogen wurde, aber erst seit den Fortschritten der Ethnographie und Sprachwissenschaften ernstlich dazu dienen mußte, fremde Einflüsse in der amerikanischen Kulturentwicklung nachzuweisen. Damit gelange ich auf ein unendlich reiches, vielumstrittenes Kapitel, das der Analogien, Parallelen und Konvergenzen, die für die Frage des Ursprunges der amerikanischen Kulturen ausgiebig verwendet wurden.

Sie wissen, wie diese Fragen neuerdings wieder lebhaft unter den Ethnographen erörtert werden und wie hier zwei einander gegenüberstehende Ansichten weite Verbreitung gefunden haben, wiewohl sie mir nicht unüberbrückbar erscheinen. Die ältere von Adolf Bastian aufgestellte Lehre geht auf den „Völkergedanken" oder „Elementargedanken" zurück, worunter er versteht, daß nur aus sich heraus und unabhängig ein Volk, nach gleichen Gesetzen des Geistes wie andere arbeitend, und auf einer ähnlichen Kulturstufe stehend, zu identischen Ergebnissen gelangt, wodurch die oft wunderbaren und bis in die feinsten Einzelheiten gehenden Übereinstimmungen bei räumlich weit voneinander getrennten Völkern in Sitte und Brauch, Religion, Künsten, selbst in Geräten erklärt würden. Eine Entlehnung und Übertragung wird hiebei nicht nötig, sie kann aber vorhanden sein und ist dann nachzuweisen. Dem gegenüber nehmen Ratzel und seine Schüler namentlich für alle höheren Vorstellungen und komplizierteren Erscheinungen Entlehnung und Übertragung an, wobei für sie die geographische Entfernung keine Rolle spielt; in weiterer Folge wird dann auch angenommen, daß mit den Gegenständen auch die Völker wanderten.[1])

Für Amerika, das so lange abgeschieden von der übrigen Welt war und seine eigenen Wege in der Kulturentwicklung ging, sind die oft sehr ins einzelne gehenden Übereinstimmungen am schwierigsten zu verstehen und wir befinden uns da, wollen wir nicht unmittelbare Übertragung annehmen, manchmal wie vor einem Rätsel, während bei anderen ins Treffen geführten Analogien sich leicht nachweisen läßt, daß sie auf falscher Deutung beruhen oder durch ihre allgemeine Verbreitung für unsere Frage wertlos sind, um daraus Völkerbeziehungen abzuleiten. Ich will hier einige überraschende Parallelen anführen, die auf dem Wege des Bastian'schen Völkergedankens kaum erklärbar, aber eher auf einer Übertragung zu beruhen scheinen, wiewohl ich glaube, daß die Akten über diese Fälle noch keineswegs geschlossen sind.

Wiederholt treffen wir bei altweltlichen und amerikanischen Geräten überraschende Übereinstimmungen. Das ist für Webegeräte neuerdings durch Dr. H. Ephraim nachgewiesen worden.[2]) Er unterscheidet in der sogenannten Halbweberei zwei große Gebiete: in Europa und einem Teile Afrikas herrscht der senkrechte Halbwebestuhl, in Asien und Mikronesien bedient oder bediente man sich des wagrechten Halbwebstuhles und die malaischen Halbwebeapparate stimmen genau überein mit den mexikanischen, mittelamerikanischen und

[1]) Die Geschichte ist folgende: Ein Walliser Fürstensohn, mit Namen Madoc, verließ seine in Bürgerkriege verwickelte Heimat, um sich ein ruhiges Plätzchen jenseits des Ozeans zu suchen. Mit zehn wohlbemannten und mit Nahrung versehenen Schiffen fuhr er weit hinaus über das Meer in ein schönes, fruchtbares Land. Nach alten wallisischen Annalen fällt die Geschichte ins XII. Jahrhundert. Da es sich um keltische Entdecker handelte, schlossen Irländer und Schotten sich der Geschichte an und fanden die vorkolumbische Entdeckung und Kulturbeeinflussung Amerikas durch Kelten als Tatsache bewiesen.

[1]) Vgl. über die Beurteilung und Bewertung der ethnographischen Analogien den Vortrag von Ehrenreich im Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1903. S. 176.

[2]) Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas. Leipzig 1905. S. 71.

vermutlich auch peruanischen. So sehr ist die Gleichheit des immerhin nicht ganz einfachen Gerätes, „daß z. B. ein auf Borneo halb fertig gestelltes Gewebe, mit dem Apparate jenseits des Meeres gebracht, von der mittelamerikanischen Weberin sofort vollendet werden könnte". Und schnell ist Dr. Ephraim auch zu einer aus dieser Übereinstimmung sich ergebenden Folgerung bereit, daß sich hieran die große Frage nach der Verwandtschaft der Völker im Osten und Westen des Stillen Ozeans, das Problem einer großen gelben Rasse schließe. (Gelbe Rasse!)

Noch ein Beispiel höchst wunderbarer Übereinstimmung will ich hier anführen. Es liegt auf dem Gebiete der Spiele und wir verdanken den Hinweis dem scharfsinnigen englischen Ethnologen Edward Burnett Tylor.[1]) Es ist ein Brettspiel mit Steinen, schon bezeugt in der Sanskritliteratur, im römischen Reiche als duodecim scripta bekannt, das Nard der Perser, Tab der Araber, Pachisi der Inder, Backgammon der Engländer, Triktrak bei uns — kurz, in der alten Welt von alters her gespielt. Das Charakteristische dabei ist nun, daß die Steine auf dem Spielbrette nicht nach dem freien Willen des Spielers, wie bei Dambrett oder Schach, fortbewegt werden, sondern nach dem Ergebnisse eines Würfelwurfes oder nach dem Lose. Und nun begegnet schon an Montezumas Hofe das gleiche Spiel unter dem Namen Patolli, das Gomara, der am ehesten (1552), 30 Jahre nach der Eroberung Mexikos, darüber berichtet, mit den spanischen Brettspielen vergleicht. Seine Übereinstimmung namentlich mit dem indischen Pachisi ist ganz außerordentlich, seine weitere Verbreitung auch noch im XVIII. Jahrhundert bei roheren Stämmen Mexikos unter dem Namen Patole bezeugt, so daß Tylor ausruft: „Es ist so klar, daß das mexikanische Spiel aus Asien stammt, daß man zunächst fragen muß, ist es nicht durch frühe spanische oder portugiesische Schiffahrer, die es in Ostindien kennen lernten, an die mexikanische Küste gebracht und dort den Eingeborenen gelehrt worden?" Er zeigt dann, daß dieses nicht der Fall sein konnte — Vasco da Gamas Reise nach Indien fällt um 1500, die Eroberung Mexikos fand 1521 statt —, mithin müsse die eigentümliche Kombination von Kunst und Zufall bei diesem Spiele einer Originalquelle entstammen. Noch etwas zögernd entscheidet sich aber Tylor schließlich doch dafür, daß im Pachisi-Patolli in Mexiko ein Element asiatischer Kultur vorhanden sei, wie er denn auch bezüglich der mexikanischen Architektur, Astronomie, der Metalltechnik, in politischen und religiösen Einrichtungen asiatische Einflüsse gelten läßt.

Der beste Kenner der amerikanischen Spiele ist Stewart Culin, dem wir zahlreiche Abhandlungen darüber verdanken. Er gibt die Übereinstimmung von Pachisi und Patolli ohne weiteres zu und äußerst sich über die Abstammung des letzteren nicht direkt, aber er führt mit einer überwältigenden Masse von Belegen an, wie es sich um ein in seinen Grundprinzipien echt amerikanisches Spiel handelt, das er, seit dem Jahre 1634, bei den meisten Stämmen der Vereinigten Staaten und bei den Mexikanern nachweist. Es ist, nach den dabei verwendeten Spielgeräten, auf den Rohrpfeil oder auf das Atlatl, den Wurfstock der Mexikaner, zurückzuführen und entstanden da, wo diese beiden in Gebrauch waren. Und das ist die trockene Region der Vereinigten Staaten und das nördliche oder zentrale Mexiko. Schon im Codex Fejervary, einer altmexikanischen Bilderhandschrift, ist das Spiel dargestellt mit dem darüber präsidierenden Genius, welcher die Pfeile und das Atlatl in den Händen trägt.[1]) Sind wir dadurch bei der erstaunlichen Übereinstimmung von Pachisi und Patolli auch noch nicht völlig bezüglich der Abstammungsfrage beruhigt, so erscheint uns doch anderseits bei dem Alter, der weiten Verbreitung und dem selbständige Züge aufweisenden amerikanischen Spiele dessen Unabhängigkeit mindestens ebenso groß.

Eine weitere wunderbar ähnliche Übereinstimmung eines komplizierten Gegenstandes bezieht sich auf die kleinen Aderlaßbogen der Cayapos in Brasilien und der Papuas von Bongu, Deutsch-Neuguinea, über welche in dieser Gesellschaft Franz Heger ausführlich gehandelt hat.[2]) Soll auch hier, nach Ratzel'scher Theorie, eine Rassenverwandtschaft die Ursache sein? Mit Recht hat Heger sich in diesem Falle ablehnend verhalten und ich kann mich ihm nur anschließen. Auf Grundlage der Ratzel'schen Lehren hätten wir mittels des Patollispieles indische und mittels des Aderlaßbogens papuanische Rassenverwandtschaft der Amerikaner zu konstruieren, oder nach dem Grundsatze, was dem Einen recht

[1]) On the game of Pattoli in ancient Mexiko and its probably asiatic origin. Journal of the Anthropological Institute, VIII, p. 116–129.

[1]) Culin, American Indian Games in Journal of American Folk-Lore, vol. XI, p. 247 und 252 (1898).

[2]) Aderlaßgeräte bei Indianern und Papuas. Sitzungsbericht der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vom 9. Mai 1893.

ist, ist dem Anderen billig, dürfen wir auch das Umgekehrte annehmen, nämlich amerikanische Einflüsse bei den Papuas.

In den mitgeteilten Fällen liegt also die Übereinstimmung der Erfindungen offen zutage. Nehmen wir Übertragung von einem Erdteile auf den anderen an, so bleiben wir doch über das Wie und Wann völlig im Umklaren. In bezug auf das Patolli, welches doch schon einen vorgeschrittenen Kulturgrad anzeigt und daher erst verhältnismäßig spät von Asien nach Amerika gelangt sein könnte, scheinen mir die Akten noch nicht geschlossen. Aber eines ergibt sich aus den angeführten Analogien mit Sicherheit: sind diese Dinge wirklich aus der Fremde eingeführt, so sind sie und ähnliche andere doch viel zu geringfügig, um von Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Kulturen gewesen zu sein.

Im Gegensatze zu den angeführten Analogien, bei denen ich die Frage der Entlehnung für wohl diskutierbar halte, will ich auch eine Anzahl solcher anführen, die in keinem Falle als Entlehnungen anzusehen sind, aber fälschlich als beweiskräftig für den vorkolumbischen Verkehr zwischen der alten und neuen Welt hingestellt wurden.

Zu den falschen Analogien gehört namentlich die Deutung mancher religiösen Symbole, wohin zunächst die Swastika zu rechnen, die sehr leicht aus dem Kreuze konstruiert werden kann und, wie wir wissen, über die ganze Erde verbreitet ist, auch in Europa und Asien auf prähistorischen Funden vorkommt. Zahlreich sind die Indianerstämme, die dieses einfache Zeichen anwenden, es kommt in Mittel- und Südamerika vor und ist hier sicher so selbständig entstanden wie in Troja oder Mykenä, wie auf den Urnen der neolithischen Zeit usw. Freilich, seine Bedeutung ist nicht überall die gleiche, wie auch zu beweisen versucht wurde; völlig unnötig aber ist es, dieses universelle Zeichen mit Wilson auf Einflüsse buddhistischer Mönche in Amerika zurückzuführen.[1])

Und wie die Swastika einen buddhistischen Kultureinfluß in Amerika beweisen sollte, so hat auch der verdiente französische Anthropologe Hamy das chinesische Symbol Tayki, ein Zeichen, das in mystischen Schriften und den dekorativen Künsten Chinas eine große Rolle spielt und das in den Ruinen von Copan vorkommt, zum Beweise asiatischer Kultureinflüsse in Amerika herangezogen.[1]) „Signaler la présence d'un tel symbole à Copan", sagt er, „c'est fournir une nouvelle preuve très sérieuse à l'appui de la theorie qui fait venir d'Asie l'un au moins des courants civilisateurs d'ont l'Amerique a jadis ressenti la bienfaisante influence." Der verehrte Verfasser möge es verzeihen, wenn ich seinen Nachweis nicht für très sérieuse halte.

Wenn wir so — und nicht nur bei den genannten Autoren — buddhistische und chinesische Symbole für die Anwesenheit asiatischer Kultureinflüsse in Amerika angeführt haben, so darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch das christliche Kreuz, das vielfach auf amerikanischen Denkmälern sich findet, als Beweis dafür angesehen wurde, daß schon sehr frühzeitig, in vorkolumbischer Zeit, christliche Glaubensboten (speziell S. Thomas) nach Amerika gekommen sind und auf diese Weise ihre Anwesenheit bezeugt wird.

Der umgestaltende Einfluß der frühen christlichen Missionäre auf mexikanische Überlieferungen ist bekannt und in verschiedenen Fällen nachgewiesen,[2]) namentlich da, wo sie biblische Geschichten einschieben konnten oder solche heimische Gebräuche, die mit christlichen verwandt waren, benützen konnten, um dadurch den Beweis herzustellen, daß ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen den Amerikanern, speziell den Mexikanern, und dem Urchristentume vorhanden war. So war es Brauch bei den Azteken, ihre Kinder mit Wasser bei der Namensgebung zu besprengen; daß dieses aber eine Entsündigung bedeuten solle, war mönchische Zutat. Das im Herbste gefeierte aztekische Totenfest wurde dem Allerseelentage gleich gesetzt und das aztekische teoqualo, „Essen des Gottes", wobei eine Götzenfigur aus Teig zerbrochen und verzehrt wurde, sollte gleich dem christlichen Abendmahl sein, zudem gebrauchten die Az-

[1]) Th. Wilson, The Swastika. Report of the U. S. National Museum for 1894, p. 737—1011. Viel Phantasie entwickelt Michael v. Zmigrodski: „Zur Geschichte der Suastika" (Archiv für Anthropologie, XIX, S. 173, mit über 200 Abbildungen.) Der Storch als Urheber bei K. v. Steinen, Prähistorische Zeichen und Ornamente in der Festschrift für A. Bastian, 1896. S. 249. Für Amerika ist zu vergleichen: Brinton, The sacred symbols in America (Proc. Amer. Philosophical Society, December 1888). Zu den in ihren Schlußfolgerungen aus dem Vorkommen der Swastika recht Unglücklichen gehört auch die sonst so verdiente Frau Zelia Nuttal in The fundamental principles of Old and New World Civilization (Papers of the Peabody Museum, vol. II, 1901), welche Swastika und Kreuz als kosmische Symbole erklärt, zurückgehend auf eine ursprüngliche Verehrung des Polarsternes in Mexiko. Nach ihr spielten die Phönizier als Übermittler der alten Kultur eine große Rolle; sie glaubt, daß man später noch erkennen werde, wie Seefahrer aus dem Mittelmeere Amerika kolonisierten!

[1]) Revue d'Ethnographie, 1886, vol. V, p. 239.

[2]) E. B. Tylor, Anahuac. London 1861. p. 276.

teken Weihrauch bei ihren Zeremonien, kannten Mönchs- und Nonnenklöster und das Kreuz kommt auf den alten Denkmälern vor — genug Beweise für ein ehemaliges Christentum. Aber das Kreuz, eines der einfachsten Symbole, ist überall zu finden, schon lange vor der Zeit, ehe es Zeichen des Christentums wurde, und dazu kommt, daß es in Amerika überall ganz spezielle Bedeutungen hat, die mit seiner christlichen Auffassung nichts zu tun haben.

Es ist nicht nötig, hier noch auf Ornamente, wie den Mäander, einzugehen, die auch als Beweise altweltlichen Kultureinflusses auf Amerika angeführt wurden. Das ist schon früher in ausführlicher Weise geschehen, wobei darauf hingewiesen wurde, daß es sich um universelle oder urmotivische Typen handle, so daß wegen einiger ornamentalen Motive Amerika nicht zur geistigen Provinz der alten Welt gemacht werden könne.[1])

Ich habe es bisher vermieden, auf die zahlreichen Scheinbeweise einzugehen, welche den Versuch machten, die amerikanischen Sprachen mit jenen der alten Welt zu verknüpfen. Zum Teile sind es ernstliche Arbeiten von Gelehrten, die hier vorliegen, wenn auch unglücklich in dem, was sie beweisen wollten, so in der Schrift „Amerikanisch-asiatische Etymologien via Beringstraße" des durch seine Wiederabdrücke seltener amerikanischer Wörterbücher und Grammatiken verdienten Julius Platzmann. Anderseits ist aber auch da und bis in die neueste Zeit herein stark gesündigt worden; hat doch ein deutscher Naturforscher[2]) bei Benton in Südkalifornien unter echt indianischen Petroglyphen das „chinesische" Siegel für *to*, Erde, ⊹, gefunden und daraus geschlossen, daß hier mit der chinesischen Schrift vertraute Völker anwesend waren und ist die Ortsnamenkunde in ganz wunderbarer Weise herbeigezogen worden, um die Japaner nach Mexiko zu versetzen. Wie die Einwanderer in neuester Zeit amerikanische Städte nach der alten Heimat benannten (New York, New Orleans), so auch die Japaner in Mexiko — denn Oaxaca ist nach der japanischen Stadt Ohosaka benannt,[3]) wiewohl die japanische Stadt erst seit 1492 ihren heutigen Namen an Stelle eines älteren führt.

Selbst nicht zu einem Urteile über die Verwandtschaft der amerikanischen Sprachen mit anderen befähigt, muß ich mich damit begnügen, Ihnen die Urteile durchaus zuständiger Sprachforscher anzuführen. Eduard Seler sagt, daß noch kein wissenschaftlicher Zusammenhang zwischen Sprachen der alten und neuen Welt nachzuweisen sei,[1]) und noch schärfer betont Brinton in seinen verschiedenen Schriften, daß für alle amerikanischen Sprachen vom Eismeer bis zum Feuerland ein genetischer Zusammenhang mit den asiatischen usw. nicht bestehe. „I believe I have a right to speak with some authority on this subject, for the American languages habe constituted the principal study of my life and I say unhesitatingly that no such affinities have been shown."[2])

Auch von der rein anthropologischen Seite her hat man den engen Zusammenhang der Amerikaner mit den Asiaten beweisen wollen, schon zu einer Zeit, als man keineswegs noch genügenden Stoff zu vollgültigen Vergleichen besaß. Und hiebei spielte der „mongolenähnliche Typus" eine große Rolle. Es ist hundertfach bei Amerikanern beobachtet und von zahlreichen Reisenden hervorgehoben worden, wie z. B. J. J. v. Tschudi schreibt: „Ich habe Chinesen gesehen, die ich auf den ersten Blick für Botokuden gehalten habe." Das führte auch Oskar Peschel dazu, in seinem Rassensysteme die Amerikaner zu den mongolischen Völkern zu stellen und sie nicht als besondere Rasse aufzuführen. „Der Beweis, daß die Urbewohner Amerikas über die Beringstraße zogen, liegt in ihrem mongolenähnlichen Typus", schreibt er.[3]) Daß indessen diese vermeintliche Tatsache, anthropologisch genommen, nicht richtig ist, braucht heute nicht mehr nachgewiesen zu werden. Ich verweise nur auf Paul Ehrenreich,[4]) dessen Arbeit in den Worten gipfelt: „Der Mensch ist erst auf amerikanischem Boden zum Amerikaner geworden in leiblicher Erscheinung, Sprache, Sitte und Kulturverhältnissen."

Bisher habe ich es gleichfalls vermieden, von der Beringstraße und ihrer Bedeutung für die Beziehungen der alten und neuen Welt zu sprechen, in denen sie eine große Rolle spielt, seit die Annäherung der beiden Kontinente hier erkannt wurde, was erst und nur allmählich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts der Fall war. Seicht ist die Straße

[1]) A. R. Hein, Mäander, Kreuze und Hakenkreuze in Amerika. Wien 1891.

[2]) O. Löw in Petermanns Mitteilungen, 1877, S. 138.

[3]) José Perez in Revue orientale et americaine, VIII, nach Morse, Was Middle America peopled from Asia? p. 10.

[1]) Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, II, S. 11.

[2]) Memoirs of the International Congress of Anthropology. Chicago 1893. p. 150.

[3]) Völkerkunde. 1. Auflage. S. 430.

[4]) Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens, 1897, S. 40. Vgl. auch Brinton, On the alleged Mongolian affinities of the American Race in Essays of an Americanist, 1890, p. 56.

und bei günstigem Wetter kann man hier die Küsten des einen Erdteiles von denen des anderen erblicken. Schon einer der frühesten Besucher dieser Straße, unser ausgezeichneter Landsmann Steller,[1]) erkannte: „Die Amerikaner, welche wir bei Schumachins Insel auf Amerika gesehen, sind den hiesigen Völkern (Kamtschadalen usw.) so gleich, wie ein Ei dem anderen", was von allen späteren Reisenden gleichfalls hervorgehoben wurde. Und je näher man forschte, desto mehr erkannte man, daß es hüben und drüben sich nicht um zufällige Analogien, sondern daß in der Tat es sich hier um vielleicht anthropologisch, sicher aber um ethnographisch und kulturell zusammengehörige Völker handle, die einerseits zwischen die nordamerikanischen Indianer, anderseits die Uralaltaier Sibiriens sich wie ein Keil auf beiden Seiten der Beringstraße und beiderseits an den Küsten nach Süden sich ausdehnend, einschieben. Hier waren, wie man bald erkannt hatte, zahlreiche Fragen von hoher Wichtigkeit zu lösen, hier mußte genaue methodische Forschung einsetzen, und daß dieses, seit 1897, mit überraschendem Erfolge der Fall gewesen ist, verdanken wir der Anregung und dem weitsichtigen Plane unseres Landsmannes Franz Boas. Er ist der eigentliche Urheber der in der wissenschaftlichen Welt schnell zu hohem Ansehen gelangten Jesup-Expedition, so genannt nach dem Präsidenten des American Museum of Natural History in New York, dem unermüdlichen Ornisator der systematischen Reisen nach Ostsibirien und den nordamerikanischen Küstenländern. Wenn auch noch nicht alle Ergebnisse der über sieben Jahre sich erstreckenden Reisen veröffentlicht sind, so liegt doch schon jetzt eine stattliche Reihe von Bänden vor, aus denen vieles klar wird über die Beziehungen der äußersten Ostasiaten zu den Nordwestamerikanern. Die Völker zu beiden Seiten der Beringstraße gehören, wie wir jetzt mit Bestimmtheit sehen, einer Rasse an, sich gleich im Typus und in vielen Kulturelementen. Es scheint, daß in älterer Zeit diese Gemeinsamkeit und Gleichheit noch eine viel größere war, als es heute der Fall ist, da von beiden Seiten, der asiatischen wie amerikanischen, fremde Elemente in die Beringsvölker eindrangen, dort Jakuten und Tungusen, in Amerika Eskimo, Athabasken und Salish. Aber trotzdem ist noch genug Ursprüngliches übrig geblieben, so daß wir die Einheit in Rasse und Kultur der beiderseitigen Bevölkerung erkennen können. Damit hat die Jesup-Expedition methodisch bewiesen, daß wenigstens an dieser Stelle eine enge Verwandtschaft zwischen Asiaten und Amerikanern stattfindet.

Auch die Sprachen treten hier bestätigend und ergänzend hinzu; die eng untereinander verwandten Sprachen der nordöstlichsten Asiaten — Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen — stehen denjenigen der ihnen benachbarten Sibirier ganz fremd gegenüber. Sie sind im Gegensatze zu diesen polysynthetisch, wie so viele amerikanische Sprachen, und müssen in einem breit angelegten linguistischen Systeme zu den amerikanischen gestellt werden. Was die rein anthropologischen Verhältnisse betrifft, so sind wir noch nicht im klaren, da das gesammelte Material noch nicht genügend verarbeitet ist, wiewohl die größte Ähnlichkeit der Typen hier wie da erkannt wurde. Auch die archäologische Forschung ist hier tätig gewesen, um in die frühgeschichtlichen Verhältnisse der Beringsvölker einzudringen, namentlich auf der amerikanischen Seite, wo erkannt wurde, daß offenbar ein Bevölkerungswechsel stattgefunden hat. Auf eine prähistorische, langköpfige, schmalgesichtige Bevölkerung ist eine rundköpfige, breitgesichtige, aus dem Inneren Nordamerikas stammende gefolgt, welche die ältere Küstenbevölkerung überschüttete und veränderte.[1])

Ganz anders als mißverstandene Parallelen und Analogien ist die Übereinstimmung von Mythen und Erzählungen zu beurteilen, welche eine richtige Verknüpfung der alten und neuen Welt darstellen, vor deren Verwendung aber nicht genug gewarnt werden kann, will man sie als Träger amerikanischer Kulturelemente ansehen. Schon früh ist auf deren Bedeutung hingewiesen und ihre Verbreitung auch als Beweismittel für den Zusammenhang der alt- und neuweltlichen Menschen hingestellt worden. Mit am frühesten wurden in dieser Beziehung die Flutsagen herangezogen, von denen wir, soweit Amerika in Frage kommt, mit Bestimmtheit sagen können, daß sie teils einheimischer Natur sind und auf örtliche Ereignisse zurückgehen, teils durch die spät hinzugezogenen biblischen Flutsagen beeinflußt sind.[2]) Auch die einheimischen Überlieferungen, welche von Einwanderungen fremder Völker in Mexiko und Peru berichten, von Schiffern, die von jenseits

[1]) Kamtschatka, S. 251 und 297.

[1]) Franz Boas, The Jesup North Pacific Expedition. International Congress of Americanists, 1902, S. 91 ff.

[2]) R. Andree, Die Flutsagen. 1891. — M. Winternitz, Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXXI, S. 305.

des Ozeans gekommen sein sollten, diese Länder besiedelten und ihnen Kultur brachten, sind lange durchaus unrichtig und oberflächlich gedeutet worden. Seit den tiefgründigen Untersuchungen von Seler, welche zeigen, daß solche Deutungen durchaus unrichtig sind, ist es nicht mehr nötig, auf sie einzugehen. [1])

Anders verhält es sich mit den Mythen und Sagen, die uns auf beiden Seiten der Beringstraße entgegentreten und die durchaus das bestätigen, was oben über den Zusammenhang der beiderseitigen Völker angeführt wurde. Unabhängig voneinander gelangten die russischen Forscher der Jesup-Expedition, Bogoras und Jochelson, in dieser Beziehung zu gleichen bedeutsamen Ergebnissen. Auf der asiatischen Seite haben Mythologie und Folklore der Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen und Jukaghiren durchaus nichts mit ihren sibirischen Nachbarn ural-altaischen Stammes zu schaffen. „The differences of both mythological circles," sagt Bogoras, [2]) „are so distinct and important, that one may almost assume that, from an ethnographical point of view, the line dividing Asia and America lies far southwestward of Bering strait, extending from the lower part of Kolyma river to Gishiga bay." Die im einzelnen durchgeführten Analysen der Erzählungen der beiderseitigen Völker — Bogoras hat über 500 gesammelt und veröffentlicht — beweisen dieses schlagend und ein Zweifel an der Zusammengehörigkeit ist nicht mehr möglich. Die Übereinstimmung reicht auf der amerikanischen Seite hinab bis nach Columbia. Vor allem ist es die Mythe vom Raben, Kutk, die oft mit bis ins kleinste stimmenden Einzelheiten von Kamtschatka bis zur Beringstraße und von dieser wieder an der nordwestamerikanischen Küste weit nach Süden reicht. Der Rabe ist beiderseits Schöpfer der Welt und der Menschen, er ist der Lichtbringer, von ihm stammen Sonne, Mond und Sterne, er hat Flüsse und Seen geschaffen, die Erde mit Tieren bevölkert. Und wenn er sein Werk vollendet, wird er der Donnervogel, der, von Wolken umgeben, im Himmel lebt.

Noch viel weiter aber erstrecken sich durch Wanderung und Ausstreuung, deren Wege oft kaum nachweisbar, die Mythen und Sagen fremden Ursprunges über den amerikanischen Kontinent bis tief in das Innere Südamerikas hinein, wo auch nordwestamerikanische Erzählungen wiederkehren, wie dieses neuerdings Paul Ehrenreich in einer vortrefflichen Arbeit nachgewiesen hat. [1]) Selbst altweltliche Elemente fehlen hier nicht, die zumeist mit nordostasiatischen und nordamerikanischen übereinstimmen, aber alle hinausgesät sind auf Wegen, die wir nur mutmaßen, selten nachweisen können, wohl zu einer Zeit, als die amerikanischen Kulturen schon fertig bestanden. Aber, und das muß zum Schlusse der Betrachtungen über die Mythenverbreitung strenge hervorgehoben werden, daß mit solchen Nachweisen altweltlicher Elemente in der neuen Welt keineswegs die Annahme eines asiatischen Ursprunges der amerikanischen Kultur erhärtet wird. Und so erklärt auch Ehrenreich am Schlusse seiner Mythenbetrachtungen mit vollem Rechte: „Je tiefer wir in das Wesen amerikanischer Kultur eindringen, desto eigenartiger, amerikanischer wird ihr Gepräge. Unter allen Umständen scheidet die Unkenntnis des Eisens, sowie das Fehlen der altweltlichen Kulturpflanzen und Haustiere in Amerika die Kulturkreise beider Hemisphären auf das allerschärfste."

Wenn wir dasjenige so strenge zurückgewiesen haben, was vorgebracht wurde, um den Kulturzusammenhang der Menschen in der alten und neuen Welt zu beweisen, so wissen wir uns darin eines Sinnes mit hervorragenden amerikanischen und deutschen Forschern und immer kleiner wird die Anzahl jener, welche noch alten Trugbildern nachjagen. Mehr und mehr befestigt sich die Ansicht vom Autochthonentum der amerikanischen Rasse und ihrer Kulturen und diese Annahme allein führt uns hinaus aus dem Labyrinthe der Meinungen, in dem wir so lange umherirrten. Nicht daß damit gesagt werden sollte, der amerikanische Mensch sei ursprünglich ohne Zusammenhang mit der übrigen Menschheit entstanden. Aus dem von der Wissenschaft angenommenen Urmenschen haben sich alle die verschiedenen Rassen, die heute die Erde bevölkern, entwickelt und insofern stehen auch die Amerikaner im Zusammenhange mit den Bewohnern der alten Welt. Aber, einmal differenziert, haben sie unter verschiedenen Lebensbedingungen auch eine verschiedene Entwicklung genommen. Die der Amerikaner war eine selbständige, von außen unbeeinflußte, so daß auf der westlichen Erdhälfte sich ein ureigenes Autochthonentum etwickelte.

Der Urzusammenhang wird begründet durch die geologischen Verhältnisse. In jüngeren geologischen Perioden bestand

[1]) E. Seler, Gesammelte Abhandlungen, II, S. 5 und 31.

[2]) American Anthropologist. New Series. V, p. 579.

[1]) Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker. Berlin 1905.

eine die nördliche Erdhalbe umfassende Landmasse, welche in sich das heutige Asien, Europa und Nordamerika vereinigte. Diese über den heutigen nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans in eozener Zeit ausgespannte Landbrücke dauerte in miozener und pliozener Zeit fort und schied den arktischen Ozean von dem südatlantischen und diese Brücke verbürgt den ursprünglichen einheitlichen Zusammenhang des Urmenschen der alten und neuen Welt. Vorhanden ist der Mensch, wie die Spuren beweisen, in Amerika am Schlusse der Eiszeit. Die Eiszeit oder die Eiszeiten sind in Nord- wie Südamerika nachgewiesen [1]) und zahlreich sind die Funde, die, unseren paläolithischen vergleichbar und ihnen oft gleichend wie ein Ei dem anderen, namentlich in Nord-, aber auch in Südamerika gemacht worden sind. Wie weit sie uns zurückführen, ist allerdings nicht immer klar, und über manche Funde schwebt der Streit noch vor dem Richter, so über die menschlichen Reste in der Goldminenregion Kaliforniens, unter denen sich solche befinden, die aus Schächten in großer Tiefe stammen, aus Lagern, die von tertiären Laven überdeckt sind. Auch der berühmte Calaveras-Schädel wird hierhin gerechnet. Aber das Für und Wider bezüglich des Alters schwankt. [2]) Die ausgedehnte Lößformation im mittleren Teile der Vereinigten Staaten birgt viele alte Artefakte. Eine sicher vom Schlusse der Eiszeit datierende prähistorische Herdstelle wurde beim Brunnengraben am Ontariosee aufgefunden und vom Geologen Gilbert beschrieben. [3]) Im Löß und den Kiesen von Ohio und Indiana kamen die zugeschlagenen Steingeräte paläolithischen Charakters zutage und die von Abbot in den Kiesen von Trenton am Delaware in New Jersey zeigten den type cheléen, die allein eine große Literatur hervorgerufen haben. [4]) Die Trenton-Paläolithen sind zumeist aus Quarzit hergestellt und ihre Übereinstimmung mit den europäischen betonte schon 1888 Mc Gee. Seitdem sind gleichalterige Artefakte von Little Falls in Minnesota, in Jackson County (Indiana), Loveland in Ohio und anderwärts nachgewiesen. Man kann nicht länger daran zweifeln, daß in einer Epoche, die für Amerika unserer paläolithischen gleicht, der Mensch dort schon vertreten war. Darüber sind zuständige amerikanische Gelehrte, wie Putnam, Wright, Haynes u. a. nach Prüfung der geologischen Verhältnisse und der gefundenen Instrumente einig. Bestätigend tritt hinzu, daß die Steingeräte, welche wir in den Mounds der Vereinigten Staaten finden und die von den Vätern der heutigen Indianer erbaut wurden, einen weit jüngeren Charakter tragen, einen neolithischen, wie die Geräte der späteren Indianer. Ein Steinartefakt paläolithischen Charakters ist aber in den Mounds niemals gefunden worden. [1]) Die Funde haben sich in der letzten Zeit so gehäuft, die paläolithischen Werkstätten mit ihren Abfällen sind aufgefunden, daß wir kaum noch daran zweifeln dürfen, sie als Beweise des eiszeitlichen Menschen in Nordamerika anzusehen. [2]) Indessen auch Südamerika hat uns seine prähistorischen Menschenspuren offenbart, worüber die Arbeiten von Ameghino und Burmeister Auskunft geben. Knochen- und Steingeräte rohester Form sind in der Pampasformation zusammen mit den Resten des ausgestorbenen Pferdes und des Glyptodon gefunden worden und nach den stratigraphischen Verhältnissen stehen diese Funde im Zusammenhange mit den Ablagerungen des zurückgegangenen großen Australgletschers. [3])

Haben wir so den Menschen in Amerika in diluvialer Zeit anzunehmen, wie die Steinartefakte beweisen, so treten dazu noch bestätigend seine erhaltenen Reste; dahin gehört in erster Linie eine Reihe von gut erhaltenen Schädeln aus Nord und Süd, die allerältesten Reste des Menschen in Amerika, wenn auch ihr diluviales Alter nicht immer zweifellos ist. Kollmann, welcher eine Anzahl derselben untersucht hat, kommt dabei zu folgendem Ergebnisse: [4]) „Die Abarten des amerikanischen Menschen zeigen schon zur Zeit des Diluviums dieselben Gesichts- und Schädelformen wie heute. Sie tragen schon

[1]) G. F. Wright, The Ice Age in North America. New York 1890.

[2]) Holmes, Revision of evidence relating to auriferous gravel Man in California. American Anthropologist N. S., vol. I, p. 107 und 614 (1899).

[3]) The Geologic History of a prehistoric hearth found in western New York. American Anthropologist, II, p. 173 (1889).

[4]) Verzeichnet von A. Hrdlička in Bull. Amer. Mus. of Natural History, vol. XVI, p. 57—62 (1902).

[1]) Es hat nicht an Zweiflern gefehlt, welche die Paläolithen von Trenton als jüngere Artefakte ansehen wollen und auf Indianer zurückführen. Holmes, Are the traces of Man in the Trenton Gravels? Journal of Geology, vol. I, p. 15 (1893). Etwas besser beurteilt Holmes die paläolithischen Funde aus Ohio, von denen er aber nur wenige bis zur Eiszeit zurückführen möchte. Traces of glacial man in Ohio. Journal of Geology, vol. I, p. 147.

[2]) Zur Kritik vgl. H. C. Mercer, The antiquity of man in the Delaware valley and the eastern United States. Publications of the University of Pennsylvania, vol. VI (1897).

[3]) Florentino Ameghino, La Antiguedad del Hombre en el Plata. Buenos Aires 1880.

[4]) Zeitschrift für Ethnologie, XVI, S. 210 (1884).

die Merkmale der Indianer an sich. Der Mensch ist also nicht nur ein alter Gast in Amerika, sondern er ist auch schon im Diluvium mit den nämlichen, noch heute unverkennbaren Rassenmerkmalen ausgestattet.“ [1])

Wir wissen also, daß die amerikanische Rasse seit diluvialer Zeit ihren Kontinent bewohnt, und wenn sie auch stark einheitliche Züge besitzt: das dunkle, glatte Haar, das schwere, breite Gesicht, die kräftige Nase und den vollen Mund, so hat sie doch im Verlaufe der Zeit aus sich heraus Varietäten gebildet, die in bezug auf die Hautfarbe, Kopfform und Körperproportionen untereinander abweichen. Zu deren Herausbildung gehörten aber gewaltige Zeiträume und so wird auch die Varietätenbildung ein Beweis mehr für die uralte Ansässigkeit der Amerikaner auf ihrem Boden. Und das gleiche gilt von den zu großer Mannigfaltigkeit herausgebildeten Sprachen.

In prähistorischen Zeiten scheint die Abgeschiedenheit der Amerikaner von der übrigen Menschheit eine vollständige gewesen zu sein. Sichere Kunde über echte Berührungen tritt erst im Mittelalter mit den skandinavischen Fahrten ein. Die Kulturentwicklung war eine selbständige und die Gründe für eine gegenteilige Auffassung, die wir anführten und als hinfällig bezeichneten, erscheinen gering, dürftig gegenüber dem, was an eigener, uramerikanischer Leistung vorliegt. Es ist ein methodischer Grundfehler, wenn jene, die auf Ableitung der amerikanischen Kultur aus der alten Welt bestehen, die ungeheure Mehrheit der Abweichungen und originalen Leistungen völlig außer acht lassen. Man vergleiche nur, was unter dem Gesichtspunkte der völligen Verschiedenheit von altweltlichen Einrichtungen und Bräuchen von Lewis H. Morgan für die Originalität der Regierungsform und der häuslichen Architektur, von Stewart Culin für die Spiele, von Bandelier für die Eigentumsverhältnisse und das Kriegswesen, von Gustav Brühl für die sozialen Verhältnisse in Mexiko und Peru nachgewiesen wurde. Und dann, warum sollten die fremden Kulturträger aus allen Weltenden immer nur ein einzelnes Gerät, eine einzelne Sitte, einen einzelnen religiösen Brauch, ein einzelnes Wort nach Amerika übertragen, aber die allerwichtigsten und den Amerikanern notwendige Dinge, wie Eisen und Haustiere, unberücksichtigt gelassen haben? Wo bleibt jener, die eine altweltliche Kulturübertragung nach Amerika annehmen, der Gedanke, daß auch ein Volk aus sich selbst heraus eine kulturelle Entwicklung haben könne, wie sie bei anderen Völkern nicht angezweifelt wird? Nur die isolierten Amerikaner, die erst seit 400 Jahren in unseren Gesichtskreis treten, sollten nicht auf ihrem Boden erwachsen und dort sich entwickelt haben, ihnen mutete man alle möglichen Väter und eine Buntscheckigkeit von Kulturelementen zu, nach, wie ich gezeigt zu haben glaube, durchaus falscher Methode. Wenn in der Kulturentwicklung der alten Welt ein Volk auf den Schultern des anderen steht, so ist dieses verständlich; bei dem isolierten Amerika aber können wir dieses nicht annehmen, müssen dann aber seine Kultur, die es rein aus sich selbst entwickelte, um so höher anschlagen.

Es ist eine wissenschaftliche Errungenschaft unserer Zeit, daß gegenüber den früher herrschenden falschen Ansichten die Überzeugung vom Autochthonentume des amerikanischen Menschen und der Selbständigkeit seiner Kultur zum Durchbruche gekommen ist. Und wenn einer unserer ersten Amerikanisten sagt, daß auch auf dem hier behandelten Gebiete der amerikanischen Kulturen die Monroedoktrin herrschen müsse, „Amerika den Amerikanern“, so kann ich mich dem aus vollster Überzeugung nur anschließen.

2. Herr Prof. Karl Fuchs in Preßburg übersendet folgende Mitteilung über:

Die Versetzungsornamentik.

In den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, 1905, VI, macht es Herr Oberstabsarzt Dr. Wilke wahrscheinlich, daß die unteren Donauländer die Heimat einer neolithischen Ornamentik waren, die darauf beruht, daß eine Reihe konzentrischer Kreissysteme der Länge nach durchschnitten und die beiden Telle gegeneinander versetzt werden. Herr Julius Teutsch in Kronstadt hat wiederholt betont und gezeigt, daß die neolithische Ornamentik im südöstlichen Siebenbürgen nie ausgestorben ist und heute noch lebt, und auf Grund der mit Herrn J. Teutsch gemeinsam betriebenen Studien glaube ich wahrscheinlich machen zu können, daß das Wilkesche Versetzungsprinzip wenigstens in der Gegend des Beresecs noch vor 100 Jahren nicht vollständig erloschen war. Ich berufe mich dabei in erster Linie auf unsere gemeinsame

[1]) Auch der fossile Schädel von Lansing, den Kollmann noch nicht berücksichtigen konnte, stimmt durchaus mit jenen der heutigen Indianer. (Holmes in American Anthropologist N. S., IV, p. 143, und A. Hrdlička, das., V, p. 329). Dagegen stimmen die Schädel von Burlington County nicht. The skulls belong to another race than the Lenape or any eastern Indians. (Hrdlička, The crania of Trenton and their bearing upon the antiquity of man. Bull. Amer. Mus. of Natural History, XVI, p. 23 (1902).

Arbeit „Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras“ in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, 1905.

Im zitierten Aufsatze zeigt Abb. 34 eine buchene Truhe aus Simon bei Törsburg. Sie zeigt die typische Truhenform dieser Gegend in der ursprünglichsten Gestalt. Die schönen Truhen der Bukowina zeigen durchwegs eine viel spätere, weniger edle Form dieses Typus. Die Längsseite unserer Truhe besteht nur aus zwei Brettern. Das ist eine sehr seltene Ausnahme; in der Regel besteht sie aus drei Brettern, die mit Fuge und Feder ineinandergreifen, und abweichend von unserer Truhe zeigt sehr oft jedes Brett eine gesonderte, selbständige Ornamentierung. Diese Ornamentierung wird wahrscheinlich eingeschnitten, ehe die Truhe zusammengesetzt wird. Das Instrument, mit dem sie eingeschnitten wird, muß dem Löffelbohrer oder „Röhre“ der Drechsler ähnlich sein, denn der Querschnitt der etwa 2 *mm* breiten Furchen ist muldenförmig, etwa wie wenn man mit dem Finger in Ton eine Furche ritzt. Die geraden Linien sind aus freier Hand geschnitten und darum oft unklar, bei den Bögen aber scheint eine Schnur als Führung gedient zu haben, wie man ja auch heute im Garten Kreise anzeichnet. Das Ziehen der Kreise scheint leichter zu sein als das Ziehen gerader Linien, denn als dem Meister unserer Truhe die Geduld ausging, hudelte er Kreise und Bögen hin; begonnen aber hatte er (oben links) ein geradliniges Ornament. Aus dieser Leichtigkeit der Herstellung erklärt sich auch die Vorliebe für Ornamente aus Kreisbögen, wie sie die Geschirrständer der Beresecsgegend zeigen.

Am Geschirrkantchen Abb. 29 fällt die Vorliebe für Halbkreise mit dem Zentrum im Brettrande auf. Diese Vorliebe erklärt sich aus der Technik des Kreisschneidens. Der Meister schlug wohl einen Nagel in den Tisch, um den der Führungsfaden geschlungen war; er setzte dann einen Punkt des Brettrandes nach dem anderen an den Nagel und schnitt die Halbkreise. Etwas anders werden, wie es scheint, die Bögen in Abb. 31 II gezogen. Bei solchen Ornamenten, deren Bögen im Brette selbst das Zentrum haben, fand ich selten die Zentrumsmarke, die Nagelspur. Es scheint, daß in diesem Falle der Meister die Führungsschnur einfach mit dem Finger, mit dem Fingernagel niederdrückte. So erklärt es sich auch am einfachsten, daß an der Truhe Abb. 34 unten links, wo der Meister hudelte, jeder Bogen ein anderes Zentrum hat.

Der Geschirrständer Abb. 29 zeigt zwei horizontale Brustleisten mit Randbogenmuster. Wenn zwei solche Leisten vor der Fügung des Kästchens aneinander gestoßen wurden, dann ergaben sich ganz von selbst die von Wilke entwickelten Ornamente. Nach dieser Auffassung stammen die Versetzungsornamente aus der Holztechnik, und zwar aus der Buchenholztechnik, wie sich wahrscheinlich machen läßt. Die Truhe von Simon, wie alle alte Truhen der Beresecsgegend, ist aus Buchenholz ohne Säge, nur mit dem Beile hergestellt. Es ist charakteristisch für den Siebenbürger Rumänen, daß er die Säge auch dann nicht gebrauchen will, wenn er sie hat, mit dem Beile aber — das noch vor 50 Jahren auch seine Nationalwaffe war — Unglaubliches leistet. In Buchenholz lassen sich nun die Beresecsornamente leicht und schön einschneiden; aus Eichenholz lassen sich nur sehr schwer dünnere Bretter gewinnen, in Nadelholz kann man aber unsere Ornamente gar nicht richtig einschneiden. So scheint es denn wahrscheinlich, daß die Heimat der Versetzungsornamentik ein Buchenland ist.

Für die Wilke'sche Theorie spricht ganz besonders klar die Brustleiste Abb. 32, die in Wirklichkeit etwa 13 *cm* breit ist. Sie sieht aus, als wäre sie aus zwei aneinander gestoßenen, durchaus heterogenen Leisten zusammengesetzt, die beide Randbogenornamente, aber ganz verschiedener Art, tragen. Dennoch besteht die Leiste nur aus einem einzigen Stücke. Der Strich, in dem scheinbar zwei Leisten zusammenstoßen, ist nur eingeschnitten und ist die Wilke'sche Leitlinie. Es ist kaum denkbar, daß jemand ein so sinnloses Bogenornament ersinnen konnte, der nicht gewohnt ist, gegeneinander versetzte Randbogenornamente zu sehen. Diese Leiste ist keineswegs ein Unikum; ich habe deren mehrere gesehen, leider aber nur diese eine als unverstandenes Kuriosum abgezeichnet. Die Leitlinie unserer Leiste scheint mir eine Hilfslinie zu sein, die es ermöglichen soll, die anstoßenden unteren Bögen in gleicher Höhe zu zeichnen.

Auch die Vorliebe für halbe, nicht ganze Kreise erklärt sich aus der Technik. Wenn man den Führungsfaden im Zentrum mit dem Finger niederdrückt, kann man überhaupt nur einen halben Kreis schneiden. Um die zweite Hälfte des Kreises zeichnen zu können, muß man das ganze Brett umkehren. Wenn das geschehen ist, steht man vor einer lästigen Aufgabe: der zu zeichnende Bogen soll mit beiden Enden an den gezeichneten Bogen stoßen, und da ist es schwer, für Faden und Finger den richtigen Ansatz, das richtige

Zentrum zu finden und festzuhalten. Viel einfacher ist es aber, versetzte Halbkreise zu schneiden, denn wenn der erste Halbkreis gezogen ist, braucht der zweite Halbkreis sich nur mit einem Ende anzuschließen; das andere Ende dient dann als Ansatz für den dritten Bogen und so kettenartig weiter.

Was ich bisher über das Bogenschneiden als Hypothese ausgesprochen habe, spreche ich auf Grund praktischer Versuche aus, die ich angestellt habe.

Schließlich seien noch einige Bemerkungen zum Wilke'schen Aufsatze gemacht. Zu Spiralornamenten gehört eine gewisse geistige Disposition, die die Deutschen nicht haben, die aber heute noch bei den Slawen sehr stark ist. Vor etwa 40 Jahren war ich an einem Samstage in Modern, einem einst deutschen, heute slowakischen Städtchen in den kleinen Karpathen. Die Mädchen kamen mit Wassergefäßen, die im Boden ein Loch hatten, und besorgten die Besprengung des sehr breiten, ungepflasterten Gehweges vor dem Hause derart, daß sie verwickelte Spiralornamente gossen. Allwöchentlich wiederholt sich im Sommer der Wettstreit der Mädchen im Ersinnen von Ornamenten. Manches Ornament ist so reich gegliedert, daß das Mädchen ihr Ornament wie einen Teppich über die ganze breite, staubige Fahrstraße breitet. Die Kunst, Schnüre, namentlich Goldschnüre, in Spiralornamenten auf Kleider zu nähen, könnte man heute eine speziell slawische Kunst nennen; außer bei den Südslawen findet sie sich auch in reicher Entwicklung in Mähren. Das spricht sehr für die Wilke'sche Hypothese, daß die unteren Donauländer die Heimat der Spiralornamente sind.

Eine andere Bemerkung bezieht sich auf das Versetzungsprinzip. Dieses scheint in der von Herrn J. Teutsch entdeckten großen Tonwarenfabrik von Erösd eine extreme Ausbildung erfahren zu haben. Zahlreiche Stücke der Teutsch'schen Sammlung zeigen eine so bizarre Ornamentierung, daß man meint, der Meister habe die Stücke eines zerbrochenen Gefäßes absichtlich falsch zusammengefügt und daraus seine Motive geschöpft. Dieser Auffassung kommt nun eine heute noch in Fogaras übliche und von Herrn Teutsch bemerkte Technik entgegen. Die Bauernhäuser wurden noch vor 100 Jahren aus Hürden (Weidengeflecht) hergestellt, die dick mit Lehm beworfen wurden. Damit nun der Lehm nicht rissig werde und abfalle, wurden zuweilen Scherben von roten Tongefäßen, etwa von der Größe einer halben Hand, mosaikartig dicht aneinander an den Lehmbewurf gedrückt. Wir haben nur mehr einige Giebelwände in dieser schönen Technik ausgeführt gesehen.

Solche rote Wände sind weit ebener als einfache Lehmwände und sind unverhältnismäßig dauerhafter. Ich halte diese Technik für den Ursprung des Mosaiks. Wenn man nun annimmt, daß zu solchen Mosaikwänden einst die Scherben bemalter, ornamentierter Gefäße genommen wurden, dann erscheinen die merkwürdigen Versetzungsornamente von Erösd verständlich: sie erschienen zu ihrer Zeit nicht als Absonderlichkeiten, sondern sie zeigten nur, was man täglich an der eigenen Hauswand sah.

3. Wir entnehmen einem Briefe von Herrn Dr. Pöch aus Sydney vom 8. August an Prof. Penck folgendes über den Fortgang seiner anthropologischen Forschungen:

Mitte Juni (am 21.) kam ich hier in Sydney an. Das letzte Vierteljahr brachte ich im Bismarck-Archipel, und zwar vornehmlich in Neu-Mecklenburg (Neu-Irland) zu. Ich hatte Namatanái im mittleren Teile von Neu-Mecklenburg (Regierungsbezirk Neu-Mecklenburg-Süd) zu meinem Standquartiere erwählt und von dort mehrere Touren gemacht.

Das Terrain ist viel leichter als in Neu-Guinea; längs der Wege ist oft von den Eingeborenen, auf Veranlassung der Regierung, ein Aushau gemacht. Obzwar also in einem schon etwas zivilisierten und mehr oder weniger bekannten Lande wandelnd, kam ich doch oft noch in Gebiete, die bisher noch von keinem Europäer betreten waren. Die Eingeborenen von dieser ziemlich dicht bevölkerten Insel lassen sich schon seit langem zur Arbeit anwerben. In ihre Heimat zurückgekehrt, leben sie aber noch wesentlich in ihren alten Sitten fort. Nur hin und wieder sieht man ein Haus nach Neu-Guinea- oder Fidschi-Art erbaut oder findet Früchte, die von anderswo importiert sind. Der früher allgemein verbreitete Kannibalismus hat aufgehört, soweit der Einfluß der Kolonisation reicht. Die Wesleyanischen Missionäre mit ihren Lehrern aus Fidschi haben ein Netz von Stationen fast über die ganze Insel ausgebreitet.

Wenn man die Neu-Mecklenburger mit den Papuas von Potsdamhafen oder Friedrich-Wilhelmshafen vergleicht, so ist ihre viel größere Anpassungsfähigkeit an die europäische Zivilisation sehr auffallend.

Was die anthropologischen Merkmale, den „Typus" der Leute betrifft, so möchte ich in ihnen die besten Vertreter der Melanesier sehen, im Gegensatze zu den Papuas auf Neu-Guinea.

Während eines darauffolgenden kürzeren Aufenthaltes in Herbertshöhe (Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern) konnte ich unter den dortigen Polizeisoldaten und Plantagenarbeitern eine ganze Sammlung der verschiedenen Inselvölker sehen, photographieren und messen: Neu-Pommern (Neu-Britannier), Salomons-Insulaner, Admiralitätsleute und sogar Vertreter der kriegerischen und unzugänglichen St. Mathias-Insulaner. Im Anfange meines Aufenthaltes hätte mich eine solche Völkermischung nur verwirrt und jede Arbeit hätte wenig Erfolg gehabt. Nun waren mir aber die Grundtypen der verschiedenen Rassen schon geläufig und ich wußte das auszuwählen, was typisch und neu war.

Einerseits der äußeren Notwendigkeit gehorchend, da die englische Linie, welche die Verbindung zwischen Deutsch- und Englisch-Neu-Guinea hergestellt hatte, diese Schiffe zurückzog, teils aus einem inneren Drange, den australischen Ureinwohner wenigstens einigermaßen kennen zu lernen, um ihn zum Vergleiche mit dem Papua heranziehen zu können, hatte ich meinen ursprünglichen Plan, nach dem deutschen gleich den englischen Teil von Neu-Guinea zu besuchen, abgeändert und war zunächst hieher nach Sydney gefahren.

Bisher hatte ich schon Gelegenheit, Eingeborene von Neu-Süd-Wales im Clarencedistrikt zu sehen.

Der Umstand, daß ich die papuanische und die australische Rasse unmittelbar hintereinander sah, war besonders günstig, um die Unterschiede gut beurteilen zu können. Man kann die beiden Rassen nicht ohne weiteres auseinander ableiten, sondern bei den Papuas ist außer einer starken Variation auch noch eine fremde Beimischung anzunehmen.

Später gedenke ich, nach Britisch-Neu-Guinea und von da nach Thursday Island zu fahren.

Während meiner Wanderungen in dem mittleren Teile von Neu-Irland (Neu-Mecklenburg) führte ich genaues Tagebuch und machte auch von den nicht gut bekannten und den bisher ganz unbekannten Strecken Itinerare und Skizzen. Ich habe alles das und die verschiedenen Beobachtungen, die ich machen konnte, auf mehr als 60 Quartseiten ziemlich geordnet aufgezeichnet. Es wäre nur das Material etwas zu sichten, kleine Abänderungen vorzunehmen und die dazugehörigen Photographien einzuschalten. Da mir dies aber immerhin mehrere Tage kosten würde und ich keine Eile damit habe, hebe ich die Manuskripte so auf, wie sie sind, und gedenke, das Weitere mit Ihnen zu besprechen, sobald ich zurück bin.

Die Zahl der exponierten (und entwickelten) Negative hat 830 erreicht; es sind auch Landschafts- und Vegetationsbilder darunter. Neuestens arbeite ich auch mit einer Stereoskopkamera, die sich namentlich für anthropologische Aufnahmen (Prognathie, Augenbrauenwülste) sehr bewährt.

An die Akademie der Wissenschaften habe ich bereits einen Bericht über meine gesamte Tätigkeit in Neu-Guinea abgeschickt; einen zweiten über den Bismarck-Archipel lasse ich folgen."

Ausschußsitzung am 19. Dezember 1905.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Gestorben seit der letzten Ausschußsitzung: das wirkliche Mitglied Universitätsprofessor Dr. Josef R. v. Metnitz in Wien.

Ausgetreten: die wirklichen Mitglieder Herr Gerard Gutherz und Eduard Glassner.

Neuaufgenommen wurden als wirkliche Mitglieder die Herren: Desider Kallai, Numismatiker in Wien; Dr. Josip Purić, Universitätsprofessor in Agram; Dr. A. Pilsack in Salzburg; Hermann Schickinger, Gymnasialprofessor in Linz; F. X. Linde, Apotheker in Melk; Sándor Wolf, Großhändler in Kismarton; Ludwig Lamprecht, Ministerialsekretär in Wien; Albert Belani, Ingenieur in Wien; Dr. Wilhelm Wallisch in Wien; Dr. Alfred Nagl, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien; Dr. Alexander Pilcz, Privatdozent und Leiter der ersten psychiatrischen Klinik in Wien, und Frau Margarethe Dreher in Klein-Schwechat.

2. Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr Regierungsrat F. Heger über Ersuchen des Präsidiums die Vertretung der Gesellschaft auf dem Congrès international d'expansion économique mondiale in Mons übernommen hatte.

3. Der Vorsitzende teilt mit, daß Herr Dr. Paul Cohn der Gesellschaft Guanchenschädel zum Geschenke gemacht hat und er (Vorsitzender) selbst die Bearbeitung derselben übernehmen wird. Herr Hofrat Reinisch erklärt sich bereit, einen linguistischen Anhang zu dieser in den Mitteilungen zu veröffentlichenden Arbeit zu liefern.

4. Mit der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio und der Geographischen Gesellschaft in Lübeck wird der Schriftentausch bewilligt (mit letzterer bloß gegen die Sitzungsberichte). Die Kosten übernimmt die k. k. Hofbibliothek. Ebenso wird einem Schriftentauschansuchen von „Unser Egerland" stattgegeben. Die Ansuchen der „Pracownia antropologiczna przy Muzeum Prumyslu i Rolnictwa" in Warschau, der königl. dänischen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Kopenhagen und des Museo nacional de Montevideo werden abgelehnt.

5. Von Herrn Ingenieur Dachler liegt ein Bericht über den Fortgang des Werkes „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn" vom 8. November 1905 vor: „Der Textband ist zum größten Teile in Druck, die Beilagen für Abbildungen und Texttafeln nahezu fertig. Die Vollendung desselben dürfte, wie letzthin in Aussicht gestellt, mit Ende des Jahres erfolgen. Nachdem das fünfte (letzte) Tafelheft bereits vorliegt, wird die Versendung nach Jahresschluß erfolgen."

6. An mehrere Autoren werden Klischees zu Publikationszwecken verliehen.

7. Es wird über Vorschlag des Vorsitzenden beschlossen, dem Sektionschef im gemeinsamen Ministerium v. Horowitz für seine Bemühung um die gemeinsame Exkursion der Wiener und Deutschen Anthropologischen Gesellschaft im verflossenen September den Dank der Gesellschaft schriftlich besonders auszudrücken.

Monatsversammlung am 16. Jänner 1906.

1. Herr Dr. Bernhard Sperk hält einen Vortrag über

die sogenannten Mongolenflecke

und demonstriert dieselben an mehreren Kindern.

2. Herr Dr. Alexander Pilcz hält einen Vortrag über

Vergleichende rassenpsychiatrische Studien.

Der Vortragende veröffentlicht hierüber ein demnächst bei Deuticke, Wien und Leipzig, erscheinendes Werk: „Beiträge zur vergleichenden Rassenpsychiatrie", auf welches wir verweisen.

Ausschußsitzung am 6. Februar 1906.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder Dr. Hans Fehlinger, Prof. A. R. Hein, Dr. H. v. Hoelder, Dr. Emerich Kohn, Franz Krammer, Prof. Dr. Robert v. Schneider. Die Mitgliedschaft des Hofrates A. Makowsky wird auf die Lehrkanzel für Mineralogie und Geologie an der technischen Hochschule in Brünn übertragen.

2. Beratungen, betreffend die von der Jahresversammlung vorzunehmenden Wahlen. Exz. v. Inama-Sternegg legt anläßlich seines Abganges aus Wien seine Stelle als Vizepräsident nieder. Als Rechnungsrevisor an Stelle des ausgetretenen Prof. Dr. A. R. Hein wird Herr Dr. Karl Ausserer vorgeschlagen.

3. Herr Hofrat Dr. A. Penck zeigt an, daß er infolge seines Abganges nach Berlin die Funktion als Ausschußmitglied niederlege. Es wird beschlossen, ihm den Dank für seine Tätigkeit im Interesse der Gesellschaft auszusprechen.

4. Über Ansuchen der Firma W. Hamburger wird derselben infolge der Erhöhung der Buchdruckerlöhne ein 5%iger Zuschuß bewilligt.

5. Mit dem Ethnological Survey in Manila wird der Schriftentausch auf Kosten des Hofmuseums bewilligt.

6. Als Delegierter für den heuer in Wien abzuhaltenden Geschichtstag wird Prof. Dr. R. Much gewählt.

7. Der Vorsitzende spricht dem scheidenden Vizepräsidenten Exz. v. Inama-Sternegg den Dank der Gesellschaft für seine vieljährigen wertvollen Dienste aus. Exz. v. Inama sichert der Gesellschaft auch für die Hinkunft seine Unterstützung zu.

Monatsversammlung am 13. Februar 1906.

Herr Dr. Emil Goldmann hält einen Vortrag über

Herdkette und Kesselhaken im Glauben und Recht der Vorzeit.

Ausschußsitzung am 6. März 1906.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Ausgetreten sind bzw. gestrichen wurden 1 unterstützendes und 6 wirkliche Mitglieder. Gestorben ist das korrespondierende (zugleich wirkliche) Mitglied Prof. Dr. J. N. Woldřich in Prag.

Als neue Mitglieder werden aufgenommen: das Field Columbian Museum in Chicago (pro 1905), Herr Emil Colerus v. Geldern, k. u. k. Oberst und Kommandant der 43. Infanteriebrigade in Kaschau, und Herr Marino Lusy in Triest.

2. Beratung der Wahlvorschläge für die Jahresversammlung.

3. Herr Dr. Otto Müller erklärt seinen Verzicht auf das Amt des Rechnungsführers. Der Vorsitzende Hofrat Toldt spricht demselben bei diesem Anlasse den Dank der Gesellschaft für seine vieljährige Tätigkeit als Rechnungsführer aus.

4. Rechenschaftsbericht pro 1905.

5. Es wird beschlossen, die Publikation der prähistorischen Funde auf dem Leopoldsberge, welche in den „Mitteilungen" erfolgen sollte, gegen Ersatz der bereits erwachsenen Auslagen der Österreichischen Leo-Gesellschaft zu überlassen.

Jahresversammlung am 20. März 1906.

Der Präsident Hofrat C. Toldt eröffnet die Versammlung, konstatiert die Beschlußfähigkeit derselben und begrüßt Herrn Prof. Thilenius, welcher den wissenschaftlichen Vortrag für die heutige Versammlung bereitwilligst übernommen hat.

Zum 1. Punkte der Tagesordnung übergehend, erstattet der Präsident den folgenden

Bericht
über das abgelaufene Gesellschaftsjahr.

Hochverehrte Anwesende!

Vor allem habe ich über die empfindlichen Verluste zu sprechen, welche unsere Gesellschaft durch den Tod hervorragender und verdienstvoller Mitglieder erlitten hat.

Auf das schmerzlichste wurden wir berührt durch das am 13. Juni 1905 erfolgte Ableben Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Josef, welchen unsere Gesellschaft seit dem Jahre 1895 zu ihren Ehrenmitgliedern zählen durfte.

Am 2. März 1833 als der Sohn des „großen Palatins" Josef zu Preßburg geboren, ist Erzherzog Josef trotz des hohen Ranges seines Vaters inmitten der Dorfjugend von Alcsuth aufgewachsen und hat so schon in seinen Knabenjahren den innigsten Kontakt mit dem ungarischen Volke gewonnen. An diesem hing er mit allen Fasern seines edlen Herzens sein ganzes Leben lang. Und das Volk vergalt ihm dies mit treuer, liebevoller, ja geradezu schwärmerischer Verehrung und Anhänglichkeit. Sein ganzes Sinnen und Trachten war dahin gerichtet, sich seinem Volke nützlich zu erweisen, das Wohl desselben zu fördern und zu mehren. Er tat dies nicht nur durch Aufmunterung und Belehrung, sondern vorzüglich dadurch, daß er, stets persönlich eingreifend, selbst mit gutem Beispiele voranging und reiche Geldmittel zu diesem Zwecke verwendete.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Hebung und der rationelle Betrieb der Landwirtschaft, insbesondere der Hortikultur, eine Grundbedingung für die Wohlfahrt des Landes sei, wendete er seinen eigenen Landgütern die größte Sorgfalt zu und gestaltete dieselben zu wahren landwirtschaftlichen Hochschulen aus. Er begründete und förderte das Feuerwehrwesen im ganzen Lande, nachdem er schon in den siebziger Jahren die erste ungarische Feuerwehr in Alcsuth organisiert hatte. Als zielbewußter Schätzer der Arbeit pflegte und übte er persönlich die Kunstdrechslerei, und zwar mit namhaftem Erfolge.

Während er so allenthalben selbst Hand anlegte, verstand er es aber auch meisterhaft,

für seine Ideen durch Wort und Schrift werbend einzutreten, wofür eine Anzahl von Abhandlungen über landwirtschaftliche Probleme (z. B. über Versuche zur Akklimatisierung von Pflanzen, 1885), ferner über das Feuerwehrwesen u. a. m. Zeugnis geben.

Das lebhafte Interesse, welches der Erzherzog der prähistorischen Forschung entgegenbrachte, hat er unter anderem durch seine 1870—1871 erschienenen Berichte über die Ausgrabungen in Alcsuth bekundet.

Auf das innigste verwachsen mit Land und Leuten, wurde er ganz besonders durch die Eigenart der Sitten und Gebräuche des Volkes angezogen, welche er zum Gegenstande liebe- und verständnisvoller Beobachtung machte. Vor allem hatte es ihm das Volk der Zigeuner angetan. Er betrachtete es als eine seiner Lebensaufgaben, die Eigentümlichkeiten dieses Volkes nach jeder Richtung hin eingehendst zu durchforschen, um daraufhin die für Ungarn bedeutungsvolle Zigeunerfrage einer günstigen Lösung zuzuführen.

Als erste Frucht seiner diesbezüglichen Studien erschien im Jahre 1888 seine „Zigeuner-Grammatik“ [1]), mit welcher sich der Erzherzog in die vorderste Reihe der Ethnographen stellte. Fachkundige sagen, daß sie weit über den Rahmen einer Grammatik hinausrage und bezeichnen sie als eine gründliche überreiche Enzyklopädie des Zigeunerwesens, als ein Quellenwerk ersten Ranges. In Anerkennung dieser wissenschaftlichen Leistung wählte die ungarische Akademie der Wissenschaften den Erzherzog zu ihrem Ehrenmitgliede, nachdem er ihr bereits seit 1881 als Direktionsmitglied angehört hatte.

Es folgten noch mehrere Veröffentlichungen über dieses Thema, teils als selbständige Werke, teils als Abhandlungen in Zeitschriften. Es seien davon nur erwähnt: „Original-Zigeunerbriefe“ (1890) und das größere Werk: „Über die Zigeuner“, Geschichte, Lebensweise, Volksglaube, Volksdichtung, Musik, Sprache und Literatur, herausgegeben 1894, unter Mitwirkung von Heinrich Wlislocki.

Daß die praktischen Versuche, wandernde Zigeuner in Alcsuth zu kolonisieren, nicht zu dem gehofften Erfolge geführt haben, ist bekannt.

Hat sich so die Wirksamkeit Erzherzog Josefs im wesentlichen auf ungarischem Boden und im Interesse Ungarns vollzogen, so blicken doch auch wir in hoher Verehrung auf den hochherzigen Mann zurück, welcher es verstanden hat, in erhabener Lebensstellung die wahre, werktätige Liebe zum Volke mit erfolgreicher Pflege der Wissenschaft zu vereinigen.

Am 3. Februar 1906 verstarb in Prag in seinem 72. Lebensjahre Herr Hofrat Prof. Dr. Joh. Nep. Woldřich, eines der ältesten Mitglieder unserer Gesellschaft. Schon bei ihrer Gründung mitbeteiligt, war er während der ersten 20 Jahre ihres Bestehens eine ihrer festesten Stützen, und nahm insbesondere vom Jahre 1871—1873 als Rechnungsführer, dann von 1873—1876 als zweiter Sekretär, hierauf von 1876—1887 als Kassier und später noch als Ausschußrat regen und vielfach maßgebenden Anteil an der Führung der Geschäfte. Jeder Band unserer „Mitteilungen“ aus jener Zeit enthält überdies Beweise seiner unermüdlichen wissenschaftlichen Tätigkeit, für welche er sich vorwiegend das Gebiet der Urgeschichte ausersehen hatte. Was er darin geleistet hat, wird Ihnen demnächst von fachkundiger Seite geschildert werden. Im Jahre 1893 erfolgte seine Berufung als Professor der Geologie und Paläontologie an die tschechische Universität in Prag, wo sich ihm ein ergiebiges Feld für die Fortführung seiner prähistorischen Forschungen eröffnete. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste hat ihn die Anthropologische Gesellschaft im vorigen Jahre zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

Wir beklagen ferner das Hinscheiden des Frh. Nathaniel v. Rothschild, welcher unserer Gesellschaft seit dem Jahre 1890 als unterstützendes Mitglied angehört hatte, und ferner das Ableben der wirklichen Mitglieder Prof. Alois Riegl in Wien, des Vizepräsidenten des Landesmuseums in Linz Josef Straberger und des Universitätsprofessors in Wien Dr. Josef Ritter v. Metnitz. Ihnen allen wird die Gesellschaft ein dankbares, ehrenvolles Andenken bewahren.

Unser Mitgliederstand hat im ganzen keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Von den Ehrenmitgliedern ist 1 gestorben, hingegen sind 3 neugewählt worden; von den korrespondierenden Mitgliedern sind 1 gestorben und 3 in die Reihe der Ehrenmitglieder getreten, jedoch sind 6 durch Neuwahl hinzugekommen. Von den unterstützenden Mitgliedern haben wir 1 durch Tod, ein anderes durch Übertritt in die Reihe der wirklichen Mitglieder und 1 durch Austritt verloren, während 1 neu eingetreten ist. Von den wirklichen Mitgliedern endlich sind 4 durch Ableben, 19 durch Austritt oder Streichung entfallen, 19 sind neu aufgenommen worden. Wir zählen daher am 1. März 1906:

[1]) Der rein linguistische Teil derselben ist 1903 in deutscher Übersetzung erschienen.

3 Stifter,
25 Ehrenmitglieder,
64 korrespondierende,
35 unterstützende und
344 wirkliche Mitglieder

im ganzen 471 Mitglieder.

In die Geldmittel, welche der Gesellschaft zur Verfügung gestanden sind, und in die Verwendung derselben gewährt Ihnen der später zum Vortrage kommende Rechnungsabschluß genauen Einblick. An dieser Stelle obliegt es mir, den Gefühlen unseres ergebensten Dankes Ausdruck zu geben für die Subventionen, welche der Gesellschaft von Sr. Majestät dem Kaiser, von Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, ferner von dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, von dem k. k. Ackerbauministerium, von dem niederösterreichischen Landtage und von der Stadt Wien wie in früheren Jahren gewährt worden sind.

Von der Tätigkeit der Gesellschaft ist zunächst zu berichten, daß in dem abgelaufenen Jahre, abgesehen von der Jahresversammlung, 6 ordentliche, zumeist recht gut besuchte Monatsversammlungen stattgefunden haben, in welchen 9 Vorträge und mehrere Demonstrationen aus den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft gehalten wurden. Zu ganz besonderem Danke sind wir in dieser Beziehung unserem hochgeschätzten Ehrenmitgliede Herrn Prof. Dr. Richard Andree in München verpflichtet für seinen Vortrag „Über den Ursprung der amerikanischen Kultur", in welchem er uns nach einer scharfsinnigen Kritik der bisherigen Auffassungen neue, weit ausgreifende Gesichtspunkte über den physischen und kulturellen Zusammenhang der Bevölkerungen des alten und des neuen Kontinentes entwickelte. Mit ganz besonderem Interesse haben wir namentlich auch den Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Alexander Pilcz über vergleichende Rassenpsychiatrie entgegengenommen, in welchem er uns die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die relative Häufigkeit der einzelnen Formen von Geisteskrankheiten bei verschiedenen Völkern mitteilte. Es ist zu hoffen, daß von nun an diesem schwer faßbaren und wohl deshalb bisher noch wenig behandelten Probleme, dessen hohe Wichtigkeit in völkerpsychologischer wie in sozialer Hinsicht in die Augen springt, eine erhöhte und dauernde Aufmerksamkeit zugewendet werden wird.

Von den durch unsere Gesellschaft herausgegebenen Druckschriften ist im Jahre 1905 der XXXV. Band der „Mitteilungen" erschienen. Aus meinem vorjährigen Berichte ist Ihnen, meine Herren, bekannt, daß sich der Ausschuß mit Rücksicht auf die Ordnung in unserer Budgetwirtschaft entschließen mußte, die Auslagen für die Druckschriften auf ein bestimmtes Maß einzuschränken. Wir haben uns danach gehalten. Nichtsdestoweniger waren wir dank der Umsicht des Herrn Redakteurs imstande, Ihnen einen stattlichen Band von 332 Seiten in die Hände zu geben, welcher 12 Originalabhandlungen mit 204 Textfiguren, 15 Tafeln und 3 Karten enthält. Von den Abhandlungen sind 4 prähistorischen, 3 ethnographischen, 2 somatologischen Inhaltes, während 3 der Flur- und Hausforschung gewidmet sind. Unter den letzteren findet sich der Abschluß der „Pettauer Studien" unseres leider zu früh verstorbenen Mitarbeiters Dr. Wladimir Levec. Außerdem enthält dieser Band kurze Referate über die hervorragendsten Erscheinungen der anthropologischen Literatur. Die „Sitzungsberichte" bringen auf 60 Seiten neben geschäftlichen Mitteilungen eine Schilderung des deutschen Anthropologenkongresses in Greifswald aus der Feder unseres Ehrenpräsidenten Frh. v. Andrian, sowie eine Reihe kleinerer Aufsätze ethnographischen und prähistorischen Inhaltes.

Mit großer Befriedigung darf ich an dieser Stelle hervorheben, daß wir die Mühewaltung und die Geldopfer, welche wir auf unsere Druckschriften verwenden, reichlich gelohnt sehen durch die Wertschätzung und das Ansehen, welcher sich dieselben in weiten Fachkreisen erfreuen.

Für praktische Arbeiten hat die Gesellschaft im Jahre 1905 die von dem k. k. Ackerbauministerium bewilligte Subvention von K 400 verwendet, und zwar für Flurforschungen, welche von dem Herrn Lehrer Johann Bünker im Lungau vorgenommen worden sind. Die Ergebnisse derselben werden in den „Mitteilungen" zur Veröffentlichung kommen.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß das von dem Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine herausgegebene monumentale Werk: „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten" (5 Lieferungen mit 75 Tafeln und Textband) nunmehr zum Abschlusse gelangt ist und in den nächsten Tagen erscheinen wird. Die Idee zur Verfassung eines großen Werkes, welches das Bauernhaus in erster

Linie vom architektonischen Standpunkte behandeln sollte, ist im Jahre 1894 von dem Verbande deutscher Ingenieur- und Architektenvereine ausgegangen, welcher den österreichischen und den schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein zur Teilnahme an dieser Unternehmung aufforderte. In mehreren vorbereitenden Versammlungen von Delegierten dieser Körperschaften wurden die Gesichtspunkte für die Sammlung und Verarbeitung des Materiales beraten und festgestellt.[1]) Man einigte sich schließlich dahin, daß für Deutschland, Österreich und die Schweiz je ein selbständiges, jedoch nach den vereinbarten Grundsätzen herzustellendes Werk erscheinen solle.

Demgemäß setzte der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein im Jahre 1895 zu diesem Zwecke einen Zentralausschuß ein und lud die Anthropologische Gesellschaft, den Verein für österreichische Volkskunde und den Architektenklub der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens ein, je einen Vertreter in den Zentralausschuß zu entsenden. Um so bereitwilliger nahm unsere Gesellschaft das Anerbieten, an diesem Unternehmen mitzuarbeiten und auf dasselbe Einfluß zu üben, an, als sie schon früher die Wichtigkeit der Bauernhausforschung erkannt und dieselbe mehrfach gepflegt und gefördert hatte. Nachdem im Auftrage unserer Gesellschaft die Herren Regierungsrat Franz Heger als damaliger erster Sekretär und Prof. Rudolf Meringer als bewährter Spezialforscher an den gemeinschaftlichen Vorberatungen teilgenommen hatten, wurde Herr k. u. k. Oberst Gustav Bancalari und nach dessen Ableben im Jahre 1900 Herr Oberingenieur Anton Dachler mit der Vertretung der Anthropologischen Gesellschaft in dem Zentralausschusse betraut.

Die fachliche Würdigung des nun vollendeten Werkes berufenen Männern überlassend, benütze ich jedoch mit Vergnügen den gebotenen Anlaß, dem Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine im Namen unserer Gesellschaft und der durch dieselbe vertretenen Wissenschaft den wärmsten Dank zu sagen dafür, daß er in mehr als zehnjähriger Arbeit und mit bedeutendem Kostenaufwande ein Werk geschaffen hat, welches ihm zur Ehre und der Wissenschaft zum Nutzen gereicht, indem es eine bleibende, verläßliche Grundlage für einen wichtigen Zweig der ethnographischen Forschung zu bilden geeignet ist. Aber auch unseren oben genannten Mitgliedern gebührt der herzlichste Dank für ihre bereitwillige und erfolgreiche Mitwirkung, ganz besonders dem Herrn Oberingenieur Dachler, welcher seine Sachkenntnis und Arbeitskraft voll und ganz in den Dienst dieses Unternehmens gestellt und wesentlich dazu beigetragen hat, dasselbe zu gedeihlichem Abschlusse zu bringen.

Als ein wichtiges und erfreuliches Ereignis des Berichtsjahres ist die IV. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg zu nennen. Der ausführliche Bericht über dieselbe befindet sich bereits vollständig in Ihren Händen. Mit großer Befriedigung darf ich es auch an dieser Stelle aussprechen, daß bei dieser vom In- und Auslande sehr gut besuchten Versammlung das herzliche Einvernehmen zwischen den deutschen und österreichischen Anthropologen, das Bewußtsein von der Wichtigkeit, ja Notwendigkeit steter persönlicher Fühlungnahme und die aufrichtige Wertschätzung der wissenschaftlichen Tätigkeit hüben und drüben in erhebender Weise zum Ausdrucke gekommen sind. Die fachlichen Vorträge haben nicht nur hinsichtlich der Zahl und Vielseitigkeit, sondern auch durch Wert und Bedeutung allen Erwartungen entsprochen und die von der Stadt Salzburg unter Subvention des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht veranstaltete Vorführung landesüblicher Gebräuche ist einhellig geradezu mit Begeisterung aufgenommen worden. Der Bürgermeister und Rat der Stadt Salzburg, die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde und nicht zuletzt der treffliche Geschäftsführer Dr. A. Pilsack, welcher diese Funktion in letzter Stunde übernommen hatte, haben ihr Bestes für das Gelingen des Kongresses geleistet, wofür ihnen auch an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen sei.

Auch die im Anschlusse an die Salzburger Versammlung von 60 Teilnehmern unternommene Reise nach Triest, Dalmatien, Herzegowina und Bosnien war außerordentlich lehrreich und ist dank des vorzüglichen Arrangements und des liebenswürdigen Entgegenkommens, welches wir an allen Orten seitens der Behörden und der Fachgenossen gefunden haben, ganz besonders aber infolge der bereitwilligst gebotenen Unterstützung der bosnisch-herzegowinischen Landesregierung zur vollen Befriedigung aller Teilnehmer verlaufen. Auf der Rückfahrt hat eine Anzahl der Reisegenossen in Agram Halt gemacht, wo uns Herr Prof. Gorjanović-Kramberger in liebenswürdigster Weise Gelegen-

[1]) Man vergleiche unsere Sitzungsberichte aus dem Jahre 1897.

heit bot, die wertvollen Fundobjekte von Krapina eingehend zu besichtigen.

Höchst anregend und belehrend war auch ein Ausflug, welchen die Anthropologische Gesellschaft im Vereine mit dem Wissenschaftlichen Klub am 18. Juni 1905 nach Eisenstadt und Ödenburg unternommen hat. Infolge des dankenswerten Entgegenkommens der Ortsbehörden, der Archäologischen Gesellschaft in Ödenburg und insbesondere des Großhändlers Herrn Sándor Wolf konnte die Aushebung eines römischen Sarkophages in Mühlendorf, die Besichtigung der wohlgeordneten Privatsammlung des Herrn Wolf und des fürstlich Eszterhazy'schen Parkes in Eisenstadt, sowie des reichhaltigen Museums in Ödenburg unternommen werden.

Am 10. April 1905 folgte die Anthropologische Gesellschaft einer Einladung des Herrn Regierungsrates Franz Heger zum Besuche der ethnographischen Sammlung, welche er von seinen Reisen in Südostasien mitgebracht hatte. Die lebendige Schilderung der Reiseeindrücke an der Hand zahlreicher wohlgelungener Photographien, sowie die eingehenden Erläuterungen der vielen wertvollen Sammlungsgegenstände, mit welchen Herr Regierungsrat Heger seine Demonstrationen begleitete, wurden von allen Anwesenden mit großer Befriedigung und aufrichtigstem Danke entgegengenommen.

Endlich habe ich noch den am 15. Juni 1905 veranstalteten Ausflug auf den Leopoldsberg zu erwähnen, wo Herr Hofrat Wilhelm Neumann und Herr Czech v. Czechenherz die Ergebnisse der daselbst in Gang befindlichen Ausgrabungen vorführten.

Da wir es zu unserer Aufgabe gemacht haben, die Mitglieder unserer Gesellschaft von prähistorischen Funden und anderen uns interessierenden Vorkommnissen in den verschiedenen Ländern Österreichs so weit als möglich fortlaufend in Kenntnis zu erhalten, so haben wir auch in diesem Jahre unsere bewährten Freunde und Arbeitsgenossen um diesfällige Mitteilungen ersucht. Sie werden dieselben im nächsten Hefte unserer „Sitzungsberichte" finden. Allen, welche uns für dieses Bestreben ihre freundliche Mitwirkung gewährt haben, sei hiemit der herzlichste Dank gesagt.

Meine Herren und Damen! Die Wiener Anthropologische Gesellschaft blickt heute auf eine 35jährige ehrenvolle und erfolgreiche Wirksamkeit zurück; sie darf sich rühmen, in Österreich der anthropologischen Forschung die Bahn gebrochen und die Wege geebnet zu haben. Zahlreich sind die Anregungen, welche sie nach verschiedenen Richtungen hin gegeben, zahlreich die Arbeiten, welche sie selbst durch ihre Mitglieder durchgeführt, zahlreich die jungen Kräfte, welchen sie den Ansporn zu ersprießlicher Tätigkeit geboten hat, und keineswegs gering zu schätzen ist der Anteil, den sie dadurch an der Ausbildung und Verbreitung unserer Wissenschaft genommen hat. Möge sie auch fürderhin wachsen, blühen und gedeihen, auf daß es ihr gelinge, ihren Aufgaben den stetig wachsenden Anforderungen gemäß gerecht zu werden!

Zum 2. Punkte der Tagesordnung, den Wahlen, übergehend, bitte ich Sie, mir zunächst einige Worte zu gestatten. Es läuft diesmal das Mandat zweier Funktionäre ab, auf deren Wiederwahl wir zu unserem großen Bedauern verzichten müssen. Zunächst das Sr. Exzellenz v. Inama-Sternegg, welcher seit 1894 die Stelle eines Vizepräsidenten bekleidet, nunmehr jedoch erklärt hat, wegen seiner dauernden Übersiedlung nach Innsbruck eine Wiederwahl nicht annehmen zu können. Es ist Ihnen bekannt, wie unermüdlich Exzellenz Inama an allen Bestrebungen und Aktionen unserer Gesellschaft teilgenommen hat, jederzeit bereit, dieselben mit Rat und Tat zu fördern. Sie alle wissen, daß er es war, der in unserem Kreise das Interesse für einen wichtigen Zweig der Ethnologie, die Flurforschung, geweckt hat, und daß wir ihm die Organisierung und Durchführung derselben verdanken. Es wird uns schwer werden, von nun an das unmittelbare Eingreifen Sr. Exzellenz in die Führung der Geschäfte zu entbehren; wir dürfen jedoch hoffen, im gegebenen Falle uns auch in Zukunft seiner Unterstützung und Mitarbeit zu erfreuen. Die heutige Versammlung wird nicht verfehlen, dem Danke, welchen die Gesellschaft Sr. Exzellenz schuldet, einen würdigen Ausdruck zu geben.

Es hat ferner Herr Generalsekretär Dr. Otto Müller, welcher seit dem Jahre 1891 die Funktion unseres Rechnungsführers versah, an den Ausschuß das Ersuchen gerichtet, die Gesellschaft wolle mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit von seiner Wiederwahl absehen. Mit dem lebhaftesten Bedauern mußte der Ausschuß diesem Wunsche entsprechen; denn uns allen war die peinliche Gewissenhaftigkeit, die Sorgfalt und Umsicht und die Bedachtnahme auf das Wohl der Gesellschaft, welche Herr Dr. Müller in seiner Funktion bekundet hat, längst wohlbekannt. Wir danken ihm heute auf das herzlichste für seine langjährige opferwillige Mühewaltung und hoffen, daß er dem Ausschusse

Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien für das Jahr 1905.

SOLL

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
Kassarest vom Jahre 1904	. .	.	30	72
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	600	—		
2. Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums	1200	—		
3. Subvention des niederösterreichischen Landtages	100	—		
4. Subvention der Stadt Wien	400	—		
5. Subvention Sr. Durchlaucht des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	100	—	2400	—
6. Mitgliederbeiträge:				
a) Jahresbeiträge von 37 unterstützenden Mitgliedern à 20 K	740	—		
b) Jahresbeiträge von 339 wirklichen Mitgliedern . . . à 10 K	3390	—		
c) Lebenslänglicher Beitrag des Herrn Dr. Paul Cohn	200	—		
d) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen usw.	110	—	4440	—
7. Für Verkauf von Druckschriften:				
a) durch die Buchhandlung Hölder	975	09		
b) durch das Sekretariat	218	62		
8. Ersatz für Tauschschriften vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum und der k. k. Hofbibliothek	944	08	2137	79
9. Einkassierte Zinsen vom Anlagekapital	. .	.	120	—
10. Außerordentliche Einnahmen:				
Subvention des k. k. Unterrichtsministeriums für den Anthropologen-Kongreß in Salzburg (inkl. K 16·50 Zinsen)	2016	50		
11. Spenden für Druckkosten:				
a) des Herrn Dr. Paul Cohn in Wien	250	—		
b) des Herrn Fritz Dobner v. Dobenau in Wien	200	—		
c) des Herrn Med. Dr. Siegmund Wahrmann in Wien	200	—	2666	50
Zusammen	. .	.	11795	01
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
Kassarest vom Jahre 1904	3	36		
Subvention des k. k. Ackerbauministeriums	400	—	403	36
C. Wertpapier-Konto.				
Anlagekapital: Allgemeine Staatsschuldverschreibungen (Juli-Rente) fl. 1500 zum Kurse per 31. Dezember 1905 = 100·20 per 100 K	3003	—		
daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dez. 1905	60	—	3063	—
Summa	. .	.	15261	37

HABEN

	K	h	K	h
A. Kassa-Konto.				
1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen:				
a) Restzahlung für Druck der Mitteilungen pro 1904	. .	.	2500	—
b) Teilzahlung für Druck der Mitteilungen pro 1905 (rückständiger Restbetrag K 1600)	2923	65		
c) für Zeichnungen, Klischees und Tafeln	1171	17		
d) Honorare für Literaturberichte und Register	193	02	4287	84
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Remuneration des Sekretärs	600	—		
b) Gehalt des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Sekretariats	737	96		
d) Versendungskosten für Publikationen und Einladungen	404	25		
e) Auslagen des Kassiers	131	80		
f) Steuern	9	38	2323	39
3. Beitrag zu den Kosten der Stadt Salzburg aus Anlaß des Anthropologen-Kongresses	1500	—		
4. Erlag in der k. k. Postsparkassa als Reserve für Druckkosten	1166	50	2666	50
Zusammen	. .	.	11777	73
B. Fonds für praktische Arbeiten.				
1. Dem Lehrer J. R. Bünker für Flurforschungen im Lungau	. .	.	400	—
C. Wertpapier-Konto.				
1. Allgemeiner Kassarest vom Jahre 1905	17	28		
2. Überschuß des Fonds für praktische Arbeiten	3	36		
3. Wert des Anlagekapitales (wie neben)	3063	—	3063	64
Summa	. .	.	15261	37

Wien, am 5. März 1906.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
dz. Kassier.

Die Ausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 5. März 1906.

Dr. Otto Müller m. p.,
dz. Rechnungsführer.

Moritz Wasserburger m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

Dr. Karl Außerer m. p.,
dz. Rechnungsrevisor.

noch durch viele Jahre mit seinem bewährten Rate und seiner Geschäftserfahrung zur Seite stehen wird.

Auf Grund seiner Beratungen erstattet Ihnen der Ausschuß für die Wahlen die folgenden Vorschläge:

I. In Erneuerung der abgelaufenen dreijährigen Mandate:

Zum Präsidenten: Hofrat Toldt; zu Vizepräsidenten: 1. Hofrat Jagić, 2. Regierungsrat M. Much; zum Kassier: Frh. v. Schlosser; zu Ausschußräten: Frh. v. Andrian-Werburg, Hofrat v. Brunner-Wattenwyl, Oberingenieur Dachler, Hofrat Dav. Heinrich Müller, Prof. v. Schröder.

II. Neuwahlen:

Zum Vizepräsidenten: Regierungsrat Heger; zum Rechnungsführer: Dr. K. Ausserer; zu Ausschußräten: Dr. Richard Lasch (auf 1 Jahr), Prof. Dr. Kraitschek (auf 2 Jahre), Exzellenz Frh. v. Kutschera (auf 3 Jahre), Dr. Otto Müller (auf 3 Jahre).

Zu Ehrenmitgliedern: Exzellenz v. Inama-Sternegg, Sanitätsrat Prof. Lissauer, Geh. Sanitätsrat Dr. Grempler.

Zu korrespondierenden Mitgliedern: Sanitätsrat Dr. Köhl, Prof. Dr. Thilenius.

Zu Rechnungsrevisoren (nachträgliche Genehmigung): Postrat M. Wasserburger, Dr. K. Ausserer.

Diese Wahlvorschläge werden von der Versammlung per acclamationem angenommen.

3. Der Rechnungsrevisor Postrat Wasserburger verliest den Rechenschaftsbericht (s. S. 108) und beantragt dessen Genehmigung. Diese wird per acclamationem erteilt.

Bericht über die im Jahre 1905 in Österreich durchgeführten Arbeiten.

Niederösterreich.

Herr Lehrer Ludwig Mattula berichtet aus Unter-Retzbach:

In unmittelbarer Nähe von Jetzelsdorf, Gerichtsbezirk Groß-Haugsdorf, an dem Zusammenflusse des Retzbaches mit dem Pulkaubache, erhebt sich ein ziemlich umfangreicher Lößhügel, wie es solche von Unter-Retzbach gegen Osten bis nach Seefeld sehr viele gibt. Dieser Lößhügel wird an zwei Seiten vom Retzbache und vom Pulkaubache gegen Westen und Süden umspült. Gegen Osten verflacht er sich langsam in die Ebene der Pulkau und im Norden wird er von der Bezirksstraße Retz—Jetzelsdorf begrenzt.

Auf diesem Hügel befindet sich ein ziemlich umfangreiches Ziegelwerk, welches für die Umgebung sehr gutes Baumaterial liefert. Durch Herrn Lehrer Kowald in Peigarten erhielt ich die Nachricht, daß hier schon öfter prähistorische Funde gemacht worden seien.

Ich setzte mich mit dem damaligen Werksleiter Herrn J. Schönhofer ins Einvernehmen und fand bei ihm freundliches Entgegenkommen. Ebenso fand ich Unterstützung durch den dortigen Platzmeister Herrn J. Böhm.

Sämtlichen Herren gestatte ich mir, hier meinen Dank auszudrücken.

Herr Schönhofer teilte mir mit, daß durch die Arbeiten im Ziegelwerke schon des öfteren größere Mengen von Topfscherben, einmal auch einige ganze Töpfe, welch letztere an das k. u. k. naturhistorische Hofmuseum in Wien gelangten, bloßgelegt wurden. Auch eine Grube mit drei menschlichen Skeletten wurde vor einigen Jahren aufgedeckt. Ebenso wurden zahlreiche Knochen verschiedener Tiere ausgegraben, darunter auch ein großes Stück eines sehr starken Hirschgeweihes, welches ein Steuerbeamter in Haugsdorf erwarb. Metallgegenstände, Geräte aus Bein oder Stein seien jedoch noch nie gefunden worden. Von den noch vorhandenen zahlreichen Scherben legte ich mir eine instruktive Henkelsammlung an. Dieselben gehören alle der späten Metallzeit an (Hallstätter Typus).

Am 19. August 1901 schrieb mir Herr Schönhofer, daß seine Arbeiter auf ein menschliches Skelett gestoßen seien und er an dieser Stelle die Arbeiten unterbrochen habe.

Bei meiner Ankunft fand ich in einer Grube von 2 *m* Durchmesser einen liegenden Hocker, dessen Kopf jedoch sehr beschädigt war. Die Arbeiter hatten den Schädel durch ihre Werkzeuge zertrümmert. Ursprünglich lag er auf einem großen Topfscherben. An der linken Schläfe fand ich Spuren von Grünspan und entdeckte auch tatsächlich einen kleinen silbernen Schläfenring[1]) von zirka 1·5 *cm* Durch-

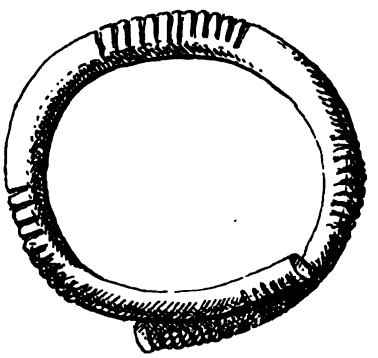


Abb. 1.

[1]) Falls dieses Grab mit den später beschriebenen Tongefäßen zusammengehört, kann es sich hier weder um Silber, noch um einen typischen (slawischen) Schläfenring handeln. Anm. d. Red.

messer. Der Ring war aber so stark in Oxydation übergegangen, daß er bald gänzlich zerfiel.

Die anderen Skeletteile waren auch schon verworfen, so daß ich die Lage desselben nicht bestimmen konnte.

Die Schädelstücke und die sonst noch vorhandenen Knochen sandte ich seinerzeit an das k. u. k. Hofmuseum in Wien.

Eine genaue Messung des Kesselgrabes ergab folgende Werte: Durchmesser 2 *m*; Tiefe 1 *m*. Die Höhe der über dem Skelette ruhenden Erdschichte betrug im Vergleiche mit dem noch nicht abgebauten Terrain 2 *m*. Es ist daher anzunehmen, daß die ursprüngliche Schutzdecke nicht so stark war, sondern daß sich ein großer Teil dieser Schichte erst nach der Bestattung ablagerte. Diese nachträgliche Ablagerung ist die Ursache, daß man so selten auf die fundführende Schichte stößt. Die Kulturarbeit des Menschen erfordert nur eine weit geringere Tiefe.

Es sind daher Funde auf den schon erwähnten zahlreichen Hügeln, welche alle die gleiche Bildung aufweisen, seltener als auf den Abhängen derselben, wo die fortwährenden Tagwasser immer mehr die schützende Decke verringern.

Nach Entfernung des Skelettes erwies sich das Grab als unerschöpflich in Tonscherben verschiedener Größe und Stärke. Die dicksten Stücke waren 1 *cm* und darüber stark, außen rauh und braun gefärbt, innen glatt und schwarz. Die schwächeren Scherben waren sowohl innen wie außen geglättet und besaßen eine schöne schwarzgraue Farbe.

Schon der erste Blick genügte, um zu ersehen, daß sämtliche Gefäße, die nunmehr als Scherben dalagen, absichtlich zertrümmert worden waren.

Kein einziges Gefäß war ganz. Oft findet man ja die Gefäße zwar zerbrochen, doch die sämtlichen Scherben an einer Stelle, falls nämlich die daraufruhende Last die Ursache der Zertrümmerung war.

Hier ist dies aber keineswegs der Fall gewesen, da die zu einem Gefäße gehörigen Scherben nicht beisammenlagen. Möglicherweise läßt sich hieraus der Schluß ziehen, daß vor langer Zeit das Grab geöffnet, die vorgefundenen Gefäße zertrümmert wurden und das Grab rasch wieder zugescharrt wurde. Da aber das Skelett direkt auf Scherben gebettet lag, dürften wohl die Gefäße absichtlich zertrümmert worden sein.

Die ganze Masse der von mir ausgehobenen Scherben dürfte ein Gewicht von 3—4 *q* gehabt haben. Lehmstücke mit Wandbewurf kamen nicht vor.

Außer dieser Unmasse von Scherben war die Grube mit feiner Holzasche, welche auch kleine Stücke Holzkohle enthielt, bis zum Grunde, der aus bloßem Löß bestand, gefüllt.

Die in der Aschenmasse enthaltenen wenigen Knochenstücke gehörten dem Rinde, dem Schafe und der Ziege an; auch fand ich einige starke Fischgräten und eine kleine Anzahl Muscheln.

An Geräten konnte ich einen runden Schlagstein aus Quarz und zwei Beinahlen bergen. Einen ebenso großen Schlagstein fand ich in Unter-Retzbach in einem ähnlichen Grabe, welches jedoch nur mehr teilweise erhalten war, auf dem Grunde des Johann Raab.

Es ist als sicher anzunehmen, daß die Hügelkette, die sich von Unter-Retzbach bis hieher nach Jetzelsdorf erstreckt, gleichzeitig und von ein und demselben Volke besiedelt war.

Zu den Füßen der Hügelkette zieht sich von uns bis zum Ziegelwerke der Retzbach hin, der heute wahrscheinlich nur mehr ein kleines, unscheinbares Überbleibsel der vorher hier sich ausbreitenden Wassermenge bildet.

Charakteristisch hiefür ist auch der Umstand, daß ich entlang der Trift in mehreren Gruben, die ich öffnete, Fischgräten und Muscheln fand.

Der in unserem Gebiete befindliche „Zmediberg", ähnlich einem Tumulus, dürfte als Stätte der Götterverehrung gedient haben. Im vergangenen Sommer 1905 untersuchte ich wieder in unmittelbarer Nähe dieses Hügels eine Aschengrube, dieselbe enthielt jedoch nur wenige kleine Stücke von Gefäßscherben.

Die Gefäße von Jetzelsdorf zeigen eine völlige Übereinstimmung mit denen, die ich im Laufe mehrerer Jahre in den Feldern in der Nähe des „Zmediberges" fand. Das Material ist dasselbe, ebenso die Form und die Art der Bildung, nur in der Größe ist ein Unterschied. Die Gefäße von Jetzelsdorf zeichnen sich durch ihre besondere Größe aus.

Den größeren Teil der Scherbenmasse, die das Kesselgrab in Jetzelsdorf ergab, führte mir Herr Dominik Stieböck aus Unter-Retzbach nach Hause, wofür ich ihm hier danke.

Im Laufe vieler Monate konnte ich nach erfolgter Trocknung und Reinigung zur Rekonstruktion schreiten und erzielte sieben vollständige Gefäße, ein halbvollendetes und ein größeres Standgefäß, zu dem mir nur der Boden fehlt und endlich ein Drittel eines ganz niedrigen Gefäßes.

Von zwei sehr großen Kochkesseln habe ich sämtliche oberen Randstücke mit den Henkeln, mehrere große Seitenstücke und Bodenteile.

Von zwei größeren Töpfen aus rotem Ton konnte ich nichts zusammensetzen; ebenso

hatte ich nur sehr wenige Bruchstücke von vier weiteren Gefäßen. Von einem Gefäße, ähnlich den bei uns gebräuchlichen „Weitlingen", sind ebenfalls nur einige Randstücke und nur ein kleiner Seitenteil vorhanden. Vieles von dem fehlenden Scherbenmateriale hatten wir wegen seiner schlechten Beschaffenheit zurücklassen müssen, besonders die dicken

An den letzteren Gefäßen ersah man auch die Art ihrer Anfertigung, indem man nach außen Abdrücke von Schilfrohr deutlich wahrnehmen konnte.

Aus dem vorhandenen Materiale der großen Kessel konnte ich die Dimensionen wie folgt bestimmen: Oberer Randdurchmesser 60 *cm;* größter Bauchumfang 190 *cm;* Höhe zirka

Abb. 2.

Stücke der Kochkessel. Manches Stück wurde auch sonst zerdrückt und ging verloren. Immerhin ist die Ausbeute noch recht reichlich.

Das ganze Inventar des Grabes bestand also aus zwei großen Kochkesseln, sechs großen Gefäßen, die auch deutlich Spuren zeigten,

50 *cm.* Jeder Kessel besaß drei Henkel, welche am Anfange 5, in der Mitte 4 *cm* breit waren und außen eine Länge von 10 *cm* besaßen. Die Henkel sind also recht groß und so angebracht, daß man den Kessel damit heben konnte. Für meine Hand sind jedoch sämt-

Abb. 3.

daß sie zum Kochen gedient hatten, vier Standgefäßen, zwei Weitlingen, vier großen Schüsseln und einem kleineren niedrigen Gefäße (Reindl).

Die Kochkessel und die sechs erstgenannten Gefäße waren aus grobem Ton mit großen Sandkörnern (Quarz) gemengt, außen rauh und nur am oberen Rande und innen geglättet.

liche Henkel zu klein; ich kann nicht untergreifen. Sie waren also für kleinere, schwächere Hände bestimmt.

Die rekonstruierten Gefäße:

Nr. 1. Höhe zirka 40—42 *cm* (Boden fehlt); größter Bauchumfang 122 *cm;* oberer Durchmesser 31 *cm.* Das Gefäß hat an der Stelle, wo sich der Bauch zum Halse absetzt, drei

kleine Schnurlöcher, kleine Henkelchen zum Durchziehen einer Bastschnur, womit der Topf aufgehängt werden konnte. Das bombenförmige Gefäß diente als Standgefäß.

In umstehender Abbildung 3 ist das Gefäß ersichtlich, es steht in der Mitte.

Nr. 2. Höhe 39 *cm;* größter Bauchumfang zirka 120—122 *cm;* oberer Durchmesser 30 *cm.* Dieses Gefäß ist nur zur Hälfte zusammengesetzt, der obere Rand ist jedoch vollständig vorhanden; im übrigen stimmt es in allem mit Nr. 1 überein. In der Abbildung 3 rechts ersichtlich.

Nr. 3. Höhe 35 *cm;* größter Bauchumfang 100 *cm;* oberer Durchmesser 27 *cm.* Dieses Gefäß besitzt am Halsabsatze vier Schnurhenkel. Die beiden ersten Standgefäße waren aus besserem Materiale gearbeitet, der Ton ist viel härter und glätter. Nr. 3 ist in der Abbildung links vorn.

Nr. 4. Schüssel. Umfang des oberen Randes 146 *cm;* Durchmesser 46 *cm;* Höhe 10 *cm.* Der Rand ist wulstähnlich verdickt und besitzt drei kleine, nicht stark hervortretende Verbreiterungen, welche zum handlicheren Anfassen dienten. Innen hat die Schüssel eine kreisförmige Verzierung und außen einen starken Schnurhenkel zum Aufhängen des Gefäßes.

Nr. 5. Schüssel. Umfang des oberen Randes 145·5 *cm;* Durchmesser 45 *cm;* Höhe 9·5 *cm;* sonst wie Nr. 4.

Nr. 6. Schüssel. Umfang des oberen Randes 130 *cm;* Durchmesser 40·5 *cm;* Höhe 11 *cm.* Der Rand ist hier nach innen glatt, dagegen nach außen vertieft, weshalb die drei Verbreiterungen als überflüssig nicht vorhanden sind; auch der Zierkreis am inneren Boden fehlt. Ein starker Schnurhenkel ist jedoch vorhanden.

Nr. 7. Schüssel. Umfang des oberen Randes 126 *cm;* Durchmesser 39 *cm;* Höhe 10 *cm.* Die anderen Details wie bei Nr. 6. In der Abb. 2 sind die Schüsseln Nr. 4, 5 und 7, in der Abb. 3 ist Nr. 6 ersichtlich.

Nr. 8. Tiefschüssel (Weitling). Umfang des oberen Randes 110 *cm;* Durchmesser 35 *cm;* Höhe 15 *cm.* Dieses besonders schön geformte Gefäß hat, bevor es zum Rande übergeht, ein rund herumlaufendes, an den Korpus absetzendes, vier Zentimeter breites Band, über welches sich an drei Stellen schön geformte, ziemlich breite Henkel wölben, welche oben sanft in den Rand übergehen. Dieses Gefäß steht in der Abbildung 2 links.

Von einem zweiten ganz ähnlichen Weitling habe ich leider nur zwei Drittel der oberen Randstücke.

Es ist merkwürdig, daß fast sämtliche Gefäße hier doppelt vorkommen. Es fanden sich: Zwei Standgefäße, zwei Paar Schüsseln und zuletzt zwei Tiefschüsseln. Auch bei den anderen Gefäßen, welche ich nicht rekonstruieren konnte, waren je zwei fast gleich, so zwei Kochkessel und je zwei von den anderen größeren Töpfen.

Nr. 9. Ein kleineres Standgefäß. Höhe 31 *cm;* größter Bauchumfang 89 *cm;* Umfang des oberen Randes 71 *cm;* Durchmesser 22 *cm.* Von dem bombenförmigen Unterteile des Gefäßes setzt der 13 *cm* breite Oberteil so ab, daß er sich anfangs etwas gegen innen verjüngt, jedoch gleich wieder nach außen erweitert, ohne einen Wulst zu bilden. Vom Unterteile greifen zwei diametral gegenüberstehende, mittelgroße Henkel auf den Oberteil über. Zwischen den beiden Henkeln befinden sich zwei kleine Zierbuckel.

Dieses Tongefäß (Tafel: am Tische in der Mitte stehend) ist unbestritten das schönste Stück unter allen, sehr genau gearbeitet und von feinstem Materiale. Auch die Rekonstruktion ist, da fast alle Scherben gefunden wurden, am besten gelungen.

In der Abbild. 3, links an die Mauer gestellt, ist ein großes Stück von einem der beiden mächtigen Kochkessel sichtbar. Das Stück läßt auch einen der drei starken Henkel ersehen.

Rechts unten in Abbild. 3 steht von einem Gefäße mit senkrechten Wänden (heute Reindl genannt) der Teil, der sich aus den vorhandenen Scherben noch zusammensetzen ließ.

Sämtliche Gefäße sind Freihandgefäße. Zeichnungen, Ornamente und sonstige figurale Verzierungen sind an keinem Tongeräte vorhanden.

Die große Anzahl der Gefäße und die Mannigfaltigkeit der praktischen Formen läßt den Schluß zu, daß diese Gefäße einem größeren Haushalte angehörten. Betrachten wir das Inventar eines heutigen Bauernhofes in der Küche, so werden wir sicherlich nicht so vieles und zweckentsprechendes Küchengeschirr dieser Art finden.

Im Laufe des Sommers wurde unweit des Kesselgrabes ein Stück eines Steinbeiles und in einem Loche eine freihändig geformte Flasche aus stark irisierendem Glase gefunden. Die Flasche ging jedoch durch das Werkzeug des Arbeiters in Scherben und läßt sich, da nicht alle Teile aufbewahrt wurden, nicht vollständig rekonstruieren.

Die sonst noch auf S. 111 dargestellten Gegenstände sind Einzelfunde aus verschiedenen Orten. Darunter sind besonders erwähnenswert ein schönes Serpentinenbeil, ein

anderes aus Quarzschiefer und ein kleineres, bei dem die Durchlochung des harten Materiales wegen nicht durchgeführt wurde. Der Stein ist so hart, daß er Glas schneidet.

Ganz im Vordergrunde der Abb. 3 befindet sich ein ausgehöhlter Mühlstein aus Töstitz.

Von den noch ferner in den Jahren 1904 und 1905 erworbenen Einzelfunden sind besonders erwähnenswert ein kleines Steinbeil von 65 *mm* Länge aus Diorit von Jetzelsdorf und ein durchlochter halber Steinhammer aus Pernerstorf.

Oberösterreich.

Herr Landesgerichtsrat Edmund Schmidel berichtet aus Steyr:

Nach und nach klären sich die prähistorischen Besiedlungsverhältnisse in den mir als Konservator zugewiesenen Bezirken Steyr und Kirchdorf. Es geschieht dies freilich nur langsam, da frühere Nachrichten über Funde fast gänzlich fehlen und man auf meist zufällige Entdeckungen angewiesen ist, welche dadurch erschwert sind, daß die Bewohner die Fundgegenstände nicht beachten. Durch Zeitungsartikel suche ich auf dieselben aufmerksam zu machen, auch zeige ich den Leuten auf meinen Touren Steinwerkzeuge und Scherben, was schon mehrmals nebst der in Aussicht gestellten Belohnung von guten Folgen war.

Man kann nach den neuen Ergebnissen mit Sicherheit annehmen, daß der Höhenzug am linken Ufer der Steyr in der neolithischen und der La Tène-Periode besiedelt war. Die Lage nach Süden und die gegen das Tal steil abfallenden Felsenterrassen waren für die Ansiedlungen günstig. In der eine halbe Stunde von Steyr westlich gelegenen Ortschaft Untergründberg war schon vor längerer Zeit in einem Steinbruche ein mittelgroßer Steinhammer aus Serpentin gefunden worden, der im städtischen Museum bewahrt wird.

Am 3. Mai 1903 erhielt ich die Nachricht, daß wenige Minuten westlich von jenem Steinbruche ein Grab entdeckt worden sei. Es wurde ein sehr mangelhaft erhaltenes Skelett ausgestreckt gefunden; der infolge einer früheren Abgrabung fehlende Kopf hatte gegen Nordwest gelegen. Es fanden sich ein 19 *cm* hohes bauchiges (Durchmesser 16 *cm*) Gefäß aus gelblichem unglasierten Ton und eine 4 *cm* lange, 1·7 *cm* breite, gut erhaltene Bronzefibel mit offener Spirale. Spuren eines Sarges, sowie andere Beigaben fehlten. Das Grab gehört jedenfalls der römischen Periode an. Alles kam in das Museum zu Steyr.

Auf demselben Höhenzuge, eine halbe Stunde weiter westlich, liegt eine nicht tiefe Höhle. Vor derselben fand der Grundbesitzer einen Steinhammer aus lichtem Serpentin, 14 *cm* lang, Höhe 4—5 *cm*, größte Breite 7 *cm*. Die Glättung ist sehr mangelhaft. Die Höhle entstand erst vor wenigen Jahrzehnten, da man Materiale für einen Hausbau dort gewann. Der Steinhammer fiel entweder von oben herab oder wurde an die Stelle gebracht. Für ersteres konnte ich keinen Anhaltspunkt gewinnen.

Wieder eine halbe Stunde nach Westen wurden auf einer Hügelterrasse vor Jahren Menschenknochen und ein bauchiges Gefäß aus glimmerhaltigem schwarzen Ton, 10 *cm* hoch, gefunden, jetzt im Museum zu Steyr. Im August 1904 zog ich auf dem Felde mehrere Versuchsgräben, fand aber kein Grab, sondern nur einzelne Knochen und schwarze Tonscherben, welche auf die La Tène-Zeit schließen lassen.

Von einer eine Viertelstunde von Steyr westwärts gelegenen Fundstätte beim Sandbauergute, von wo vor Jahren ein 8 *cm* langer Serpentinsteinhammer ins Steyrer Museum kam, erhielt ich ein Wandungsfragment eines nicht auf der Töpferscheibe erzeugten Tongefäßes. Ein oberhalb des Gutes gelegener Hügel heißt Leichberg. Ob dieser Name eine prähistorische Bedeutung hat, muß ich erst feststellen.

Südöstlich von Steyr, eine Viertelstunde entfernt, beim Sandhäusl, fallen von einer sehr hohen Sandwand hie und da Menschenknochen ab; eine Grabung wurde wegen des nahen Bauernhauses und der Gefahr eines Absturzes nicht gestattet. Bisher war es nicht möglich, Scherben oder einen Schädel zu erhalten. Vielleicht handelt es sich auch nur um eine Begräbnisstätte von Pestleichen.

Über eine Höhle und Funde von Steinwerkzeugen in dem Mühlbachgraben, einem Seitentale am rechten Ennsufer, zwei Wegstunden von Steyr entfernt, habe ich schon berichtet. In letzter Zeit erhielt ich von dort ein geglättetes Steinbeil aus dunkelbräunlichem Serpentin, 8 *cm* lang, am Ende 3, an der Schneide 5 *cm* breit, bis 1·5 *cm* dick, welches 2 *cm* unterhalb der Schneide an beiden Seiten von der Befestigung herrührende oder zur Befestigung angebrachte Einkerbungen zeigt. Die Höhle war augenscheinlich in neolithischer Zeit bewohnt. Mein Suchen nach Gräbern war bisher erfolglos.

Ich erlaube mir, einen Bericht über einen außerhalb der mir als Konservator zugewiesenen Bezirke gemachten und mir von dem sehr tätigen Museumsvereine in Schärding am Inn mitgeteilten Fund anzuschließen. Unweit der genannten Stadt wurde unter Waldboden eine

sehr schön patinierte Trense aus Bronze mit pilzartigen Endknöpfen gefunden, jetzt im Museum zu Schärding. Kustos Josef Hampel bildet in seinem Werke „Altertümer der Bronzezeit in Ungarn", 1887, auf Tafel LXI ein ganz gleiches Fragment einer Trense ab, welches sogar an den pilzförmigen Enden die drei Löcher zeigt, wie das Schärdinger Exemplar. Auch in dem vom Regierungsrate Matthäus Much herausgegebenen kunsthistorischen Atlas der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale sind auf Tafel XXVII und XXXVIII ähnliche Trensen aus Krendorf nächst Laun in Böhmen und vom Urnenfelde zu Stillfried in Niederösterreich abgebildet. Das Nationalmuseum zu Budapest teilte mir über Anfrage mit, daß daselbst sich ein ähnliches Pferdegebiß aus dem Funde von Kis-Köszeg im Komitate Baranya befindet, daß in der ältesten Schichte von Este in Oberitalien solche Trensen gefunden wurden, und das Stück in die Periode der Hallstätter Funde zu setzen sei.

Die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale hat weiters auf Hampels Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Tafel LXI, Fig. 1, Tafel LX, Fig. 3 und 4, hingewiesen und sich dahin geäußert, daß der Fund gleich jenen aus dem Grabfelde von Stillfried dem ersten Abschnitte der Hallstatt-Periode angehört.

Salzburg.

Herr Prof. Olivier Klose sendet aus Salzburg folgenden Bericht über

Funde im Jahre 1905:

Metall- und zahlreiche Gefäßfunde (noch nicht präpariert) aus 11 Hügelgräbern auf der Anhöhe nordwestlich von Hainbach (bei Nußdorf a. d. Oichten im Salzburgischen), ausgegraben vor einigen Jahren von Dr. Rudolf Much, k. k. Universitätsprofessor in Wien.

Gefäßfunde und ein Eisenteilchen (noch nicht präpariert) aus drei Hügelgräbern der Hallstattperiode auf der Anhöhe nördlich von Schleedorf im Salzburgischen, ausgegraben im Jahre 1905 von dem Berichterstatter.

Norische Silbermünze, gefunden auf dem Mallnitzer Tauern an der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten. Durchmesser 25 *mm*, Schwere 11·965 *g*. Avers: Männlicher Kopf mit Diadem und Umschrift; Revers: Ähnlicher Kopf und Umschrift. (Diese Münze wird demnächst von Prof. Dr. Wilh. Kubitschek-Wien in den Jahresheften des archäologischen Institutes in Wien behandelt werden.)

Spornartiger Gegenstand aus Bronze, der, nach der rechtwinkeligen Ansetzung der Seitenteile und nach der geringen Breite (5·5 *cm* im Lichten) zu schließen, mit seinen drei (jetzt durch Rost zerstörten) Eisenspitzen (?) wohl nicht an dem rundlichen rückwärtigen Teile eines Schuhes, sondern vielleicht am Ende einer Stange, und zwar in der Längsrichtung derselben, befestigt war. Der dem Stachel eines Spornes entsprechende, verhältnismäßig starke (18 *mm* Durchmesser) Teil ist durch Feuer ganz entstellt. (Abgebildet im Jahresberichte des Salzburger Museums für 1905, Tafel I, Fig. 3.) Gefunden, angeblich mit antiken Scherben, in Maxglan (bei Salzburg), Haimlgasse Nr. 3, bei Anlegung des Gartens.

Alle obigen Gegenstände befinden sich jetzt im hiesigen Museum.

Großer römischer Mosaikboden mit — wie es scheint — bisher bloß im Salzburgischen vorkommenden überwölbten Hypokausten. Aufgedeckt auf dem Domplatze in Salzburg (aber noch nicht gehoben). Dabei ein Inschriftenstein. (Demnächst behandelt und abgebildet von Alexander Petter und dem Berichterstatter in den Publikationen der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien.)

Großer römischer Grabstein, gefunden in der Wand der Kirche in Zell am Waller See, jetzt neben der Kirche festgemauert. (Demnächst behandelt und abgebildet von dem Berichterstatter in den Mitteilungen der k. k. Zentralkommission.)

* * *

Der Zuwachs zur volkskundlichen Abteilung des städtischen Museums in Salzburg belief sich im Jahre 1905 auf 75 Nummern, darunter besonders einen Kopf der „Habergais", dann 18 Stück holzgeschnitzte und bemalte Perchtenmasken und 2 Perchtenschuhe aus Holz. Dazu kommen noch ungefähr 150 Bilder, Zeichnungen und Photographien mit volkstümlichen Darstellungen, darunter 14 sehr interessante Votivbilder von 1680 bis 1805 aus Alm im Pinzgau.

Kärnten.

Herr Dr. Odilo Frankl sendet aus St. Paul a. d. L. folgenden

Bericht pro 1905 über den Konservatorenbezirk: Wolfsberg, Völkermarkt, St. Veit in Kärnten.

I. Im Sommer 1905 wurden von Herrn Lackenbucher in der Nähe des Dorfes St. Margareten bei Wolfsberg am Strappelkogel, einem bekannten und auch in diesen

Jahresberichten schon öfters erwähnten Fundorte prähistorischer Altertümer, neuerdings Funde gemacht, aus denen erwähnt seien: ein geschliffenes Steinbeil aus geflecktem Serpentin, durchbohrt und zur Hälfte abgebrochen, so daß der vorhandene Rest bei einer Breite von $4^1/_2$ *cm* noch 9 *cm* lang ist; ferner ein Spinnwirtel, sodann ein Tonfragment entweder von einer Lampe oder einer Gußform, endlich Scherben verschiedener Gefäße, die zum Teile mit Strich- und Punktverzierungen geschmückt sind.

II. Beim Erdaushube für das Turbinengebäude einer neuen Holzschleiferei in der Nähe des Schlosses Pöckstein fand man anfangs November 1905 in einer Tiefe von 5 *m* 12 Stücke verschiedener eiserner Werkzeuge römischen Ursprunges, wie Hacken, Spaten u. dgl. Der Antiquitätenhändler Struckl hat mehrere derselben an Herrn Oberingenieur Rotki für das Museum in Villach verkauft. Eine bronzene Haarnadel soll sich noch im Besitze eines Arbeiters befinden, der sie nicht weggeben will. Ebenso stieß man in einer Tiefe von 3 *m* auf eichene Piloten, die, in Lehm eingebettet, schwarz wie Ebenholz aussahen, wie es in einem Privatbriefe an den Berichterstatter heißt, und versteinert waren. Auch von diesen wurden zwei nach Villach abgegeben. Dieser Fund beweist, daß die Wasserkraft des Metnitzflusses an dieser Stelle schon in uralten Zeiten ausgenützt gewesen sein muß.

Nach vielem Suchen und Fragen ist es mir endlich gelungen, in der Hl. Kreuzkapelle am Priel bei Wolfsberg eine eiserne Votivkröte aufzufinden.

Tirol.

Herr Hofrat Franz R. v. Wieser sendet aus Innsbruck nachstehenden Bericht:

Im Laufe des Jahres 1905 hatte ich Gelegenheit, folgende Grabungen auszuführen:

a) Kufstein. Auf dem breiten Schuttkegel, den der Kudlbach vor der Kienbergklamm aufgebaut hat, wurden mehrere Brandgräber aufgedeckt, welche nach ihrer Anlage und Ausstattung erkennen ließen, daß es sich nicht um Einzelgräber, sondern um einen Urnenfriedhof handelt, und zwar um einen Urnenfriedhof aus der jüngeren Bronzezeit von wesentlich demselben Typus, wie die übrigen bisher in Nordtirol bekannt gewordenen Urnenfelder. Weitere Grabungen auf den benachbarten Feldern werden erst konstatieren lassen, ob die neuaufgedeckte Station mit den prähistorischen Ansiedlungen des benachbarten Alpenvorlandes in engerem kulturellen Zusammenhange steht. Jedenfalls ist das Kufsteiner Gräberfeld insofern von Bedeutung, als durch dasselbe die Reihe der nordtirolischen Urnenfriedhöfe um ein gutes Stück weitergerückt und in das Netz bronzezeitlicher Siedlungen im Inntale eine neue Masche eingefügt worden ist. Über diesen Fund habe ich bereits in der Zeitschrift des Ferdinandeums 1905 Bericht erstattet.

b) St. Georgen im Taufererertale. Durch Herrn E. Tschurtschenthaler, Kaufmann in Bruneck, wurde ich aufmerksam gemacht, daß auf einem waldigen Felskopfe bei St. Georgen, der sogenannten großen Pipe, Reste von Trockenmauern zu sehen seien und daß dort auch schon wiederholt alte Topfscherben gefunden wurden. Als ich nun im Mai d. J. Gelegenheit hatte, den Platz selbst zu untersuchen, konnte ich einen regelrechten Ringwall aus lose übereinander geschichteten Steinblöcken konstatieren, der die sanft gegen Osten geneigte obere Fläche des Felskopfes rings umschließt. Auf der Ostseite ist der Wall durch einen parallellaufenden Graben verstärkt. Am Fuße der obersten Kuppe zieht ein Innenwall quer über das Plateau. An den Ecken scheinen kleine Gebäude aus Trockenmauern gestanden zu haben. Die hier ausgeführten Grabungen ergaben Brandschichten und zahlreiche Topfscherben von primitiver Technik. Auch an dem südlichen Abhange eines benachbarten niedrigeren Kopfes, der sogenannten „kleinen Pipe", wurden massenhaft Kohlen und Scherben gefunden.

Der Name „Pipe" ist zweifellos eine Verballhornung aus „Piburg", welcher Ausdruck bekanntlich in ganz Süddeutschland sehr häufig an Punkten vorkommt, die bereits in urgeschichtlicher Zeit besetzt und meist mit einem Ringwalle befestigt waren. Um eine Wallburg handelt es sich auch hier bei St. Georgen, aber nicht um einen ständig besetzten Platz, sondern um eine Zufluchtsstätte, auf die sich die umwohnenden Ansiedler in Feindesgefahr zurückzogen. Darauf lassen die mehrfach übereinander lagernden, durch Geröllschichten voneinander getrennten Brandschichten schließen, darauf deutet auch der Umstand, daß außer Scherben fast keine Gerätreste und nur wenige Tierknochen gefunden wurden. Nach der Technik und Ornamentierung der Gefäße ist der Ringwall in der älteren Bronzezeit, vielleicht sogar schon in neolithischer Zeit angelegt worden. Doch beweist das Vorkommen einzelner Scherben von jüngerem Typus, daß die Stelle auch später, wahrscheinlich noch in römischer Zeit, frequen-

tiert wurde. Am Fuße der Wallburg scheinen Wohnstätten vorhanden gewesen sein, die, nach der Beschaffenheit der in der Kohlenschichte eingebetteten Artefakte zu schließen, ebenfalls bis mindestens in den Beginn der Bronzezeit zurückreichten. Ich beabsichtige, die Grabungen an dieser interessanten Fundstelle, sobald es mir möglich ist, fortzusetzen.

c) Kortsch. Bei Anlegung eines Einschnittes durch den riesigen Schuttkegel des Gadriabaches für die Vintschgauer Bahn wurden bei Kortsch verschiedene antike Bronzegegenstände gefunden, welche ich dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Bauleiters Herrn Baurates v. Chabert eingehend studieren konnte.[1]) Da aber die Angaben über die Fundmodalitäten zu unbestimmt lauteten, als daß es möglich gewesen wäre, sich ein deutliches Bild von dem Vorkommen zu entwerfen, so entschloß ich mich, die Fundstelle aufzusuchen und wenn möglich selbst Grabungen vorzunehmen. Da stellte sich nun heraus, daß mehrere Fundschichten (an einer Stelle vier) von verschiedener Mächtigkeit (10—80 *cm*) übereinander liegen, getrennt durch Lagen scharfkantigen Gesteinschuttes. Die Fundschichten bestanden aus Kohle, Asche, Tierknochen, meist mit Topfscherben und einzelnen Bronzestücken vermengt. Man hat sich den Tatbestand unzweifelhaft in folgender Weise zurechtzulegen. Auf den oberen Partien des Schuttkegels, ungefähr an der Stelle, wo das heutige Dorf Kortsch liegt, befanden sich schon in der Bronzezeit Wohnstätten. Diese prähistorische Ansiedlung ist durch die noch heute gefürchtete „Kortscher Lahne" wiederholt vermurt worden. Der aus den zerstörten Hütten stammende Schutt wurde nach abwärts geschoben und weiter unten auf dem breiten Schuttkegel abgelagert. Da auch Spuren von Menschenknochen zum Vorscheine kamen, so dürften auch Gräber vermurt worden sein. (Siehe weiter unten unter 2.)

Von Einzelfunden, welche ich im abgelaufenen Jahre für das Landesmuseum Ferdinandeum erwarb, erwähne ich drei Bronzebeile mit Schaftlappen, eines gefunden bei Matrei, eines bei Volders, eines im Abteitale, von denen die beiden ersteren deshalb bemerkenswert sind, weil derartige Fundobjekte in Nordtirol ziemlich selten vorkommen. Ein von einem Händler erworbener Bronzedolch, sowie zwei Bronzeringe wurden bei Gelegenheit des Bahnbaues in der Nähe von Schluderns gefunden. Aus der ergiebigen Fundstätte bei Sanzeno im Nonsberg wurden auch in diesem Jahre einige interessante Objekte für das Ferdinandeum gekauft, darunter eine etruskische Beininschrift.

2. Herr Sanitätsrat Dr. Bernhard Mazegger berichtet aus Obermais, Meran:

Eine prähistorische Grabstätte wurde im März 1905 oberhalb Schlanders gegen Kortsch zu anläßlich des Baues der Vintschgaubahn in der Tiefe von etwa 2 *m* bloßgelegt.

In der Branderde fanden sich verwitterte menschliche Knochen, Tierknochenreste und viele prähistorische Scherben von schwarzen Tongefäßen (Freihandgefäßen), die mit wechselnden Reihen schräger Einschnitte und gekerbten Leisten in verschiedener Ausführung verziert waren; einige Scherben zeigen kleine Warzen und horizontal durchbohrte Henkelansätze.

An Bronzegegenständen sind gefunden worden: ein Bruchstück einer Lanzenspitze, ein Dolchknauf, mehrere Schmucknadeln, eine krumme Nähnadel, ein meißelartiges chirurgisches Instrument, ein Bronzedolch, ein Bronzering, eine Zierplatte. (Siehe auch oben unter 1 *c*.)

In der Nähe von Sanzeno im Nonsberg, dieser ergiebigen Fundquelle, hat im Sommer 1905 Antiquitätenhändler Schenk in Meran auf seinem gepachteten Grundstücke einen Eisenkelt ausgegraben.

In der Gaul bei Lana wurde im verflossenen Jahre 1905 ein schönes Bronzebeil gefunden.

Auffallend ist das geringe Ergebnis von Funden auf der ganzen langen Strecke der neuen Vintschgaubahn von Meran bis Mals, an die sich so große Hoffnungen knüpften.

Glaubte man doch, daß sicher einige römische Meilensteine der Via Claudia Augusta zutage gefördert würden; von diesen besteht bisher nur ein einziger, nämlich der im Jahre 1552 bei Rabland neben der Töll gefundene, nun im Parke des Palais Toggenburg-Sarnthein in Bozen befindliche Meilenstein des Tiberius Claudius Caesar. Die Ursache dieses Mißerfolges mag wohl daran liegen, daß die Bahnlinie zumeist an den Ufern der Etsch sich hinzieht und höchst selten in die Nähe der Reichsstraße oder an die Sonnenberglehne, wo die alten Verkehrswege waren, kommt. Letzteres ist oberhalb Schlanders in der Richtung nach Kortsch der Fall, wo auch allein die wenigen Funde gemacht wurden. Es ist durch den Bahnbau nur ein kleiner Teil der Grabstätte aufgedeckt worden, die sich allem Anscheine nach weiter nördlich gegen St. Egid erstreckt.

[1]) Es waren meist gerade Nadeln mit runden Knöpfen und geschwollenem Halse, Spiralen, Ringe aus Bronzedraht, ein Fragment einer primitiven Fibula usw., fast durchaus Sachen von exquisit bronzezeitlichem Charakter.

Küstenland.

Herr Direktor Dr. Carlo de Marchesetti berichtet aus Triest:

Die im Vorjahre in der ausgedehnten Nekropole der Pizzughi bei Parenzo gemachten Grabungen ermunterten mich, sie auch in diesem Jahre fortzusetzen, und so eröffnete ich in dem dem dritten Castelliere angehörenden archaischen Grabfelde weitere 65 Gräber. Man fand durchgehends Brandgräber, die von regelmäßigen Mauern umgeben und mit großen Steinplatten bedeckt waren. Zahlreich waren tönerne Urnen, die zur Aufnahme der aus der Kohle des Scheiterhaufens sorgfältig ausgesuchten Reste dienten. Verhältnismäßig häufig fanden sich darunter mit schönen Musterzeichnungen verzierte Töpfe, dagegen waren bronzene Beigaben sehr spärlich und bestanden meistens aus Arm- und Fingerringen, Gürteln, Nadeln, Perlen, Spinnwirteln usw. Merkwürdig ist die große Seltenheit eines so allgemein verbreiteten Schmuckobjektes, wie es die Fibel war, die besonders in den Nekropolen der Umgebung von Triest und des Isonzotales so reich vertreten ist, was auf eine verschiedene Kleidertracht hindeutet.

Die auf die neue Nekropole von S. Canzian gesetzten Hoffnungen erfüllten sich leider nicht, denn obwohl Gräber nicht fehlen, so sind sie so weit zerstreut und so arm an Beigaben, daß sich eine ausgedehntere Grabung nicht lohnt.

Weit wichtiger waren dagegen die in der Pocalahöhle bei Nabresina fortgesetzten Forschungen, wobei wieder eine Unmasse fossiler Knochen gefunden wurde, die 162 Individuen des *Ursus spelaeus* angehörten, so daß ich bisher von dieser Höhle die hübsche Zahl von 294 Höhlenbären in meistens kolossalen Individuen ausgegraben habe. Nebst diesem Tiere fanden sich Reste von *Felis spelaea, Hyaena spelaea, Lupus spelaeus, Bos primigenius, Cervus Elaphus* usw., jedoch in viel geringerer Menge. Auch dieses Jahr wurde ein leider etwas defekter Schädel ausgehoben, der am rechten Scheitelbeine eine Hiebwunde zeigt; in der im Schädel selbst angesammelten Schlammasse war ein Flintinstrument enthalten. Weitere zwei Hornsteinartefakte von demselben primitiven Typus, sowie einige bearbeitete Knochen und Zähne wurden in den tieferen Schichten zwischen den diluvialen Knochen gesammelt.

Eine in einer Nische in der Nähe des Höhleneinganges gemachte Grabung ergab zahlreiche neolithische Reste, wie Silexartefakte, Topfscherben mit Tupfenornamenten, bearbeitete Knochen- und Hornsteininstrumente, sowie eine Unmasse von Schalen von Meeresmollusken.

Dalmatien.

Herr Regierungsrat Monsignore Franz Bulić berichtet aus Spalato:

Entsprechend der Einladung vom 1. Jänner l. J. betreffs die in seinem Konservatorialbezirke vorgenommenen Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der von der Gesellschaft vertretenen Wissenschaftszweige beehrt sich der Gefertigte Folgendes zu berichten:

In meinem Konservatorialkreise (ehemaliger Kreis von Spalato und jetzt Bezirkshauptmannschaften Spalato, Sinj, Imotski, Metković, Makarska, Lesina, S. Pietro della Brazza) sind auch heuer keine systematischen Forschungen auf prähistorischem Felde vorgenommen worden. Es wurden aber folgende zufällige Funde gemacht:

In Rogoznica unweit von Almissa in der Lokalität Klobuk kamen im Februar 1905 wieder mehrere kleinere prähistorische Gegenstände vor (cfr. hieramtlichen Bericht vom 17. Februar 1905, Z. 3/c, und Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXV, II. u. III. Heft, 1905, S. [27]), und zwar: eine runde kupferne Schließe (Zierscheibe) von 90 *mm* Durchmesser, fünf größere und kleinere kupferne Fibeln und deren Bruchstücke, alle unvollständig, eine kleine Brillenfibel, fünf silberne Doppelhaken, ein Bruchstück eines Stiftes mit durchlöchertem Ende, eine 21 *cm* lange, stark verrostete eiserne Lanzenspitze, eine polychromische Perlenschnur aus Glas und Glaspasta mit größeren und kleineren Körnern. (Alles erworben fürs Museum. Kat. *N*, Prähistorica Nr. 205.)

Vom gewesenen Bürgermeister von Comisa, Herrn Anton Petrić, erhielt ich als Geschenk am 5. Mai 1905, als ich mich auf einer wissenschaftlichen Reise befand, folgende Gegenstände, welche von der Lokalität Kopačine am Abhange des kleinen Hügels Podšpilje der Gemeinde Comisa auf der Insel Lissa stammen: ein Stück einer kupfernen Fibel, einen kupfernen Ring, zwei Stück Brillenfibeln verschiedener Größe, eine Zierscheibe aus Bronze, zwei kleine Knöpfe und einen größeren und drei Stück Topfscherben. (Alles im Museum untergebracht unter Nr. 206, Kat. *N*, Prähistorica.)

In dieser Lokalität kamen vor einigen Jahren, anläßlich der Anlegung neuer Weingärten, mehrere aus vier Steinplatten bestehende Gräber mit Skeletten vor, sowie außer den oben angeführten Gegenständen auch noch andere. Von diesen befinden sich einzelne beim genannten Herrn Petrić, andere wieder, wie z. B. ein Stück einer Spiralbrille, ein Stück einer Kette, ein Anhängsel, ein Korn

aus polychromer Glaspasta, wurden dem Pfarrer von Lissa Apollonio Zanella geschenkt und vom Gefertigten bei ihm gesehen.

Unter dem Berge Biokovo im Brelanski Odsjek kam zufälligerweise ein kleines, 51 *mm* hohes Beil aus Serpentin vor, welches fürs Museum erworben wurde. (Nr. 207 *N.*)

In Rogoznica bei Almissa wurde eine 90 *mm* hohe Axt aus Sandstein gefunden und fürs Museum erworben. (Nr. 208 *N.*)

In Dubci bei Zadvarje (Duare) oberhalb Almissa wurde eine Dioritaxt gefunden, welche 62 *mm* hoch ist und fürs Museum angeschafft wurde. (Nr. 209 *N.*)

In Žeževica donja (Gemeinde Almissa) wurde ein kleines flaches Dioritbeil, 30 *mm* hoch, gefunden und fürs Museum erworben. (Nr. 210 *N.*)

In Bajagić der Gemeinde Sinj kamen in einem Felsen zwei Hämmer aus Aphanit vor, welche beide fürs Museum erworben wurden. Das Stück Nr. 211 *N*, keilförmig, ist 16 *cm* hoch und gut erhalten. Das Stück Nr. 214 *N* wurde unvorsichtigerweise vom Bauer in zwei Stücke zerschlagen.

In Dugopolje, Ortschaft der Gemeinde Clissa, in Dôca, einem Grunde des Ivan Bosančić, wurde ein 9 *cm* hoher Hammer aus Sandstein gefunden, welcher von beiden Seiten abgebrochen ist. Erworben fürs Museum. (Nr. 212 *N.*)

In Vojnić bei Gardun (Römisches Standlager Delminium nach Mommsen, CJL. III, S. 358) wurde zufälligerweise eine kupferne Spiralbrille, 12 *cm* lang, gefunden und fürs Museum erworben. (Nr. 213 *N.*)

Böhmen.

Herr k. k. Konservator Rob. R. v. Weinzierl berichtet aus Teplitz:

Infolge der Übersiedlung des Museums in das neue Provisorium und die möglichst praktische Aufstellung der wertvollen Sammlungen war die Tätigkeit des Gefertigten nach außen hin notgedrungen eingeschränkt. Es wurde jedoch stets darauf Bedacht genommen, das Interesse für das Museum wach zu erhalten. Im ganzen konnten nur 39 Tage für die Forschungen aufgewendet werden. Die Tätigkeit erstreckt sich:

a) auf 15 kontrollierende Exkursionen der Fundorte:

Türmitz, Aussig, Nestomitz, Schönpriesen, Libochowan, Bilin, Kuttowitz, Herbitz, Wicklitz, Hostomitz, Krzemusch, Kommern, Hochpetsch, Kosel, Luschitz, Kollosoruk, Lobositz, Prosmik, D. Mlikojed, Leitmeritz, Liquitz, Langugest, Negranitz, Wickletitz u. a.;

b) eingehende Untersuchungen neuer Fundorte:

Im Bezirke Leitmeritz: Tschentschitz, D. Kopist, Donnersbergkuppe, 835 *m*, Sullowitz (Steinbruch).

1. Tschentschitz ergab Spät-La Tène-Eisenfunde.

2. D. Kopist slawische Skelettgräber des VII. Jahrhunderts.

3. Die Donnersbergkuppe Streufunde, und zwar: Zwei Bronzenadeln, Lausitzer Typus, Wetzstein, La Tène-Type, und Markomannische Scherben.

4. In Sullowitz (Steinbruch) wurden zwei Gräber mit liegenden Hockern untersucht, welche schnurverzierte Keramik enthielten, darunter eine Topfurne vom Lobositzer Typus. Die beiden Schädel (♂ und ♀) konnten gehoben und präpariert werden, sie sind ausgesprochen dolichocephal, weichen aber in verschiedenen Momenten von den Dolichocephalen von Lobositz wesentlich ab.

Im Saazer Bezirke: Neusattel, Klutschkau, Horschan, Welchau, Tuchorschitz, Gr.-Tschernitz, Seltsch und Horka.

1. In Neusattel ergab die örtliche Untersuchung eine ausgedehnte bronzezeitige Ansiedlung, die sich bis an die Eger hinzieht. Gefunden wurden verschiedene Gefäße vom Lausitzer Typus. Die Nachbesiedlung konnte an mehreren Punkten durch La Tène-Funde nachgewiesen werden.

2. Klutschkau ergab Lausitzer und La Tène-Keramik.

3. Horschan Bandkeramik.

4. Welchau Gräber der Markomannen mit typischer Keramik.

5. Tuchorschitz eine bandkeramische Siedlung, Hockergräber der Übergangszeit und bronzezeitige Keramik (Lausitzer Typus).

6. Gr.-Tschernitz, Ansiedlung mit bandkermanischen Typen.

7. Seltsch, eine Ansiedlung mit typischer Bandkeramik (wie Herbitz, Liquitz); besonders interessant ist der Fund von Resten der *Emys orbicularis* und eines Henkelfragmentes mit einem roh modellierten Stierkopfe.

8. Horka. Hier konnten während des Feldrigolens bisher vier Gräber mit liegenden Hockern untersucht werden. In einem dieser Gräber wurde am linken Unterarme ein breiter, massiger Marmorarmring gefunden. Gefäße wurden bisnun noch keine gefunden, dagegen in der Kulturschichte rohe, bandkeramische Scherben. Der bisher bekannten Analogien wegen läßt sich hier ein Fundort mit Keramik vom Rössener Typus voraussehen. Da die Erdschachtung den Winter über fortgesetzt wird,

so können wohl noch mehrere Gräber erhofft werden, deren Durchforschung volle Klarheit erbringen wird.

Im Podersamer Bezirke wurden die weitausgedehnten Siedlungen von Tschentschitz untersucht und hiebei typische Funde der Bronzezeit (Lausitzer Typus) und der La Tène-Periode gewonnen.

Innerhalb von 10 Tagen wurden 13 neue Fundorte untersucht und konnten nach den dort vertretenen Kulturen kartiert werden, so daß die Sammlungen des urgeschichtlichen Zentralmuseums für das nördliche Böhmen zu Teplitz mit Schluß des Jahres 369 typisch vertretene Fundorte aufzuweisen vermögen.

Infolge Übereinkommens mit dem Grundbesitzer mußte auf Parzelle 1166 in Gr.-Czernosek eine 14 Tage währende Grabung vorgenommen werden. In der neolithischen Schichte wurden eine große Anzahl von Streufunden gemacht, außerdem ein Grab in der Anordnung der Hockergräber, jedoch mit totaler Verbrennung des Bestatteten und späterer Beigabe von einem Feuersteinmesser und einem -Beile, einem gelochten Eberzahne, einem geschnitzten Vorstecker aus Knochen, einem Knochenmeißel, drei Pfriemen, Klopfer und Schleifstein sowie Hundeknochen gefunden. Die darüber lagernde bronzezeitige Schichte ergab Herd- und Kulturgrubenfunde des Lausitzer Formenkreises.

Die Exkursion nach Negranitz, Sobiesak und Wickletitz a. d. Eger erbrachte die Gewißheit, daß der Fund von 21 Goldspiralarmringen [1]) tatsächlich auf der Feldflur „Kohlrachel" in den Jahren 1890—1892 gemacht wurde.

Mit diesem Goldschatze wurden gleichzeitig oder in demselben rohen Gefäße ein Depotfund von Bronzen gehoben. Der aus Paalstabfragmenten [2]), Lanzenspitzen, Messern, massiven Ringen und Bruchmetall usw. bestand.

In Langugest wurde auf Parzelle 661/662 der Rest einer La Tène-Wohngrube untersucht und hiebei typische Keramik gefunden.

[1]) Der Goldfund von Negranitz a. d. Eger, mit 1 Tafel. Teplitz 1903. (Tätigkeitsbericht der Museums-Gesellschaft 1902.)

Von diesem Goldfunde befinden sich im urgeschichtlichen Zentralmuseum zu Teplitz 6, im Röm.-germ. Zentralmuseum zu Mainz zwei Stücke, im königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin ein Stück, im Nationalmuseum zu Nürnberg 1 Ring und einer ist im Besitze des Oberfinanzrates Delegni in Eger.

[2]) Im k. k. Hofmuseum zu Wien befinden sich eine Anzahl Paalstabfragmente, im urgeschichtlichen Zentralmuseum zu Teplitz vier Fragmente solcher von diesem Depotfunde.

Die Untersuchungen der diluvialen Lößschichten im Bielatale ergaben weitere interessante Knochenreste:

Felis spelea Goldf., Capra Ibex. L., Bos priscus und *primigenius* sowie *Spermophilus rufescens K.*

Die mit den Grundbesitzern in Libochowan, Gr.-Czernosek, Lobositz, Bilin u. a. O. vertragsmäßig vereinbarten jährlichen planmäßigen weiteren Durchforschungen der betreffenden Siedlungen resp. Begräbnisplätze mußten der Übersiedlung halber auf das Jahr 1906 verschoben werden.

Mähren.

1. Herr Prof. A. Rzehak übersendet aus Brünn einen

Bericht über die im Jahre 1905 für das mährische Landesmuseum (Museum Francisceum) in Brünn erworbenen prähistorischen Objekte.

1. Zwei Stück Armzylinder aus Bronzeblech, zugleich mit zwei Halsringen bei einem Skelette nächst Tieschan in Mähren gefunden. (Eine Beschreibung dieses Fundes durch den Referenten wird demnächst erscheinen.)

2. Grabfund der Hallstattzeit von Zabrdowitz bei Mähr.-Kromau; bemerkenswert eine große Urne mit aufgemalten Ornamenten.

3. Mehrere fragmentarische „Zonenbecher", mit verschiedenen Scherben der Hockergräberkeramik vom Mönitzer Typus gefunden in einer „Wohngrube" bei Medlanko nächst Brünn (vom Referenten selbst ausgegraben).

4. Steinwerkzeuge verschiedener Art von Napagedl, Spitinow und Skaliczka in Mähren.

5. Urne vom Burgwalltypus, mit einem Eisenmesser und Resten einer Eisenschnalle in einem Skelettgrabe bei Strutz gefunden.

6. Allerlei Gefäßscherben aus Wohnstätten der älteren Metallzeit, aufgedeckt bei Daub im „Kuhländchen".

7. Eine römische Goldmünze (Nero), gefunden bei Majetein.

Außerdem wurde an das mährische Landesmuseum über folgende neue Entdeckungen berichtet:

a) Brandgräber bei Znaim (noch nicht ausgebeutet);

b) Brandgräber bei Milotitz, Bezirk Weißkirchen. Einige Gefäße aus diesen Gräbern befinden sich im Museum zu Wallachisch-Meseritsch; einzelne dieser Gefäße sind angeblich graphitiert, andere „dick mit roter Farbe bestrichen";

c) Hockergräber bei Ottnitz; Skelettgräber mit Gefäßen, die denen von Opatowitz bei Raigern entsprechen (Mönitzer Typus).

2. Herr Lehrer Ludwig Mattula berichtet aus Unter-Retzbach:

In unmittelbarer Nähe meines Berufsortes, jedoch schon in Mähren gelegen, dehnen sich die bedeutenden Lehmlager der Ersten Schattauer Schamottewarenfabrik der Aktiengesellschaft vormals Karl Schlimp aus. Durch die Liebenswürdigkeit des Direktors Herrn Nemeček wurde mir gestattet, einige Stellen der Abbauflächen zu untersuchen, welche den dort beschäftigten Arbeitern durch ihre dunklere Färbung aufgefallen waren.

An der Stelle I fand ich nur einige dünne Röhrenknochen, welche in einer kleinen seichten Mulde mit wenig Asche eingebettet waren. Einer dieser Knochen war von einem offenen Bronzeringe umgeben. Dieser Ring stellt ein Armband von 15 *cm* Länge dar, dessen Enden je 2 *cm* übergreifen; der Durchmesser des Ringes beträgt 3·5 *cm;* die Stärke ist 3 *mm.* Das Armband ist sowohl an den Enden als auch an drei weiteren voneinander gleichmäßig abstehenden Teilen mit Einkerbungen geziert.

Sonstige Beigaben oder Topfscherben fehlten gänzlich.

Die zweite Stelle, welche ich untersuchte, barg das Skelett eines kleinen, liegenden Hockers, dessen Kopf gegen Westen gerichtet und mit einem Steine überdeckt war. Durch den Druck desselben hatte der Schädel stark gelitten. Die Zähne sind jedoch gut erhalten. Die anderen Knochen waren schwach und sehr morsch. Beigaben keine.

Den Schädel und einige Knochen, die sich erhalten ließen, sandte ich Herrn Hofrat Prof. Dr. Karl Toldt.

Vor längerer Zeit erhielt ich von Herrn Wild, Fabriksbeamter, eine schöne Pfeilspitze aus Bronze und auch einige Bruchstücke von fossilen Knochen und Zähnen.

In den benachbarten Ziegelwerken konstatierte ich diverse Feuergruben und Aschenlöcher. Ich erwarb von einem Ziegelarbeiter eine einfach verzierte Bronzenadel, die derselbe als „Pfeifenstierer" am Tabaksbeutel angehängt trug. Von einem anderen Arbeiter erhielt ich eine größere grüne Glasperle.

An sonstigen Einzelfunden habe ich noch zu erwähnen: zwei kleine 3 *cm* lange Tonpfeifchen, angeblich römisch, aus Privatbesitz erworben; ferner eine Bronzeperle mit Buckeln, eine kleine braune Glasperle und einen 3 *mm* starken silbernen Schläfenring von 2 *cm* Länge. Die zuletzt erwähnten Objekte sind sämtlich in Znaim gefunden worden.

Galizien.

Herr Dr. W. Demetrykiewicz berichtet aus Krakau:

Im vorigen Jahre habe ich persönlich folgende prähistorische Forschungen unternommen:

Zu Tyniec bei Krakau: Burgwall aus der letzten prähistorischen Periode untersucht.

In Jadowniki podgórne bei Brzesko (Westgalizien): Burgwall „Bocheniec" aus der letzten prähistorischen Periode untersucht.

Bei Rudnik und Visko in Westgalizien Urnenfelder aus der Bronze- und Hallstattperiode untersucht.

Auch in Facmiech bei Krakau Spuren von einem Urnenfelde der Bronzeperiode untersucht.

Herr Dr. K. Hadaczek aus Lemberg hat in Jasionow bei Brody Ansiedlungen und Gräber der Bronzeperiode untersucht.

Bei Białoboki (Bezirk Przeworsk): Spuren des Urnenfeldes aus der Bronzeperiode untersucht.

In Gac bei Przeworsk ein Urnenfeld der römischen Kaiserzeit ausgegraben.

In Podhorce bei Złoczów in Ostgalizien den Burgwall „Plesnisko" aus dem Frühmittelalter untersucht.

Bukowina.

Herr Universitätsprofessor Dr. R. F. Kaindl berichtet aus Czernowitz über

Prähistorische und volkskundliche Arbeiten in der Bukowina.

Von den prähistorischen Fundstellen in der Bukowina nimmt gegenwärtig mit Recht Szipenitz (nordwestlich von Czernowitz) die größte Aufmerksamkeit in Anspruch. Über die Ausgrabungen von 1903 und 1904, welche in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft bereits kurz besprochen worden sind, handelt der Berichterstatter jetzt ausführlich im Jahrbuch der k. k. Zentralkommission, II, 1, Sp. 17—44. Die zahlreichen Abbildungen (51) stellen eine Auswahl der bemalten Gefäße und Scherben, der Menschen- und Tierfiguren aus Ton, ferner der Werkzeuge u. dgl. dar. Von den merkwürdigen Doppelgefäßen oder Gestellen in der Form eines Opernglases sind mehrere abgebildet und beschrieben. Im Jahre 1905 hat mit Unterstützung des Landesmuseums Herr Gutsbesitzer E. v. Kostin in Szipenitz diese Ausgrabungen fortgesetzt. Der Bericht-

erstatter konnte an diesen Arbeiten keinen Anteil nehmen, weil er durch andere dringende Studien verhindert wurde. Nach den freundlichen Mitteilungen v. Kostins entsprechen die von ihm auf dem Feldried Baleczinka gemachten Funde jenen in früheren Jahren. Ein Teil derselben wurde bereits dem Landesmuseum übersendet. Eine Beschreibung der wichtigsten neuen Funde soll folgen. Leider wurden über die näheren Umstände der Funde keine Beobachtungen angestellt. Es ist also nicht konstatiert worden, ob die Funde einer Wohn- oder Vorratsgrube, einer Hütte o. dgl. entnommen wurden. Diese Beobachtungen sind in Szipenitz mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden.

Ein bedeutungsvoller Fortschritt auf dem Gebiete ethnographischer Forschungen wird in der Bukowina vorbereitet. Dieses Land ist mit seinen zahlreichen interessanten Völkergruppen ein überaus dankbares Gebiet für die Volksforschung. Hausbau, Hausrat und Kleidung bieten ebenso wie die Überlieferungen noch überaus viel Ursprüngliches, wie dies insbesondere aus den Arbeiten des Berichterstatters über die Huzulen, denen die Anthropologische Gesellschaft kräftige Förderung zuteil werden ließ, bekannt sein dürfte. Doch auch hier ist die ausgleichende Kulturkraft an der Arbeit. Deshalb hat der Unterzeichnete schon vor 15 Jahren in einem Artikel der „Bukowiner Rundschau" die Gründung eines ethnographischen Museums angeregt, in welchem er auf die soeben kurz erwähnten Umstände hinwies. Als hierauf im Jahre 1892 das Bukowiner Landesmuseum neu errichtet wurde, glaubte man, mit der Angliederung einer ethnographischen Abteilung an dasselbe auskommen zu können. Wohl kam der Berichterstatter später zur Erkenntnis, daß nur ein Freiluftmuseum allen Ansprüchen genügen könnte; doch er zweifelte an dessen Zustandekommen in der Bukowina und regte daher vor drei Jahren in einem Artikel der „Zeit" (Wien) die Errichtung eines solchen Museums im Wiener Prater an. Im vorigen Jahre hat nun sein Fachkollege Prof. Dr. Herzberg-Fränkel, der gegenwärtig als Rektor Magnifikus dem Landtage der Bukowina angehört, mit großem Eifer und überzeugender Beredsamkeit die Landesvertretung der Bukowina für die Errichtung eines Freiluftmuseums in Czernowitz gewonnen. Die Begründung seines Antrages hat Universitätsprofessor Dr. Herzberg-Fränkel in einer besonderen Schrift niedergelegt. Da er Skansen aus eigener Anschauung kennt, die Bukowiner Verhältnisse teils persönlich, teils aus den Mitteilungen des Berichterstatters kennen gelernt hat, so gelang es ihm, für seinen Antrag ein großes Interesse zu erregen. Es wurde vom Landtage zunächst eine Geldsumme für die nötigen Vorarbeiten bewilligt, und so ist die begründete Hoffnung vorhanden, daß die Bukowina in ihrer Landeshauptstadt ein wenn auch bescheidenes, doch interessantes Freiluftmuseum erhält.

Ungarn.

Herr Julius Teutsch berichtet aus Kronstadt:

Am 26. März v. J. überbrachte mir Herr Türk, Lehrer aus Weidenbach, ein kleines, zur Hälfte erhaltenes Tongefäß mit der Nachricht, daß auf dem Kirchengrunde, genannt „vor den Erlen", ein Kistengrab aufgedeckt worden sei. Ich begab mich drei Tage später dorthin und fand die leere Grube, an deren Rande die herausgehobenen Steinplatten lagen. Nach seiner Aussage waren die Deckplatten etwa 20—30 *cm* unter der Oberfläche. Vor mehreren Jahren soll man an diesem Orte 4—5 solche Gräber bloßgelegt und zerstört haben. Das Grab, welches etwa 2 *m* lang und halb so breit war, hatte die Längsrichtung von Ost nach West. In der herausgeworfenen Erde fand ich noch Reste eines zweiten Gefäßes, ferner Knochenreste des Menschen, als 1 Tibia, 1 Femur und 1 Metacarpus. Es ist dieses das sechste bisher mir bekannte Kistengrab des Burzenlandes.

Aus dem in der Nähe Kronstadts gelegenen Rakadotale, dessen Name wahrscheinlich aus dem Slawischen abgeleitet werden könnte, stammen grobe, stark mit Quarzsand durchsetzte, mit kleinen Einritzungen oder mit Fingereindrücken auf schmalen Leisten verzierte Tongefäßscherben. Solche finden sich am Bachrande in großer Menge. Bei einem kurzen Ausfluge dorthin am 30. April 1905 fanden wir außer Tonscherben genannter Art auch ein Steinbeilfragment.

Etwas höher vom Bachufer gelegen, an der Abdachung der Zinne, fand man eine große, total zerdrückte Urne, die mit schwerer Mühe zur Hälfte zusammengeleimt werden konnte. Dieselbe ist dickwandig, außen glänzend geschwärzt, innen rot, mit Quarzsand durchsetzt und hat seichte, in Bogenlinien parallellaufende Furchenverzierung unter dem Halse. An dem Bauchrande sind breitere, schief verlaufende Furchen eingedrückt, ähnlich einem Schraubengewinde. Vor Jahren fand Herr Hauptmann J. Martian unweit dieser Stelle ebenfalls Teile einer großen Urne mit den-

selben Merkmalen. Die Höhe dieser Urnen ist etwa 50—60 *cm*. In diesem Jahre erhielt ich von einem Erösder Bauern Teile einer ebensolchen, sowohl in der Technik als auch in der Form und Verzierung vollkommen gleichen Urne, die er in der Nähe Erösds, auf dem sogenannten „Veczel" oder „Veczer", dem letzten Ausläufer des Baróter Gebirges, um welchen der Altfluß nach seinem südlichen Laufe die starke Schwenkung nach Norden macht, fand.

In Nr. 9539 des „Siebenb. deutschen Tageblattes" vom 3. Mai las ich von Ausgrabungen, die anläßlich des Brückenbaues über den Altfluß bei Sz. Szt. György gemacht worden sind. Ich fuhr am 8. Mai an die Fundstelle und konnte mich überzeugen, daß die Zeitungsnachrichten, die von Steinbeilen und anderen Gegenständen zu berichten wußten, jedenfalls übertrieben waren, da mir niemand der dort Beschäftigten von derartigen Funden etwas mitteilen konnte.

Von der an dem linken Altufer befindlichen Terrainerhebung wurde für den Brücken-

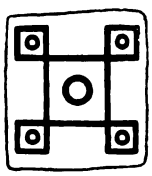


Abb. 1.

bau Erde weggeführt, wodurch an der neugeebneten Böschung dieser Terrasse einige Gräber oder Erdhöhlen angeschnitten wurden. Man konnte sie leicht durch die dunklere Farbe der Erdmasse erkennen, die sich als runde dunkle Flecken, regellos zerstreut, auf der übrigen helleren Fläche zeigten. In dem Bereiche dieser Gruben fand man nun Tierknochen, Asche, Gefäßreste von Freihand und Drehscheibenarbeit. Die Scherben sind meist rot, mit Quarzsand durchsetzt oder aus feinem grauen Tone mit Wellenverzierung, die mit einem mehrzinkigen Instrumente ausgeführt worden sind. Ein einziges vollkommen erhaltenes Gefäß soll von einem Ingenieure des Brückenbaues in Verwahrung genommen worden sein. In Nr. 135 der „Brassoi Lapok" vom 15. Juni 1905 wird der Fund eines großen Mammutzahnes von dieser Stelle erwähnt. Bei der Fahrt nach Sz. Szt. György hatte ich Gelegenheit, auch das Székler Museum zu besichtigen. Dasselbe ist aus einer Privatsammlung hervorgegangen, ziemlich reichhaltig an volkstümlichem Material, an Familienreliquien, an Münzen und Waffen und besitzt auch eine kleine Sammlung prähistorischer Funde.

Unter den letzteren sah ich eine Gruppe von Tongefäßscherben aus Tordos. Von einem anderen Fundorte stammt ein Stempel, ähnlich den Tätowierstempeln des Priesterhügels mit Reliefverzierung an der viereckigen Basisfläche. Abb. 1 veranschaulicht das Ornament des Tonstempels.

Von Herrn Georg Schmidt, Landmann in Heldsdorf, erhielt meine Sammlung ein großes Eisenschwert, welches er in der Nähe der Zuckerfabrik bei Brenndorf ausgrub, als er sich eine Grube für Rübenschnitzel anlegte. Es dürfte aus der Zeit der deutschen Ordensritter stammen, die im Anfange des XIII. Jahrhunderts ins Burzenland kamen. Die Länge des Schwertes beträgt 1·20 *m*, die Breite 0·05 *m*, an der Spitze 0·045 *m*, von der Parierstange bis zum Knaufe 0·15 *m*, die Parierstange selbst 0·235 *m*.

Herr Stadtphysikus Dr. Fritz Mauksch aus Mühlbach teilt mir brieflich mit, daß in dem nahegelegenen Petersdorf „hinter der alten Kirche" verschieden geformte, teilweise sehr gut erhaltene Steinhämmer und Äxte, Meißel, Knochennadeln, ferner Pfeilspitzen aus Feuerstein, ein größeres Messerchen, dann ein Stück Gagat gefunden worden sind.

Auffallend groß soll die Zahl der Geweihstücke (größtenteils vom Rehe und ohne Bearbeitungsspuren) gewesen sein, die in dem prähistorischen Kulturboden lagen.

Aus Kapolna erhielt seine Sammlung einige Konsular-Denare und aus Kakowa eine römische Pfeilspitze. Erfreulich ist die Mitteilung, daß wir vielleicht noch in diesem Jahre Gelegenheit haben werden, genaueres über die Hügelgräber im Petersdorfer Walde zu erfahren.

Das Baron v. Brukenthal'sche Museum in Hermannstadt erhielt im Vorjahre prähistorische Tongefäße und Gefäßbruchstücke aus Holzmengen, Salzburg und Kleinscheuern, ferner zwei Steinäxte und ein Steinmeißel aus Waßid.

In der Nähe der Station Ürmös fand man ein Grab aus prähistorischer Zeit. Der menschliche Schädel wurde mir von Herrn Prof. G. Moesz aus Kronstadt überreicht, dagegen befinden sich ein Kupferring von 6—8 *cm* Durchmesser und etwa 4 *mm* Dicke und eine zarte Kupferspirale, ebenfalls aus diesem Grabe, in seinem Besitze.

* * *

4. Hierauf hält Herr Prof. Dr. Georg Thilenius (Hamburg) folgenden Vortrag:

Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens.

Unter den Gebieten Ozeaniens hat sich in letzter Zeit die Forschung besonders Melanesien

zugewandt und ein erstes greifbares Ergebnis stellen die von Gräbner (Zeitschr. f. Ethn., 1905) veröffentlichten statistischen Karten dar. Sie zeigen uns die augenblickliche Verbreitung einzelner Bestandteile des Kulturbesitzes und lassen erkennen, daß zurzeit die melanesische Kultur keine isolierte Erscheinung ist, sondern sich mit der der Nachbarn vielfach berührt. Naturgemäß wird man eine Erklärung für diese eigentümliche Abgrenzung in der Verbreitung etwa der in den Karolinen und in der Gruppe von Ndeni bekannten Weberei suchen. Theoretisch bestehen zwei Möglichkeiten. Entweder die Weberei ist in Mikronesien und Melanesien unabhängig und selbständig erfunden worden oder sie ist aus dem einen Gebiete in das andere gewandert. Der erstere Fall ist der der Konvergenz und an ihn knüpfen sich vorwiegend psychische Fragen; liegt jedoch Wanderung vor, so ist in erster Linie ein physikalisches Problem zu erörtern. Die Entscheidung darüber, ob Konvergenz oder Wanderung vorliegt, ist bei großen Gebieten kaum jemals mit aller Klarheit zu treffen; wohl aber läßt sich in kleineren Gebieten die Frage eher entscheiden, wenn man die Wanderungsmöglichkeiten berücksichtigt.

Geht man von dem heutigen Melanesier aus, so ist er nur auf sehr beschränktem Gebiete befähigt, die Hochsee aufzusuchen; daher erscheint, wenn man von Konvergenz absieht, der Gemeinbesitz Melanesiens und seiner Nachbarn vorwiegend als ausländischer Import. Ein solcher findet noch heute statt und wir sind daher in der Lage, auf Grund beobachteter Erscheinungen auch den früheren Import zu beurteilen. Alljährlich erscheinen an Melanesiens Küsten ausländische Elemente, unter denen für unsere Frage die bemannten Boote das wertvollste Material darstellen. Fast immer läßt sich der Ort ihrer Herkunft feststellen und eine auf einer Karte gezogene Linie, welche Ausgangs- und Ankunftsort verbindet, stellt, ähnlich wie bei Flaschenposten, die mittlere Drift des Bootes dar. Prüft man die rund hundert bisher bekannten Reisen dieser Art, so ergibt sich zunächst ein auffallendes Mißverhältnis zwischen den einzelnen Richtungen. Die Reisen in nord-südlicher und süd-nördlicher Richtung machen etwa 17% aus, während auf west-östliche und ost-westliche Reisen 83% entfallen. Diese eigentümliche Verteilung findet indessen ihre volle Erklärung durch die Strömungsverhältnisse in dem westlichen Stillen Ozean. G. Schott hat kürzlich

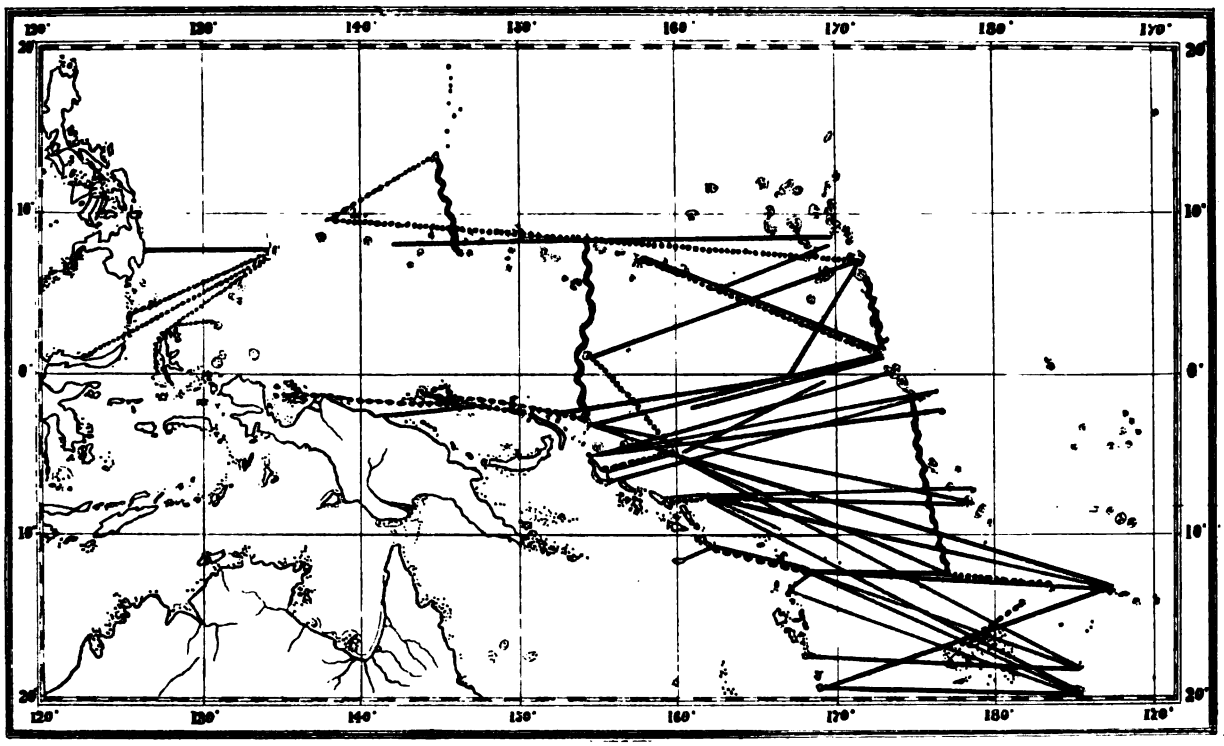


Abb. 1. Verschlagungen in West-Ozeanien.
(Einfache Linie: Reisen *E—W*; punktierte Linie: Reisen *W—E*; Wellenlinie: Reisen *N—S* und *S—N*.)

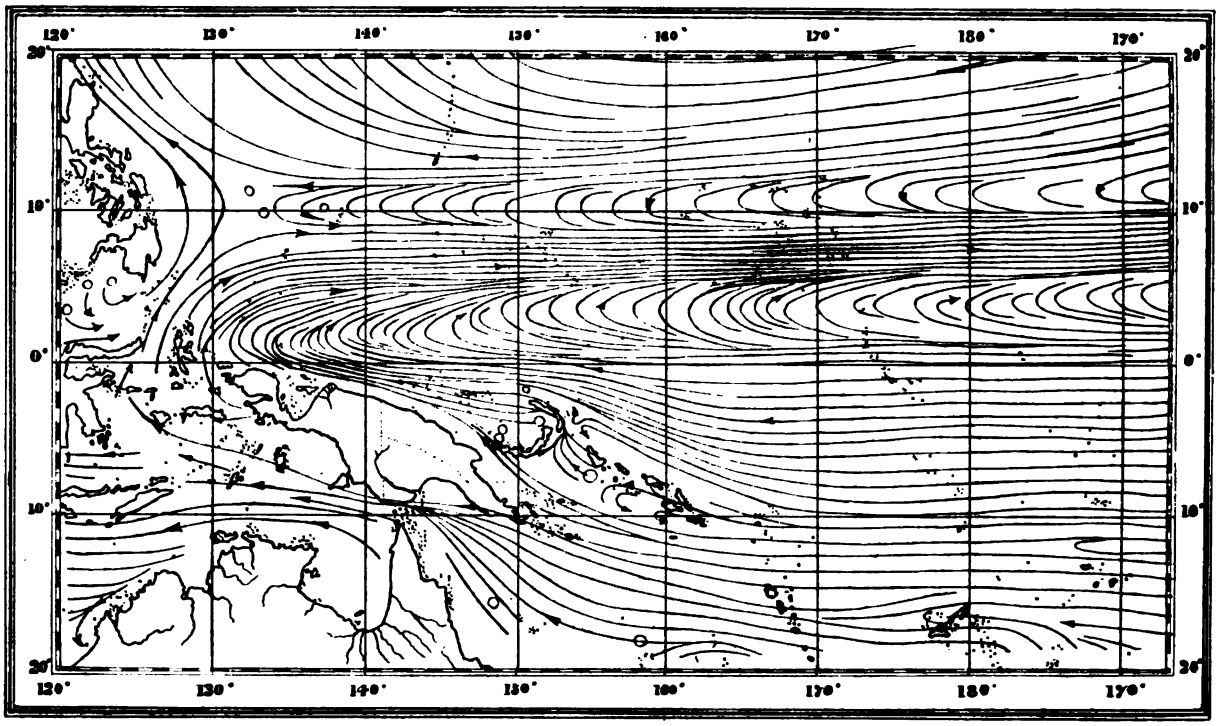


Abb. 2. Meeresströmungen im Juli (Südwinter).

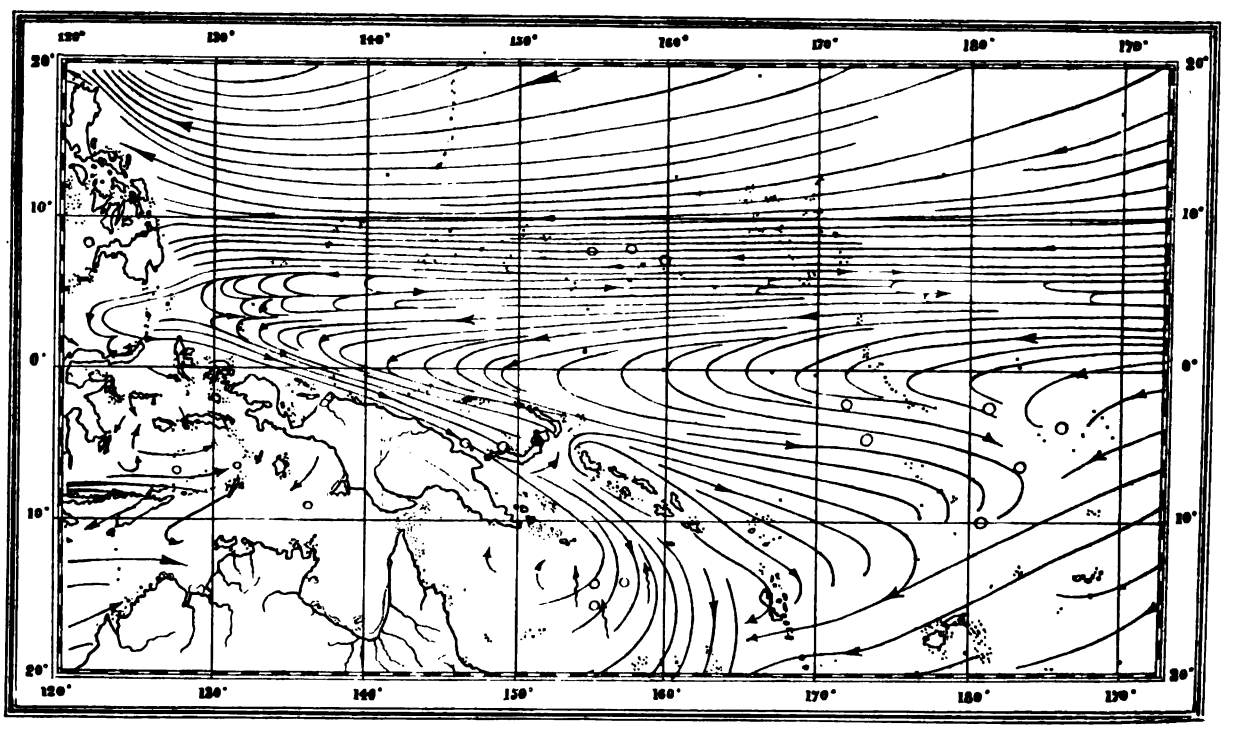


Abb. 3. Meeresströmungen im Jänner (Südsommer).

Stromkarten veröffentlicht, welche das Material der Deutschen Seewarte zusammenfassen. Eine gewisse Ergänzung hiezu liefern die von der Britischen Admiralität veröffentlichten „Current Charte", welche für den Stillen Ozean vierteljährig, für den Indischen Ozean einschließlich Melanesien monatlich aufgestellt sind und das Beobachtungsmaterial ohne jede konstruktive Verwertung erkennen lassen. Ein Vergleich der Driftkarte mit den Stromkarten ergibt ohne weiteres, daß die nord-südlichen und süd-nördlichen Reisen als zufällige ausgeschieden werden dürfen. Die west-östlichen und ost-westlichen dagegen beruhen auf den äquatorialen Strömen, dem Gegenstrome und dem Monsunstrome. Auch eine gewisse Datierung ist insofern möglich, als die ost-westlichen Reisen den Monaten Mai—Oktober (Passat), die west-östlichen den Monaten November bis Februar (Monsun) zugewiesen werden können. Die Reisen, welche von den Molukken nach dem Bismarck-Archipel oder von den Marshall-Inseln in der gleichen Richtung führen, mögen etwa um den Januar anzusetzen sein.

Die Richtungen der Reisen finden somit ihre Erklärung in physikalischen Verhältnissen. Allein auch die Zahl der Reisen bedarf der Erörterung, denn 29% Fahrten von Westen nach Osten stehen 71% in der Richtung von Osten nach Westen gegenüber. Hier weist die Stromkarte nach, daß nördlich der Linie die Zahl der Reisen in beiden Richtungen annähernd gleich ist und die Differenz wesentlich südlich der Linie besteht, also in dem Gebiete des Wechsels zwischen Passat und Monsun. Zur Erklärung wird man zunächst an ein physikalisches Moment denken dürfen, denn der Passat herrscht während sechs Monaten, während auf den Monsun nur vier Monate entfallen. Als völlig ausreichend kann diese Tatsache jedoch kaum gelten.

Es kommt aber hinzu, daß die Passatzeit gutes, gleichmäßiges Wetter und einen klaren, die Beobachtung der Sterne gestattenden Himmel bietet, während in der Monsunzeit Böen und unruhiges Wetter häufig sind und reichlicher Regen fällt. Daraus ergibt sich von selbst ein nach Jahreszeit verschiedenes Verhalten der Eingeborenen, welche überdies gegen Regen eine uns unbekannte Empfindlichkeit zeigen. Nur in der Passatzeit verläßt der Eingeborene die heimische Küste, um auf der hohen See dem Fischfange nachzugehen, benachbarte Inseln aufzusuchen oder Handelsexpeditionen zu unternehmen. In der Monsunzeit dagegen hält sich der Eingeborene im heimischen Dorfe auf, und wenn auch Reisen entlang der Küste nicht vollständig ausfallen, so bleibt er doch unbedingt der Hochsee fern.

Die Gelegenheit zur Abtreibung ist daher wesentlich auf die Passatzeit beschränkt und daraus ergibt sich notwendig ein erhebliches Überwiegen der Reisen von Osten nach Westen, d. h. ein mikronesisch-polynesischer Import nach Melanesien. Mit den gleichen Verhältnissen hängt es zusammen, daß Reisen von Melanesiern nach Osten sehr selten sind; sie fehlen jedoch auch in der Richtung nach Westen bis auf vereinzelte Gebiete, wie z. B. die Fidschi-Gruppe, die Sta. Cruz-Gruppe oder die westlichen Inseln des Bismarck-Archipels. Hier tritt ein weiteres, für die Drift wesentliches Moment hervor, nämlich das Vorhandensein oder Fehlen von Fahrzeugen, welche für die Hochsee geeignet sind. In den Neuen Hebriden sind sie nur an wenigen Stellen vorhanden, in den Salomons-Inseln, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg fehlen sie ganz. Damit ist der oben erwähnte Unterschied in der Zahl der Reisen hinreichend erklärt. Der Melanesier reist nicht nach Osten wegen der Ungunst der Monsunzeit, aber auch aus Mangel an Fahrzeugen und nautischen Kenntnissen. Er kann im wesentlichen als stabiles Element angesehen werden und sein Gebiet erhält in der Passatzeit Zuzug aus Polynesien und Ost-Mikronesien, in der Monsunzeit aus den Molukken und vielleicht sogar den Philippinen. Allerdings sind hiebei zum Teile sehr große Entfernungen zurückzulegen; allein die in Frage kommenden Boote sind durchaus seetüchtig und es sind tatsächlich Reisen über etwa 3000 *km* von mikronesischen Booten zurückgelegt worden, während polynesische Boote zwei bis drei Monate unterwegs waren. Endlich hat die Erfahrung die Leute gelehrt, niemals ohne jeden Proviant abzusegeln. Tritt dennoch Nahrungsmangel ein, so findet sich auf jedem Fahrzeuge Material, um Haie und andere Fische zu fangen, die roh verzehrt werden, und den Wasserbedarf liefert aufgefangenes Regenwasser oder aus größerer Tiefe heraufgeholtes Seewasser. Selbstverständlich dürfte es auch nicht gerade selten zum Kannibalismus kommen.

Den geschilderten Verhältnissen in Melanesien entsprechende ethnographische Befunde sind bekannt. Im Osten sind vor allem polynesische Einflüsse vorhanden, die einerseits nachweislich zur Bildung von Kolonien geführt haben, anderseits sich mehr oder weniger im Sprachschatze kenntlich machen. Das gleiche gilt von Mikronesien, nur daß derartige Elemente vorwiegend im Norden Melanesiens zu finden sind. Charakteristisch dabei ist, daß zumal

technische Bezeichnungen entlehnt werden. Der Stabrost am Ausleger des Bootes von Nuguria, auf welchem die Besatzung beim Segeln sitzt, heißt *tanini,* während in den Marshall-Inseln *djanini* die Sitzmatte bedeutet. Auf Kaniet heißt das Muschelmesser zur Bearbeitung des Bootes *djegedji,* in den Marshall-Inseln das Behauen der Planken *djegedjek.* Im Westen Melanesiens erscheinen Beziehungen zu den Molukken: die Trennung der Geschlechter findet sich bei den Alfuren und auf den Admiralitätsinseln, der Bambusbohrer von Halmahera kehrt in Berlinhafen wieder und eine Anzahl von Bootteilen, Geräten aus der Gegend der Geelvinkbucht, welche auf Agomes und seinen Nachbarn antreiben, erweisen ohne weiteres die Bedeutung von Meeresströmungen für den Transport.

Die Übereinstimmung der Stromkarten und der Driftkarte führt nun zu einer Reihe von Folgerungen. Zunächst weist die Stromkarte die möglichen und regelmäßigen Verbindungen nach. In gleichem Maße läßt sich auch erkennen, inwiefern auf Grund statistischer Karten vermutete Verbindungen als selten oder als Ausnahmen zu betrachten sind. Endlich zeigt die Stromkarte, daß die gradlinige Verbreitung durchaus nicht immer die gegebene ist. Für eine ganze Reihe von Beziehungen muß vielmehr der durch den Stromverlauf gegebene Umweg als normal bezeichnet werden. Diese Folgerungen bedürfen nur insofern einer gewissen Einschränkung, als die Stromkarte nur Auskunft über das Vorhandensein des Transportmittels gibt, dagegen nicht über die subjektive Disposition der Bewohner jener Küsten, auf welche der Strom trifft. Das letztere Moment kann aber eine ähnliche Wichtigkeit beanspruchen wie der Strom selbst oder der Besitz von Fahrzeugen, wenn es sich darum handelt, Relikten nachzugehen. Strandgut, das längere Zeit der Einwirkung des tropischen Seewassers ausgesetzt war, wird den Finder kaum reizen, und so mag der Strom Jahr für Jahr Geräte oder ähnliches an einen Strand werfen, ohne daß sie irgend welchen Einfluß auf die Kultur der Küste ausüben. Das persönliche Moment äußert sich auch in der Reaktion auf die Witterung oder bei der Ankunft von Menschen, welche beim Landen je nach der Stimmung der Küstenbewohner und ihrem eigenen Verhalten aufgenommen oder erschlagen werden. Allzu häufig finden derartige Antreibungen nicht statt, aber die angetriebenen Menschen sind stets Träger einer Sprache und einer Summe von Fertigkeiten oder Kenntnissen. Dadurch werden auch kleine Zahlen bedeutungsvoll, zumal wenn die Antreibungen sich wiederholen, wie dies durch die jährliche Wiederkehr der Strömungen wahrscheinlich ist. Eine somatische und eine kulturelle Bastardierung von sehr wechselnder Intensität kann die Folge sein.

Damit entsteht die Frage, seit wann etwa die Drift besteht. Geht man von den Strömungen aus, welche durch geographische Verhältnisse bedingt werden, so ist man versucht, bis auf die Zeiten der ersten Besiedlung Ozeaniens zurückzugehen. Wir wissen indessen aus jenen alten Zeiten nichts über das zweite Element, welches die heutige Drift beeinflußt, nämlich das Fehlen oder Vorhandensein seetüchtiger Boote und nautischer Fertigkeiten. Dagegen läßt sich aus den ersten Berichten der Entdecker und den Zeichnungen Tasmans entnehmen, daß die heutige Verteilung der Bootsformen schon zu deren Zeit bestand. Seit rund 300 Jahren also, d. h. seit 10—12 Generationen, besteht wohl zum mindesten die heutige Form der Drift. Sehr wahrscheinlich aber ist sie noch älter. Die Folgerungen für die Entwicklung kultureller und somatischer Verhältnisse ergeben sich damit von selbst.

Wenn sich so ein Teil der gegenseitigen Beziehungen zwischen Poly- oder Mikronesiern und Melanesiern verstehen läßt, so darf nicht übersehen werden, daß diese Gruppen im wesentlichen der gleichen Kulturstufe angehören. Im Westen Melanesiens jedoch beginnt das Gebiet der überragenden Kultur der Molukken und Ostasiens. Es ist bekannt, daß Malaien den Westen von Neuguinea beeinflussen und zumal zur Zeit der Timoresenherrschaft scheinen sehr lebhafte Beziehungen vorhanden gewesen zu sein. Unter diesen Umständen ist ohne weiteres zu erwarten, daß auch West-Melanesien malaiische Einflüsse erfahren hat, mögen sie unmittelbar aus den Molukken gekommen sein oder auf dem Umwege über Nordwest-Neuguinea. Was zunächst den Einfluß der Strömungen betrifft, so führt der Monsunstrom unmittelbar von den Molukken her in das Becken des Bismarck-Archipels. Dieser Strom gehört allerdings der für die Reisen ungünstigen Zeit an, allein es ist von entscheidender Bedeutung, daß das asiatische Fahrzeug dem ozeanischen überlegen ist. Daraus ergibt sich, daß der Malaie auch während der ungünstigen Jahreszeit nach Osten zu reisen vermag. Schon der Entdecker von Neuguinea, Jorge de Meneses, wurde auf der Fahrt nach Ternate 1526 an die Nordküste von Neuguinea getrieben und hier festgehalten, bis der Passat ihm die Rückkehr ermöglichte. Das gleiche Schicksal konnten Fahrzeuge der Molukken oder Philippinen

haben. Überdies steht es fest, daß malaiische Händler noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Astrolabe-Bucht erschienen, und zwar stets am Ende der Monsunzeit; sie kehrten mit dem einsetzenden Passat nach Westen zurück. Ihre Spuren fand unter anderen Parkinson auf der Bertrand-Insel; er traf dort auf Eingeborene, welche malaiisch sprachen und in Ternate gewesen waren. Unter diesen Verhältnissen ist es sicherlich kein Zufall, wenn wir gerade auf den im Monsunstrome gelegenen westlichen Inseln des Bismarck-Archipels asiatische Relikten finden. In der Bevölkerung von Kaniet lassen sich anthropologisch malaiische Elemente nachweisen, in Wuwulu erscheinen asiatische und zum Überflusse haben sich auf der letzteren Insel Berichte erhalten, wonach dort vor etwa 20 Jahren Chinesen landeten. Bis in das Becken des Bismarck-Archipels hinein sehen wir also asiatische Kulturen vordringen.

Neben diesen Händlern dürfen auch die europäisch-amerikanischen Besucher nicht übersehen werden, welche als Sandelholzschläger, Walfänger, Trepangfischer melanesische Inseln besuchten und bis in die neueste Zeit hinein Segelschiffe benützten. Ihre Spuren freilich sind zunächst die verhältnismäßig leicht kenntlichen der Europäisierung. Abgesehen davon aber steht es fest, daß sie Eingeborene verschleppten und dann ihrem Schicksale überließen. Maclay z. B. fand in Yap Leute aus Ninigo. Solche Leute bleiben dann notgedrungen auf der Gruppe oder Insel, an welcher sie abgesetzt wurden, und konnten immerhin einen gewissen Einfluß auf die dortige Bevölkerung erlangen. Man darf daher wohl die Frage aufwerfen, ob manche Beziehungen z. B. der westlichen Inseln des Bismarck-Archipels zu Yap und Palau oder von Hawaii zu den Marshall-Inseln nicht vielleicht gewissermaßen künstliche, d. h. durch den europäisch-amerikanischen Handel hergestellte und damit verhältnismäßig sehr junge sind. Leider besitzen wir kein zureichendes Material über die Bewegungen der Walfänger, Trepangfischer usw. und so ist auch ein Urteil über die Intensität ihrer Einwirkung nicht wohl möglich. Allein wenn man sie auch sehr gering einschätzt, so bleibt doch der mikronesisch-polynesische und der malaiische Import bestehen, Erscheinungen, welche durch ihre Dauer von mehreren Jahrhunderten Bedeutung beanspruchen. Der Melanesier hört damit auf, eine Einheit zu sein. Die wichtigen Untersuchungen von W. Schmidt lassen erkennen, daß der Melanesier eine papuanische Bevölkerung wahrscheinlich schon vorfand, als er einwanderte, und die aus der Berührung beider Gruppen entstandenen Bastardformen erfuhren in verschiedenem Maße weitere Veränderungen durch den erwähnten Import. Zurzeit ist es daher überhaupt kaum möglich, sich eine Vorstellung von den einwandernden „Melanesiern“ zu machen, die ein homogenes oder ein heterogenes Volk gewesen sein mögen; nur die Vermutung kann ausgesprochen werden, daß sie wesentlich verschieden von den heutigen Melanesiern waren. Vielleicht standen sie sogar früher dem Mikronesier und Polynesier näher als heute. Fragen aber, welche so weit zurückgreifen, können heute nur eben gestellt werden. Wir müssen uns damit begnügen, ein Verständnis der nächstliegenden Erscheinungen zu gewinnen, und wir werden dereinst die auf getrennten Wegen gewonnenen Ergebnisse zu kombinieren haben. Melanesien ist ein Inselgebiet und daher ersteht mit zuerst die Frage der Wanderungen. Ich glaube, daß hier wie anderwärts drei Momente in Betracht kommen: Von entscheidendem Einflusse sind die physikalischen Verhältnisse; neben ihnen erscheint die subjektive Disposition, welche das Verhalten gegenüber dem Neuen bestimmt, und ebenso wichtig ist die Ausstattung der angenommenen Wanderer mit Transportmitteln und der Fähigkeit zu ihrer ausgiebigen Benützung. Erst die Berücksichtigung aller dieser Momente läßt die Wanderungsmöglichkeiten erkennen und ergibt für Melanesien ein brauchbares Kriterium gegenüber den Verwandtschaften, welche auf Grund ergologischer Vergleiche zu bestehen scheinen.

Aufruf

zur Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien.

Jedes Kronland unserer Monarchie besitzt heute sein Landesmuseum. Nur Niederösterreich, ihr Stammland, in dessen Gauen so oft die Geschicke des Gesamtreiches entschieden worden sind und von welchem seine Kultur den Ausgang genommen hat, entbehrt noch immer eines solchen Museums. Zu einer Zeit, da man Museen nur als Sammelstätten und bunte Schaustellungen betrachtete, waren wohl die anderen großen Sammlungen Wiens der Gründung eines Landesmuseums hinderlich und noch heute wird von manchen Seiten im Hinblick auf jene Sammlungen und Museen ein Landesmuseum als überflüssig bezeichnet. Ganz und gar mit Unrecht, denn die anderen Sammlungen vermögen teils wegen ihres allgemeinen, teils wegen ihres zu speziellen Charakters nicht die Aufgaben eines Landesmuseums zu erfüllen. Ein niederösterreichisches Landesmuseum im modernen Sinne muß der Veranschaulichung und Erforschung der Vergangenheit und Gegenwart des Landes in Natur und Kultur dienen. Es soll durchaus keine bloße Sammelstelle sein, obwohl es allen den künftigen Funden, allen den Objekten, welche sonst dem Verfalle oder dem Verkaufe an in- und namentlich ausländische Händler und Sammler ausgeliefert wären — leider ist bereits so vieles unrettbar verloren —, eine sichere Zufluchtsstätte werden möge. Das Landesmuseum soll aber vor allem durch seine systematische Anordnung und Ausgestaltung einen Mittelpunkt der wissenschaftlichen landeskundlichen Forschung bilden und es soll auch eine Stätte der Volkserziehung werden.

Von diesen Gedanken geleitet, hat der Verein für Landeskunde von Niederösterreich die Gründung eines niederösterreichischen Landesmuseums in Wien angeregt. Vom hohen Landtage des Erzherzogtums Österreich unter der Enns mit der Aufgabe betraut und unterstützt, im Einvernehmen mit verwandten wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften Wiens, deren Vertreter sich zu einem Musealausschusse vereinigt haben, hat er nunmehr in seiner Generalversammlung am 17. Februar 1906 den Beschluß gefaßt, die Gründung eines Landesmuseums zu fördern und als Beauftragter des Musealausschusses die Geschäftsführuug in den Musealangelegenheiten zu übernehmen.

Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich und die mitunterzeichneten Vereine und Gesellschaften wenden sich daher an alle, denen die Erforschung ihres engeren Heimatlandes am Herzen liegt, an alle, welche ihr Heimatland lieben, mit der Bitte, ihn bei seinem großen und schwierigen Werke zu unterstützen.

Jeder, der dem Vereine für Landeskunde von Niederösterreich als ordentliches Mitglied (Jahresbeitrag K 7·—, Einschreibgebühr K 2·—) beitritt, kann bereits sein Scherflein dazu beitragen. Wer außer dem Jahresbeitrage zu Musealzwecken einen jährlichen Beitrag von K 20·— zahlt, wird Förderer. Stifter leisten entweder einen einmaligen Betrag von K 1000·— oder einen jährlichen von K 50·— für die Musealzwecke. Die Namen der Stifter werden in einem künftigen Musealgebäude verewigt werden.

Der Verein nimmt jedoch auch Spenden von Geld und passenden Musealgegenständen sowie Widmungen unter Wahrung des Eigentumsrechtes entgegen und ist auch für Mitteilungen über Funde, Gelegenheitskäufe u. dgl. dankbar.

Zuschriften sind zu richten an das Sekretariat des Vereines, Wien, I. Herrengasse 13.

So mögen denn alle Vaterlandsfreunde zusammenhelfen zur Gründung des niederösterreichischen Landesmuseums in Wien — zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft, zur Bildung und Erziehung der Jugend und des Volkes, zur Hebung und Stärkung des Heimatsinnes und der Vaterlandsliebe und zur Ehre und Zierde des Landes Niederösterreich.

Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
Der Altertumsverein Wien. Die Anthropologische Gesellschaft.
Die Numismatische Gesellschaft.
Die österreichische Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde.
Die k. k. Zoologisch-botanische Gesellschaft.
Die Wiener Mineralogische Gesellschaft. Der Verein für österr. Volkskunde.

Monatsversammlung am 25. April 1906.

1. Herr Dr. Theodor Koch-Grünberg hält unter Vorführung zahlreicher Skioptikonbilder einen Vortrag über

Die Indianerstämme des oberen Rio Negro und Yapurá.

* * *

2. Herr Prof. Karl Fuchs in Preßburg übersendet folgende Mitteilung über

Dächer in Siebenbürgen.

1. Im sächsischen Burzenlande stehen noch zahlreiche strohgedeckte Scheunen. Auf deren First reiten Scheren von langen Stangen, wie solche auch Herr J. R. Bünker im XXIX. Bande der vorliegenden Zeitschrift („Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus"), Fig. 48, 51, 55, 72, 75, 91, darstellt und wie sie wohl überall in Österreich und Deutschland auf Strohdächern vorkommen. Bei den Burzenländer Scheunen ist überdies fast immer in die oben offenen Gabeln oder Scheren längs des ganzen Firstes des steilen Daches eine lange Stange gelegt, die also einige Spannen hoch über dem Dachfirste gleichsam schwebt und sich schwarz, dekorativ außerordentlich wirksam, hoch oben scharf vom hellen Himmel abhebt.

Den Ursprung dieses Stangenwerkes beleuchten folgende Beobachtungen: Im Széklerlande findet man zuweilen kleine Nebengebäude, etwa Schweineställe (Abb. 1) oder Maiskammern ohne festes Dach; auf einige als Träme dienende Stangen oder Dielen ist ein ziemlich hoher Schober Stroh, namentlich schweres Maisstroh, aufgelegt, aber nicht weiter befestigt. Solche Schoberdächer habe ich bis etwa 2·5 *m* Breite und 1 *m* Höhe gesehen. Anderseits habe ich ebendort auf dem Felde Tristen gesehen, die gegen den Sturm durch ein Stangensystem, ähnlich dem der sächsischen Scheunen, gesichert waren: ein Wiesbaum, unter den Sparren gesteckt waren.

Die Meinung liegt nahe und wird in Fachkreisen auch oft ausgesprochen, daß jene Dachscheren das Strohdach gegen den Sturm schützen sollen. Das kann einst richtig gewesen sein, ist es aber heute nicht, denn unter den Tausenden strohgedeckter Häuser, die ich dort gesehen habe, hat keines jenes Stangensystem und doch zerreißt der Sturm das Dach nicht. Ein Licht auf die Frage werfen die Worte eines alten Bauern in Berg bei Hainburg. In seiner Jugend, sagte er, sei das Löschen brennender Scheunen äußerst gefährlich gewesen, da das brennende Dach wie ein Teppich von den Sparren glitt und die Männer unter sich begrub. Dann zeigte er mir, wie bei der neueren Methode, das Stroh an die Sparren zu binden, dieses Herabgleiten unmöglich sei. Auch den dort üblichen Giebel über dem Scheunentore erklärte er aus jenem Abgleiten: das Tor kann so durch das Feuer nicht abgesperrt werden. Daraus folgt, daß die Kunst, sichere Strohdächer zu binden, keineswegs alt ist. Das Stangenwerk der sächsischen Scheunen der letzten hundert Jahre aber halte ich für rein dekorativ, ein neues Beispiel dafür, daß das Volk alle Zier der Konstruktion entlehnt; als das Stangenwerk aber notwendig war, galt es nicht dem Sturme, sondern sollte das Herabgleiten des Strohes verhindern.

Abb. 1. Schweinestall in Erösd. *a* krummer Balken; *b* Trog; *S* Stroh; *M* Misthaufen.

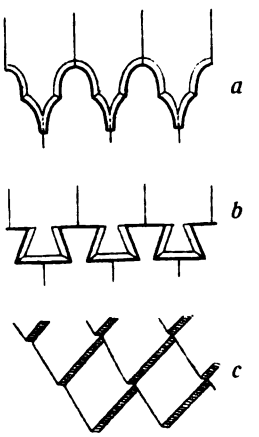


Abb. 2. *a* die gebräuchlichsten rumänischen Schindeln; *b* Schindeln der Gegend von Zernest; *c* sächsische Dachziegelordnung.

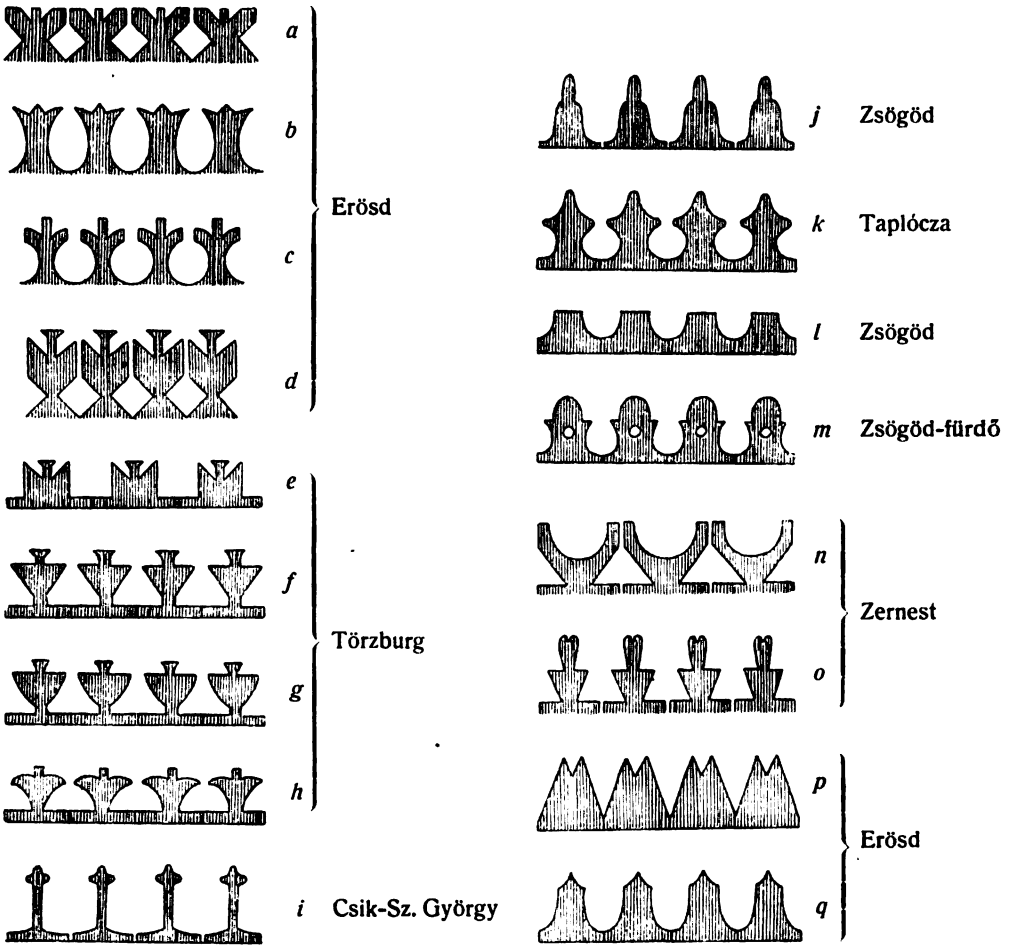


Abb. 3. Rumänische First-Zierschindeln. *a–d, p, q* aus Erösd; *e–h* aus Törzburg; *i* aus Csik-Sz. György; *j, l* aus Zsögöd; *k* aus Taplócza; *m* aus Zsögöd-fürdő; *n, o* aus Zernest.

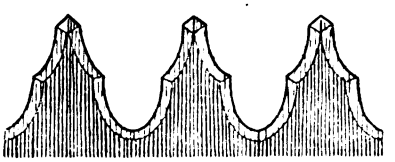


Abb. 4. Firstkamm aus Kronstadt.

Abb. 7. Sächsischer Firstkamm aus Dachziegeln auf Ziegeldächern.

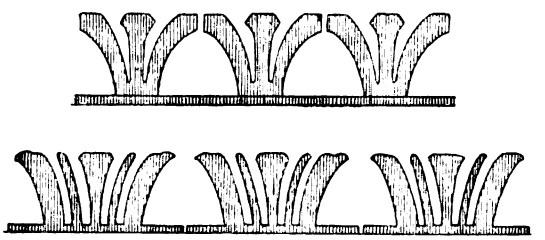


Abb. 5. Firstkämme aus Zsögöd.

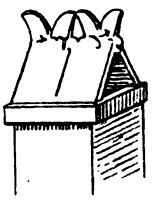


Abb. 6. Firstkamm eines Schornsteines in Marienburg (Nr. 89).

2. Im Széklerlande, in der oberen Csik, wie ganz Siebenbürgen, ursprünglich einem slawischen Lande (etwa ein Drittel der Ortsnamen ist slawisch), sind die Häuser oft mit spannenbreiten, drei Spannen langen Schindeln (Schwartenstücken) in doppelter Lage gedeckt, die Rundflächen aufeinander. Diese Schindeln haben den slawischen Namen d r a n i c z a und sind bei den ältesten Häusern mit H o l z nägeln mit etwa 3—4 *cm* langen Köpfen befestigt. Die kunstfrohen Rumänen des Burzenlandes, größtenteils romanisierte Slawen, zieren die Schindelenden durch Anschneiden (Abb. 2 a). Da die Schnitte sehr flach geführt werden, entstehen Doppellinien. Die sogenannten s ä c h-

Abb. 8 *a*. Horn an den Firstenden von Scheunen in Zsögöd.

s i s c h e n Dachziegel erinnern noch an diese Holztechnik. Die Schindelform *a* ist nicht ersonnen, sondern ergibt sich von selbst aus der Technik: wenn man die Schindel zuspitzen will, ist es leichter, das Messer flach zu führen, und leichter in zwei Absätzen als in einem zu schneiden.

3. Die Schindeldächer unserer Rumänen und Székler zeigen merkwürdige Firstkämme. Die oberste Schindelreihe der einen Dachfläche ragt etwa 25 *cm* über die Firstkante hinaus und bildet so einen geneigten Saum, und zwar ist der Saum stets nach der Seite geneigt, die den meisten Beschauern zugekehrt ist. Das ist in der Regel die Gasse, in den Törzburger Hausburgen aber die Hofseite. Diese Schindeln sind ausgeschnitten und zeigen die mannigfaltigsten Muster (Abb. 3, 4), die sich schwarz vom blauen Himmel abheben. Ich habe mich erkundigt, wer diese Firstschindeln mache, und habe selbst in rein magyarischen Dörfern ausschließlich rumänische Meister nennen hören. Die dem modernen Geschmacke am nächsten liegenden Muster *c* und *d* wirken am Firste geradezu abstoßend und unnatürlich, während die in der Zeichnung bizarr erscheinenden Muster am Firste allerliebst wirken. Es kommt das, wie ich glaube, von der starken Irradiation des hellen Hintergrundes (Himmel). Daß die Rumänen einem so feinen Faktor Rechnung zu tragen verstehen, spricht für ihren feinen Geschmack. In der Czik, wo die Schindeln die doppelte und dreifache Breite haben, finden sich auch entsprechend reichere Muster (Abb. 5).

Die geneigte Lage des Firstkammes sieht unnatürlich und nicht ursprünglich aus. Die folgenden Beispiele sprechen dafür, daß es einst aufrechtstehende Firstkämme gegeben habe. In Petersberg, Brenndorf, Marienburg und anderen Dörfern haben einige alte Schornsteine ein merkwürdiges Satteldach (Abb. 6). Zweimal vier Holzlatten dienen als Sparren und auf diese sind Dachziegel gelegt. Der First aber zeigt einen a u f r e c h t stehenden Kamm

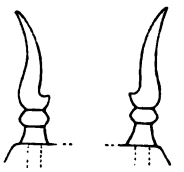


Abb. 8 *b*. Firsthörner an Toren und Scheunen.

von zwei Paaren divergierender Dachziegel, die mittels Mörtels befestigt sind. Verwandte, aufrechtstehende, aus Ziegel und Mörtel gebaute Firstkämme, zeigen einige Tore in Tartlau, wie deren eines B ü n k e r (a. a. O.) in Fig. 88 abgebildet hat. Endlich zeigt auch das sächsische Ziegeldach einen aufrecht stehenden Firstkamm (Abb. 7).

In meiner Arbeit über das prähistorische Almenhaus („Globus", 1905, Nr. 6) habe ich auch eine Ansicht über den Ursprung dieser Firstkämme entwickelt.

4. An den Enden des Firstes haben die Rumänen heute sehr reichgeschnitzte, aufrechtstehende Stäbe von quadratischem Querschnitte. Nur sehr selten findet man noch als rätselhafte Nachklänge alter Zeit Firsthörner. Abb. 8 *a* erinnert an die hochragenden riesigen Giebelhörner der skandinavischen Holzbauten, die wahrscheinlich ursprünglich die eingezapften Firstbalken trugen, während die Hörner, wie Abb. 8 *b* zeigt, möglicherweise einst Hähne darstellten.

Für die Geschichte des Dachstuhles bietet Ungarn wohl sehr wertvolle Daten; diese finden sich aber nicht im südlichen Ungarn, von dem hier die Rede ist.

Monatsversammlung am 15. Mai 1906.

1. Herr Prof. Dr. Eugen Oberhummer hält unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstrationen einen Vortrag über

Rassentypen aus alter und neuer Zeit.

* * *

2. Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg berichtet über

Die XIII. Versammlung der internationalen Vereinigung für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Monaco vom 16. bis 22. April 1906.

Der Protektor des Kongresses, der Fürst von Monaco, ließ sich, durch Krankheit an der persönlichen Beteiligung verhindert, durch den Erbprinzen vertreten, welcher die Eröffnungsrede des Fürsten zur Verlesung brachte. Weitere Begrüßungen erfolgten von seite des französischen Unterrichtsministeriums, Prof. Hamy, Sir John Evans usw. Besonderes Interesse erweckte die Ansprache des Prof. Capellini, des einzigen noch lebenden Gründers der internationalen Vereinigung.

In der Eröffnungssitzung am 16. April wurde das ziemlich zahlreiche Bureau gewählt. Außer den Ehrenpräsidenten (Capellini und Gaudry) fungierte Hamy als Präsident. Ehrenvizepräsidenten waren Dupont, Evans, Cartailhac, Piette; Vizepräsidenten Lissauer, Ray, Lankester, Hoernes, de Loë, Boule, Capitan, Pigorini, Abbé de Villeneuve, Montelius. Generalsekretär war Professor Verneau, sein Stellvertreter Papillault; Ehrensekretäre Cazalis de Fondouce, Chantre; Sekretäre Obermaier, Abbé Breuil, Flamand, Deniker, Déchelette; Schatzmeister Hubert. Dazu kam ein 14gliederiger, aus Delegierten aller Länder zusammengesetzter Conseil permanent.

An die Wahlen reihte sich die Installierung einer Spezialkommission behufs Anbahnung einer Einigung über die anthropologischen Messungen. In dasselbe wurden berufen die Herren Giuffrida-Ruggeri, Hamy, Hervé, Lissauer, v. Luschan, Papillault, Pittard, Sergi, Verneau, Waldeyer.

Nach freundlicher Mitteilung von Dr. von Luschan beschränkte man sich auf Schädel und Kopf. Ebenso wurde vermieden, über Winkelmessungen am Schädelprofil zu sprechen. Hingegen wurde über alle linearen Maße und über die Kubizierungsmethoden völlige Einstimmigkeit erzielt. Das einzige von den bisher in Deutschland geübten Methoden abweichende Maß betrifft den Frontalbogen. Dieser sollte naturgemäß senkrecht auf die Horizontalebene gemessen werden. Da man jedoch an eine Erörterung der Horizontalebene nicht gehen wollte, einigte man sich darauf, den Frontalbogen über das Bregma zu messen.

An demselben Tage fand eine Komiteesitzung statt zur Erörterung der vielfach ventilierten „Sprachenfrage" bei den künftigen Vereinigungen. Es lag ein von 14 Mitgliedern (soweit mein Gedächtnis reicht) gezeichneter Antrag vor auf die Zulassung der deutschen, italienischen und englischen Sprache als Kongreßsprachen. Nach einer ziemlich lebhaften Debatte wurde beschlossen, diese Sprachen für die gedruckten Mitteilungen unter Beifügung einer französischen Inhaltsübersicht zu gestatten, hingegen für die Diskussionen die französische Sprache beizubehalten. Ein vom Referenten gestellter Vermittlungsantrag, in Ausnahmsfällen die Entscheidung über die Zulassung einer der vorerwähnten Sprachen dem Präsidenten zu überlassen, blieb in der Minderheit. Als Vereinigungspunkt für die nächste Tagung (1909) wurde Dublin bestimmt.

In der Dienstagsitzung vom 17. April wurde die Eolithenfrage angeschnitten. Im allgemeinen war die Stimmung gegen weittragende Folgerungen anthropologischer Art aus der großen Verbreitung dieser Gebilde gerichtet. Dr. Obermayer, besonders aber Professor Marcelin Boule, wiesen mit großem Nachdrucke auf die in der Zementfabrik von Guerville bei Mantes gemachten Beobachtungen hin, welche Herr Boule in einer ausgezeichneten Abhandlung „l'Origines des Éolithes", Anthropologie, XVI (1905), veröffentlicht hatte. Die in Monaco aufliegenden Kieselstücke von Mantes lieferten den schlagenden Beweis, daß ein wirbelnder Wasserstrom Formen erzeugt, welche von den meisten Eolithen nicht zu unterscheiden sind. Das bloße Vorkommen von derartigen Produkten in Tertiärschichten genügt somit nicht für die Beweisführung der Existenz des Tertiärmenschen.

Dieser Meinung schlossen sich Sir John Evans, Abbé Breuil, Hamy an. Der Versuch von Ray, Lankester, für die von Prestwich beschriebenen Eolithen des Hochplateaus von Kent eine Sonderstellung zu erringen, wurde von Breuil durch die Bemerkung zurückgewiesen, daß diese letzteren sämtlich die Spuren von Ackerwerkzeugen aufweisen, somit, ganz der Oberfläche entnommen, nicht geeignet erscheinen, für die Eolithenfrage in Betracht gezogen zu werden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß selbst so eifrige Vertreter der vor 30 Jahren in Belgien aufgestellten Lehre, wie Dr. Capitan, sich viel zurückhaltender äußern, als früher. Die Rolle des tüchtigen Rutot, welcher durch die Boule'schen Argumente in seinen Anschauungen als nicht erschüttert sich erklärte, war keine ganz leichte.

Pigorini sprach in derselben Sitzung über die Auffindung von Steinwerkzeugen des Type chelléen in Capri. Sie kommen mit Knochen von Elephanten, Hippopotamus, Rhinozeros vor. Das Material ist Quarzit, welcher als Gestein auf Capri nicht vorkommt.

Dr. Bourlon sprach über seine Grabungen in Moustier. Sie haben die industrielle Entwicklung vom Moustérien bis zum Solutréen überblicken lassen. Auch Cartailhac und Breuil sprachen über das Présolutréen. Die oberste Schichte des Moustérien bildet den Übergang zum Solutréen. Sie enthält Zwischenformen zwischen beiden Niveaus. Rutot erklärt seine Befriedigung über die Ausfüllung der schon von Dupont vor 40 Jahren unangenehm empfundenen Lücke zwischen dem Moustérien und dem Solutréen.

Ein Hauptgegenstand der Tagung, die Altersbestimmung der Grotten von Baoussé-Roussé, ist durch die Arbeiten von Cartailhac, Verneau, Villeneuve, besonders durch jene von Boule als gelöst zu betrachten. Die dahin veranstaltete Exkursion hat die Ansichten der obengenannten Forscher vollauf bestätigt.

Boule weist in der Sitzung vom 18. April nach, daß in allen Grotten, besonders aber in der Grotte du Prince, die „warme" Fauna des Elephas antiquus, Rhinoceros Merkii (unteres Pleistocän, couches de chelles) von einem mittleren Pleistocän und von einer „kalten" Renntierfauna überlagert werden.

Das untere und mittlere Pleistocän enthalten nach Verneau nigritische Reste. Man findet derartige Skelette und Schädel besonders in der Grotte du Prince, und in der Grotte des Enfants. Der Inhalt der letzteren wird als gleichalterig mit den Schädeln von Spy betrachtet (Verneau).

In den höheren Schichten tritt der Typus von Cro-Magnon (vieillard de la Vézère) zutage. Er ist auf den oberen Niveaus der Grotte des Enfants vorhanden und führt zum dolichocephalen Typus der neolitischen Stufe (Verneau).

Cartailhac signalisiert an der Basis der Ablagerungen ein dem Moustérien angehöriges Niveau mit etwas eigentümlicher Facies. Darauf kommt ein Magdalénienhorizont mit großen Lanzen aus Silex und etwas verzierten Schmuckgegenständen. Man muß daraus schließen, daß gewisse bisher dem Neolitikum zugeschriebene Gebräuche ins Quaternär zurückreichen.

An diese Mitteilungen schloß sich eine Diskussion über die gefärbten Knochen, welche auch auf den deutschen Versammlungen vielfach besprochen wurden. Angesichts der bereits vorliegenden Tatsachen ist die Vermutung des Barons de Baye, daß die Färbung der Knochen eine charakteristische Erscheinung der mittelländischen Kultur sei, nicht aufrecht zu erhalten.

Über die neolitische Stufe in der Umgegend von Monaco sprachen Abbé Troux (abri sous-roche du Cap Roux), Johnston-Lavis (plate forme néolithique beim Hotel Bristol in Beaulieu), Oberstleutnant Thierry de Ville d'Avray (Découvertes préhistoriques de la region de Cannes, St. Vallier, S. Cézère).

Ein weiteres Forschungsgebiet, die weitverbreiteten Steinwälle (enceintes en pierres sèches) der Provence, wurden von Paul Gay, Ch. Cotte, M. Müller, M. J. de Saint-Venant in der Mittwochsitzung vom 18. April zur Diskussion gebracht. Man mußte zugeben, daß die alte Benennung derselben als camps ligures unzutreffend sei, daß sie der Bronze- und der La Tènezeit angehören, ja teilweise noch viel jünger sind. Flamand wollte sie mit den zyklopischen Bauten der Berbern verglichen wissen.

Herr Albert Gaudry hat die Zahnbildung eines jungen Menschen aus dem Doppelgrabe der Grotte des Enfants untersucht. Sie erinnert einigermaßen an jene der Australier. Er erörtert gleichzeitig Schötensacks These von der Entstehung des Menschen in Australien. Nach Gaudry beweisen die herrlichen Sammlungen aus Patagonien, daß daselbst wie in Madagaskar eine Hemmung in der Entwicklung der Säugetiere stattgefunden hat. Es gibt dort keine Pachydermen, Solipeden, keine anthropomorphen Affen. Die Entwicklung ist dagegen in der nördlichen Hemisphäre stetig vor sich gegangen. In diese muß auch die Entwicklung des Menschen verlegt werden; sie ist in den südlichen Breiten gehemmt worden, wie z. B. in Australien.

Donnerstag (19. April) gab Abbé Breuil eine Übersicht über die Entwicklung der Malerei und der Zeichenkunst in den Höhlen des Perigord, der französischen Pyrenäen und in Cannstatt. Er unterscheidet zwei Klassen von künstlerischen Äußerungen, welche sich in zwei parallelen Serien entwickeln: einfärbige oder polychrom gemalte Figuren und gravierte Figuren. Das Endglied dieser Reihen bilden

stilisierte, zu bloßen Ornamenten degenerierte Darstellungen, besonders von Tieren. Die Zeichnungen der Renntierzeit folgen demselben Entwicklungsgesetze.

Capitan, Breuil, Peyrony führten eine Reihe von Zeichnungen von Wänden der französischen Höhlen vor. Mammut, Rhinozeros tichorhinus, Wölfe (?), Bären. Ferner die Photographie eines Stoßzahnes des Mammuts aus der Gorge d'Enfer, aus welchem ein dolchförmiges Stück zur Abtrennung durch tiefe Einschnitte vorbereitet war. Daneben fand sich ein Grabstichel und ein Grattoir-burin. Endlich eine bedeutende Reihe von Gravüren auf Knochen und Stein aus dem schwarzen Humus der Grotte des Eyzies. Sie sind sehr fein mit kleinen Steinwerkzeugen gearbeitet.

Auffallenderweise steht die Ausführung der menschlichen Figuren an den Höhlenwänden der Combarches und der Font de Gaume nach Capitan, Breuil, Peyrony bedeutend jener der Tierfiguren nach. Sie entspricht ganz unseren Kinderzeichnungen.

Über die etwaigen Zwischenglieder zwischen dem Paläolithikum und der neolithischen Stufe sprachen Nüesch, Baron Loë, Poulain, Coutil. Siret konstatiert aus seinen Untersuchungen der prähistorischen Reste von Südspanien (dem Lande der alten Turdetaner), daß eine neolithische Industrie, welche geschlagene Produkte enthält (die Industrie der Kjökkenmöddings), ohne Unterbrechung die quaternäre Industrie fortsetzte. Sie ist gleichalterig mit dem Magdalénien und dem geschliffenen Steine. Das Material dieser letzteren Stufe stammt oft von sehr weit her und die geschliffenen Steine sind importiert. Es sind zwei Zivilisationen zusammengestoßen. Die Zivilisation, welche den geschliffenen Stein, den Ackerbau, die Weberei brachte, ist nach Siret aus dem östlichen Teile des Mittelmeeres ungefähr im 7. Jahrtausend vor unserer Ära nach Europa gekommen. Pigorini schließt sich dieser Ansicht an. Siret und Pigorini schreiben der neolithischen Keramik orientalischen Ursprung zu.

Montelius schätzt den Ausgangspunkt der neolithischen Periode im Orient (Susa) auf 20.000 Jahre v. Chr. Arthur Evans verlegt ihr Auftreten im Ägäischen Meere um 14.000 v. Chr. Er hält die von Siret angenommene Ziffer für zu niedrig.

M. Hoernes sprach über die ersten keramischen Produkte in Zentraleuropa. Er versuchte zwei große neolithische Perioden an der Hand einer neueren Auffassung ihrer Ornamentik zu konstruieren. Die neolithische Keramik weist zwei verschiedene Prinzipien der Ornamentik auf: jenes der peripherischen und ein anderes der tektonischen Dekoration. Diese verschiedenartigen Stilarten werden auf zwei verschiedene ethnische Gruppen zurückgeführt. Die ersten Einwanderer nach Zentraleuropa sind aus dem Süden gekommen, sie gehörten der mittelländischen Rasse an; sie haben die peripherische Keramik mitgebracht. Sie sind durch die Hirtenvölker des nördlichen Europa (Indogermanen?) zurückgedrängt worden, welche einen neuen Stil mitbrachten.

Am 20. April erläutert Arthur Evans auf Grundlage seiner Untersuchungen im östlichen Becken des Mittelmeeres die Ausdrücke: ägäisch, minoisch, mykenisch. Das Égéen ist keine einheitliche Zivilisation. Überdies sind die Anfänge der neolithischen Zeit auf dem griechischen Kontinente und in den nördlichen Inseln noch nicht genügend bekannt. In Kreta hat man eine lange Entwicklung des polierten Steines (in Knossos von 14.000 Jahren v. Chr. an). Zusammenhänge mit Kleinasien sind vorhanden, doch undeutlich. Im Norden tritt gegen das Ende der Neolithzeit auf einem Gebiete von Thessalien bis zur Krim eine neue Fazies des Neolithikums auf, nämlich bunte Keramik mit Spiralornamenten. Die Neolithzeit dauert hier noch fort (auch in der Zykladen und der Troas), während Kreta schon Metalle bearbeitet. Diese Kreta ursprünglich eigentümliche Kulturphase nennt Arthur Evans minoisch. Sie scheint mit den ersten ägyptischen Dynastien zusammenzufallen und ist intensiv beeinflußt von Ägypten und Libyen, besonders in der Keramik. Die letztere ist grundverschieden von jener Griechenlands und der Zykladen, welche immer auf den Lederschlauch und den Kürbis zurückführen, während die minoische Töpferkunst ihre Modelle von den uralten Steinvasen Ägyptens bezieht. Später beeinflussen sich die ägäische und minoische Kultur. Das Mykenische ist ein späterer Sprößling des Minoischen. Auch in dem Mykenischen sind noch Züge des einheimischen griechischen Stiles (Grundstil) enthalten. Dasselbe hat sich über die ganze Inselwelt verbreitet. Es bildet den Vorläufer der dorischen Kulturschichte.

L. v. Marton spricht über die Verteilung der Eisenobjekte in Ungarn.

M. Hoernes beschreibt die Nekropole von Hallstatt. Er betont die Selbständigkeit der Hallstattkultur, welche allerdings viele Modelle aus Italien bezog.

In einem zweiten Vortrage mit Projektionen erörterte Herr M. Hoernes die verschiedenen Grabtypen der Nekropole von Hallstatt. Er stellt vier Typen von Männer- und Frauen-

gräbern auf und beschreibt deren Abänderungen. Leichenbrand und Bestattung sind in jeder der vier großen Gruppen vorhanden. Doch überwiegt bei den Männergräbern die Verbrennung in höherem Grade als bei den Frauengräbern. Sie scheint gegen das Ende der ersten Eisenzeit abzunehmen. Die Nekropole diente bis zum 5. Jahrhundert v. Chr., wie dies der Fund von Certosafibeln bezeugt.

Herr Olivier Costa de Beauregard spricht über die Rüstungen der Hallstattzeit, welche von Klein-Glein in Steiermark bis St. Germain de la Plaine (Saône-et-Loire) beobachtet wurden. Herr Hoernes meldet neue derartige Rüstungen aus Klein-Glein. Herr Arthur Evans identische aus Enkomi (Kreta).

In der Samstagsitzung (21. April) folgten weitere Mitteilungen über die Neolithzeit in Grasse, den Cevennen, dem Bas-Medoc, der Provence, Südspanien, über die erste Metallzeit im südöstlichen Spanien (Siret), über die Bronzezeit in Belgien (Baron Loë). Ferner die wichtigen Studien von Flamand über libysche Inschriften der Neolithzeit, über Steinwerkzeuge aus Gafsa, am Raydel im südlichen Tunis (paläolithisch) von Capitan und Boudy usw. Montané legte einige präkolumbische Objekte vor aus Cuba. Er erinnerte an die Ansicht des verstorbenen Wilson, nach welcher die meisten amerikanischen Indianer eine neolithische Zivilisation besaßen.

Außer den Sitzungen fanden Konferenzen von Prof. O. Montelius über das Alter der Bronze in Schweden, von Dr. Capitan über die Höhlenkunst unter großem Beifalle der Zuhörer statt.

Die wichtigste Exkursion war jene nach den Höhlen von Baoussé-Roussé. Eine andere führte nach den Wällen und alten Ansiedelungen des Mules und des Mont Bastide, wobei die jetzt aufgenommenen Grabungen an dem Trophäum des K. Augustus besichtigt wurden. Sehr gelungen war der nach Schluß des Kongresses angetretene Ausflug nach Grasse, dessen Umgebung eine Menge von Dolmen, Grabhügeln und Steinwällen enthält. Der erfolgreiche Erforscher derselben, Herr Paul Goby, war der berufene Führer der Versammlung. In dem schönsten der Castellars, jenem von Saint Vallier de Thiey, hatte der unermüdliche Förderer aller naturwissenschaftlichen Arbeiten der Südprovence, Dr. A. Guebhardt, ein reiches Büffet aufgestellt, welches von den Teilnehmern dankbarst gewürdigt wurde.

Mit dieser Exkursion war die XIII. Versammlung des internationalen Kongresses beschlossen. Sie reiht sich ihren Vorgängern würdig an. Das Organisationskomitee unter der Oberleitung von Dr. E. Hamy und Dr. R. Verneau verdient den vollsten Dank aller Anthropologen für die erfolgreiche Durchführung des höchst interessanten Programmes.

Seinen besonderen Dank spricht der Referent Herrn Verneau für die freundliche Überlassung eines Abdruckes seines offiziellen Berichtes aus, wodurch eine wesentliche Bereicherung der vorliegenden Übersicht ermöglicht wurde.

* * *

3. Herr Dr. Ferd. Freiherr v. Andrian-Werburg teilt einige Eindrücke mit über die am 15. April eröffnete

Kolonialausstellung in Marseille

und ihren nicht unbedeutenden ethnographischen Inhalt. Diese großartige zielbewußte Leistung bringt einen schon bei der Weltausstellung zu Paris 1900 gelegten Keim zu voller Entfaltung. Ungefähr 50 größere und kleinere Gebäude sind mit Produkten der französischen Kolonien gefüllt. Sie gruppieren sich um den imposanten „Palast der Ausfuhr", welcher die französische Ausfuhr in die Kolonien darstellt. Überaus glücklich erscheint die architektonische Verwertung der arabischen und indo-chinesischen Baustile innerhalb einer reichen, deren Heimat entnommenen Pflanzenwelt.

Die am weitesten vorgeschrittene Kulturarbeit in Algier stellt der Inhalt des algerischen Hauses dar. Die 39 landwirtschaftlichen Syndikate (Comices) des Landes haben den Löwenanteil desselben geliefert. Die Kultur der Zerealien stellt einen Jahreswert von 700 Mill. Franks dar, der Weinbau 140 Mill., der Ölbau 24 Mill. Algier liefert dem Mutterlande schon jetzt $1^1/_2$ Mill. Hammel jährlich. Es versorgt die Hallen von Paris und viele andere europäische Märkte mit Primeurs, Orangen, Mandarinen, Frühtrauben; es hat 1902 11,600.000 Kilo Feigen ausgeführt. Dazu kommen die ausgezeichneten Derivate der Zerealien, die chemischen Produkte, wohlriechende Essenzen, Kork, Tabak (in Algier gibt es kein Monopol), die Bergwerksprodukte. Eine stattliche Reihe von graphischen Darstellungen erläutert auf das anschaulichste die aufsteigende Bewegung auf den einzelnen Gebieten. Außer einer Menge von photographischen Aufnahmen einzelner Anlagen faßt ein eigener Saal, la colonisation, das ganze Leben der algerischen Ansiedelungen in Wort und Bild zusammen.

Außerdem kommt in einer Reihe von Ateliers das einheimische Gewerbe (Stickerei und Weberei) zum Worte. Das Museum von Mustapha in Algier hat herrliche Exemplare von alten Waffen, Teppichen, Lederarbeiten beigesteuert.

Interesse erweckt der Plan des alten von Trajan 100 n. Chr. gegründeten Timgad.

Weit echter orientalisch präsentiert sich die tunesische Abteilung. Der Hauptpavillon derselben widerholt die Motive der berühmten Djema Zituna, der Universität von Tunis, deren Gründung Hassan ben Noman, dem ersten muselmännischen Eroberer des Landes, zugeschrieben wird.

Die Haupträume sind zum großen Teile von der Direction de l'Agriculture et du Commerce und von der Direction des travaux publics in Anspruch genommen. Wir sehen hier Muster tunesischer Hölzer, der Korkeiche und der Inan-Eiche, ein großes Relief der Gegend von Nafta, in welche die von der Forstverwaltung zum Schutze der südtunesischen Palmenpflanzungen gegen die Sanddünen ausgeführten Arbeiten dargestellt sind. Ferner Pläne und Photographien der École Coloniale d'Agriculture de Tunis mit den dazu gehörigen landwirtschaftlichen Versuchsanstalten, eine sehr vollständige Darstellung der 1905 von der Alliance Israêlite gegründeten „ferme-école", Pläne der Häfen von Suß, Tunis, Sfax, topographische und katastrale Arbeiten aller Art.

Aufmerksamkeit verdient die in voller Vorbereitung begriffene Mineralproduktion. Man kennt abbauwürdige Lager von Zink-, Kupfer-, Eisenerzen. Bereits begonnen hat die Gewinnung von Kalkphosphaten. Dazu tritt die Erzeugung von Meersalz und die Meerfischerei, deren Anstalten und Werkzeuge ausgestellt sind. Ein besonderer Saal enthält die Erzeugnisse von 400 französischen und einheimischen Landwirten.

In dem Hauptraume, dem „patio", befindet sich eine reiche Sammlung einheimischer Industrie. Seiden- und Wollstoffe, Teppiche von Kairuan, Adnef, Hammamas, Matten aus Alfa und Rohr, gestickte Leder-, Schuhwaren, die berühmten tunesischen Schuschias usw. Eine Anzahl tunesischer Gewerbe ist auch in den Arbeitsstätten im Hofe vertreten. Sie gruppieren sich um einen offenen Markt (suk), dessen gedeckte Fortsetzung eine getreue Reproduktion des suk Ettruk von Tunis darstellt.

Ein kleiner Pavillon in der Form der christlichen Basilika von Aueh-Khima in der Gegend von Feriana enthält römische und christliche Reste aus verschiedenen Teilen von Tunis. Einige Vitrinen sind für karthagische Altertümer reserviert.

Vor dem Eingange zum Palast von Madagascar stehen zwei Holzhäuschen der Eingeborenen. Das eine ist eine getreue Reproduktion der Wohnungen der alten Häuptlinge der Imerina, welche die Herrschaft der Hovas daselbst begründeten. Von dem steilen Bretterdach gehen Stangen aus, deren Enden Ochsenhörner darstellen. Es weist auf malaiischen Ursprung. Das andere Haus ist direkt von Madagaskar hiehergebracht; es ist das jetzige Wohnhaus der Eingeborenen der Ostküste.

Beide dienen als Verkaufsbuden von Gegenständen malgassischer Industrie, unter welchen Spitzen und Strohgeflechte im Vordergrunde stehen.

Zwei Pylonen aus staff (Gemisch aus Ton, Zement usw.) schmücken den Eingang. Sie stellen die hölzernen Grabdenkmäler des oberen Betsileo in der Gegend von Ambositre dar. Sie tragen breite Holzbretter, auf welchen die Schädel der bei der Leichenfeier getöteten und unter gewissen Riten verspeisten Ochsen aufgeschichtet sind.

Das Eingangstor ist alten indo-arabischen Typen nachgebildet, welche man an den alten Häusern von Majunga findet. Die schöne Veranda, welche das Haus umsäumt, ist die Kopie einer solchen im Hause des Premierministers in Tananarivo. Sie beherbergt große Provinzkarten und die Modelle der in den einzelnen Provinzen einheimischen Baustile.

Im Mittelpunkte des Palastes steht ein riesiger Raphiabaum, dessen Zweige bis in die Kuppel hinaufreichen. Aus den Blättern desselben werden Stoffe zur Bekleidung der Wände erzeugt. Diese „rabanes" bildeten auch die alte Kleidung der Malgaschen, die langen Zweige dienen zu Leitern, Gerüsten usw. Die Früchte werden zu kleinen Tabaksdosen verarbeitet. In den Zweigen des vorliegenden Exemplares hat man die Fauna des malgassischen Waldes untergebracht.

In nächster Umgebung des Raphia sind zwei Vitrinen mit alten einheimischen Stoffen (Seide, Hanf, Baumwolle, Raphia) aus dem 19. Jahrhundert. Sie verraten deutlich arabische Einflüsse von Maskat her. Auch hier drückt sich die europäische Invasion durch Einführung der Anilinfarben und wertloser Baumwollprodukte sowie durch Verkümmerung der alteinheimischen Stickkunst aus. Die École professionelle bemüht sich, die alte Technik wieder zu beleben, wovon schöne Kopien alter „lambas" in ihrer Hauptvitrine Zeugnis ablegen.

Als Gegenstück dieser Stoffe finden wir eine Vitrine mit Schmuckgegenständen. Sie

stellt die verschiedenen Etappen europäischen Einflusses in Tananarivo von 1820—1895 dar. Eine andere Vitrine enthält eine Zusammenstellung der auf der Insel gebräuchlichen weiblichen Frisuren. Der Gegensatz zwischen den fettigen Haarkugeln der Bezanozano und den reichen Zöpfen der eleganten Damen von Tananarivo ist durch interessante Zwischenformen überbrückt!

In den einzelnen Unterabteilungen finden die Kulturverhältnisse der verschiedenen Provinzen, vor allem der Imerina und der Provinz Tamatave eingehende Darstellung. Neben den technischen Leistungen interessiert besonders die Ausstellung der École professionelle de Tananarive, welche die Anpassungsfähigkeit des malgassischen Gewerbes für höhere Aufgaben beleuchtet. Sie führt auch die Rohstoffe der verschiedenen Industrien vor. Aus der sorgsamen Pflege beider Faktoren ist der rasche Aufschwung der Strohhuterzeugung hervorgegangen. Der Strohhut von Madagaskar beherrscht seit zwei Jahren die europäischen Märkte.

Der Palast von Madagaskar beherbergt auch die Ausstellung von Djibuti, dem Hauptorte des französischen Protektorates an der Somaliküste, ferner eine freilich ganz bescheidene von den Comoren. Die erstgenannte weist ein Somalizelt auf, ferner einen Danakil und einen Issa mit ihren Frauen — alle Gestalten in Lebensgröße mit Originalobjekten ausgestattet.

Die Wände sind mit einer großen Anzahl von Photographien aller Volkstypen der Insel geschmückt. Es wurden über 2000 Klischees unter Aufsicht der Administratoren jeder Provinz von einem Spezialphotographen nach einem bestimmten Fragebogen gesammelt und vergrößert. So entstand ein vollständiges Bild von Land und Leuten in allen Betätigungen des sozialen Lebens. Möge dieses kostbare Material bald sachkundige Verwertung finden.

Die Ausstellung des französischen Kongo beschränkt sich, einige Masken ausgenommen, auf die Gegenstände der Aus- und Einfuhr. Für uns interessanter ist jene vom Senegal. Wir finden daselbst eine gute ethnographische Sammlung, allerdings meist moderne Stücke. Vor allem einheimische Textilprodukte und Keramik. Das Nigergebiet ist durch eine neolithische Sammlung aus der Umgegend des Sees Debo vertreten. Merkwürdig sind auch die Serien von geschnitzten Türen und von hölzernen Türschlössern, welche an zweistöckigen Häusern aus Stein zwischen dem nördlichen Niger und Bumu angebracht waren. Leutnant Desplagnes hat diese Sachen gesammelt und in der Geographie 1906, Februarheft, auf Grundlage der Resultate seiner Expedition „Die Vorzeit des Nigergebietes" behandelt. Die Goldküste hat interessante Serien von Vögeln (le Pélican Fétiche) und andere Götterfiguren geliefert, darunter einen blinden Gott, den Patron blinder Frauen.

Die Ausstellung der alten Kolonien (Franz.-Indien, Antillen, Mascareignes), ferner jene von Franz.-Guyana und Neukaledonien schildern kommerzielle und administrative Verhältnisse. Tahiti bietet außerdem ein einheimisches Haus, Waffen; noch besser ist die Ethnographie der neuen Hebriden vertreten.

Die indochinesische Abteilung bildet wohl den interessantesten Teil der Ausstellung. Man gelangt in dieselbe über drei Brücken, von welchen zwei in annamitischem Stile gehalten sind. Sie erinnern an die Brücken der Kaisergräber in Hué. Die mittlere Brücke ist nach einem den prächtigen Straßen von Phnôm-Penh entnommenen Khmermuster nachgebildet. Die Parapets der letzteren sind von siebenköpfigen Schlangen hergestellt. Ihre Enden werden von Löwen khmerischen Stiles bewacht.

Das Palais der Services généraux faßt die Produktionen der verschiedenen Teile des Reiches zusammen. Man findet Häusertypen, Djunken, Ackergeräte, Waffen, geschnitzte und lackierte Holzteile, Schmuck, Fächer, Musikinstrumente, Gongs, Trommeln, Seidenstoffe, Porzellan, Bronzen, eingelegte Arbeiten, Verarbeitung des Bambus in allen Formen, Betelbüchsen, Möbel, Betten, Särge — welche der Sohn seinen Eltern verehrt —, Statuen usw. Hier ist auch die gesamte administrative Arbeit des französischen Staates ausgestellt.

Unter dem Eingange des Palastes sind 40 Milizsoldaten — Annamiten, Tonkinesen, Kambodjaner — zur Aufrechterhaltung der Ordnung untergebracht. Sie tragen den salako (einen Tellerhut) und das blaue Kostüm der Tirailleurs. In den Anlagen zirkulieren zahlreiche von jungen Annamiten gezogene zweiräderige Wagen (pousse-pousse).

Rechts von den obenerwähnten Brücken befindet sich der Pavillon von Kambodja. Dieses massive turmartige Bauwerk, in dessen Innern eine angebaute gedeckte Galerie führt, ist eine getreue Nachbildung eines Eckturmes des Brion von Angkor. Jede der vier Seiten trägt einen hieratischen kolossalen Buddhakopf, an einen stufenförmigen Aufbau angelehnt. Die Friese der geschwungenen Etagen, welche Sonnenschirme darstellen sollen, schmückt reiches Figurenwerk. Die Ruinen von Angkor Wat und Angkor Thom sind in schönen Photographien und Aquarellen im Innern ausgestellt.

Die Galerien, welche den Hauptsaal umgeben, enthalten Waffen, Hirschgeweihe, Felle von Raubtieren, Elephantenschädel, Geräte des Fischfanges der Kambodjer, ein Aquarium mit Fischen, Musikinstrumente, Tänzerinnengruppen, Buddhas in Stein, Bronze, Holz, endlich Seiden- und Wollstoffe sowie Ackergeräte der Einheimischen.

In den Ecken des Hauptraumes sind auf großen Etageren schöne Gegenstände der kambodjischen, von China stark beeinflußten Industrie in Holz, Stein, Bronze, Kupfer, Keramik, Reduktionen von einheimischen Schiffen aufgestellt; auch eine vielbewunderte Gruppe von sechs Tänzerinnen.

Derselbe Saal beherbergt auch kostbare Objekte aus dem Schatze der Krone von Kambodja und des Königs Sisowat. Wir finden hier den Thron, Tragsessel, Elephantenstuhl, Möbel, rituelle Sonnenschirme aus dem Königsschlosse von Phnôm-Penh. Eine Pagode mit fünf vergoldeten Türmen von Löwen bewacht in Reduktion, ebenso das Krematorium des Königs Narodom. In einer großen Vitrine sieht man eine prachtvolle Tigerhaut, reiche Sampots, große Elephantenzähne.

Die mittlere achteckige Vitrine beherbergt goldene, mit Edelsteinen verzierte Büchsen, goldene Plateaus, Ringe, Hals- und Armbänder, Medaillons, Gürtelschließen, Ohrgehänge, Elfenbeinstöcke, alte Münzen und Medaillen. Die meisten Gegenstände, welche dem persönlichen Gebrauche des Königs dienen, sind aus Gold. Silbersachen dienen zu Geschenken.

In derselben Vitrine sieht man wertvolle Schmuckgegenstände einheimischer Arbeit, welche Prinz Sutharot, Sohn des verstorbenen Königs Narodom, dem Ausstellungskomitee zur Verfügung gestellt hat. Goldene Fußringe, eine goldene, mit Diamanten besetzte Krone, einen Kopfschmuck für Frauen. Ferner zwei Sammlungen von Kunstgegenständen aus Silber, dem Prinzen Suthavony, dem Schwiegersohne des Königs Sisowat, und dem Palastminister Thiung gehörig. In der obersten Abteilung sehen wir ein schönes Becken aus Silber und Kupfer, welches dem König zu rituellen Abwaschungen dient. Die Vitrine selbst ist von einem großen Kru gekrönt.

Hinter dem Palast von Kambodja ist der kleine Pavillon von Laos. Der Inhalt desselben ist von dem verdienstvollen Reisenden Herrn Alfred Raquez beigestellt worden. Die vorliegende Sammlung aus dem Laos ist wohl einzig in ihrer Art. Wir verzeichnen die lebensgroßen Kostümfiguren von 51 Stämmen. Dazu gehören die entsprechenden Vokabularien und zahlreiche Körpermessungen. Die Volkslieder der Laosvölker werden durch Phonographen übermittelt.

Von Sammlungsgegenständen seien die hölzernen Kämme der Kha Lowe hervorgehoben. Die älteren tragen hübsche Ornamente aus Zinn und Kupferdraht. Die Männer dieses Stammes tragen schwarze und künstlich gekräuselte falsche Haare. Die Ta Oï tragen verzierte Zähne von Wildschweinen in den Haaren, welche ebenfalls hier repräsentiert sind. Die Kha Kaseng haben hübsche Armringe geliefert.

Interessant ist das alte Silbergeld der Laosvölker in der Gestalt von Piroguen. Die Verzierungen desselben werden durch Ameisen hervorgerufen, welche lebend auf das glühende Silber gelegt werden, und durch Ausspritzen von Forminsäure im Todeskampfe die Erhöhungen erzeugen (A. Raquez).

Neben neolithischen Äxten und Meißeln finden sich auch Bronzeäxte jüngerer Art, welche nach dem Volksglauben vom Himmel gefallen sind.

Auch Haustypen hat Herr Raquez gesammelt. Ferner die jetzt gebräuchlichen Werkzeuge zum Weben, zur Fischerei, verschiedene Jagdfallen, die Ackergeräte. Das Papier aus dem Maj Sat, einer besonders in Luang Prabang vorkommenden Baumart, sei noch besonders erwähnt.

Die Sammlung enthält eine große Menge von Buddhafiguren in verschiedenen Stellungen. Sie tragen alle, wie die siamesischen, den Tissu de Coton broché auf dem Kopfe. Auch eine Reduktion des Katafalkes des früheren Königs Zakarine ist hier zu sehen.

Eine Anzahl von Photographien des Königs von Luang-Prabang Sisavong Vong, einiger Hofwürdenträger, von Sängerinnen des Unterlaos, Hofsängern und Musikern, von Maskentänzen zu Ehren der Ahnen, Elephantengruppen und Landschaftsbildern vervollständigen das Bild der bisher wenig bekannten Landschaften des oberen Laos.

Neben dem Pavillon des Laos ist das „indochinesische Theater“ in neusiamesischem Stile. Die Tänzerinnen des Königs von Kambodja führen hier Szenen aus dem Ramayana auf. Sie stehen unter direkter Oberleitung der Tochter des Königs, Prinzessin Samfudy. Annamitische Schauspieler geben Tragödien, auch komische Stücke aus der Lokalgeschichte, auch aus der chinesischen Geschichte. Die annamitischen Aufführungen dauern ganze Tage und Nächte.

Der Pavillon von Cochinchina mit seinem geschwungenen Dachecken enthält eine vollständige Ausstellung des Handels, der Produkte

und der Industrie dieser Kolonie. Lackwaren mit dem kostbaren Goldglanze, feinste Holzschnitzereien, durchbrochene Verzierungen sind in großer Anzahl vertreten.

Der Pavillon von Tonkin ist ein hübsches Bauwerk indochinesischen Stiles. Seine Säulen sind aus Eichenholz; ruhig abgetönte Fayencen und schön geschnitzte Türen geben dem Hause mit den nach aufwärts gekrümmten Dachecken einen zierlichen Anstrich. Neben den Produkten einer der cochinchinesischen sehr verwandten Industrie finden wir daselbst massenhaftes dem Ethnographen interessantes Spielzeug des Tonkin.

Daneben erhebt sich der achteckige Turm von Annam, eine genaue Nachbildung des Turmes von Konfuzius in Hué. Sein Inhalt trägt einen weniger fortgeschrittenen Charakter als die Produkte von Cochinchina, obwohl die Grundlagen und Einflüsse dieselben sind. Wir sehen Stoffe, Möbel, Musikinstrumente, geschnitzte Tische, Stühle, Schirme von Taïfo, Lackwaren z. T. mit Schildkroteinlagen, Naturprodukte, Volksdarstellungen, eine Nachbildung des Thrones von Hué, altes Porzellan. Noch sei eine überaus treue plastische Darstellung eines Comat (Ministerrates) vom Hofe von Hué hervorgehoben. Das dreiflügelige Tor von Annam mit seinem spitzen Dache und seinen Drachenverzierungen sieht man vielfach an den annamitischen Befestigungen.

Von dem Turme von Annam zweigen die Straßen von Saigon und von Hanoi ab. Sie enthalten kleine Häuser für indochinesische Arbeiter, ein annamitisches Restaurant (rue de Saigon), einen annamitischen Markt zwischen beiden Straßen. Am Ende der noch zur Zeit meiner Anwesenheit unvollendeten Straße von Hanoi befindet sich das Van-ki, ein fünfteiliges Pagodon, in dessen Nischen Buddha und die Schutzgötter verehrt werden.

An gewissen Tagen finden Drachenprozessionen statt, deren Personal samt dem nötigen Material von Saïgon hieher gesendet wurde. Sie stellen das ursprünglich chinesische Drachenfest dar, welches im dritten Monat des annamitischen Jahres in Cochinchina mit großem Pompe gefeiert wird.

Das Palais de la Mer (Sect. Intern. d'Océanographie, des Pêches Maritimes et des Produits de la Mer), und der reiche Inhalt des Grand Palais, welch letzterer neben einer erschöpfenden Darstellung der Ausfuhrprodukte auch eine Abteilung „l'Art Provençal" aufweist, mögen zum Schlusse noch erwähnt werden.

Ausschußsitzung am 11. Juni 1906.

Auszug aus dem Protokolle:

1. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das korrespondierende (zugleich wirkliche) Mitglied Dr. Hermann Obst in Leipzig; ausgetreten sind drei wirkliche Mitglieder; als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:
Herr Dr. C. Koehl, Sanitätsrat in Worms,
„ Dr. Paul Bartels in Berlin,
„ Otto Herman in Budapest und
Frau Gabriele Baronin Spens-Boden in Ropitz bei Teschen.

2. Beratung über die Frage, ob der dieses Jahr in Quebec tagende Amerikanistenkongreß einzuladen sei, 1908 seine Versammlung in Wien abzuhalten. Es wird beschlossen, auch die k.k. Geographische Gesellschaft zu gemeinsamer Einladung aufzufordern und ein Komitee einzusetzen, dem die Finanzierung des Kongresses zufiele, ohne daß an die Gesellschaft selbst irgendwelche Anforderungen herantreten.

3. Schriftentausch wird beschlossen (auf Kosten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums bzw. der k. k. Hofbibliothek) mit der Ethnographischen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums in Budapest, dem University of Pennsylvania in Philadelphia (Archaeological Department), dem Australasian Association of Science in Dunedin, dem American Philological Society, dem Royal Society of South Australia in Adelaide und der Accademia Veneto-Trentino-Istriana in Padua. Mit dem Peabody Museum of Archaeology and Ethnology, Harvard University in Cambridge (Mass.) wird der Tausch ohne Vergütung beschlossen. Bedingungsweise wird beschlossen, mit der Etnografi českoje Obozrjenje in Moskau und der Společnosť přátel starožitností českých in Prag den Tausch einzuleiten.

4. Dem Lehrer J. R. Bünker wird über sein Ansuchen für Flurforschungen im Lungau (Fortsetzung) der Betrag von K 400 bewilligt.

5. Die Vertretung der Gesellschaft auf dem Anthropologenkongreß in Monaco durch den Ehrenpräsidenten Herrn Dr. Ferdinand Frhrn. v. Andrian-Werburg wird nachträglich genehmigt. (Bericht siehe oben S. [135].)

6. Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich teilt mit, daß die Gründung des Landesmuseums nunmehr gesichert sei. (Siehe den Aufruf auf S. [128].)

7. Die Kölner Anthropologische Gesellschaft richtet die Bitte an unsere Gesellschaft, die im Jahre 1907 in Köln abzuhaltende Anthropologenversammlung wieder zu einer gemeinsamen zu machen. Es wird beschlossen, sich vorher diesbezüglich mit der Leitung der Deutschen Gesellschaft ins Einvernehmen zu setzen.

8. Zu dem im September stattfindenden Historikerkongreß werden nach Mitteilung des von der Gesellschaft mit der Vertretung betrauten ersten Sekretärs von den beteiligten Vereinen Festschriften herausgegeben werden und von jedem dieser Vereine für Vorauslagen des Kongresses ein Maximalbetrag von K 50 zu tragen sein. Es wird daher beschlossen, 200 Exemplare der Arbeit von J. R. Bünker über das Oberinntaler Haus [1]) als Festgabe der Gesellschaft separat abziehen zu lassen. Die auf die Gesellschaft entfallende Quote der Vorauslagen übernimmt bis zum Betrage von K 50 Herr Dr. S. Wahrmann. Der Vorsitzende dankt dem Spender für seine Bereitwilligkeit.

9. Besprechung wegen eventueller Verlegung des Tages der Monatsversammlungen.

* * *

Herr Prof. Dr. L. Karl Moser in Triest übersendet folgende Mitteilung:

Über prähistorische Funde vom Gradišče und Tabor von Tomaj im österreichischen Littorale.

Gelegentlich der Grundaushebung für den Neubau des Schulgebäudes am Tabor bei Tomaj wurde ein Teil des gegen Südost steil abfallenden Tabor bis zu einer Tiefe von 5 *m* abgegraben, bei welcher Gelegenheit in den hier vorfindlichen Kulturschichten außer Knochen und Zähnen vom Schweine und Pferde (Backenzahn) einige Gegenstände gefunden wurden, die verschiedenen Zeitaltern angehören. Zu oberst fanden sich Bruchstücke von bemalten Majolikakrügen in größerer Menge, dann Bruchstücke von schönen roten, gelben und grünen Glasgefäßen, deren Bauchung mit knopfartigen Glaswarzen geziert war; doch auch solche, die auf römische Provenienz (Abb. I, Fig. 1) zurückgeführt werden können, da sie einesteils völlig patiniert, anderseits in einer Schichte gefunden wurden, in der sich auch römische Tongefäße (Abb. I, Fig. 2) in Bruchstücken vorfanden, von gleicher Beschaffenheit, wie die in den römischen Urnengräbern von S. Servolo, von dunkelgrauer oder schwarzer Farbe mit wenig nach auswärts gebogenem Rande und flachem Boden. Dem schwarzen Tone sind Kalkspat-Spaltungsstückchen beigemischt. Mit den farbigen Gläsern, die der Venetianerzeit angehören dürften, fand sich auch eine große venetianische Silbermünze mit der Umschrift GLORIA TIBI SOLI und unter dem Erlöser die Jahreszahl | · M · | · C · | 1100, auf der Reversseite sind zwei wenig erhaltene

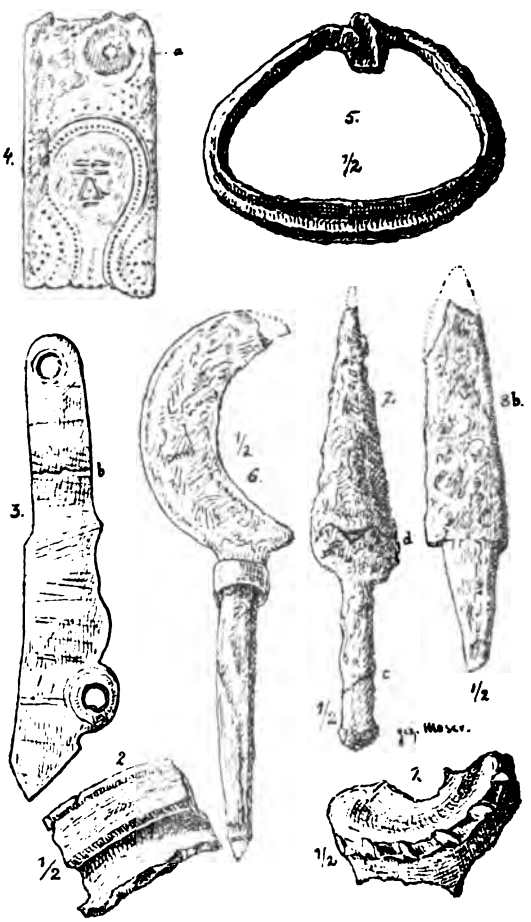


Abb. 1. Funde vom Tabor von Tomaj.

Heiligengestalten mit der Umschrift AVG · BARBADICO · S · MARCVS · VENET · Z · DVX zwischen beiden Gestalten. Dem frühen Mittelalter dürfte der eiserne Steigbügel mit starker Außenrippe (Abb. I, Fig. 5), die sichelförmige Waffe aus Eisen (Fig. 6), eine Pflugschar, eine gut erhaltene Pferdetrense samt eiserner Kette, deren Glieder schmal, doppelt umgeschlagen ineinander gefügt sind. Die in Abb. I, Fig. 7 abgebildete Lanze wurde nebst anderen vollständig in Eisenrost umgewandelten Nägeln und Eisenteilen in der Kulturschichte der römischen Topfscherben gefunden.

[1]) Wird im Hefte VI dieses Bandes der „Mitteilungen" erscheinen.

Die unterste Kulturschichte enthielt ein Gehäuse von Murex brandaris Felsenschnecke der Adria und Bruchstücke und Henkel von aus freier Hand gearbeiteten, sehr dicken Tongefäßen, wie man dieselben allgemein auf den Höhen (Gradišče) oft an der Oberfläche in den Steinringen antrifft. Gleich neben diesen lagen auch zwei Bruchstücke von Bronzen, (Abb. I, Fig. 3), wahrscheinlich das Beschläge

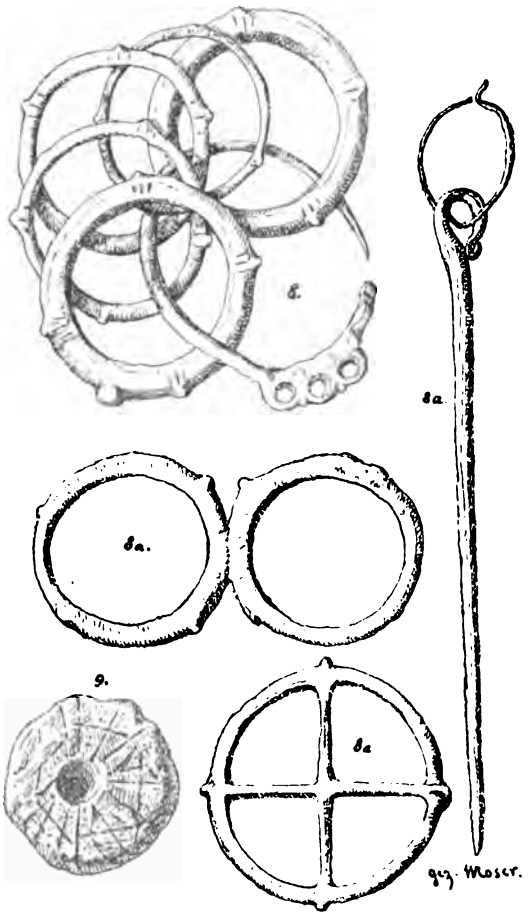


Abb. 2. Prähistorische Funde vom Gradišče van Tomaj.

eines Gürtels, etwas verbogen, mit grüner Patina und an der Bruchstelle bei *b* beiderseits deutlich vergoldet; ein anderes Stück (Fig. 4), wahrscheinlich ein Bruchstück einer Schwertscheide aus Bronze, bei *a* der ausgefallene Eisenstift und im ganzen Umfange mit anhaftenden Rostteilchen. Die Platte trägt auf der Oberseite die im Bilde dargestellte Zeichnung, welche auf der linken Seite von anhaftendem Eisenroste verdeckt ist. Ich bildete nur ab, was ich wirklich sah. Die Zeichnung in der Mitte des aus Löchelchen und Linieneindrücken bestehenden Ornamentes erinnert vielleicht an Darstellungen von Gesichtsurnen. Sämtliche Fundstücke wurden von der Oberin der Klosterschule „Elisabethheim" aufgesammelt und mir in Tomaj, wohin ich mich auf die Nachricht des Pfarrkaplans P. Tiringer begab, zum Studium übergeben. Die ausgeführte Erde bzw. Terra rossa konnte wegen übermäßigen Regens nicht hinlänglich genau untersucht werden. Auch Knochen von einem menschlichen Skelette zeigte man mir und erzählte, daß dabei ein Bronzering vorgefunden wurde. Leider war schon alles zerstört.

Ein Skelettgrab auf dem Gradišče von Tomaj am Karst bei Sesana.

Während des heurigen Winters hat der Landmann Gorjup in Tomaj in seinem auf dem Gradišče gelegenen Weingarten Reben gepflanzt, bei welcher Gelegenheit er auf drei Gräber stieß, die je ein Menschenskelett enthielten, mit dem Kopfe nach Ost gerichtet. Eines derselben hatte nach seiner Aussage in der Lendengegend einen Pferdezahn, ein Eisenmesser (Abb. I, Fig. 8 *b*), an dessen Griff noch Holzreste vorhanden sind, dann das in Abb. II, Fig. 9, abgebildete Tonscheibchen mit leichter geometrischer Verzierung beiderseits und ein Bronzeohrgehänge (Abb. II, Fig. 8) mit breiterer, von drei Löchern durchbohrter Platte in der Nähe der Schließe. An diesem Ohrgehänge hingen fünf Sonnenringe, zwei breitere und drei schmale, wie wir sie aus krainischen Nekropolen der La Tène-Periode kennen und wie ich sie auch in der Nekropole von S. Servolo bei Dolina in Istrien aufgefunden habe, ferner ein Doppelsonnenring (8 *a*), ein Radsonnenring (8 *a*) und ein an einem Ringelchen befindlicher Bronzegriffel (8 *a*); im ganzen also acht Anhängsel an dem Ohrringe. Vor Jahren soll bereits ein solches Ohrgehänge in das hiesige städtische Museum gelangt sein. Damit die Fundobjekte nicht in Vergessenheit geraten, habe ich sie abgebildet und veröffentlicht.

Derselbe berichtet über

Funde aus Castelvenere[1]) in Istrien.

Im verflossenen Spätherbste des Jahres 1905 veranstaltete ich auf dem sogenannten Castellier von Castelvenere, ober dem Dragognatale, in Istrien, eine kleine Ausgrabung, worüber die „Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale" kurze Notizen brachten. Die Lokalität, auf der die Funde

[1]) Die Schreibweise Castelvenere findet in der G. K., bei den Kroaten heißt der Ort allgemein Kaštel.

gemacht wurden, ist ein Brachfeld an der Nordlehne des Castelliers, das bei den Slawen na vertača = in der Gärtnerei genannt wird. Unter dem berasten Boden stellten sich Einzelfunde bis zu einer Tiefe von $^1/_2$—$^2/_3$ *m* ein, ohne daß man auf eigentliche Gräber stieß. Sie bestehen in Gefäßresten mannigfacher Art, so in Urnen, Töpfen, Schüsseln und Schalen mit

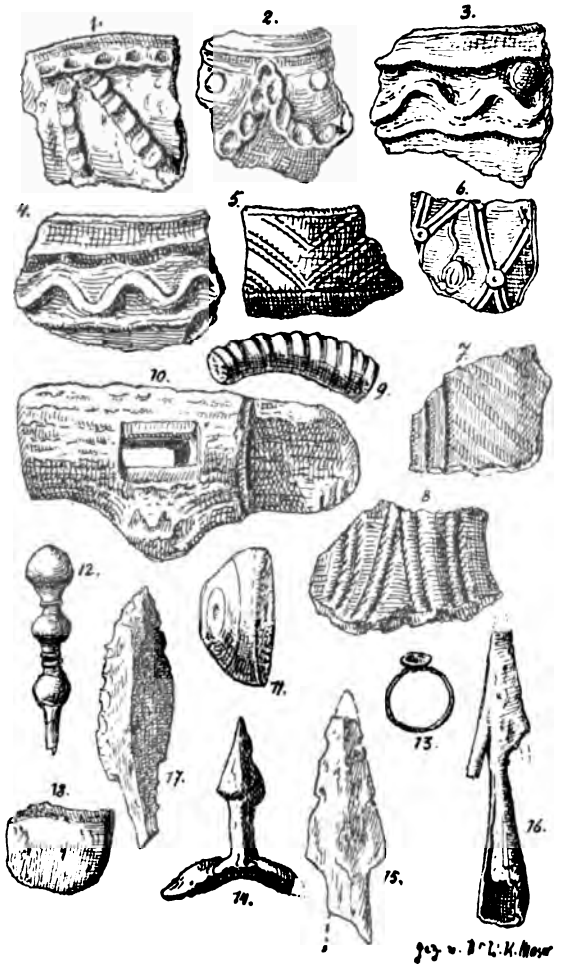


Abb. 1.

Verzierungen, z. B. mit Fingereindrücken auf oder unter dem Rande, dann mit Schnur-, Kreis- und Spiralornamenten, ferner in verzierten und glatten Tonwirteln von kuppeliger, elliptischer oder konischer Form. Merkwürdig sind kreisrunde Tonscheibchen von verschiedener Größe und Dicke, ohne Verzierung, aus der Bauchung der Tongeschirre herausgeschnitten; dann trifft man unter den Funden bearbeitetes Hirschgeweih in Form von Hämmern, Zylindern; geschnittene oder zersägte Knochen; seltener Knochenartefakte, wie zum Beispiel der a. a. O. abgebildete Spinnwirtel;[1]) überdies zahlreiche Knochen und Zähne von Haustieren und das Fragment eines menschlichen Unterkiefers. Von Metall ist Eisen (Pferdezaum, Nägel) und Bronze in Form von Drahtfibelbruchstücken, kleinen Messerchen und einem kleinen Meißel vertreten; außerdem mehrere Klopf-, Wetz- und Schleudersteine aus Sandstein und Quarzit, sowie ein Bruchstück eines Mühlsteines, selbst eine Pfeilspitze und ein Messerbruchstück aus Flint fanden sich vor. Im heurigen Frühling fand der Besitzer beim Abräumen des Schuttes einen Katzenkopf aus Ton, etwa in halber natürlicher Größe und von ganz gelungener Darstellung, und bei meinem letzten Besuche im Oktober dieses Jahres in Castelvenere wurden beim Roden der noch unberührten Stellen des Feldes mehrere Gegenstände gefunden, von denen ich einige der vollkommener erhaltenen in der von mir angefertigten Zeichnung wiedergebe. Von Gefäßen aus grobem Ton mit Band- resp. Schnur- und Wellenornament versehene Stücke in den Fig. 1—4. Die Fig. 5 und 7 stellen Bruchstücke dar von Schalen aus feinem, schwarzem, geglättetem Ton. Die Fig. 8 und 9 sind verzierte Henkelstücke. Fig. 6 stellt ein schön verziertes Gefäßbruchstück, wahrscheinlich römischer Provenienz, dar. Die Furchen der sich kreuzenden Bänder sind mit roter Farbe ausgekleidet. In Fig. 10 erblicken wir ein völlig erhaltenes Artefakt aus Hirschgeweih in Form eines Hammers. Fig. 11 stellt uns einen aus einer menschlichen Kniescheibe gefertigten Knopf vor. In Fig. 12 ist eine Haarnadel aus Bronze abgebildet, die ganz an den Nadelknopftypus erinnert. Fig. 13 ist ein kleiner Bronzefingerring. Fig. 14 ist ein Sporn, die Fig. 15 und 16 Lanzenspitzen aus Eisen, die wohl alle drei nicht zu den obigen Funden gehören dürften, da dieselben nach Erzählung des Finders in Gesellschaft von kleinen vene-

[1]) Der Wirtel von Castelvenere weist an seiner Basis kleine grubige Vertiefungen auf, die Epidermis des Knochens ist nur am Rande sichtbar, sonst sieht man das poröse Gewebe. Oben ist er ein wenig schief zugeschnitten und bearbeitet. Nun entsteht die Frage: Ist es der bearbeitete Gelenkkopf eines Oberarmes bzw. eines Femur oder eine bearbeitete Kniescheibe von Homo? Ich glaube eher, nach der Rundung zu schließen, ein Gelenkkopf vom Oberschenkel des Menschen. Ein zweiter in meinem Besitze befindlicher, aus einer Höhle ober Cirites bei Rozzo in Istrien stammender ist nur zur Hälfte erhalten, besitzt nur die Lochung und ist an der Basis bearbeitet, deshalb höher (2·2 *cm*). Er ist vollständig verkohlt. Der Rand der Basis ist mehr bearbeitet. Er wurde damals in Gesellschaft von rohen Gefäßresten in fast trockener Asche gefunden. In diese Höhle zu gelangen ist äußerst beschwerlich, da dieselbe in einer ziemlich glatten Wand der Rospadalica liegt.

tianischen Silbermünzen gefunden wurden. Als sicher zu den obigen dem adriatisch-neolithischen Kulturkreise angehörigen Funden ist die in Fig. 17 dargestellte Pfeilspitze aus taubengrauem Jaspis und das in Fig. 18 abgebildete Bruchstück eines Steinbeiles, aus einer sehr harten, dunkelgrünen Gesteinsart bestehend, in welcher bastitartige Körper ausgeschieden sind. Die oben erwähnten Tonscheiben fanden sich auch wieder in verschiedener Größe vor.

Exkursion nach Retz und Unter-Retzbach am 10. Juni 1906.

Gegen $^1/_2$10 Uhr vormittags trafen die Teilnehmer des Ausfluges in Retz ein, wo sich am Bahnhofe zur Begrüßung der Bürgermeister Herr Alois Richter, dann Herr Altbürgermeister Slaby, sowie die Herren Prey und Verderber, dann der Führer des ganzen Ausfluges, Herr Lehrer Ludwig Mattula aus Unter-Retzbach, eingefunden hatten. Einige Herren aus Mähren schlossen sich der Gesellschaft hier ebenfalls an. Nach einem kurzen Frühstück im städtischen Schießhause wurde ein Rundgang durch die Stadt unternommen, auf dem besonders das bemalte Haus, das Rathaus, die Kirche und endlich die Sammlungen des städtischen Museums besichtigt wurden, die außer prähistorischen Funden der Gegend manches ethnographisch und kulturhistorisch Interessante boten. Dann bestieg die Gesellschaft die unentgeltlich zur Verfügung gestellten Wagen, die diese nach viertelstündiger Fahrt zum Ostausgange des freundlichen Dorfes Ober-Retzbach brachte, wo sie von dem Bürgermeister Herrn Josef Baier im Namen der Gemeinde Ober-Retzbach und von dem Bürgermeister Leopold Niemführ im Namen der Gemeinde Mitter-Retzbach begrüßt wurde.

Über das Folgende berichtet Herr Mattula:

Besichtigung des heiligen Steines bei Ober-Retzbach.

Beim Durchschreiten des Dorfes Ober-Retzbach machte ich die Ausflugsteilnehmer auf die Häuser aufmerksam, unter denen sich Erdställe befinden. Es sind dies gegen 10—12 Häuser in unmittelbarer Nähe der kleinen Kirche, um welche herum noch der Friedhof gelegen ist. Mündlichen Überlieferungen nach erstrecken sich die Erdställe bis unter die Kirche.

Haben wir das Dorf durchschritten, so gelangen wir zu dem Landbache und bald darauf zu der von Mitter-Retzbach nach Nieder-Fladnitz führenden steilen Bezirksstraße. Die Straße überqueren wir und kommen nach etwa 5 Minuten zu einer kleinen Kapelle, vor der zwei große Kastanienbäume stehen. Im Inneren der Kapelle befindet sich ein Betschemel, der aufgeklappt werden kann, und darunter sehen wir ein kleines ummauertes Brünnlein, aus welchem die in der Nähe arbeitenden Feldarbeiter Wasser holen, indem sie Flaschen, Krüge usw. an einer Schnur hinablassen. Die Kapelle ist hinter dem Betschemel durch ein einfaches Holzgitter abgeschlossen. Im Inneren befinden sich mehrere gespendete Bilder, unter denen das neueste von Peter Glaser aus Unter-Retzbach zur Danksagung für die Heilung aus schwerer Krankheit gestiftet wurde. In früheren Jahren sah ich noch eine kleine Anzahl Votivgaben aus Wachs, die aber jetzt gänzlich fehlen. Manchmal stecken in dem Holzgitter frische Sträuße von Feld- und Wiesenblumen.

Vor der Kapelle zwischen den zwei Bäumen befinden sich mehrere hölzerne, einfache Betbänke.

Die Hauptfigur der Kapelle ist eine Muttergottes-Statue, die den Namen „Maria am Stein“ führt.

Gegen Norden, von der Kapelle 13 *m* entfernt, liegt in einer kleinen Mulde ein beiläufig 2 *m* langer, 1·2 *m* breiter und zirka 1 *m* hoher Granitblock, der zirka 14 schalenförmige Vertiefungen aufweist. Dies ist der in der Umgebung so viel genannte „heilige Stein“ (s. die Abb.)

Dieser Stein ist in jeder Beziehung recht merkwürdig. Die an der Oberfläche befindlichen drei größten Vertiefungen sind eirund und gegen 10—15 *cm* tief. Dem in diesen Löchern sich ansammelnden Regenwasser wird seitens der herströmenden Wallfahrer seit undenklichen Zeiten eine heilbringende Wirkung zugeschrieben. Insbesondere soll dieses Wasser gut gegen Augenkrankheiten sein. Diese drei größten Vertiefungen sind in der Form fast völlig gleich und lassen die Vermutung zu, daß sie von Menschenhänden erweitert wurden. Mehrere andere Löcher sind bedeutend weniger ausgebildet, und an den Seitenwänden dieses hochinteressanten Steines, bemerken wir muschelförmige Ausbuchtungen, die unbedingt natürlichen Ursprunges sind.

Drei Meter gegen Norden liegt ein zweiter, kleinerer Stein, der eine kleine kreisförmige

Vertiefung von 11 *cm* Durchmesser und einer Tiefe von 8 *cm* besitzt. Eine kleine Rinne führt von dieser Vertiefung gegen Osten weg. Diese Aushöhlung scheint viel jüngeren Datums zu sein.

Vor der Kapelle und dem Steine erstreckt sich ein kleiner Hügel, an dessen südlicher Seite man noch ein Stück der Grundmauer einer kleinen Kirche sieht, die im Jahre 1785 weggeräumt worden ist. Gegen Norden wird die Stelle gezeigt, wo sich der Pfarrhof erhoben hat.

Ursprünglich gehörte die Gemeinde Mitter-Retzbach zur Pfarre Unter-Retzbach und nur Ober-Retzbach hatte eine selbständige Pfarre,

Die Leute erzählen, die Hauptursache, warum die Kirche niedergerissen worden sei, wären die vielen Feldfrevel gewesen, die sich die Wallfahrer zuschulden kommen ließen, da der heilige Stein mitten in Weingärten gelegen war. Außerdem wäre es auch dem späteren Unter-Retzbacher Pfarrer unangenehm gewesen, die Messen hier zu lesen, da er einen zweiten Kooperator und Fahrgelegenheit für denselben halten mußte. Erst 1832 erhielt Mitter-Retzbach einen selbständigen Pfarrer.

Mein Gewährsmann erzählte mir, daß vor etwa 25 Jahren ein Mitter-Retzbacher, Namens Leckmann, den heiligen Stein heimlich in der Nacht heben wollte, um zu den darunter be-

inkorporiert dem Stifte Altenburg bei Horn, während Unter-Retzbach zum Stifte Lilienfeld gehört.

In der Geschichte von Lilienfeld[1]) finden wir, daß unter dem Abte Matthäus III. Kohlweiß (1650—1695) im Jahre 1681 am heiligen Steine bei Mitter-Retzbach eine geräumige Kapelle für die zahlreich herbeiströmenden Wallfahrer errichtet und eine Wohnung für die Beichtväter zugebaut wurde.

Der eigentliche Begründer der Wallfahrtskirche am heiligen Steine ist P. Robert Azger, Pfarrer zu Unter-Retzbach, der die im Volke immer mehr zu Ansehen kommenden Wallfahrten dorthin einleitete.

Im Jahre 1751 wurde die Kirche zu Maria-Stein vergrößert; 1785 jedoch wurde sie über höheren Auftrag samt dem nebenan stehenden Priesterhause niedergerissen, wogegen die Marienstatue und die Paramente samt den Stiftungen nach Mitter-Retzbach übertragen wurden.[2])

findlichen Schätzen zu gelangen. In Rauhnächten bemerkte man oft ein Licht über dem Steine flackern, und deshalb versuchte Leckmann, den Stein auszugraben. Es gelang aber nicht.

Zur Zeit der Aufhebung der Kirche wurde eine ganze Wagenladung hölzerner Krücken usw. heruntergeführt. Das wundertätige Bild der Kirche kam nach Mitter-Retzbach in die Kirche, war aber den nächsten Tag wieder am heiligen Steine und das wiederholte sich so oft, bis man das Bild durch eine Prozession feierlich herabführte. Ein Teil der Wallfahrer besuchte dann statt den heiligen Stein die ganz nahe stehende Kirche zu Gnadlersdorf, welche zum Stifte Klosterbruck bei Znaim gehörte.

Ein heiliges Bründel befindet sich in dieser Kirche hinter dem Hauptaltare. Auch dieses Wasser ist heilbringend, insbesondere auch hochgeschätzt bei Augenkrankheiten.

Heute wallfahren nur noch die benachbarten Gemeinden zu dem heiligen Steine. Besonders um Regen zu erbitten, ziehen die „Kreuzscharen“ dahin.

In unseren Gemeinderechnungen des XVIII. Jahrhundertes finden wir, daß die Gemeinde

[1]) Topographie von Niederösterreich, V. Band, 1902.

[2]) Topogr. v. Niederösterreich.

feierlich jährlich zweimal zum heiligen Steine pilgerte, und getreulich sind die hiefür gezahlten Beträge aufgezeichnet. So z. B.: „Am Fest der heiligen Mutter Anna seynd wir mit der Procession bei Maria Stain gewesen. Ihro Hochwürden Herrn Pfarrer samt Schulmaister ein heiliges Amt bezahlt 1 fl. 20 kr.; dem Fahn und Fähnleintragern 20 kr.; denenselben an Thrunk und Brod 18 kr."

Heute geht aus unserem Dorfe die Prozession nur einmal und ohne einen Geistlichen dahin. Ebenso wird es von den benachbarten Ortschaften gehalten.

Mädchen und Frauen gehen des öfteren einzeln zur Kapelle, beten und versprechen sich daselbst. Sie bitten um Gewährung eines Wunsches und versprechen irgend welche Opfergaben.

Weit und breit in der Umgebung ist noch die Redensart geläufig: „Das kannst du dir beim heiligen Stein suchen."

Die schon mehrfach aufgestellte Behauptung, dieser merkwürdige Stein sei ein erratischer Block, ein Findling aus der Eisperiode, ist, wie der Augenschein lehrt, trotz der unleugbaren Nähe der Gletscherausläufer nicht stichhaltig, da die anderen hier herumliegenden Gesteine bodenständig sind und dieselbe Zusammensetzung aufweisen.

Von prähistorischen Funden unmittelbar beim Stein ist mir nichts bekannt. Unweit desselben am Waldesrande wurde ein Steinhammer gefunden, der in meinem Besitze ist; ein zweiter Hammer wurde im Hause Nr. 38 in Ober-Retzbach entdeckt. Am Abhange des Felsstockes gegen Mitter- und Ober-Retzbach werden so viele prähistorische Scherben gefunden, daß sich das Volk erzählt, hier sei einmal eine Geschirrfabrik gestanden. Die Scherben gehören größtenteils der Bronzezeit an. Es wurden auch schon diverse Knochen gefunden; erst heuer erhielt ich ein Stück des Geweihes vom Riesenhirsch. Reichlicher ist die Ausbeute an Funden in dem unweit entfernten Ziegelofen in Gnadlersdorf. Einzelne Skelette wurden in Mitter- und Ober-Retzbach hie und da gefunden, werden aber immer wieder, trotz meiner vielfachen Aufklärungen, als Schweden angesprochen und verscharrt. Ein Depotfund an Bronzen, von dem später noch die Rede sein wird, wurde ungefähr 1 *km* entfernt in der Richtung nach Unter-Retzbach gemacht.

* * *

Nach der Besichtigung des heiligen Steines brachten uns die Wagen nach Unter-Retzbach, wo uns der Bürgermeister Herr Johann Raab und eine große Zahl Bewohner von Unter-Retzbach begrüßten. Im Gemeindegasthause „Zur Weintraube" war das gemeinsame Mittagessen vorbereitet.

Herr Mattula hatte im Speisesaale eine kleine Exposition von Funden aus der Umgebung zusammengestellt und entwarf nun an der Hand dieser Fundobjekte ein Bild der prähistorischen Besiedelungen von Unter-Retzbach und Umgebung.[1])

Spuren der großen diluvialen Säugetiere finden wir in nächster und weiterer Umgebung ziemlich häufig. In Unter-Retzbach konstatierte Mattula Reste vom Mammut im Keller des Karl Hofbauer. Es war dies ein Schenkelknochen von ziemlicher Größe. Ebenso erhielt er einige Knochenfragmente, welche beim Kellerbau des Hugo Graf in Lehm gebettet in einer Tiefe von 7 *m* gefunden wurden. Aus Gnadlersdorf erhielt er zwei wohlerhaltene Mahlzähne und in den verschiedenen Ziegelwerken Schattaus konstatierte er diverse Knochen vom Mammut.

In Zellerndorf erwarb er ein großes Schulterblatt und ein Schienbein, in Mailberg dagegen ein kleines Stück eines Stoßzahnes desselben Tieres.

Geweihstücke des Riesenhirsches (Cervus megaceros) wurden in Jetzelsdorf bei Haugsdorf und in Mitter-Retzbach gefunden. Spuren menschlicher Werkzeuge aus dieser Periode aufzufinden gelang nicht, da alle oben angeführten Fundstücke nur Einzelfunde sind, von denen jedoch die näheren Umstände bei der Hebung nicht bekannt sind. Die Einschnitte, die heute zu den verschiedenen an der Thaya gelegenen Mühlen (Neunmühlen, Traußnitzmühle, Neuhäuselmühle usw.) führen, waren einstens die Steige dieser Säugetiere zur Tränke, und es gelang auch, einige Stellen, wo Überreste von ihnen gefunden wurden, festzustellen.

Bedeutend reicher an Fundorten und Funden ist die Periode der geschliffenen Steine. Besonders zeichnen sich die Orte ober dem Manhartsgebirge durch die Reichhaltigkeit der Einzelfunde aus diesem Zeitraume aus.

Eine Reihe kleiner Flachbeile der neolithischen Periode lagen vor aus Theras, aus Pleissing im Felde gegen Merkersdorf, aus Baumöhl jenseits der Thaya, einige schön geschliffene Steinhämmer aus den Fundorten Hofern bei Retz, Mitter-Retzbach, Poppitz bei Znaim, Windschau bei Frain, Watzelsdorf und Pernersdorf am Pulkaubache. Viel wichtiger jedoch als diese Einzelfunde sind die Grab-

[1]) Nach Angaben des Vortragenden.

funde der neolithischen Periode, übergehend in die Bronzezeit, besonders in Unter-Retzbach und Jetzelsdorf. Artefakte aus Bronze als Grabbeigaben sind hier äußerst selten, wohl aber wurden schon mehrmals Depotfunde von Bronzen von bedeutender Reichhaltigkeit gemacht. Mattula konnte drei solcher Funde feststellen, von denen zwei in die Zeit vor seinem Aufenthalte in Unter-Retzbach fallen. Ein kleiner Teil der Sachen aus diesen älteren Funden dürfte im naturhistorischen Hofmuseum sich vorfinden, einige Stücke befinden sich in Retz im Privatbesitze und das Übrige dürfte verschleudert worden sein. Der dritte Depotfund, bestehend aus zirka 38 Bronzeringen, befindet sich im Retzer Museum.

Die von Mattula ausgehobenen Wohngruben auf dem heutigen Friedhofe, auf einem Acker in der Ried Feldern, sowie die Wohngrube in Jetzelsdorf am Zusammenflusse des Landbaches mit dem Pulkaubache zeigen nicht nur in der Bauart, sondern auch in dem Inventar der Grube eine völlige Übereinstimmung. Da die Besitzer der erst angeführten Wohngruben schon jahrelang gerade an dieser Stelle die Lehne des Ackers abgruben, ging das Meiste an Scherbenmaterial verloren, nichtsdestoweniger läßt sich die völlige Übereinstimmung sowohl der keramischen als auch der sonstigen Objekte konstatieren.

Die Außenseite der besonders großen Töpfe ist ganz roh, die Innenseite dagegen stets sorgfältig geglättet. Als einzige Verzierungen sind nur kleine Buckel und Schnurhenkel angebracht. Die Form der Standgefäße und der Schüsseln zeigt viel bessere Arbeit.

Trotzdem diese Gefäße der Bronzezeit angehören, fand sich in der Grube außer einem kleinen Schläfenring kein einziger anderer Bronzegegenstand vor. Der Schläfenring lag auf der rechten Schläfe des liegenden Hockers und hinterließ auf dem Knochen auch tatsächlich an dieser Stelle schwache Spuren von Grünspan. Da die Decke, welche ursprünglich gegen 2 *m* betrug, durch die Abgrabungen im Ziegelwerke von Jahr zu Jahr geringer wird, hatten die Tagwasser ihr Zerstörungswerk so gründlich besorgt, daß der Schläfenring bald zerfiel.[1])

Die wenigen Bronzegegenstände der Sammlung sind fast ausschließlich Einzelfunde. Erwähnenswert ist eine 6·7 *cm* lange Dolchklinge aus den Schatzbergen mit zwei Nietlöchern. In einem Loche befindet sich noch eine zirka 1 *cm* lange vierkantige Niete. Dieser Dolch besitzt auf beiden Seiten lineare Verzierungen. Eine zweite nicht verzierte Dolchklinge, 9 *cm* lang, ebenfalls mit zwei Nietlöchern, stammt aus Retz.

Reichhaltiger dagegen ist die Sammlung an Werkzeugen aus Bein. Die interessantesten Knochenwerkzeuge werde ich noch heuer zur Veröffentlichung bringen. Erwähnt sei auch ein kleiner Sandstein, zirka 12 × 15 *cm* im Umfange, der zum Schleifen der Beinahlen diente. Fundort: Eliasfelsen bei Znaim.

An Mühlsteinen der neolitischen Periode sind vorhanden ein kleiner, wie er allüberall vorkommt, aus Sandstein, dann ein bedeutend größerer aus Granit im Gewichte von zirka 80 *kg*. Der kleinere Mahlstein wurde in Töstitz bei Znaim, der größere am Hühnerkogel bei Watzelsdorf gefunden. Der Bronzezeit gehört ein dritter runder Mühlstein aus Gneis an.

Zum Schlusse gab der Vortragende noch einen Überblick über die Besiedlungsverhältnisse der Gegend von den ältesten Zeiten an bis zum Beginne der geschichtlichen Periode.

Nach dem Mittagessen hielt Prof. Doktor Rudolf Much einen Vortrag

über Erdställe.

Prof. Much verwies zunächst auf das Werk Karners und die verschiedenen Hypothesen über den Zweck derselben. So wie Hoernes es schon getan hat, nur noch bestimmter, weist er jeden anderen Erklärungsversuch zurück, abgesehen von jenem, der sie für menschliche Zufluchtstätten im Kriege nimmt. Durch ihren deutlichen Zusammenhang mit unseren erst vom 10. Jahrhundert an begründeten Dorfanlagen ist ihm ihre junge Herkunft erwiesen, was nicht ausschließe, daß es schon vor dem Mittelalter ähnliches gegeben habe. Ganz dasselbe wie unsere Erdställe und sicher Zufluchtsorte seien die nordischen iarðhús, für die sich in den altisländischen, zumeist im 10. und 11. Jahrhundert spielenden Prosaerzählungen (Sagas) eine Fülle von Belegen findet.

* * *

[1]) Zu der dem Berichte über den Jetzelsdorfer Fund auf S. [109] des laufenden Jahres seitens der Redaktion beigefügten Anmerkung bemerkt Mattula, daß das Material des Ringes weiß war, daß also seine Behauptung, es wäre Silber, wohl richtig sein dürfte. (Da der Gegenstand nicht mehr vorhanden ist, ist es wohl müßig, über ihn zu streiten. Die Gefäße, um die es sich hier handelt, gehören der frühen Bronzezeit an. Aber aus der ganzen Bronzezeit ist bei uns bisher weder Silber noch ein typischer (d. h. in eine S-Schleife endender) Schläfenring bekannt. Auch ist aus der Farbe des Zersetzungsproduktes nicht auf die des Metalles zu schließen. Gerade Silber wird in der Erde dunkel. Man beachte auch die Spuren von Grünspan auf dem Schläfenbeine. F. d. Red. Rudolf Much.)

In der an den Vortrag sich schließenden Diskussion stellt Herr Lehrer Mattula die Ansicht auf, daß die Erdställe als Grabkammern aus der neolithischen Periode zu betrachten seien.

Nach dem Vortrage wurde noch die reiche volkskundliche Sammlung des Herrn Mattula besichtigt, und eine Zahl der Teilnehmer nahm in Kellerkleidern und mit Kerzen versehen einen der zahlreichen Erdställe in Augenschein.

Der liebenswürdigen Einladung des Herrn Weingroßhändlers V. Witzmann folgend, begaben wir uns schließlich in seine außerhalb des Ortes gelegenen großen Weinkellereien; Herr Witzmann hatte in einer Laube vor dem Keller einen reichlichen Imbiß vorbereitet, zu dem der treffliche Wein vorzüglich mundete, so daß in fröhlichster Laune auch noch einige nicht sachliche Reden gehalten wurden. Leider mußten wir schon vor 6 Uhr aufbrechen, um den Zug nach Wien zu erreichen. Mit herzlichem Dank verabschiedeten wir uns von unseren Führern und Gastgebern, und so schloß der auch vom Wetter begünstigte Ausflug in angenehmster und befriedigendster Weise.

Ausschußsitzung am 11. Juli 1906.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Bericht des Vorsitzenden über die Verhandlungen mit der k. k. Geographischen Gesellschaft wegen Einladung der internationalen Amerikanistenvereinigung zur Abhaltung des nächsten Kongresses (1908) in Wien, sowie über die Beteiligung des k. k. Hofmuseums an dieser Veranstaltung. Es wird der Beschluß gefaßt, ein offizielles Einladungsschreiben nach Quebec zu senden. Die Kosten der Publikation der Verhandlungen sollen durch eine vom Unterrichtsministerium zu erwirkende Subvention gedeckt werden.

2. Herrn J. R. Bünker wird ein Betrag von K 100·— zur Untersuchung alter Schiffstypen in Gran bedingungsweise zur Verfügung gestellt.

Am 12. Juni 1906 abends fand im Prater ein gemeinsamer Besuch der Indianertruppe statt, welche mit Buffalo Bills Wild-West damals in Wien weilte.

Als Geschenke für die Bibliothek sind bis Ende Oktober 1906 eingelaufen:

Alcalde del Rio, Hermilio, Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas de la Provincia de Santander. Santander 1906. 90 S. 4°, 10 Tafeln.

American Museum of Natural History. Annual Report of the President etc. for the Year 1905. 112 S. 8°.

Anales del Museo Nacional de Montevideo. Ser. II, Entrega II, und Sección Histórico-Filosófica, Tomo II, Entrega I. Montevideo 1905.

Annuaire de l'Université de Sophia (Godišnik na Sofiiskija Universitet). I. 1904—1905. Sophia 1905.

Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. Vol. XI, XII. Rio de Janeiro 1901, 1903. VI, 173; 325 S. 4°.

Balfour, Henry, Presidential Address, delivered at the Anniversary Meeting of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. (S.-A. aus dem „Journal of the Anthr. Inst.", XXXV, S. 13—19.) London 1905. 8°.

— Flint-engraved pottery from the ruins at Khami and Dhlo Dhlo, Rhodesia. (S.-A. aus „Man", 1906, Nr. 11.) London 1906. 3 S. 8°, 1 Tafel.

Bandelier, Adolf F., Aboriginal Myths and Traditions concerning the Island of Titicaca, Bolivia. (S.-A. aus dem „American Anthropologist", VI, S. 197—239.) 1904. 8°.

Bartels, Dr. Paul, und **Fuchs, Dr. Richard,** Über die Bedeutung des Bartels'schen Brauchbarkeitsindex. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie", IX, S. 118—137.) Stuttgart 1905. 8°.

Behlen, H., Eine neue Nachgrabung vor der Steedener Höhle Wildscheuer. (S.-A. aus den „Annalen des Vereines für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung", XXXV, S. 290—307.) Wiesbaden 1906. 8°.

Bericht über das Museum des Königreiches Böhmen für das Jahr 1905. Prag 1906. 98 S. 8°.

— 57., der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag, 1905. Prag 1906. 75 S. 8°.

— des Verwaltungsausschusses des Museum-Vereines für das Jahr 1905. Städtisches Museum in Budweis. Budweis 1906. 51 S. 8°, 10 Tafeln.

Biasutti, Renato, Situazione e spazio delle provincie anthropologiche nel mondo antico. Firenze 1906. XII, 90 S. 8°.

Boas, Dr. Franz, The measurement of variable quantities. (Archives of Philosophy, Psychol. and Scientific Methods 1906, Nr. 5.) New-York 1906. 52 S. 8°.

Boletin de la Sociedad Geográfica de Lima. Memoria Anual y Anexos 1904. Lima 1904. 270 S. 8°.

— do Museu Goeldi (Museu Paraense) de Historia Natural e Ethnographia. Vol. IV, Nr. 4. Para 1905—1906.

Bolk, Dr. Louis, Repartition du type brun et du type blond dans les Pays-Bas. Traduit ..... par Dr. Lucien Mayet. (S.-A. aus den „Bulletins et Mémoires de la Soc. d'Anthrop. de Paris", 1904, S. 579—587.) Paris 1905. 8°.

Bulletin of the American Museum of Natural History vol. XVII, part. IV, pp. 347—380. New-York 1905. 8°.

Cartailhac, E., et l'Abbé **H. Breuil,** Les Peintures et Gravures Murales des Cavernes Pyrénéennes Altamira de Santillane et Marsoulas. (S.-A. aus „L'Anthropologie", XV, S. 625—644; XVI, S. 431 bis 443.) Paris 1905. 8°.

Casanowicz, Immanuel M., The S. S. Howland collection of Buddhist religions art in the Nat. Mus. (S.-A. aus dem Report of the U. S. Nat. Mus. for 1904, S. 735—744.) Washington 1906. 8°, 17 Tafeln.

Čáslavský kraj. I, Nr. 1—5.

Časopis společnosti přátel starožitnosti českých v Praze, XIII, Nr. 1—4.

Congrès international d'expansion économique mondiale tenu à Mons du 24 au 28 sept. 1905. Documents préliminaires et compte rendu des séances. Bruxelles 1905. CXLVII, 317 S. 8°.

Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, XXXVI, Nr. 9—12; XXXVII, Nr. 1—8.

Ehrenreich, Dr. Paul, Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin 1905. 107 S. 8°.

Eijkman, P. H., Un nouveau système graphique pour la craniologie. Traduit .... par Dr. Lucien Mayet. Lyon 1905. 36 S. 8°.

Eisenstein, Richard Freiherr von und zu, Reise nach Panama, Peru, Chile mit Feuerland, Argentinien, Paraguay, Uruguay und Brasilien. Wien 1906. 380 S. 8°. Mit 310 Abbildungen, Karten, Plänen usw.

Fritsch, Dr. G., Vergleichende Betrachtungen über die ältesten ägyptischen Darstellungen von Volkstypen. (S.-A. aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift", N. F. III, S. 673—682 und 689—696.) Jena 1904. 8°.

Fürst, Dr. Karl M., Om rekonstruktion på kranium och ett försök till plastik rekonstruktion. (S.-A. aus „Ymer", 1900, S. 191—208.) Stockholm. 8°.

— Om åldersanatomi. (S.-A. aus „Ymer", 1905, S. 76—89.) Stockholm. 8°.

— Die Biologie der Lebensalter. (S.-A. aus der „Polit.-anthrop. Revue", IV, Heft 6.) Leipzig. 12 S. 8°.

— Några bidrag till knäledens utvecklingshistoria. (S.-A. aus „Hygiea".) Stockholm. 18 S. 8°.

— Ein Fall von verkürzten und zweigliederigen Fingern, begleitet von Brustmuskeldefekten und anderen Mißbildungen. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie", II, S. 56 bis 76. Mit Tafel V und VI.) Stuttgart 1900. 8°.

— Der Musculus popliteus und seine Sehne. Lund 1903. IV, 134 S. 4°, 9 Tafeln.

— Indextabellen zum anthropometrischen Gebrauche. Jena 1902. 4°.

— Skelettfynd i jämtländska grafvar från den yngre järnåldern. (S.-A. aus „Ymer", 1905, S. 372—401.) Stockholm. 8°.

— Zur Frage der Wechselbeziehungen zwischen Gesichts- und Augenhöhlenform. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Augenheilkunde", XVI, S. 171—177.) Berlin. 8°.

— Einiges über anthropologische Winkelmessungen und über ein Instrument für Winkel- und Index-Bestimmungen. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie", IX, S. 331—343. Mit Tafel XVIII.) Stuttgart 1906. 8°.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Elenco del materiale scheletrico preistorico e protostorico del Lazio. (S.-A. aus den „Atti della Soc. Romana di Antropol.", XII, fasc. II.) Roma 1906, 9 S. 8°.

— Quattro scheletri di Indiani Cavinas. (S.-A. ebendaraus, XII, fasc. III.) Roma 1906. 21 S. 8°,

— Un cranio Guayachi, un cranio (in completo) Ciamacoco e un cranio Fuegino. (S.-A. ebendaraus.) Roma 1906. 22 S. 8°, 2 Tafeln.

— Antropologia normale e antropologia criminale. (S.-A. ebendaraus.) Roma 1906, 3 S. 8°.

— Cranio di epilettico con spina facciale anomala bilaterale e altre notevoli anomalie. (S.-A. aus dem Archivio di Psichiatr., Medic. Legale ed Antropol. Criminale, XXVII, fasc. III.) Torino 1906. 6 S. 8°.

— Caso di saldatura sacro-iliaca bilaterale e processo ischiatico anomalo. (S.-A. aus dem „Monitore Zoolog. Ital.", XVII, S. 205—207.) Firenze 1906. 8°.

— Cro-Magnon, Grenelle e i loro meticci. (S.-A. ebendaraus.) Roma 1906. 3 S. 8°.

— Differenza di statura fra coscitti e reclute nelle diverse regioni d'Italia. (S.-A. aus der „Rivista Geograf. Ital.", XII, fasc. IX.) Firenze 1905. 7 S. 8°.

— Forame sottotraversario dell'atlante. (S.-A aus dem „Monitore Zoolog. Ital.", XVII, S. 88—90.) Firenze 1906. 8°.

— Gl'indigeni del Sud-America centrale fotografati dal Boggiani. (S.-A. aus dem „Archivio per l'Antropol. e la Etnol.", XXXV, 1905, fasc. 3.) 5 S. 8°, 1 Tafel.

Hauser, Karl, Das kraniologische Material der Neu-Guinea-Expedition des Dr. Finsch (1884/85) und eine Schädelserie aus Neu-Irland. Inaugural-Dissertation. Berlin 1906. 102 S, 8°, 5 Tafeln.

Heierli, Dr. J., Die archäologische Karte des Kantons Solothurn. („Mitteilungen des Historischen Vereines des Kantons Solothurn", Heft 2.) Solothurn 1905. 92 S. 8°, 9 Tafeln.

„Helios." Organ des Naturwissenschaftlichen Vereines des Regierungsbezirkes Frankfurt zu Frankfurt an der Oder. XXII. Band, 1905.

Hirth, Friedrich, Scraps from a Collectors Note Book being Notes on some Chinese Painters of the Present Dynasty. With Appendices. Leiden 1905. 136 S. 8°, 3 Tafeln.

Houzé, Dr. E., Cro-Magnon, Grenelle et leurs métis. (S.-A. aus dem „Bulletin de la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles, XXV, mars 1906.) Bruxelles. 4 S. 8°.

Howitt, A. W., The Native Tribes of South-East Australia. (S.-A. aus dem „Folk-Lore", XVII, S. 174 bis 189.) 8°.

Hrdlička Aleš, Diseases of the Indians, more especially of the Southwest United Staates and Northern Mexico. (S.-A. aus den „Washington Medical Annals", IV, S. 372—394.) 8°.

— Notes on the San Carlos Apache. (S.-A. aus dem „American Anthropologist", N. S., VII, S. 480—495.) Lancaster Pa. 1905. 8°, 3 Tafeln.

— Notes on the Pima of Arizona. (S.-A. ebendaraus, VIII, S. 39—46.) Lancaster Pa. 1906. 8°, 2 Tafeln.

— Contribution to the Physical Anthropology of California. (University of California Publications, Amer. Archaeol. and Ethnol., IV, Nr. 2, S. 48—64.) Berkeley 1906. 8°, 5 Tabellen, 11 Tafeln.

— Brains and brain preservatives. (S.-A. aus den „Proceed. of the U. S. Nat. Museum", XXX, S. 245—320.) Washington 1906. 8°.

— Directions for collecting information and specimens for physical anthropology. („Bulletin of the U. S. National Museum", Nr. 39, part. R.) Washington 1904. 25 S. 8°, 8 Tafeln.

Hrdlička, Aleš, Further Instances of Malar division. (S.-A. aus „The American Naturalist", XXXVIII, S. 361—366.) Boston 1004. 8°.

— Brain weight in vertebrates. (S.-A. aus den „Smithson. Miscellan. Collections", vol. 48, part. I, S. 89—112.) Washington 1905. 8°.

Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg 1905. Salzburg. VI, 135 S. 8°, 2 Tafeln.

Jahresbericht, Erster, der Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Mährens bei dem mährischen Landes-(Franzens-)Museum in Brünn. Jahr 1904—1905. Brünn 1905. 8°.

— Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. Für die Jahre 1904 und 1905. Troppau 1906. 25 S. 8°.

Jahreshefte des Vereines für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. d. D. XII. Jahrgang. Ulm 1906. VII, 146 S. 8°.

Jaksch, Dr. A. v., Karl Baron Hauser †. (S.-A. aus „Carinthia", I, 1906.) 25 S. 8°.

Jochelson-Brodsky, Frau Dina, Zur Topographie des weiblichen Körpers nordostsibirischer Völker. Braunschweig 1906. 63 S. 4°, 4 Tafeln.

Journal of the American Oriental Society, vol. XXVII, first half. New Haven, Conn. 1906.

Journal and Proceedings of the Hamilton Scientific Association, Session 1904—1905, Nr. XXI.

Katalog des städtischen Krahuletz-Museums in Eggenburg. Wien 1905. 78 S. 8°, 4 Tafeln.

Kjellmark, Knut, Ett graffält från den yngre järnåldern i ås i Jämtland. (S.-A. aus „Ymer", 1905, S. 351—371.) Stockholm. 8°.

Klaatsch, A., Reisebericht aus Soerabaya vom 1. Mai 1906. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1906, S. 764—800.) Berlin 1906. 8°.

Klages, Edward A., On the syntomid moths of Southern Venezuela collected in 1898—1900. (S.-A. aus den „Proceed. of the U. S. Nat. Mus.", XXIX, S. 481—552.) Washington 1906. 8°.

Koch, Dr. Theodor, Anfänge der Kunst im Urwalde. Indianerhandzeichnungen, auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt. Berlin, E. Wasmuth A.-G. o. J. XV, 70 S. VIII, Qu. 8°, 63 Tafeln, 2 Karten.

Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg, Tätigkeitsbericht für das Jahr 1905. Eggenburg 1906, 52 S. 8°.

Krause, F., Sling contrivances for projectile weapons. (S.-A. aus dem „Smithsonian Report" for 1904, S. 619—638.) Washington 1905. 8°, 4 Tafeln.

Kroeber, A. L., Wishosk Myths. („Journ. of Amer. Folklore", XVIII, S. 85—107.) 8°.

Lasch, Dr. Richard, Einige besondere Arten der Verwendung des Eies im Volksglauben und Volksbrauche. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXIX, S. 101—105.) Braunschweig 1906. 4°.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie, Bruxelles 1905. 4 S. 8°.

— Paläoanthropologie. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXIX, S. 222—224.) Braunschweig 1906. 4°.

— Tumulo Indígena en las Islas del Delta del Paraná. Estudiado por Luis María Torres. (S.-A. aus der Revista de Derecho, Historia y Letras, XXIII.) Buenos-Aires 1905. 10 S. 8°.

— Märchen der argentinischen Indianer. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1906, S. 156—164.) Berlin 1906. 8°.

— Die dunkeln Geburtsflecken in Argentinien und Brasilien. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXVIII, Nr. 7.) Braunschweig 1905. 1 S. 4°.

Lissauer, A., Zweiter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1905, S. 793—847, 1 Karte.) Berlin 1905. 8°.

— Schädel eines Schokléng aus Sta. Catharina, Brasilien. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1904, S. 844—852.) Berlin. 8°.

— Die Schädel aus Turfan. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 421—432.) Berlin. 8°.

— Drei slawische Schläfenringe. (S.-A. ebendaraus, 1905.) Berlin. 1 S. 8°.

— Die Doppeläxte der Kupferzeit im westlichen Europa. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 519—525.) Berlin. 8°.

— Über den ersten internationalen Archäologen-Kongreß in Athen. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 537 bis 546.) Berlin. 8°.

— Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehres in der Völkerwanderungsperiode. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 591—596.) Berlin. 8°.

— Die Doppelaxt aus Kupfer von Pyrmont. (S.-A. ebendaraus, 1905, S. 770—772.) Berlin. 8°.

Lumholtz, Karl, Decorative art of the Huichol Indians. (Memoirs of the Amer. Mus. of Natural History, vol. III, III., S. 279—328, Tafel XIX—XXIII.) 4°.

Luschan, v., Die Konferenz von Monaco. (S.-A. aus dem „Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", XXXVII, S. 53—68.) Braunschweig 1906. 4°.

Mac Gillivray, Alexander Dyer, A study of the Wings of the Tenthredinoidea, a superfamily of Hymenoptera. (S.-A. aus den „Proceed. of the U. S. Nat. Mus.", XXIX, S. 569—654.) Washington 1906. 8°, 24 Tafeln.

Mayet, Dr. Lucien, La fiche médicale des oeuvres de colonies scolaires de vacances. Paris 1906. 15 S. 8°.

— La fiche médicale des enfants envoyés dans les colonies de vacances et la valeur moyenne du coefficient de robusticité. Paris 1906. 20 S. 8°.

Memorias do Museu Goeldi (Museu Paraense) de Historia Natural e Ethnographia, IV. Dr. E. A. Goeldi, Os Mosquitos no Pará. Pará 1905. 154 S. 4°, 5 Tafeln.

Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II, Nr. 1, 2. Honolulu 1906.

Naredba zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu od 7. marta 1906, br. 1855. Sarajevo 1906. 123 S. 8°.

Observations publiées par l'Institut Météorologique Central de la Société des Sciences de Finlande. Vol. XIX. Helsingfors 1905.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II, Nr. 3, 4 Directors Report for 1904 and 1905. Honolulu 1905, 1906. 62, 45 S. 8°. — Vol. IV, Nr. 1, Honolulu 1906. 89 S. 8°.

Österreichischer Ingenieur- und Architektenverein, Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. Atlas mit 75 Foliotafeln und 1 Karte. Textband XVII, 228 S. mit 67 Abbildungen und 6 Texttafeln. Wien und Dresden 1906.

Outes, Felix F., La edad de la piedra en Patagonia. (Anales del Museo Nacional de Buenos Aires, XII, S. 203—575.) Buenos Aires 1905. 8°.

Πόλιτος, Ν. Γ., Γαμήλια σύμβολα. (S.-A. aus dem 'Επέτηρις τοῦ 'Εθν. Πανεπιστημίου, S. 111—187.) Athen 1906. 8°.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Vol. XXV, sect. B, Nr. 6, sect. C, Nr. 12; vol. XXVI, sect. B, Nr. 1—5; sect. C, Nr. 1—9.

— of the Royal Society of Queensland. Vol. XIX, part. II. Brisbane 1906. 8°.

Procházka, Alois, Památky z bitvy u Slavkova roku 1805. Blažovice 1906. 21 S. 8°.

— Z právy o nálezech na Vyškovsku. (S.-A. aus dem „Pravěk".) Uh. Hradiště 1903. 30 S. 8°, 4 Tafeln.

— Starobylé náhrobní kameny, pamětní desky a erby na Vyškovsku. Blažovice 1902. 52 S. 8°, 1 Tafel.

— Nové nálezy archaeologické. (S.-A. aus der „Časopis moravského musea zemského", V.) Brünn 1905. 8 S. 8°.

Reinöhl, Dr. Rainer v., Drei Fälschungen. Baden 1905. 12 S. 8°.

Relaçao das Publicaçoes scientificas feitas pelo Museu Goeldi de Historia Natural e Ethnographia Para (Brazil) durante o periodo de 1894—1904. Bern. 58 S. 8°.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag, van den Direkteur over het tijdrak van 1 Oktober 1904 bis 30 September 1905. s' Gravenhage 1906. 61 S. 8°.

Rollett, Familie **Hermann,** Endgültige Aufklärungen über den Verkehr Dr. H. Rolletts mit Herrn Gustav Calliano. Baden 1906. 8 S. 8°.

Rutot A., Sur quelques découvertes paléolithiques faites dans la vallée du Rhin. — Encore les pierres-figures — Nouvelles d'Égypte. — Le progrès nouveaux dans la connaissance des industries éolithiques. — Les Recherches du Dr. Haake. — Sur de nouvelles découvertes faites dans le Cantal. — Encore l'homme de Krapina. (S.-A. aus dem „Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Bruxelles, XXIII.) Brüssel 1904/05, 14 + 21 S. 8°.

— Toujours les éolithes. — Mise au point. (S.-A. ebendaraus, XXIV.) Brüssel 1906. 29 S. 8°.

— Sur la non-existence, comme terme autonome de la série quaternaire, du limon dit „des hauts plateaux". (S.-A. aus dem „Bulletin de la Soc. Belge de Géologie", XVIII, S. 262—274.) Brüssel 1904. 8°.

— Sur la présence de l'assise de Herve dans le sous-sol de Bruxelles. — Sur l'âge de la glauconie de Lonzée. (S.-A. ebendaraus, XIX, S. 13—17 und 76—81.) Brüssel 1905. 8°.

— Éolithes et Pseudo-Éolithes. (S.-A. aus den „Mémoires de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles, XXV.) Bruxelles 1906. 43 S. 8°.

— Géologie et préhistoire. — Essai de comparaison entre la série glaciaire du Prof. A. Penck et les divisions du tertiaire supérieur et du quaternaire de la Belgique et du Nord de la France. (S.-A. aus dem „Bull. de la Soc. Belge de géologie", XX.) Bruxelles 1906. 43 S. 8°.

Schaus, William, Descriptions of New South American Moths. (S.-A. aus den „Proceed. of the U. S. Nat. Mus.", XXX, S. 85—141.) Washington 1906. 8°.

Schlaginhaufen, Dr. Otto, Beiträge zur Kenntnis des Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen. (S.-A. aus dem „Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", XXXVI, Nr. 10.) 4 S. 4°.

— Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderinder und Ceyloner. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1906, S. 656–706.) Berlin 1906. 8°.

— Über eine Schädelserie von den Marianen. Mit 19 Abbildungen. (S.-A. aus dem Jahrbuche 1905 der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, S. 454—509.) St. Gallen 1906. 8°.

S(chliep), H., Die Kesselpauke der Reiterei des deutschen Heeres. Ihre urreligiöse Bedeutung. Luxemburg 1905. 38 S. 8°.

Schliz, A., Die gallischen Bauernhöfe der Früh-La Tène-Zeit im Neckargau und ihr Hausinventar. (S.-A. aus „Fundberichte aus Schwaben", XIII, S. 30—57.) Stuttgart 1906. 8°, 1 Tafel.

— Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland. (S.-A. aus der „Zeitschrift für Ethnologie", 1906, S. 312—345.) Berlin 1906. 8°, 1 Tafel.

Schmeltz, Dr. J. D. E., und **Koeze, G. A.,** Crania Ethnica Philippinica. Zur Abwehr. Leiden 1906. 24 S. 8°.

Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, N. F., XI, Nr. 4. Danzig 1906.

Seler, Dr. Eduard, Codex Borgia. Herausgegeben auf Kosten Sr. Exzell. des Herzogs von Loubat. Band II. Berlin 1906. 310 S. 4°, 48 Tafeln.

Seton-Karr, Heywood Walter, Flint implements of the Fayum, Egypt. (S.-A. aus dem Report of the U. S. Nat. Mus. for 1904, S. 745—751.) Washington 1906. 8°, 12 Tafeln.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" in Dresden. Jahrgang 1905, Januar—Dezember. Dresden 1905/06. 8°.

— der naturwissenschaftlichen Gesellschaft „Isis" zu Bautzen, 1902—1905. Bautzen 1906. 35 S. 8°.

Školski vjesnik, XII, 1905, Nr. 8—12; XIII, 1906, Nr. 1—9.

Smithsonian Report for 1904, Sep.-Pr. Nr. 1630—1641. (S. 517—719.) Washington 1905. 8°. 68 Tafeln.

Steinen, Karl von den, Diccionario Sipibo. Abdruck der Handschrift eines Franziskaners mit Beiträgen zur Kenntnis der Pano-Stämme am Ucayali. Berlin 1904. 40, 128 S. 8°.

Tätigkeitsbericht der Museums-Gesellschaft Teplitz im Verwaltungsjahre 1904/05. Teplitz 1906, 47 S. 8°, 8 Tafeln.

Torres, Louis Maria, Les études géographiques et historiques de Félix d'Azara. Buenos Aires 1905. 20 S. 8°.

Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XXXIII, Sect. B, part. I, II.

Trudij Troickosawsko-Kjachtinskago Otdjelenija Priamurskago Otdjela Imperat. Russkago Geografičeskago Obščestwa. Tom VII, 1904, Nr. 1, 2, 3.

Učenjija zapiski Imperatorskago Kazanskago Universiteta. LXXII, Nr. 10–12; LXXIII, Nr. 1—8.

Verslag van de eerste tentoonstelling-jaarmarkt te Soerabaja. Batavia 1906. 48 S. 8°, 17 Tafeln.

Weißenberg, Dr. S., Speise und Gebäck bei den südrussischen Juden in ethnologischer Beziehung. (S.-A. aus dem „Globus", LXXXIX, S. 25–30.) Braunschweig 1906. 4°.

— Anthropometrische Prinzipien und Methoden, (S.-A. aus dem „Globus", LXXXIX, S. 350—351.) Braunschweig 1906. 4°.

Weule, Dr. K., Der Stand der ethnographischen Forschung in unseren Kolonien. (S.-A. aus den Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1905, Sekt. I, S. 17—25.) 8°.

Weule, Dr. Karl, und **Girgensohn, Dr. Josef,** Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee. (S.-A. aus Helmolts „Weltgeschichte".) Leipzig und Wien 1906. 18 S. 5°.

Wiedemann, Dr. Alfred, Mumie als Heilmittel. (S.-A. aus der „Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde", III, S. 1—38.) Elberfeld 1906. 8°.

Wilser, Dr. Ludwig, Volkstum und Sprache der Etrusker. **Kannengießer, Dr. A.,** Sind die Etrusker Indogermanen? (S.-A. aus der „Polit.-anthrop. Revue", IV, Heft 12.) Leipzig. 12 S. 8°.

— Felix Dahn und das germanische Altertum. (S.-A. ebendaraus, V, Heft 4.) Leipzig, 6 S. 8°.

Wolff, Therese, Beiträge zur Anthropologie der Orbita. Inaugural-Dissertation. Zürich 1906. 63 S. 4°, 5 Tafeln.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

IV. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg vom 28. bis 31. August 1905 (redigiert von Dr. Johannes Ranke) . . . . . [3]
Toldt: Eröffnungsrede des Vorsitzenden . . . . . [3]
Graf St. Julien-Wallsee: Begrüßungsrede . . . . . [4]
Stölzel: Begrüßungsrede . . . . . [4]
Berger: Begrüßungsrede . . . . . [4]
Waldeyer: Huldigungsrede . . . . . [5]
Fugger: Über die Eiszeit in Salzburg . . . . . [5]
M. Much: Die erste Besiedlung der Alpen durch die Menschen . . . . . [7]
Klose: Über die Römerzeit Salzburgs. Dazu Seyler . . . . . [10]
Adrian: Zur Geschichte der Volkskunde in Salzburg . . . . . [13]
Lissauer: Bericht über den Fortschritt der prähistorischen Typenkarten . . . . . [17]
Halkin: Mitteilung über den Congrès international d'expansion économique mondiale . . . [17]
Oppert: Über Bohne, Haselnuß, Flintenkugel und Flinte . . . . . [18]
P. Schmidt: Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Australiens. Dazu Bälz . . . . . [19]
Schwalbe: Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen . . . . . [21]
Rzehak: Der Unterkiefer von Ochos. Dazu Makowsky . . . . . [23]
Gorjanović-Kramberger: Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie . . . . . [24]
M. Much: Dank an das Lokalkomitee . . . . . [26]
Ranke: Büchervorlagen . . . . . [27]
Šmid: Über das Gräberfeld von Krainburg . . . . . [36]
R. Much: Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer. Dazu Oberhummer . . . . [39]
Henning: Über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter. Dazu M. Much . . . . [42]
Hahne: Über den Stand der sogenannten Eolithenfrage. Dazu Birkner: Vorlage von Obermaiers Eolithen aus Mantes; Fraas, Krause . . . . . [44]
Thilenius: Demonstration brustförmiger Kindersparbüchsen. Dazu Sökeland . . . . . [47]
Andree: Einige Bemerkungen über Votive und Weihegaben (mit 1 Abbildung im Texte) [48]
Toldt: Über die Kinnknöchelchen und ihre Bedeutung für die Kinnbildung beim Menschen. Dazu Waldeyer, Fischer . . . . . [51]
Fischer: Anatomische Untersuchungen an den Kopfweichteilen zweier Papua. Dazu Waldeyer, Birkner, Thilenius, B. Hagen, Martin, Ranke . . . . . [54]
Ranke: Über Platyskelie. Dazu Waldeyer, Toldt . . . . . [58]
Birkner: Haut und Haare der Chinesen . . . . . [59]
Schlaginhaufen: Beiträge zur Kenntnis der Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen (mit 9 Abbildungen im Texte). Dazu Fischer . . . . . [59]
Oberhummer: Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst . . . . . [63]
Koch: Die religiösen Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá . . . . [66]
Waldeyer: Über das Stillen der Kinder durch die Mütter. Dazu Bälz, Magnus, Toldt, A. Müller, Alsberg . . . . . [66]

Seite

Ranke: Vorlagen zweier Mitteilungen des Herrn Prof. Dr. Herrmann, Budapest . . . . [68]
Haberer: Votive und Weihegaben der Japaner . . . . . [68]
Thilenius: Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens . . . . [69]
B. Hagen: Reisebericht . . . . . [70]
Ranke: Geschäftliches und Dank . . . . . [70]
K. Hagen: Frühgeschichtliche Viehschellen im Norden . . . . . [70]
Toldt: Schlußrede . . . . . [72]
Äußerer Verlauf der Versammlung . . . . . [72]
Exkursion zu den prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberge . . . . . [79]
Bericht über die Exkursion an die dalmatinische Küste und nach Bosnien und der Herzegowina [80]
Verzeichnis der 321 Teilnehmer . . . . . [82]

Monatsversammlung am 14. November 1905 . . . . . [85]
Toldt: Die IV. gemeinschaftliche Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg . . . . . [85]
P. Schmidt: Congrès international d'expansion économique mondiale in Mons . . . . . [85]

Monatsversammlung am 12. Dezember 1905 . . . . . [87]
Andree: Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Ein Überblick . . . . . [87]
Fuchs: Die Versetzungsornamentik . . . . . [98]
Pöch: Brief aus Sydney an Prof. Penck . . . . . [100]

Ausschußsitzung am 19. Dezember 1905 . . . . . [101]

Monatsversammlung am 16. Jänner 1906 . . . . . [102]
Sperk: Die sogenannten Mongolenflecke . . . . . [102]
Pilcz: Vergleichende rassenpsychiatrische Studien . . . . . [102]

Ausschußsitzung am 6. Februar 1906 . . . . . [102]

Monatsversammlung am 13. Februar 1906 . . . . . [103]
Goldmann: Herdkette und Kesselhaken im Glauben und Recht der Vorzeit . . . . . [103]

Ausschußsitzung am 6. März 1906 . . . . . [103]

Jahresversammlung am 20. März 1906 . . . . . [103]
Toldt: Bericht über das abgelaufene Gesellschaftsjahr . . . . . [103]
Wahlen . . . . . [107]
Rechnungsabschluß für 1905 . . . . . [109]
Bericht über die im Jahre 1905 in Österreich durchgeführten Arbeiten . . . . . [109]
Niederösterreich: Mattula (mit 2 Abbildungen im Texte) . . . . . [109]
Oberösterreich: Schmidel . . . . . [113]
Salzburg: Klose . . . . . [114]
Kärnten: Frankl . . . . . [114]
Tirol: v. Wieser . . . . . [115]
Mazegger . . . . . [116]
Küstenland: de Marchesetti . . . . . [117]
Dalmatien: Bulić . . . . . [117]
Böhmen: v. Weinzierl . . . . . [118]
Mähren: Rzehak . . . . . [119]
Mattula (mit 1 Abbildung im Texte) . . . . . [120]
Galizien: Demetrykiewicz . . . . . [120]
Bukowina: Kaindl . . . . . [120]
Ungarn: Teutsch (mit 1 Abbildung im Texte) . . . . . [121]
Thilenius: Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens (mit 3 Abbildungen im Texte) . . . . . [122]

Monatsversammlung am 25. April 1906 . . . . . [129]
Koch: Die Indianerstämme des oberen Rio Negro und Yapurá . . . . . [129]
Fuchs: Dächer in Siebenbürgen (mit 8 Abbildungen im Texte) . . . . . [129]

Seite

Monatsversammlung am 15. Mai 1906 . . . . . [132]
Oberhummer: Rassentypen aus alter und neuer Zeit . . . . . [132]
v. Andrian-Werburg: Die XIII. Versammlung der internationalen Vereinigung für prähistorische Anthropologie zu Monaco 1906 . . . . . [132]
v. Andrian-Werburg: Kolonialausstellung in Marseille . . . . . [135]

Ausschußsitzung am 11. Juni 1906 . . . . . [139]
Moser: Über prähistorische Funde von Gradišče und Tabor von Tomaj im österreichischen Littorale (mit 2 Abbildungen im Texte) . . . . . [140]
Moser: Funde aus Castelvenere in Istrien (mit 1 Abbildung im Texte) . . . . . [141]

Exkursion nach Retz und Unterretzbach am 10. Juni 1906 . . . . . [143]
Mattula: Besichtigung des heiligen Steines bei Oberretzbach (mit 1 Abbildung im Texte) [143]
R. Much: Über Erdställe. Dazu Mattula . . . . . [146]

Ausschußsitzung am 11. Juli 1906 . . . . . [147]

Geschenke für die Bibliothek . . . . . [148]

Inhaltsverzeichnis . . . . . [153]

Berichtigungen.

S. [83], Z. 1—11 von unten sind zu streichen.
S. [109]. Die Abbildung gehört zu S. [120], linke Spalte, Z. 20—27 von oben.

Druck von W. Hamburger, Wien VI.

REGISTER.

Zusammengestellt von **M. Hein.**

AUTOREN-REGISTER.

Seite

Adrian Karl, Zur Geschichte der Volkskunde in Salzburg . . . . . [13]
Alsberg, Dr. Moritz, Zu Waldeyer . . . . . [67]
Andree, Dr. Richard, Einige Bemerkungen über Votive und Weihegaben . . . . . [48]
— Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Ein Überblick . . . . . [87]
Andrian, F. von, Adolf Bastian 174
— Die XIII. Versammlung der internationalen Vereinigung für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Monaco vom 16. bis 22. April 1906 . . . . . [132]
— Kolonialausstellung in Marseille . . . . . [135]
— Literaturbericht 186
Bälz, Dr. E., Zu Schmidt, Waldeyer . . . . . [20], [67]
Berger Franz, Begrüßungsrede . . . . . [4]
Birkner, Dr. F., Haut und Haare der Chinesen . . . . . [59]
— Vorlage zu Obermaiers Eolithen aus Nantes . . . . . [45]
— Zu Fischer, Toldt . . . . . [57], [58]
Bouchal, Dr. L., Literaturbericht 52, 259
— Bericht über die Reise nach Dalmatien und Bosnien . . . . . [80]
Bünker J. K., Das Bauernhaus der Gegend von Stams im Ober-Inntale 187
Bugiel, Dr. W., Literaturbericht 184, 266
Bulić Franz, Bericht aus Dalmatien . . . . . [117]
Dachler A., Literaturbericht 258
Demetrykiewicz, Dr. W., Bericht aus Galizien . . . . . [120]
Fischer, Dr. Eugen, Anatomische Untersuchungen an den Kopfweichteilen zweier Papua . . [54], [58]
— Zu Toldt, Schlaginhaufen . . . . . [54], [62]
Foy, Dr. W., Literaturbericht 44
Fraas E., Zu Hahne . . . . . [46]
Frankl, Dr. Odilo, Bericht pro 1905 über den Konservatorenbezirk Wolfsberg, Völkermarkt, St. Veit in Kärnten . . . . . [114]
Fugger Eberhard, Die Eiszeit in Salzburg . . . . . [5]
Fuchs Karl, Dächer in Siebenbürgen . . . . . [129]
Gorjanović-Kramberger, Dr. K., Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie . . . . . [24]
Haberer, Dr. K. A., Votive und Weihegaben der Japaner . . . . . [68]
Hahne, Dr. Hans, Über den Stand der sogenannten Eolithenfrage . . . . . [44], [47]
Hagen, Dr. B., Zu Fischer . . . . . [57]
Hagen, Dr. Karl, Frühgeschichtliche Viehschellen im Norden . . . . . [70]
Halkin, Dr. Jos., Mitteilung über den Congrès international d'expansion économique mondiale à Mons . . . . . [17]
Heger F., Dr. Knut Hjalmar Stolpe 147
Henning, Dr. R., Über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter . . . . . [42], [44]
Herman Otto, Zum Solutréen von Miskolcz 1

Seite

Hilber, Dr. V., Ein Renngeweih aus Ober-Laibach in Krain . . . 163
— Literaturbericht . . . 42
Horváth, Dr. A., Crania salonitanea . . . 239
Julien-Wallsee, Graf, Begrüßungsrede in Salzburg . . . [4]
Kaindl, Dr. R. F., Prähistorische und volkskundliche Arbeiten in der Bukowina . . . [120]
Klose Olivier, Über die Römerzeit Salzburgs . . . [10]
— Bericht aus Salzburg . . . [114]
Koch, Dr. Theodor, Die Maskentänze der Indianer aus dem oberen Rio Negro und Yapuru . . [66]
Kraitschek, Dr. Gustav, Literaturbericht . . . 54, 152
Krause Eduard, Zu Hahne . . . [46], [47]
Krone Richard, Die Guarany-Indianer des Aldeamento do Rio Itariri im Staate von São Paulo, Brasilien . . . 130
Lissauer, Dr. A., Bericht über den Fortschritt der prähistorischen Typenkarten . . . [17]
Magnus, Dr., Zu Waldeyer . . . [67]
Makowski Alex., Zu Rzehak . . . [23]
Marchesetti, Dr. Carlo de, Bericht aus dem Küstenlande . . . [117]
— Literaturbericht . . . 152
Martin, Dr. R., Zu Fischer . . . [58]
Matiegka, Dr. H., Joh. Nep. Woldřich . . . 151
Matthews B. H., Bemerkungen über die Eingeborenen Australiens . . . 167
Mattula L., Bericht über Mähren . . . [120]
— Bericht über Niederösterreich . . . [109]
— Besichtigung des heiligen Steines bei Ober-Retzbach . . . [143]
Mazegger, Dr. B., Bericht aus Tirol . . . [116]
Meringer, Dr. R., Literaturbericht . . . 155, 156
Moser, Dr. L. Karl, Über prähistorische Funde von Gradišče und Tabor von Tomaj im österreichischen Littorale . . . [140]
— Funde aus Castelvenere in Istrien . . . [141]
Much, Dr. M., Die Trugspiegelungen orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas . . . 57
— Die erste Besiedlung der Alpen durch die Menschen . . . [7]
— Beschlußantrag (Dank) . . . [26]
— Zu Henning . . . [44]
— Literaturbericht . . . 41
— Bericht über den Ausflug nach Mitternberg . . . [79]
Much, Dr. Rudolf, Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer . . . [39], [41]
— Über Erdställe . . . [146]
— Literaturbericht . . . 250, 253
Müller, Dr. A., Zu Waldeyer . . . [67]
Murko, Dr. M., Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen (mit Wörterverzeichnis im Anhange) . . . 12, 92
Oberhummer, Dr. E., Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst . . . [63]
— Zu Much . . . [41]
Obermaier, Dr. Hugo, Literaturbericht . . . 183
Oppert, Dr. Gustav, Über Bohne, Haselnuß, Flintenkugel, Flinte . . . [18]
Petter, Dr. A., Bericht über den äußeren Verlauf der Versammlung in Salzburg . . . [72]
Pöch, Dr. R., Brief aus Sydney an Professor Penck . . . [100]
Ranke, Dr. J., IV. gemeinsame Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg 28. bis 31. August 1906 . . . [3]
— Über Platyskelie . . . [58]
— Büchervorlagen . . . [27]
— Vorlagen zweier Mitteilungen des Herrn Dr. Anton Herman in Budapest . . . [68]
— Geschäftliches . . . [70]
— Zu Fischer . . . [58]
Rzehak A., Der Unterkiefer von Ochos . . . [23]
— Bericht über die im Jahre 1905 für das mährische Landesmuseum (Museum Francisceum) in Brünn erworbenen prähistorischen Objekte . . . [119]

Seite

Schlaginhaufen, Dr. Otto, Beiträge zur Kenntnis der Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen . . . . . [59]
Schmidel Eduard, Bericht aus Oberösterreich . . . . . [113]
Schmidt, P. W., Die Mon-Khmer-Völker ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens . . . . . [19], [21]
— Congrès international d'Expansion économique mondiale à Mons . . . . . [85]
Schuchardt, Dr. H., Literaturbericht 156
Schuhmacher, Dr. L. von, Literaturbericht 101, 161, 181, 182, 250
Schwalbe, Dr. G., Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte der Menschen . . . . . [25]
Seyler, Zu Klose . . . . . [13]
Šmid, Dr. Walter, Über die Gräberfelder von Krainburg . . . . . [36]
Sökeland H., Zu Thilenius . . . . . [48]
Stölzel, Dr., Begrüßungsrede in Salzburg . . . . . [4]
Teutsch Julius, Bericht aus Ungarn . . . . . [121]
Strebel, Dr. H., Literaturbericht . . . . . [261]
Thilenius, Dr. Georg, Die Bedeutung der Meeresströmung für die Besiedlung Melanesiens [69], [122]
— Demonstration brustförmiger Kindersparbüchsen . . . . . [57]
— Zu Fischer . . . . . [57]
Toldt, Dr. C., Über die Kinnknöchelchen und ihre Bedeutung für die Kinnbildung beim Menschen [51]
— Die IV. Versammlung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg [85]
— Eröffnungsrede in Salzburg . . . . . [3]
— Jahresbericht . . . . . [103]
— Zu Ranke, Waldeyer . . . . . [59], [67]
— Anhang zu Krone (Guaranyschädel) 143
Toldt, Dr. Karl jun., Literaturbericht 249
Waldeyer, Dr. W., Über das Stillen der Kinder durch die Mütter . . . . . [66]
— Huldigungsrede in Salzburg . . . . . [5]
— Zu Toldt, Fischer . . . . . [54], [57], [59]
Weinzierl, R. von, Bericht aus Böhmen . . . . . [118]
Wieser, Dr. Franz Ritter von, Bericht aus Tirol . . . . . [115]
Winternitz, Dr. M., Literaturbericht 50

SACH-REGISTER.

A.

A-Sprache [39].
Aamölle in Dänemark 87.
Abdrücke von Schilfrohr [111].
Absatzäxte 60, [17].
Abteital [116].
Abwalmung des Daches 210.
Acer trilobatum A. Br. 6.
Acheuléen 165.
— -Beile 165.
Acumincum [40].
Aderlaßbogen [92].
Admiralitätsleute [101].
„aetthaugar" (Geschlechtshügel) 90.
Agathe, heilige [47].
Agrarien [13].
Aguontum-Lienz [11].
Ägypten 59, [65].
Affen [25], [53], [56], [59].
Agalingus [40].
Ainos [68].
ajat 32.
Akasztobércz 7.
Akkad 57.
Ala magna des Sphenoid, sogen. [54].
Alabama 78.
Albanesen [39], [56].
Alisincum, alisa [40].
Alluvium 2.
Alm = stanovi 38.
Almandinen [38].
Almenwirtschaft in Montenegro 36.
Alpe (Obertauern) [11].
Alpenländer [39].
Alsingmühle [46].
Altdiluvial [23].
Altquartär [46].
Alveolarprognathie 241 f.
Ambach 229.
Ambisontii [10].
Amerika [64].
Ammen [67].
anangeru 138.
anava (Anif) [11].
Anglo-Amerikaner [62].
Anisus (Altenmarkt) [11].
Anthropoiden [61].
Apertura 243.
— piriformis 145.
Aquileja [10].
Aquincum (Ofen) [40].
Aperschnalzer von Maxglan [74].
Archer River 169.
Archäolithische Stufe [45].
Arcus superciliares 132, 144, [21], [24].
— superorbitalis [24].
Armbänder der Kha-Kaseng [138].
Armband aus Perlen [37].
Armbrustfibel [38].

Aromunen 38.
Artefakte aus Stein 59, [116].
Arteria occipitalis 244.
Arthritis deformans [24].
Asklepius [12].
Asterion 240.
Asylien 87.
Ateles [61].
Athapasken [95].
Atlantis [98].
Atlatl = Wurfstock [92].
Auetö 133.
Aufdunsung, ostitische 244.
Auge Gottes 205.
Augen der Guarany 132.
Augenstellung [20], [21].
Augusta Vindelicum-Augsburg [11].
Auricularis anterior, — superior [56], [58].
auster [21].
Australgletscher [97].
Australien 167.
austrasisch [21].
Australneger [22].
Austrische Sprachen [20].
Austro-asiatische Sprachen [20].
Austronesische Sprachen [20].
Avasberg 6.
avoδonhandoroúm = Sonne 142.
Axt aus Sandstein [118].
Azoische Formen 5.
Azteken [93].

B.

Bab el Mutawalli — Zuwele [49].
Bacherngebirge 12.
Backgammon [93].
Backofen „peč" 22, 197.
— -trog „nicka" 20.
Badestube 101.
Bahnar [20].
Bainingleute, Neu-Guinea [54].
Bajagić, Gemeinde Sinj [118].
Bajuwaren [11], [50].
Balancewage aus Bronze [37].
Baldenheim [42].
Balbach 225.
Balkenbau 13.
Banādīq [18].
Bandeltanz [75].
Bandhelme [43].
Bandhūka [18].
Bandkeramik [118].
„baracá", Klapper 137.
Barma grande 87.
Bársony, Haus 8.
Bart in den Mund stecken 176.
Barwies 196.
Basken 68.
Batavus genuinus [21].
bâton du commandement 67.
Battak [20].
Bauernhaus 187.
Bauernschaften 218.
Bauernschützen von St. Johann im Pongau [75].
Baukunst, amerikanische 67.
Baumeinschneiden 171.
Becken [25].
Begräbnisbräuche 67.
Begräbnisplatz, römischer [11].
Behringstraße [94].
Beil aus Eisen [12].
— — Serpentin [118].
— spitzmandelförmiges 6.
Beininschrift, etruskische [116].
— -kamm [37].
— -werkzeuge [146].
Beleuchtungsgegenstände 21.
Bemalung von Knochen 87.
Benin [64], [72].
Berchtesgaden [76].
Bereseczgegend [99].
Bergbaubetriebe, alte [9].
Bernsteinperlen [37].
Besiedlung der Alpen [7].
— prähistorische [145].
Bestattungsformen 63.
Bett 200.
Beuteltierzahn (Instrument für Ornamentierung) 171.
Białoboki, Bez. Przeworsk [120].
Bialatal [119].
Bilderschrift 67.
Biokovo in Brelanski Odsjek [118.]
Bison, gespenstischer 86.
Bistritz, Bistrica [13].
Bister, pistira, „Viehweide" [13].
Blatteln (Mehlspeise) 205.
— -spieße 205.
Bleifiguren [10].
Blöcke, erratische [5].
Blutteilung 168.
Bobak [24].
Bodencus — incus (Po) [40].
Böhmen [118].
Bogenlinien [12].
Bogumilen - Nekropole Veličani [81].
Bohne [18].
Bohnerz [7].
Boote als Weihegaben [68].
Bohrer aus Flint 65.
Bos primigenius [24], [117], [119].
— priscus [23], [119].
Botenstab, ornamentierter 171.
Bozen, Palais Toggenburg-Sarnthein [116].
Brandgräber [115], [117], [119].
— -schichten [115].
Brachycephalus 246.
Brachystaphylin 243, 247.
Bregma 241, [24].
— -winkel [21].
Brenndorf [122].
Brennkessel 194.
Brettspiel mit Steinen [92].
Brillenfibel [117].
Bronzen 82.
Bronze-Anhängsel [117].
— -Armzylinder [119].
— -Axt 65, [138].
— -Balancewage [37].
— -Beil mit Schaftlappen [116].
— -Beschläge [37], [141].
— -Brillenfibel [117].
— -Bruchmetall [119].
— -Depotfund [119], [146].
— -Dolch [116].
— — -klinge [146].
— -Fibeln 63.
— -Fingerring [142].
— -Gefäßhenkel [71].
— — -reste [70].
— -gegenstände [114], [116], [142].
— -Glocke aus Hallstatt [72].
— -Griffel [141].
— -Gürtel [117].
— -Haarnadeln [142].
— -Instrument, chirurgisches [116].
— -Lanzenspitzen [116], [119].
— -Messer [119].
— -Nähnadeln [116].
— -Nadeln [38], [117], [118], [120].
— -Ohrgehänge [141].
— -Paalstabfragment [119].
— -Periode [120].
— -Perlen [117], [120].
— -Pfeilspitzen [120].
— -Platte (Vespasian) [12], [13].
— -Ringe, massive [116].
— — offene [120], [146].
— -Scheibe mit Sternbild [12].
— -Schnalle [37].
— -Schwertscheide [141].
— -Sonnenringe [141].
— -Spinnwirtel [117].
— -Tierfiguren 86.
— -Waffen 70.
— -Zeit 60, [8], [17], [115], [116], [119], [133], [146], 146.
— -Zierplatten [116].

Bründel, heiliges (für Augenkrankheiten) [144].
Brünn 87, [23], [47], [119].
Brüste, weibliche [47].
Brüx in Böhmen [21].
Brunnen 229.
Brunnenhaus [12].
Brustleiste [99].
Buchenholztechnik [99].
bucnice (buca = Kürbis) 20.
Buddhafiguren [138].
Buddhismus [68].
Bügel aus vergoldetem Kupfer [37].
Bukowina 95, [120].
Bulgaren 92.
Bunaquelle bei Blagaj [81].
bunduk [18].
bunduquiyyatum = Venedig [18].
Burgwall „Bochenice" [120].
— Plesnisko [120].
— -Typus [119].
„burklja" = Ofengabel 15.
Burgställe [13].
Burzenland [129].
Buchmannzeichnungen [64].
Butmir 66.
Byčiskala 5.
Byzantinisch [43].

C.

Cacco [38].
Calanca [40].
Calaveras-Schädel [97].
Camindju = Getränk 138.
Campignien 72.
Campus (Gamp) [11],
Cannstadt [21], [133].
Cantal [45].
Capnic 133.
Capra Ibex L. [119].
Capri [133].
Caput femoris [25].
Cap York-Halbinsel 169.
Caracalla [12].
Carfanius, Carrufanius [41].
Garnium [39].
Carpinus grandis, Ung. 6.
Carusú für (Körperbemalung) 132.
Castellieri [117].
Castelvenere, Funde von [141].
Castellum [13].
Castra Regina = Regensburg [11].
Cayapos-Indianer [92].
Cebus [61].
Celeia, Celelatus = Cilli [11], [41].
čeler 32.
célat [45].
centiculares [59].
Cercopithecus [60].
Cerebellarniveau 243.
Cervus, Capriolus — elaphus [23], [24], [117].
Châlons [42].
Chamaecephal 240, 245.
Chamaekonch 243, 246.
Chamakunda 169.
Chelles, Typus 5, 165.
Chelléen 165, 177, [44], [133].
Chelléo-Moustérien 165.
China [65], [93].
Chinesen [57], [65].
— -kopf [54], [59].
Chūnkūnji am Batavia-River 169.
Cliff-Dweller 67.
Cochinchina [138].
Codex Fejérváry [92].
— Theodosianus [13].
Collection d'Acy 6.
Collis-Gois [11].
Colobus [61].
Comoren [137].
Corcora [41].
Coronaria 245.
Couvade 68, [41].
Crania salonitanea 239.
Creta frontalis, -parietalis 240, 242.
Crista 241.
— frontalis 242.
— galli 247.
— infratemporalis 245.
— intertrochantaria [25].
— marginalis 243.
— terminalis 244.
crnovunci 38.
Cro-Magnon-Typen [23], [133].
Csik-Szt.-György [130].
Cucullum (Kuchl) [11].
Cursus publicus [13].
cuthero 167.
čvrsnica 40.
Cypern 66.

D.

Dach, -konstruktion 189.
— -ziegel, sächsische [131].
Dänemark 165.
Dalmatien 95, [49], [117].
Darling River, Neu-Süd-Wales 167.
Daub, Kuhländchen [119].
Dayak [20], [50].
Decke, kassettierte, mit Malerei 205.
Delft [47].
Denise [21].
Depotfund aus Bronze [119], [145].
Derbyshire [43].
Dermatomykosis 132.
Dešcica 21.
Deutsche 229.
Digosyör 6.
Diluvium 2, 6, 165, [21], [23], [24], [97].
dimnica, dimnik = Rauchhut 14, 21, 22, 95.
Diokletian [11].
Dioritaxt, -beil [118].
Discus, Bronzescheibe mit Klöppel [71].
Djibuti [137].
Dobova bei Rann 21.
Dolch, -knauf [116].
— aus Renntierhorn 77.
Dolichocephalus 240, 241, 242.
Dolichocephale Schädelbildung [20], [118].
— Typus [133].
Domplatz, Salzburg [14].
Donnervogel [96].
Doppelfeuerhund 211.
Doppelgefäß in Opernglasform [120].
Doppelhaken aus Silber [117].
Dorffluren 222.
Draguvčevo 36.
Dranicza [131].
Dreieck 79, [38].
Dreifuß 17, 18, 205.
Dresden [47].
Drömling [40].
Dschonken, japanische [90].
Dubci bei Zadvarje [118].
Dubirog 37.
Dugopolje, Gemeinde Clissa [118].
Dura, mater [58].
Duyphen-Point 169.

E.

Eberzahn [119].
Eburnéen [26].
Egéen [134].
Egisheim [21].
Eingeborene von Neu-Süd-Wales [101].
Einheitshaus 196.
Einkerbungen [120].
Eisen, norisches [10].
— -funde [118].
— -kelt [116].
— -messer [119], [141].
— -schnalle [119].
Eisströme [5].
— -zeit [5], [97].
Elbing [40].

Elefanten 165, [133].
Elephas antiquus 165, [26].
— primigenius 7, 165, [24].
Eliasfelsen bei Znaim [146].
Ellipsoides 240, 241, 242, 245.
Elsaß [47], [50].
Embolicus 242, 243, 245.
Emys orbicularis [118].
England [47].
Enkömi [135].
Entwicklung des oberen Inntaler Hauses 232.
— phylogenetische [62].
Eolithenfrage [44], [45], [132].
— -industrie [45].
Equus caballus fossilis 7, [23], [24].
Erdställe von Ober-Retzbach [143].
Erösd [100], [122], [129].
Erzlager, Mitternberger [9].
Essenschuba 192.
Eßstäbe als Weihegabe [68].
Ethnologie, vorgeschichtliche [39].
Etrusker, etruskisch [42], [48].
Eule 86.
Exkubien = Kastelle [13].
Exogamie 167.
Exostolisch 247.
Exostose 241.

F.

Facies anterior 141.
Facmiech bei Krakau [120].
Familienreliquien 122.
Feldflur „Kohlrachel" [119].
Feldried „Baleczinka" [121].
Felis spelae [117], [119].
Felszeichnungen 63.
Femur 121.
Feuerböcke 27.
— -bohrer 76.
— -hund 190, 205.
— -roß mit Tierkopf 17.
— -stein [44].
— -berg 6.
— -beil [119].
— -eisen [37].
— -messer [119].
— -objekte 8.
Fibeln aus Kupfer [38], [117].
Fibula [116].
Fichtenbretter [36].
Figurae tactilus [60].
Findling [7].
Fingerring aus Gold [37], [117].
Firsthörner, -kämme [130], [131].
Fischau [119].
Fischgrätenmuster
Fissura Glaseri [25].
Fissura sphenoocipitalis 143.
Flachbeile [145].
Fleischstecken 212.
Fledermaus 86.
Flintaxt 66.
— -dolch 77.
— -pfeilspitze [142].
— -instrument [117].
— -messer 59, [142].
— -speere 65.
Fluren, romanische 231.
Flyschberge [5].
Flutsagen [95].
Focunates [40].
Fogaras [100].
Foijahintle = Feuerhündchen 192.
Foramen infraorbitale 242.
— magnum 240.
— occipitale 144.
— supraorbitale 243.
Foramina nutritiva 243.
Forio, Insel Ischia [49].
Forman [54], [57].
— -analyse [121].
Fossa carolini, Karlsgraben [13].
Fossa canina 144, 241.
— jugularis 244.
— occipitalis 143.
— olecrani [25].
Fossilien [69].
Fovea canina 243.
Foveolae mentales [53].
Frankreich 84.
Frauendolch [37].
Freßglocken [71].
Frögger Grabfunde [9].
Frontalbogenmessungen [132].
Frontalis [56].
Fusang [90].
Fußwurzelknochen [25].

G.

Gac bei Przeworsk [120].
Gåck 18, 192.
Gacko 39.
Gadn = Speiseraum 200.
Galizien [120].
Galley Hill [22].
Gamete — Stamm 169.
Gammetingen [42].
Gatrč, gartel 20.
Gaul bei Lana [116].
Gebirgsweiden, römische [13].
Gebräuche, alte, der Guarany 137.
Gefäße aus Ton 66, [110], [113], [118], [120], [122].
— — — aus Ägypten 73.
— — — bemalte [120].
Gefäße aus Ton, graphitierte [119].
— -funde [114],
— -scherben [115], [119].
— -reste [122], [142], [146].
Gehwegbesprengungen in Spiralornamenten [100].
Germanen [39].
Gerölle 6.
Gesang [66].
Geschwisterehe 68.
Gesichtsbildung der Guarany 132.
Gewann 231.
— -flur 228.
Gesichtsmuskeln [54].
Gewandspange [38].
Geweihstücke [23].
Gibraltar [23].
Giebelfeld 216.
Gilling [40].
Gisnulf [38].
Glabella 295.
Gladiatorenkämpfe in Mosaiken [12].
Glasgefäße, -Bruchteile [140].
— -perlen [37].
Gletscherschliffe [5], [7].
— -zunge [6].
Glisti 21.
Glyptodon [97].
Gnadlersdorf [145].
Gneisblöcke [6].
Görz 13.
Götschenberg [8], [79].
Götterverehrung [110].
Göttin der Gnade, Kwannon [69].
Gohei [69].
Golderzlager [10].
— -idole 63.
— -küste [137].
— -münze (Nero) [119].
— -spiralarmring [119].
Gorica = Hofplatz 13.
Gorilla [56], [61].
Gosauschichten [5].
Gotha [47].
Goulbury-River 170.
Grafenberg bei Wannsee [70].
Grabanlage [36].
— -beigaben 87, [36].
Grabfeld am Bürgelstein [12].
— von Frögg am Wörthersee [10].
— von Krainburg [36].
Grabfund 119.
— -kammern 139.
— -steine, römische [12], [114].
— -typen von Hallstatt [135]

Grabungen an dem Trophäum K. Augustus [135].
Gräber, bronzezeitliche [120].
— prähistorische [116].
Gradišče von Tomaj [140], [141].
Gradište 35.
Granatapfel [47].
Grasausläuten [72].
Grasse [135].
Graviaci [11].
gray-box, Baum 171.
Greifenköpfe [38].
Griechen [66], [89].
— -land 34.
grijalice = „Wärmestube" 36.
Groß-Czernosek [119].
Groß-Tschernitz [118].
Grotte von St. Canzian [122].
— du Prince 133.
— des Enfants 133.
Grotten von Baoussé-Roussé 135.
Gsödabank = Futterschneidemaschine 209.
Gudenushöhle 165.
Grün 225.
Grünspan 109.
Guarany-Indianer 130.
— -Schädel 137.
guarua, Getränk 138.
Gültlingen [42].
Gürtel mit Bronzebeschlag [37].
— -schließen, burgundische [44.]
guggarga, Lied 172.
Gummibaum 171.
Gure = Rachezug 170.
Gutenstein in Kärnten 29.
Gwiggen 225.

H.

Haare, falsche, der Laos [138].
— der Guarany 132.
— von Chinesen [59].
— von Leichnam 171.
Haarnadeln aus Gold [38].
Habergais [75].
— — -kopf [114].
Händeabschneiden 173.
Hängezierat aus Gold [38].
Halbweberei, Halbwebestuhl [91].
Hallein [76].
Hallstatt [9].
— -Periode [58], [114], [119], [120].
— -Typus 109.
Halsbandlemming (Myodes torquatus) [24].
Halsring [119].
— -wirbel [25].
Hammer aus Aphanit [118].
Hammer aus Hirschgeweih [142].
— aus Sandstein [118].
Hammerau bei Reichenhall [8].
Handtuchbehälter 193.
Hanftal 165.
Hannover [47], [70].
„Hardten" = Gebirgsweiden [13].
Hartlot [71].
Haselnuß [18].
— -erde 9.
Haslach 229.
Hauland 225.
Haus, algerisches [135].
— unterirdisches, bei den Donau-Bulgaren 96.
— der Slowenen 12.
— der Südslawen 93.
Hausbau, -rat, Nomenklatur 106.
Hausegg 225.
Hausforschung 187.
— -gang 190.
Haut von Chinesen [59].
— von Leichnam 171.
— -dickenbestimmung [58].
— -farbe der Guarany 132.
— -krankheit 132.
— leistenrelief [59].
Heidenweg über den Korntauern [11].
Heilige, mohammedanische [49].
Heiligenkreuz ob Marburg 20.
Heiming 229.
Heiratsgebräuche bei den Guarany 142.
— -rechte 168.
Heizkanüle [12].
— -rohre 191.
Helmfunde, frühmittelalterliche [42].
Henkelansätze [116].
— -fragment mit Stierkopf [118].
Herbertshöhe, Gazelle-Halbinsel 101.
Herd, offener 12.
— -funde [119].
— -raum „věža" 13, 93.
— -stelle, prähistorische, am Ontariosee [97].
Herzegowina 30.
Herzog Katschis [38].
Hinterindien [20].
Hippopotamus [133].
Hirschgeweih [109].
— bearbeitetes [142].
— von Cervus megacerus [145].
Hirtenhütte 30.
Historia Longobardorum [38].
hiža, hûs 93, 236.
hlapice (Knecht) 17.
Hoanzpank 194.
Hochplateau von Kent [132].
Hochzeitsgebräuche der Guarany 142.
Hochzeitszug von Gnigl [74].
Hocker, liegende [109].
— -gräber [118], [120].
— -skelette [120], [146].
Höhlen, französische [139].
— von Krapina [24].
— von Périgord [133].
Höhlenbär, Ursus spelaeus [24].
— -bilder 86.
— -hyäne, -wolf [24].
Hofmuseum, kunsthistor. [12].
Holzleithen 214, 229.
— -nägel [131].
— -säulen, „Ständer" 189.
— -schild [37].
— -späne, „treske" 21.
Homo primigenius [21], [23], [24].
— sapiens [21].
Hopperg 225.
Horka [118].
Hornsteinartefakt [117].
Horschan [118].
hram 22, 92.
hudžara 31.
Hügelgräber von Hainbach bei Nußdorf an der Oichten [114].
Hühnerkotter 26.
Hürden [100].
Humiste (Imst) [40].
Humnina 38.
Hund [38], 73.
Hundeknochen [119].
Hundsteig bei Krems 165.
Hygieia [12].
Hylobates [60].
hyperbrachycephal 144.
hyperdolichocephal [22].
hyperostotisch 241, 244.
— -orthognath 241, 245.
— -plastisch 244.
Hypokausten [12], [114].
Hypsicephalus 246.
hypsicephal 165, 243.
Hypsikonchie 241, [25].
hypsistaphylin 244, 245.

I.

Iberer [41].
Içá [66].
idite = Totem 170.
Idole (Fetisch) 87.
Ifing [40].
Illyrier [39], [41].

Incissura nasalis 145.
— scapulae [25].
— supraorbitalis 242.
Index crotaphyticus 245.
Indiculus Arnonis [11].
Indien 64, [65], [88].
Indo-chinesische Ausstellung [137].
Indogermanen 88, [39].
Industrie, paläolithische [26].
Initiationsformalitäten 170.
in imurio nächst Mauterndorf [11].
Inka 68.
Inschrift [12].
Instrument, mehrzinkiges [122].
— meißelartiges [116].
Insulae primariae, — lenticulares [59].
Isara, Isareus [42].
Istrer [39].
Istrien [141].
Itapetininga 131.
Itinerarium Antonii [11].
„izba", stuba 98.

J.

Jackson County (Indiana) [97].
Jadownik podgórne bei Bresko [120].
Jakuten [95].
Japaner [20], [48], [65], [68], [94].
Japygier [39].
Jardine-River 169.
Jasienow bei Brody 120.
Jauntal 14.
Jetzelsdorf (Groß-Haugsdorf) [109], [145].
Johannisnacht [49].
Juden, orthodoxe [50].
Jukaghiren [96].
Jupiter Arubianus [12].
Juvavum [11].
Juventius Surus [11].

K.

Kacheln = lonci, piskri 20.
Kacheln, konkave 20.
Kachelofen 20, 191.
Känguruhschenkelknochen 171.
Kärnten 13, [50], [114].
„Kaida", Herdketten 192.
Kairo [49].
Kaiser Claudius [11].
— Severus [12].
Kalk 9.
Kalkhöhlen, devonische 5.
Kalkspat-Spaltungsstückchen im Ton [140].
Kalottenhöhenindex [21], [24].
Kamanutta 169.
Kamayura 133.
Kambodscha [137].
Kamilaroi 168.
Kamin [37].
Kaminhaus, italienisches 13.
Kämme 60.
— der Laos [138].
Kamtschadalen [95].
Kankertal 14.
Kanne von Grächwyl [44].
Kannibalismus [26], [100].
Karten der Meeresströmung [69].
Karthager [89].
Karyon pontikon (Corylus Avellana) [18].
Katarrhynen [61], [66].
Katzenkopf aus Ton [142].
Katun 36.
Keische 94.
Kelen 21.
Kellelen (Hafendeckel) 205.
Kelten 87, [39], [41], [90].
Keming = Kienleuchte 192.
Keramik, schnurverzierte [118].
Kerkafälle [81].
Kessel 12, 217.
— -grab [110].
— -kette = „lanec" 16.
— -reid 219.
— -schwinge = „viatilo" 16.
Kha-Kaseng [138].
khasi [20].
Kha-Lowe [138].
Kialfaßle 194.
Kiese von Ohio und Indiana [97].
Kiesel [44].
— bemalte aus der Grotte Mas d'Azil 86.
— -stücke von Nantes [132].
Kiesgrube von Tilloux 166.
Kilpungurra 167.
Kilpungurraga 167.
Kirchengrund „vor den Erlen" [121].
Kindersparbüchse, brustförmige [47].
— -sterblichkeit [68].
Kinnbildung [51].
— -knöchelchen [51].
Kis-Köszeg [114].
Kistengrab [121].
Kjökkenmöddinger von Toukh 79.
Klakar [82].
Kleidfetzen [49].
Klein-Glein [135].
Kleinschotter, agglomerierter 165.
„klet" = Keller 14, 32.
Kloker 229.
Klobuk [117].
Klopfer [119].
Klutschkau [118].
Knappenhäuser [10].
Knochen [120].
— bearbeitete [117], [142].
— fossile [119].
— gefärbte [133].
— menschliche [116].
— -artefakte 79, [142].
— -bemalung mit Ockererde 87.
— -fistel [59].
— -geräte 97.
— -meißel [119].
— -reste [23].
Knöpfe [117].
Kobba 35.
Kobéua [66].
kobila = Stute 17.
Kochkessel mit Henkel [110].
Königsgräber 88.
— -gut [13].
Körperbau der Guarany 132.
— -bemalung 132.
— -maße der Guarany 133.
Kössl 225.
Kohle [115].
Koliba 36.
Kolonialausstellung Marseille [135].
Komora 33.
Kondylen 243.
Kongo 137.
konj = Pferd 17.
Kopačina auf Lissa [117].
Kopist [118].
Koprivnik 20.
Korjaken [95].
Kortsch [116].
Koza, kozel = Ziege 17.
Krainburg [36].
Kralje 39.
Krapina 165, [21], [24], [53], [85].
Kreidemühlen [45].
Kreisschneiden [99].
Krendorf nächst Laun in Böhmen [114].
Kreuz, christliches [93].
— -kapelle am Priel [115].
„Kreuzschädel" bei Wolfsberg 248.
— -streben 189.
Krippen = „jaslice" 19.
Kroaten 13, 93.
Kröte 86, [50].
Kronstadt [130].
kučar 31, 97.

Küche = „kúhinja“ 13, 97, 192.
Küstenland 13, 92, [50], [117].
„Küssl“ 225.
Kufstein [115].
Kuhschellen, frühgeschichtliche [70].
Kultur, amerikanische [87].
— orientalische 57.
— -grubenfunde [119].
— -stufe, paläolithische 165.
Kumbainggeri 170.
kúmen, komen = Kamin 16.
Kupfergrube, Kelchalpe Tirol [9].
— — prähistorische [79].
— -münze des Septimus Severus [71].
— -zeit 82, [8], [79], [81].
Kuppelgräber, mykenische 84.
Kürnau 167.
kuṭb = Pol [49].
Kwannon, Göttin der Gnade [69].

L.

Labeates, Libui, Libici, Libarna [41].
Labincus-Labonia, Liburni [41].
Lahnbach 229.
Lambas [136].
Lambda, -naht 240, [22], [24].
Lamella 246.
Lamina vitrea 248.
Langates, Longatinus [41].
Langfibel [37].
— -schwerter [37].
Langugest [119].
Lankenami 169.
La Naulette [51], [53].
Lanze aus Eisen [142].
Lanzen aus Silex [140].
— -spitze aus Eisen [117].
Laos [138].
La Tène-Periode [10], [110], [113], [119].
— -Zeit [133].
Laube, „lopa“, „lojpa“, „loupa“ 13.
Laufknochen des Emu 171.
Laugerie-Basse 77, 86.
Lauriacum (Lorch) [11].
Lausitzer Typus [118], [119].
Lehm 3.
— -decke [36].
Lehnsteig 198.
Leichberg [113].
Leichentücher [36].
Leitlinie [99].
Lemincum, lemus, Ulme [40].
Le Moustier 165.
Lemur bruneus, — macaco L. [60].
Lemuren Planta [60].
Lepontii [40].
lepto-hypsistaphylin 240, 241.
leptoprosop 241.
leptorrhin 241, 245, 246, 247.
leptostaphylin 242, 245.
Leukaros [41].
leva, lieva 14, 21.
Levač 36.
ligán = Kesselhaken 16.
Ligurer [39], [41].
Linea nuchae superior 144, 244.
— semicircularis 241.
— temporalis 240.
Lingua geral 131.
Lingualwulst [23].
listnice, lista 21.
Little Falls, Minnesota [97].
Lobositzer Typus [118].
Löwenrelief [43], [44].
Löß 164, [23].
— -formation [97].
— -fund in der Umgebung von Wien 165.
— -hügel von Jetzelsdorf [109].
— -schichte [119].
— -station Zeiselberg 165.
Loig [11].
Loveland, Ohio [97].
luc, lucera = Kienholzleuchte 21.
Luitprand [39].
Lungauer Reiftanz [75].
— Samson [75].
Lumpenkammer 194.
Lupus spelaeus [117].
Lusorien = Wachtschiffe [13].
Lusterverzierung [116].

M.

maček = „Kater“ 17.
Macacus [60].
Mach'lkasten 194.
Madagaskar [136].
Madeleine-Zeit 165.
Mäander [94].
Mähren [119].
Magdalénien 79, 166, [133].
Magellans-Wolken (Sternbild) 173.
Magna Mater, phrygische Bergmutter [12].
Maiandacht, šmarnice 19.
Mailberg [145].
Mailpurlga 167.
Mais bei Meran [116].
Majetein [119].
Majolikakrüge [140].
Makahentypus [60].
Malakka [20].
Malayische Rasse [20].
Malerei und Zeichenkunst von Périgord [133].
Mallnitzer Tauern [114].
Mammut [23], [145].
— -zahn [122].
„Manasterine“ 239.
mandrija = Schafstall 39.
Mantes [46], [132].
Mapoon 169.
Maraura 167.
Marc Aurel [11].
Marciago = Morzg [11].
Marcialas = Marzoll [11].
Marienburg [130].
Markomannen-Gräber [118].
Marlstein 225.
Marmorarmband [118].
— -statue [12].
Marsupialien [59].
Maskentänze [66].
Matrei [116].
Maszyska bei Ojcow 5.
Maxglan [11], [114].
Mayas von Yucatan [62].
„mečka“ = Bär 17.
Meclaria, Medaria [38], [39].
Mediterran 2.
Meeresströmungen [69].
Megalithgräber 84.
Meiches, Oberhessen [49].
Meilensteine [11].
— des Claudius Cäsar [116].
— des Tiberius [116].
Melanesien [69], [100].
Membrum virile [50].
Menindie 167.
Mensch, diluvialer 11, [24], [44].
Menschenfett 172.
Menschen- und Tierbilder [42], [121].
Menschenfiguren [120].
Mentalis [56].
méntrga 19.
Mesocephalus, mesocephal 243, [20].
mesokonch 242, 244, 247.
Mesolithische Funde 72.
mesorrhin 242.
mesostaphylin 244, 246.
Messapier [39].
Messer [37].
— aus Feuerstein 72.
Messungen, anthropologische [132].
Mesvinien-Artefakte [26].

Metacarpus [121].
Metatarsalia [25].
Metatarsiophalangielregion [61].
Metallbeile 81.
— -funde [114].
— -helme, mittelalterliche [42].
— -zeit [119].
Metopica 248.
Mexiko 62.
Mexikaner [88].
Mikronesien [91].
Milchkammer [37].
Militärgarnison, longobardische [39].
Millefioriperlen [37].
Milotitz, Bez. Weißkirchen [119].
Miniaturkindersärge [50].
minoisch [134].
miozän [46].
Miskolcz 1.
Mitta-Mitta 170.
Mittelalter [140].
Mittelberg 225.
Mittelflurhaus 234.
Mitterberg bei Bischofshofen [9], [79].
„miza" = Tisch 19.
Mlava 36.
Modern [100].
modlce, modle 20.
Mönitzer Typus [119], [120].
Mötz 208.
Moi-Stämme [20].
Monaco [133].
Mondsee 66.
Mongolen [50].
Mon-Khmer-Völker [19].
Monte Pagano [42].
Montenegro 30.
Montezumas Hof [92].
Moravahaus 33.
Moränen [5].
Mosaikbilder [13].
— -boden [12], [114].
— -wände [100].
Mostar [81].
Mounds der Vereinigten Staaten [97].
Moustérien 165, [26], [133].
— Schaber [26].
Muassa 25.
Mühlbachgraben [113].
— -tal [79].
Mühlstein [113], [142], [146].
Münzen Konstantin des Großen und Trajan [12].
Muggulu 167.
Mukkungurra 167.
Mukkungurraga 167.
Mumifizierung 68.
Mumling [40].
Mundu-Sprache [20].
Murex brandaris = Felsenschnecke [141].
Murmeltier, sibirisches [24].
Murray-Fluß 167.
muš, muša = Esel, Eselin 14.
Muschelhaufen Dänemarks 167.
Muscheln [110].
Musculus auricularis [58].
— digastricus [52].
— genioglossus [53].
Museo Campano [50].
Museum Blackmore 6.
— Ferdinandeum, Innsbruck [116].
— Francisceum, Brünn [119].
— Hallstatt [9].
— Kestner, Hannover [47].
— Mustapha, Algier [136].
— nordisches 75.
— Retz [143].
— Rudolphinum [80].
— Salzburg [74], [114].
— Schärding [114].
— Steyr [113].
— Székler [122].
— Triest [80], [117].
— Villach [115].
— Wallachisch-Meseritsch [119].
— für Völkerkunde, Berlin [48], 63.
— — — Hamburg [48], [70].
— — — Leipzig 63.
— — — New-York 63.
Musterzeichnung [117].
Mutterrecht 68.
Mycetes [61].
Mykenä, mykenisch 83, [134].
Mythen und Sagen [95].

N.

Nadeln [116].
— rußgeschwärzte [55].
— silberne [38].
Nähnadeln [116].
Näpfchensteine 63.
Nagelberg bei Emetzheim [13].
Nāla bandhūka [18].
Namatanái [100].
Nameguri 169.
Namensänderung [50].
Napagedl [119].
Naben 170.
Nard [92].
Narona [42].
Nasenscheidewanddurchbohrung 170.
Nasion [22].
Native Companion = australischer Kranich 173.
Neandertal [21], [24].
Nebenhäuschen 30.
Neger, afrikanische [62].
— -kopf [55].
— -schädel [53].
Negranitz an der Elbe [119].
Nekropole, frühmittelalterliche [36].
— Velićani [81].
— von Hallstatt [134].
— der Pizzughi [117].
Neolithikum [9], 165.
Neolithische Schichte [119], [133].
— Station Klakar [82].
Neolithzeit [135].
Neu-Guinea [54].
— -Mecklenburg [48], [100].
— -Pommern [101].
Neusattel [118].
Neu-Süd-Wales [101].
Ngerikudi-Sprache 169.
Ngeumba 169.
Ngipuru 168.
Ngulupul = geheimer Versammlungsplatz 171.
Ngunuhalgu 167.
Niederösterreich [109].
Nigergebiet [137].
Nikko [69].
Nikobaren [20].
Nikolaikirche [49].
Nikolaus, heiliger [49].
niñandejáry = Gott 138.
Nord-Chinesen [20].
— -europa 57.
— -deutschland [39].
Noriker [10].
Norma basilaris 240.
— frontalis 240.
— lateralis 144, 240.
— occipitalis 144, 240.
— parietalis 240.
— verticalis 144, 243.
Notre-Dame de Roc-Amadour [49].
Novi-Pazar 36.
Nycticebus tardigradus 60.

O.

Oaxaca [94].
Obelion 241.
Obergut 225.
— -kiefer [25].

Ober-Mieming 210.
— -Österreich [113].
— -schenkelbeine [58], [59].
Oberndorfer Schiffgarde [75].
Obsidian 62.
Obturator externis, — internis [25].
Occipitalis 244, [56].
Ochos [23].
Ockererde 87.
Ofen 101.
— -gabel = burklje, burkljice 15.
— -geländer = čelešnik 20.
Of'nhel'n 192.
ognjišče = Feuerstätte 14.
Ohrgehänge aus Gold [38].
oligozän [45].
Olonec 5.
Ophir [88].
Opi tergium [40].
Orang planta [61].
Orbicularis oculi [56], [57].
Orbito-auricularis [56].
Organvotive (Placenta) [50].
Ornamentierung der Perlen [37].
Ornamentik, neolithische [98].
— von Gefäßen [115].
Ortband [37].
orthocephal 241, 242.
orthognath 241, 242, 244, 245.
orthostaphylin 243, 247.
Osi [41].
Os ilium, — ischii, — pubis [25].
— temporali [25].
— zygomaticum [25].
Osning [40].
Ossicula mentalia [51].
Ossuarium von Chammünster [58].
Ostasien [69].
Osterbrauch 16.
osteophytisch 244.
Ottnitz [120].
Oveus 170.
Ovilava = Wels [11].
Ovoides 246.

P.

Paalstäbe 81.
Pachisi [92].
Pakwikki 169.
Paläolithische Zeit 85.
palatium [13].
Palongsprache [20].
Pamarung 169.
Pampasformation [97].
Pannonien [39].
Papier aus dem Maj Sat [138].
Papionen-Typus [60].
Papua [62], [100].
— von Bongu [92].
— -köpfe 54.
Parchionische Grübchen 241.
Parietalia [22].
Pars cerebralis, — glabellaris [23].
— cerebellaris 240.
— tympanica 240.
Partes condyloideae 244.
Parthanium = Partenkirchen [40].
pascui salta [13].
Patoli [92].
Paulus diaconus [38].
Pčinja von Vranja 36.
Pemmo [39].
Pentagon 240, 241.
Pentagonoides 244.
Perchten [75].
— -masken [114].
— -schuhe [114].
Periode, neolithische [113], [145].
— römische [113].
Perlenkopfschnur [37].
— -schnittmuster [38].
— -schnur [37].
— — polychrome [117].
Permzeit [5].
Pernersdorf [113].
Perser [68].
Peru 66, [95].
Peruaner 68.
Petersburg [131].
Petroglyphen [94].
Petrosarand 244, [24].
Peutinger'sche Tafel [11], [40].
Pfaffleben 60, 225.
Pfahlbau der Roseninsel im Wurmsee 164.
Pfahlbaubewohner [39].
— -niederlassung [8].
Pfannhaber aus Holz 18.
— aus Eisen 193.
Pfeilspitzen 65, [37].
— aus Jaspis [143].
Pfeilstein 10.
Pferd [140].
— lebendes, als Opfer [69].
Pferdchen, goldene, als Weihegabe [69].
Pferde aus Bronze oder Ton von Olympia 86.
— -gebiß [37].
— -knochen [37].
— -reste [97].
— -zahn [141].
— -schwemme, römische [13].
— -trense mit eiserner Kette [140].
Pflanzen im Lehm 163.
Pflugschar aus Eisen [140].
Pfoanroma 190.
Pfriemen [119].
Phallus aus Renntiergeweih 86.
— -dienst [68].
Phönizier 89.
Phragmites oeningensis A. Br. 6.
Phratrien 167.
Physiognomie der Guarany 132.
Pignolithe, erratische [6].
Piloten [115].
Pinele 213.
Pingen (Stollen) [9].
Pinienzapfen [47].
Pinzgauer Gletscher [6].
— Perchten [75].
Pipe, kleine [115].
Pirimbir 171.
piskri = Töpfe 20.
Pisterhof [13].
Pistira = Viehweide [13].
Pithecanthropus [22], [24].
Pizzughi bei Parenzo [117].
planina = Alm [38].
Planum nuchale, — occipitale 144.
— supra-orbitale [21].
Plantae von Affen und Menschen [59].
Plattlhäng 205.
Platycephal 245.
Platyrrhinen 244, [60].
Platymerie [59].
Platyskelie [58].
Platysma [56], [57].
Pleistocän [153].
Plona = Dachboden 214.
Pocalahöhle bei Nabresina [117].
Podhorce bei Złeczów [120].
Poedicum, Poediculi [40].
Pöckstein, Schloß [115].
Pograten 19.
pojata 36.
Pola [81].
poliozän [46].
Polissoir 60.
Polsterbrett 192.
Polynesien 76.
polysynthetisch [95].
Pompeji [47].
Pongauer Gletscher [6].
— Perchten [75].
Pons-Oeni = Pfunzen am Inn [11].
Posawina 31.
Postkurseinrichtung [13].
Prämykenische Bronze- und Steinzeit 85.
Pränasalgruben 243.
praetorium [13].

Prangerstutzenschützen vom Gaisberg [74].
Předmost 79, [25].
prejeklad 17.
Presolutréen [133].
priklot = Flur 14.
Primaten [59].
Procerus nasi [56].
Processus civinini 215.
-- coracoideus [25].
— frontalis 244.
— mastoideus 246, [25].
— nasalis 246.
— occipitalis externa 240.
— pterygoideus 244.
— styloideus 240.
Prognathie 243, [24].
Pronomformen 169.
Prosimier [59].
Protuberantia mentalis [52].
— occipitalis externa 242.
prukca = Schemel 21.
Ptolemäus [41].

Q.

Quaderbau 201.
Quadratus labii inferioris, — superioris labii [56], [57].
Quartär, quaternär [23], [133].
Quarz 9.
Quarzit [97], [133].
Quarzkristalle 172.
Quarzsand [121].
Quellopfer 63, [9], [49].
Queenslandstämme 171.

R.

rabanes [136].
Rabe, „Kutk" [96].
Rätier [10], [41], [42].
Rakadstal bei Kronstadt [121].
Randbogenmuster [99].
Rangler von Saalfelden [74].
Raphia [136].
Rauchfang 14.
— -stube = dimanca 22, 24.
Ravico = Schotter 2.
Reichenhall [71], [76].
Reifning a. B. 20.
Reinberg [8].
Reliefsteine [12].
Remista [41].
Renngeweih 163, 164.
Renntierfauna [133].
Reutelo-Mesvinien [26].
Resiatal 14, 92.
Reste, menschliche, in Goldminen von Kalifornien [97].
Reste, nigritische [133].
Rettig (Daikon) [68].
Retz [143].
Revinco [40].
Rhinoceros merkii 165 [24].
— tichorrhinus 7, [23].
Riangsprache [20].
Riesenquelle von Brüx i. B. [63].
Riesenstuben 81.
Rietz 214.
Rinder aus Bronze und Ton von Olympia 86.
Ring aus Gold [38].
-- aus Kupfer [117].
Ringwall [115].
Rio Itariri 130.
— Negro, — Uaupes [66].
Rippe [25].
Risorius [56].
Röhrenbühel bei St. Johann im Ahrental [9].
Römer [26], [66].
— -straßen [11].
— -zeit [10], [41], [76].
Rößner Typus [118].
Rötel [37].
Rogoznica [117].
Rohrpfeil [92].
„Roller" = Schelle [71].
Rollschindeldach 189.
Rom [47].
Rosenthal, Kärnten 14, 92.
Rost 18.
Ruder als Weihegaben [49].
Rudine 38.
Rudnik [120].
Ruinen von Copan [93].
Rumänen 131.
Rüstungen der Hallstattzeit [135].
Ryobu-shinto [68].

S.

Saal 186.
Saalachgletscher [6].
Saalburg [71].
Sabatinca [40].
Sachalin [90].
Sachsenhardten [13].
Sägen aus Silex 76.
Säugetiere, diluviale [145].
Sagittalis 241.
Sagittalnaht [22].
Sajotal 7.
Sakei [20].
Salamander 86.
salaš 36.
Saldenhofen am Bachern (Vucenica) 20, 98.
Salis [95].
Salisbury 6.
Salix varians Goep. 6.
Salluvii, Saluntum [41].
Salomons-Insulaner [101].
Salona 139, [81].
Salzachgletscher [7].
Salzberg von Hallein 76.
Salzburg [3], [5].
Salzquellen [9].
— -straßen [11].
Salzunga [40].
Sammlungen von Ausgrabungen von Curti [50].
— Platen in Stralsund 76.
— Amtshaus Mitterberg [79].
— Mattula [147].
— Orazio Pascale in Curti [50].
— Poljakow 5.
San Canzian [80], [117].
— Zeno in Nonsberg [116].
Sandalen als Weihegaben [68].
Sandgruben von Grenelle 165.
Sandstein, sarmatischer 7, [146].
Sanntal 15.
Santa Servola [140].
Sarajevo [81].
Sarg, hölzerner [36].
Sarkophagenbestattung 139.
Sarmatische Schichten, Trachittuff 2.
Sarmatisch-orientalischer Typus [43].
Satteldach [131].
Säugetiere [53].
savardak = Hürde für Menschen 36.
savo, Savus [41]
Scarantia (Scharnitz) [40].
Schachfiguren als Weihegaben [68].
Schädel, Guarany 143.
— hinterindische [20].
— skaphocephale [22].
— von Brüx [21].
— — Cannstatt [21].
— — Lausing [98].
— — Salona 240.
— — Spy [25], [133].
— — Sullowitz [118].
— -decken [85].
— -formen, amerikanische [97].
Schärding am Inn [113].
Schaffhausen 79.
Schattau [120], [145].
Schattenteilung 168.
Schatzheben [144].
Scheibenfibeln mit Steinen [38].

Scheibenfibeln, emaillierte, aus Villach [44].
Scherben [114], [115], [119].
— markomannische [118].
Scheunen [129].
Schichtenfolge 165.
— — der Lehmgrube Petric 2.
Schiebefenster, okna na smuk 25.
Schiefergebirge 5.
Schiffsvotive [49].
Schildbuckel aus Eisen [37].
— -griff aus Eisen [37].
Schimmelreiter [75].
Schimpanse [61].
Schindeln aus Fichtenholz 38.
— „aufgezogen" [23].
Schipkakiefer [23].
Schläfenbein [25].
— -ring aus Silber [109], [120], [146].
Schlafkammer 30.
Schlagstein [110].
Schlanders [116].
Schlangen 86.
— -köpfe als Giebelverzier 217.
Schleedorf, Salzburg [114].
Schleifstein [119].
Schleier, goldfadendurchwirkt [37].
Schleudersteine 9, [142].
Schlierenzau 129.
Schlingpflanze „Guirlandina bonduc." [18].
Schlußhaken aus Bronze [37].
Schmelzofen [80].
— stätten 82.
Schmuckkreuz, lateinisches [38].
— -nadeln [116].
— -verzierungen [38].
Schnalle aus Silber [37].
— eiserne [37].
Schubfenster „Taschnfenster" 198.
Schulterblätter [25].
Schüsslstelln 192.
Schutzzaubermittel 86.
Schwalbensteine [46].
Schwartenstücke = Schindeln [131].
Schwein [140].
— -stall 129.
— -zähne (Schutzmittel) [37].
Schwerttanz der Halleiner Knappen [75].
Sedang [20].
Sedimente, jurassische [5].
See 229.
— Guatavita 63.
Seekarten [69].
Seeland, Kärnten 14, 98.
Seelenglauben 88.
Segel als Weihegaben [49].
Segesta, Segestica [41].
Seitenflur 234.
Seltsch [118].
Semang [20].
Semnopithecus [61].
Senegal [137].
Senner = planinar 38.
Sennerin = stanàrica 38.
Sennhütte 37.
Senor [20].
Septimus Severus [11].
Septum narium 244.
Serapiskopf [12].
Serben 13, 93.
Serpentin [8], [112], [113].
— -beil [112].
S-Fibeln aus Silber [38].
Shinto [68].
„Shramba" [23].
Sibirien [95].
Siebenbürgen [98], [129].
Siegel, chinesisches, „to" [94].
Signalglocke [71].
Silbergeld, altes, der Laosvölker [138].
— -kessel von Gundestrup [44].
— -münzen, norische [114].
— — venetische [140], [148].
— -schnalle [37].
Silex 10, [44], [45].
— -artefakte [117].
— retouchiert [26].
Silurzeit [5].
Silz 222.
Sinnbilddienst ägyptischer Könige [12].
Sinus frontalis 247.
Sippenleben 40.
šipornik = Schwibbogen 14.
Skaliczka [119].
Skaphocephalie [22].
Skelette [109], [113], [117], [145].
Skelettgräber [113], [118], [119], [120], [141].
— -teile [24], [141].
Skivespalter 72.
Slawen [100].
Slowaken [47].
Slowenen 92.
sobica 33.
Solda = offener Gang 214.
Soling 40.
Solutréen 86, [133].
Solutréspitze 9.
Sonista [41].
Sonnengott „Ra" 68.
— -ringe [141].
Soziologie 167.
Soziologische Organisation australischer Stämme 168.
Spät-La Tènezeit [118].
Spalato [81].
Spanien 84.
Spangenfibeln [37].
— -verzierung [43].
Spanleuchter 21.
Spannregeln 189.
Spatha [37].
Speer [37].
Speisen als Grabbeigaben 87.
Sperberkopf [38].
Spermophilus [119].
Spina angularis 241, 246.
— nasalis anterior [25].
Spiennes [26].
Spindeln 63.
Spinnwirtel [115].
Spiralen 66, [116].
Spiral-Bronzezeit 87, [100].
— -Brillenfibel aus Kupfer [118].
Spitinov [119].
Spontons [75].
Sporn aus Eisen [142].
Sprachen, amerikanische [94].
— austro-asiatische [18].
Spy 21, [23], [24], [133].
Spyroid 241.
St. Acheul 6.
— Anna am Kriechenberg 22.
— Canzian [80].
— Georgen vom Taufererta1 [115].
— Jakob 23.
— Jauž nad Dravčami 23.
— Johann ob Drautsch 26.
— Jungert 23.
— Lorenzen 20.
— Matthias-Insulaner [101].
— Petersburg [42].
— Regissenquelle [49].
— Ruprecht 35.
— Thomas [93].
— Veit [114].
— Vid [42].
— Vincenza de la Saluta, Neapel [50].
Stachelkugel [50].
Stadl 194.
staja 37.
Stammbaum [61].
Stams, Ober-Inntal 187.
stan, stanica 35.
— ein auf Schlitten gestellter Bau aus Flechtwerk 37.

Standgefäß [112].
Station, zoologische, in Triest [81].
Statuen (Votive) [68]
Staudach 226.
Steiermark 12, 92, [10].
Steigbügel, eiserner [140].
Stein als Feuerroß 17.
— heiliger, von Ober-Retzbach [143].
Steinaxt 6.
— -beil 61, [143].
— — aus Diorit [113].
— — aus Serpentin [112].
— — -fragment [121].
— -dolche 62.
— -geräte, zugeschlagene [97].
— -hämmer 75, [9], 145.
— -hammer aus Serpentin [113], [145].
— -industrie, paläolithische [44].
— -Pfeilspitzen 62.
— -Plattengräber 107, 139.
— -schleifen 62.
— -wälle der Provence [133].
— -waffen [8].
— -werkzeuge 59.
— — von Capri [133].
— -zeit [8].
— — amerikanische 61.
— — nordische 82.
— — -leute, neolithische [39].
Stepanograd [81].
Steyr [113].
Stift aus Kupfer [117].
Ştieng [20].
Stillen der Kinder [67].
Stillfried, Niederösterreich [114].
Stirnbänder [43].
Stirnbeinfragmente von Denise [21].
Strappelkogel bei St. Margarethen bei Wolfsberg [48].
Streufunde [119].
— -hütte 204.
Streupinele 214.
Strich- und Punktverzierung [45].
strop 14.
štruga 38.
Strutz [119].
Stube = „hiža", „izba" 19.
Stubentäfelung 190.
— -einrichtung 191.
— -ofen 12.
Stüble 193.
Stufe, neolithische, in der Umgebung von Monaco [133].
Süd-Californien [94].
— -slawen 12, 92.
Südtirol [50].
Suffigierung [20].
Sulci arteriosi 241.
Sulcus palatinus 243.
Sullowitz [118].
Sumer 57.
Supercilialbögen 147.
Superficies facialis 247.
Supraorbitalhöhe [21].
— — -wulst 243, [24].
Sutura coronalis-sagittalis 240.
— metopica 245.
— occipitomastoidea 143.
— palatina mediana [25].
— palato-maxillaris 244.
— parietomastoidea 143.
— naso-frontalis 144, 241, [24], [25].
— transversa 246.
— zygomatico maxillaris 242.
Svata hora, Přibram [50].
Swastika [93].
Symphyse des Unterkiefers [23], [24], [52].
Synostose der Sagittalnaht [22].
synostosiert 247.
Széklerland [129].
Szinvatal 6.
Szipenitz [121].

T.

Ta Oï, Laosstamm [138].
Tab [92].
Tabor von Tomaj [140].
Tabland 229.
Tacitus [41].
Tafelgranat [38].
— -perchten [75].
tamor 28.
Tanegute (Stamm) 169.
Tangler, Spitzreiter aus St. Koloman [75].
Tanzen 172.
Taplocza [130].
Tarantus rangifer [23].
Tarentum [41].
Tartlau [131].
Taso [38].
Taubach 165, [26], [38].
Taurisker [9].
Tay-Ki [93].
Temnica bei Tolmin 17.
Tempel von Asakusa [69].
— von Curti [50].
Tempelstätte von Olympia 86.
— römische [12].
Temporalmuskel 243.
teoqualo [93].
Tergeste = Triest [40].
Tergolape [40].
Terra Sigillata [171].
Tertiär [44].
Teurnia [11].
Thannrein 229.
Theseussagenbild [12].
Thron 19.
Tibien [23], [121].
Tiere (Opfer) [69].
— diluviale [24].
Tierfiguren [120].
— -geister [66].
— -knochen 87, [9], [12], [110], [115], [116], [122], [133], [140]
— -köpfe 17.
— -reste [24].
— -zähne 86, [140].
— -zeichnungen 86.
Tikùna [66].
Tilburg [21].
Tilloux in der Charente 166.
tintinabulum [71].
Tirol [9], [41], [42], [67], [115].
Tisch bei den Südslawen 19, 187.
Tokio [69].
Tolmein 13.
Tonfragment 66, [141].
— -gefäße, römische [121], [140].
— -pfeifchen [120].
— -scheibchen [141], [142].
— -scherben [37], [113], [121].
— — im Hausbewurf [100].
Tonschiefergebirge [5].
Tonkin [139].
Tonwirtel [142].
Topfscherben [37], [109], [115], [116], [117].
— -urnen [118].
Torfkuh und Torfschwein [9].
tor ovi = Hürden für das Vieh 36.
Tori supraorbitales [21], [24].
Torus occipitalis 242.
Törzburger Hausburgen [130].
Tostitz [113].
Totem 168.
Totenbretter [50].
— -fest, aztekisches [93].
— -gebrauch der Guarany 142.
— -kult 85.
Trachittuff 2.
Trajansmünze [12].
Traú [81].
Trebarjevo 16, 93.
trege, trugu = Markt [40].
Trense aus Bronze mit pilzartigen Endknöpfen [114].

Trenton-Paläolithisch [97].
Trepanation 64.
„Trester" = Dreischritt [75].
Treuchtlingen [13].
Triangularis [56].
Tridacna gigas 73.
trimpuz 18.
trinoga 18.
triktrak [92].
Triest [80].
trlo 36.
Trias-Reihenfolge [5].
triradii = t [60].
Trockenmauern [115].
Trog, steinerner = korito 26.
Trommelformen [37].
Truhenformen [99].
Tschentschitz [118].
Tschuktschen [95].
tubera malaria 243.
— parietalis 242.
tuberculum mentale [52].
— posticum 245.
— posterior 244.
Tuchorschitz [118].
Tür 26.
Tungusen [95].
Tunis [136].
Tupfornament [117].
Turkotartaren 57.
Tymec bei Krakau [120].
Type chelléen [133].
Typenkarte, prähistorische [17].
Typus, dolichocephaler 153.

U.

Übergangszeit [118].
Uhr, astronomische [12].
Ultradolichocephal [23].
Unalaska, Island 78.
Ungarn [121].
Untergrundberg [113].
Unterkiefer von Krapina [24], [51], [53].
— von Ochos [23].
Untermieming 201.
— -rein 229.
— -Retzbach [110], [143].
— -rieden 229.
Untersuchungen der Wehrpflichtigen [85].
Uraltaier [95].
Urne [12], [70], [117], [119], [121].
— mit Ornament (aufgemalt) [49].
Urnenfelder [120].
— -friedhof [70], [115].
Urreiting [9].
Ursus spelaeus [117].

V.

vada = Sabatia [41].
vajat 31.
Valvasorhütte am Stol 34.
Vasojevići 17.
Vecel bei Erösd [70].
Veji [48].
velt, velf 14.
Venedig [18].
Veneter [39].
Venetianer Zeit [140].
Verbrennung 64.
Versetzungsornamentik [98].
Verzierungen, kreisförmige [112].
Veža 13, 97.
Vezeronce [42].
Vicus Romaniscus (Wals) [11].
Viehhüter = saltuarii [13].
— -schellen, frühgeschichtliche [70].
Viktoria 170.
vile = Heugabel 15.
Vindelicien [10].
Virunum [11].
Visegrad 36.
Visko [120].
Vjetrenica-Höhle bei Zavala [81].
Vlasi = Wallachen 38.
Vocarium (Pfarre Werfen) [11].
Vogelköpfe [38].
— -opfer [69].
— -zeichen 173.
Vojnic bei Bardan [118].
Völkerkunde in der bildenden Kunst [69].
— -wanderungszeit [38].
Volkskunde in Salzburg [13].
Vorderindien [20].
Vorhaus 13.
Vorstecker, geschnitzte, aus Knochen [119].
Votive [48].
— antike [50].
— evangelische 49.
Votivbilder aus Alm im Pinzgau [114].
— -kapelle [143].
— -kröte, eiserne [115].
— -steine (Herkules) [12].
— — (Jupiter) [11].
— -wickelkind [50].
Vuzenica 21.

W.

Wa-Sprache [20].
Wadenschmuckbehang aus vergoldetem Silber [38].
Waffen [122].
— sichelförmige [140].
Wailwan 169.
Waldbett von Cromer 166.
Wallburg Vojkovići [82].
Wälle [13].
— und Ansiedlungen des Mules, Monte Bastide [135].
Wallfahrtskirche [49], [144].
Wallgau 230.
Wallsteine [46].
Wals [11].
Walze = valek 15.
Warzen an Tongefäßen, an Glas [116], [140].
Waschkessel 194.
Webekunst 63, 67.
Weihefiguren, eiserne [53].
— -gaben [48], [68].
— — in Brustform [47].
— -kerzen [47].
Weihrauch [94].
Weißkrainer 14, 92.
Weitling 111.
Welchau [118].
Wellenbänder [38].
— — -verzierung [122], [142].
Wendenhardten [13].
Wentworth 107.
Werkzeuge, eiserne [115].
Wester-Wanna [70].
Wettgesang auf der Alm = zenške gusle 40.
Wetzstein [118], [142].
Wickelkind (Votive) [50].
Widderkopf [38].
Wieseht, Mittelfranken [49].
Wilcannia 167.
Wildschweinzähne zur Haarverzierung [138].
Wimpassing [13].
Winbar 167.
Windfang 188, 212.
— -laden 189.
Wirbelform [38].
— -säule [21].
Wirraidyuri 169.
Wocheiner Tal 12.
Wohngruben [146].
— -grube „Medlanko" [119].
— -häuser, einzellige 21.
— -stätten [116].
Wolf 86, [24].
Wolfsberg 114.
— -grube 223.
Wongaibon 169.
Wosingen [70].
Würfelspiel [92].

Y.

Yamada-Ise [69].
Yapurá [66].

Z.

Zabrdowitz bei Mähr.-Kromau [119].
Zadruga = Hauskommunion 30, 95.
Zagorje 33.
Zähne [24], [49], [117].
— vom Elephas 166.
— -Ausschlagen, Australien 170.
Zahnbildung der Guarany 144.
— — der Menschen aus dem Doppelgrabe der Grotte des Enfants [133].
— -bogen [23], [28].
— -lamellen [23].
Zajec = Hase 17.
Zauberer in Zauberschmuck 171.
Zara [81].
Ždic [21].
Zeichnungen aus den französischen Höhlen [133], [134].
Zein 229.
Zeit, neolithische [8], [115].
— römische [115].
Zell am Wallersee [38].
Zellerndorf [145].
Zellia [38].
Zementfabrik Guerville bei Nantes [132].
Zentralalpen [5].
— -museum, vorgeschichtliches, in Teplitz [119].
Zernest 129.
Žeslovnik 17.
Žeževica donja [118].
Zglavje 17.
Zglavnik = Kopfkissen 17.
Zgrade 31.
Zid = Mauer 14.
Ziegelei Petrič, Ober-Laibach 163.
Zierbuckel [112].
— -platte [116].
— -scheiben 117.
— -schließe [117].
Zinzaren 38.
Zitny 5.
Zmediberg [110].
Znaim [145].
Zonenbecher [119].
Zsögöd fürdö [130].
Zweikanter oder Gradbeil 73.
Zwirch 225.
Zygomaticus [56].

W. Hamburger, Wien VI. — 07 509